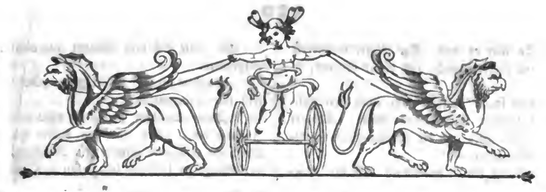

WIDENER LIBRARY
HX CRWA 2


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV.ANG. SIGILLUM
CHRISTO ET ECCLESIAE




Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 193. — den 3. October 1842.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wiener Tabletten.

(Beschluß.)

III.

Ein künstlerisches Kleeblatt.

Allmälig füllte sich der Saal. An dem uns zunächststehenden Tische hatten sich drei Herren niedergelassen, die alsbald die ganze Aufmerksamkeit meiner Begleiterin erregten. Sie saß ihnen zugewandt, und es war ihrem eben so scharfen als schönen Blicke ein Leichtes, dieselben ohne die geringste Indiscretion zu beobachten, ihre interessante Persönlichkeit wie das eigenthümlich pikante Gespräch, das sich hier mehr fortzusetzen als zu entspinnen schien, zu betrachten und zu verfolgen. Ich entfernte mich auf einen Augenblick, den ich dazu benutzte, mir im Vorzimmer Namen und Stand dieser drei Herren sagen zu lassen. Wieder am Tische, raunte ich nach einer Weile meiner Dame ins Ohr: „Der Brünette ist ein Maler, ein berühmter Portraiter von hier; die zwei Andern sind Dichter, gleichfalls Wiener. Dieser ihr sehr erwünschten Auskunft fügte ich die Namen bei, die ihr natürlich so wenig als mir unbekannt waren. Der ältere Dichter, ein Mann hoch in den Vierzigen, von mittlerer Größe und etwas gesenkter Haltung, war hager, leidenden Aussehens, obwohl von kräftig markirten Zügen und schönen großen blauen Augen, voll tiefsinnigen Ausdrucks. Scharf contrastirte gegen ihn der jüngere Autor. Wie Ersterer dunkelblond, die hohe Stirn aber schon tief hinein kahl, schien er der Humor selbst. Etwa zehn Jahre jünger, war er um ein ganzes Menschenalter heiterer, gesunder, frischer; überaus lebhaft, sprach er rasch und ziemlich laut, lachte oft und stark. Der Maler endlich war nicht nur der Schönste und Männlichste unter ihnen, sein Wesen war auch das frappanteste. Es sprühte Funken, trotz einiger und vierzig Winter, die über sein schönes, von schwarzen Locken in wilder Freiheit umflattertes Haupt dahin gebraust sein mochten und darauf bereits ein wenig Schnee zurückgelassen hatten. Seine dunklen unsteten Augen flammten; die noch sehr frischen vollen Lippen, genußsüchtig schwellend, wie das Kinn, von dichtem schwarzem Barte beschattet, waren in ununterbrochener Bewegung. Er sprach, wie die Andern, derb wienerisch, laut, viel; also ganz gegen den herrschenden Ton und zu nicht geringem Aergerniß der übrigen Gesellschaft. Er überbot sich selbst an köstlichen Ein- und Ausfällen, sarkastischen Wortspielen. Seine Pointen waren keine Bienenstacheln, sondern Kosakenpiken, seine Anspielungen Streiche der neungeschwänzten Katze oder Knutenhiebe. Die Winke seiner Freunde, unsere Nähe, die Gesellschaft genirten ihn nicht im Geringsten; er ließ seine unbändige lose Zunge in fast diabolischer Lustigkeit dahinschießen über Alles, was ihm in den Sinn kam, wobei er Champagner aus einem großen Wasserglase trank.

„Ungewöhnlich, wie Alles an diesem Manne," sagte die Baronin zu mir, „ist auch die Wirkung des Weines auf seinen Geist; denn, sehen Sie nur, statt lebhafter zu werden und redseliger wie andere Menschen, wird er stil-

ler, ernster." So war es auch. Der Maler veränderte sich zusehends und stierte endlich, fast düster brütend, in sein Glas.

„Es sind nun schon," nahm nach einer beträchtlichen Pause der jüngere Dichter das Wort, „mehrere Jahre, daß Sie kein Bild auf die Kunstausstellung gegeben; werden Sie heuer —?"

„So wahnsinnig sein," unterbrach ihn der Portraiter auffahrend, „unter die verzerrten Gesichter, verstümmelten Arme und Beine und die aus Leder und Steifleinwand gespreizten Gewänder, die man Portraits nennt, mich selbst in effigie aufhängen? Non, mon chère, ich verspüre noch keine Lust in mir zu diesem Selbstmorde."

„Aber warum," sagte der ältere, „reisen Sie nicht, besuchen Sie Paris und London nicht?"

„Erstens," versetzte der Künstler, „weil ich weder französisch noch englisch plaudern und mystificiren, sondern nur deutsch fluchen kann; zweitens, weil ich mich hier so gut in Gift und Galle über den einreißenden Kunstschlendrian verzehren darf, wie anderswo; und drittens, weil die Fremden zu mir nach Wien kommen, die nämlich ihr Gesicht nicht geschunden oder verkleistert haben wollen. Uebrigens habe ich viertens ein Weib und die Gicht."

„Ja," fiel der Jüngere ein, „die schönste Frau von Wien."

„Und das schönste Hauskreuz dazu," grinste der Maler.

Beide lachten; er aber fuhr ganz ernsthaft fort: „Ihr habt gut lachen, Ihr Junggesellen Ihr! Eßt heute hier, morgen da, wo es gut ist; während ich mich mit meiner Köchin herumraufen muß, wenn ich eine honnette Sauce oder meinen Fasan nicht selbst dünsten will, denn meine Frau versteht von der Kochkunst genau so viel als ich vom Multipliciren. Ich habe mir schon eine ganze Bibliothek von Kochbüchern angelegt und wenigstens ein Dutzend Einbände bereits an den Dickköpfen meiner Köchinnen, die bei mir alle vierzehn Tage wechseln, zu Schanden geschlagen, und esse noch immer so schlecht für mein theures Geld wie am ersten Tage nach meiner Hochzeit, so daß ich rettunglos zu Grunde ginge, restaurirte ich mich nicht manchmal, wie heute, außerm Hause. Und das nennen die Leute häusliches Glück!"

Herzliches Lachen unterbrach ihn abermals. Dann sagte er weiter: „Apropos der Kunstausstellung, warum geben denn Sie kein neues dramatisches Bild auf die Exposition der Bühne?"

Er hatte sich dem Aeltern zugewendet und dieser entgegnete:

„Saubere Frage! Wer verlangt nach mir? Man will nur Genrepoesie."

„Thun Sie dem Publicum nicht unrecht," fiel der Jüngere ein. „Sie sind von diesem geachtet, geliebt. Die Liebe will aber immer neue Nahrung, und wer mit der Menge in hübscher Ehe leben will, muß dafür sorgen, sie unausgesetzt physisch und moralisch zu befriedigen. Kämen sie in jeder Saison mit einer neuen Tragödie, wie ich mit einer neuen Komödie, so wären Sie nicht disgustirt. Ich meinerseits lasse die Kritik nicht zu Athem kommen und stehe sogleich wieder mit einem neuen Stücke da, wenn diese langweilige Kaffeeschwester noch ihre abgedroschenen Phrasen über das letzte den gähnenden Zuhörern vornäselt. Nur der Lebende hat recht, l'absent a toujours tort; das Publicum kümmert sich den Henker um das gelehrte Salbadern der Journalistik, ist dankbar für den Reiz des Augenblicks wie für die kecke Hingebung an sein eigenes Urtheil. Sehen Sie, so oft mich auch Saphir schon gepackt und heruntergerissen hat, bin ich nicht ein ganzer Kerl? Und Sie lassen sich verstimmt an, dessen dichterische Verstöße gegen das Theatralische noch immer mehr werth sind als der ganze bühnenrechte Raupach?"

„Bravo!" rief der Maler, „nur zugedonnert auf ihn, bis sich seine Phantasie einmal wieder abhäutet, diese dramatische Königsschlange."

Der ältere Dichter lächelte seltsam, stieß mit Beiden an und sagte: „Laßt mich nur so lange noch in dieser Haut, bis die Leute die modernen Ifflandiaden und Tendenzstücke satt haben."

Sie tranken und der Lustspieldichter setzte hinzu:

„Diese Herren glauben, sie hätten was Neues erfunden, diese schiefgewickelten Aesopianer mit ihrem: Haec fabula docet! Als ob nicht jedes tüchtige Drama von jeher eine große, wenigstens interessante Tendenz involvirt hätte!" —

Ich konnte nicht länger an mich halten, wendete mich diesem Herren zu und sagte: „Verzeihen Sie, daß ich mir eine Bemerkung erlaube."

„Immer zu!" rief der Maler, „denn wir sprachen so laut, daß Jeder ein Recht hat, darein zu sprechen; also?"

„Allerdings," sagte ich weiter, „legte jeder bedeutende Dichter seinem Drama irgend eine Idee, eine Tendenz unter; schon die Griechen thaten dies, später geschah es auch: unterscheiden Sie aber gefälligst zwischen allgemei-

nen Lebensfragen und besonderen Zeitfragen. Die dramatische Poesie der Gegenwart, des jungen Deutschlands namentlich, hat sich die Aufgabe gestellt, von der Bühne herab die wichtigsten Zeitfragen zu erörtern; nicht das Historische an sich ist ihr Zweck, sondern die Kritik der Geschichte."

„Dann haben wir die Aussicht," bemerkte der Tragöde, „die Bühne in eine Ständekammer verwandelt zu sehen —"

„Und den Souffleurkasten in ein Rostrum," fiel sein College leicht lachend ein.

„Warum nicht, meine Herren?" nahm ich wieder das Wort: „ich kenne keinen edleren Zweck der Poesie, als für die Rechte der Menschheit auf dem Wege des Schönen mitzuwirken."

„Hören Sie," rückte jetzt der Maler heraus, die Kunst muß immer frei sein! Ein politisch Lied, ein schlechtes Lied! Wär' es, wie Sie sagen, so ständen alle Künste tief unter der Poesie, denn sie blieben ausgeschlossen von diesem heiligen Kampfe um das Grab des erlösenden Gedankens."

„Die bildenden Künste," sagte ich, „haben eine friedlichere Aufgabe, sie verschönen das Leben; die Poesie ist verpflichtet, dem Gesammtwirken aller Künste freien Spielraum zu verschaffen, für sie alle einzustehen, ihr Vorkämpfer zu sein; in der Stube des Lebens über allen Bildern und Büsten als funkelnde Waffe zu hängen, ein glänzendes Symbol für Schutz und Trutz."

„Da!" sagte der Maler und reichte mir seine Rechte, die ich herzlich schüttelte.

Der jüngere Dichter summte eine Weise im Dreivierteltakte vor sich hin und spielte mit dem Glase; der ältere aber neigte sich etwas vor und sprach: „Das ist Alles ganz gut. Der Dichter ist ein Lehrer der Menschheit; nur verfahre er nicht zu didaktisch, docire, experimentire nicht, würdige den Menschen nicht zum Rechenexempel herab, denn dies wäre ein negatives Wirken, und alle Kunst ist positiv. Der höhere Witz führt immer zum Ideale, der echte Dichter zieht immer die Parallele zwischen Realität und Speculation, er spricht sich sogar in Ahnung aus, denn er ist ein Seher; wer aber mit dem Scalpell der Skepsis, mit dem haarscharfen Instrumente der Analyse unaufhörlich im Bestehenden herumsucht, ist ein Kritiker und kein Poet. Der Sänger setze sich mit seinem Saitenspiele auf eine Anhöhe, wohin die Pfeile der sich bekämpfenden Parteien nicht reichen und wolle nicht mit dem gebrechlichen Dinge selbst darein schlagen; genug, wenn sein Lied zum Kampfe anfeuert, er selbst nehme nicht Partei."

„Jetzt hat der wieder recht," lachte der Maler heraus, „der Teufel werde klug aus diesem pro und contra!"

Das Gespräch gerieth allmälig ins Stocken; auch erhob sich die Baronin bald, und ich verließ mit ihr den Saal.

Urania auf 1843.

Der fünfte Jahrgang der neuen Folge bringt uns zu der Reihe von Zeitgenossenportraits das Bild Giacomo Meyerbeer's. Man nennt es ähnlich; das mag sein Verdienst sein. Des äußeren Schmuckes hat sich die Urania wie hier so in ihrem ganzen Erscheinen so ziemlich begeben; sie will nobel und solid sein an innerem, d. h. hier an literarischem Gehalt und gibt ihr Bestreben, in jedem Jahrgang einen Verein auserlesener productiver Kräfte vorzuführen, wohl nur ungern, nur im Drang der Noth auf. — Wir finden zunächst eine Novelle von Rellstab, „das diamantene Kreuz." Der Verf. von 1812 gilt für einen gesuchten, einen beliebten Novellisten. Der instinctartige Beifall der großen Menge geht nie ganz fehl, irrt sich höchstens in den Motiven; die Kritik soll diese finden und erläutern. Ludwig Rellstab's novellistische Tugenden sind nicht in seiner Charakterisirung zu suchen. Seine Gestaltenproduction ist unbedeutend; seine Heldinnen sind ganz hergebrachte Gemische von weiblicher Schwärmerei und Schwäche, Dutzendnaturen ihres Geschlechts, wie Bianca in vorliegender Erzählung, in jedem Augenblick zu Allem fähig, sehr bequeme Möglichkeiten, den Stoff in seinem Ausgang so oder so zu arrangiren. Rellstab's Jünglinge sind vom gewöhnlichen Schlage; er gefällt sich in einer warmen und saftigen Ausmalung ihrer Leidenschaften; er braucht diese Färbung für Abenteuer, denn auf Abenteuer, die ein romantisch südlicher Boden ausbrütet, legt er es hauptsächlich an. Seine Väter, seine Mütter sind eben so wenig außergewöhnliche Geschöpfe, seine Greise sind gerade wie allgemeine Greise sind; Dienerschaft, Räuber, Soldaten, Alles hergebrachte Tinten, auf jeder romantischen Palette fertig gemischt; höchstens läuft hier und da eine humoristisch-barocke Nebenfigur, wie vorliegend der alte Arzt Onufrio, als eigenthümliches Etwas dazwischen. Ein Autor, der kein Schöpfer neuer Gestalten ist, kann füglich auch keine neuen Situationen erfinden. Und doch liegt in den Situationen Rellstab's Force. Er erfindet nichts Neues, aber er weiß einen Haufen alter Verhältnisse neu zu ordnen, frisch aufzuputzen und mit Energie und auf überraschende Weise darin zu hantiren. Solger's Ausspruch über Müllner: „Altes Leder, aber neu gewichst!" ist zu hart, um bei so harmlosem Thun eines unterhaltenden Erzählers in Erinnerung zu kommen. In Müllner war Geschmacksverderbniß, erheucheltes Scheinleben. In Rellstab's zusammengestachelter Romantik, auf moralische Spannung, sanfte Folter und strahlende Ueberraschung gestellt, ist zwar viel Declamation, aber keine Lüge. Wenn er seine Leser, die er für frostig hält, durch die Friction der Spannung erst warm gerieben hat,

so kommt er zur Natur in den allzu eifrig raffinirten Verhältnissen seiner Personen; er hat dann eine Beredsamkeit, die hinreißt, und sie ist gesunder Art, weil sie mit vieler Wärme die moralischen Beziehungen der Figuren zur ungesuchten Rührung benutzt. Es wird immer ein gewisses ethisches Wohlbehagen sein, das in Rellstab's Darstellungen nach Abzug gemeiner Coups und aufgeputzter Staffage äußerlicher Romantik noch übrig bleibt. — Die vorliegende Geschichte ist, besieht man das Skelett ihres Wesens, schon oft dagewesen. Ein italienischer Herzog hat als junger Mensch in Spanien ein Abenteuer gehabt. Er war der Retter eines Mädchens, das gegen ihren Willen den Schleier nehmen sollte, lebte heimlich in glücklicher Ehe mit ihr, bis sie, den zweiten Sohn unter dem Herzen, von Corsaren geraubt wurde. Der erste Sohn ist unter fremdem Namen am Hofe des Herzogs erzogen. Der Herzog hat unvorhergesehen den Thron geerbt, hat sich standesgemäß vermählt, da aber der rechtmäßige Sprößling stirbt, erstrebt er die Anerkennung des geheimen Sohnes. Von einem zweiten Sohne weiß er so wenig, als vom letzten Schicksale seiner ersten Gattin. Jener trägt das diamantne Kreuz auf der Brust, das der Herzog ihr gab; aber ein zweiter Sohn, in der Gefangenschaft geboren, tritt alsbald unter dem Namen eines spanischen Grafen und als Nebenbuhler Ludovico's auf. Auch dieser trägt ein diamantnes Kreuz; die Mutter hatte das erste verdoppeln lassen, und so wird es, nachdem die feindlichen Brüder unerkannt aus Eifersucht zu Bianca in Haß und Rachsucht sich erschöpft, ein Wahrzeichen ihrer Abkunft. Die Scenen, wo Beide nach Bianca's Besitz trachten und sich blutig verfolgen, sind sehr rasch, feurig und lebendig, da man Entdeckung eben so hofft als fürchtet. Bianca schwankt zwischen Beiden; der Leser ist gespannt. Der alte Herzog, der die Anerkennung des einen Sohnes beim Papste betreibt, ist überrascht von der Existenz des zweiten; der Leser nicht minder. Die Brüder lebten so hin im Dunkel über ihre Abkunft und sind überrascht, Fürstensöhne zu sein; der Leser nicht minder. Sie wollen sich versöhnen, aber der Haß entflammt sie noch einmal, und Bianca, die zwischen ihre Schwerter stürzt, wird das Opfer. Wie das enden könne, hielt den Leser in Spannung; gut konnte es nicht ablaufen, denn der Autor ließ, wo es nur ging, etwas von dunklem Schicksal ahnungsvoll fallen; aber Ueberraschung ist nun auch der letzte Eindruck, die Nebenbuhler, die als Brüder sich die Hand reichen, stehen vor einer Leiche; der Herzog hat zwei Söhne statt eines, aber keiner von beiden hat die Braut. — Ridicul in dieser Häufung von Zufälligkeiten ist eigentlich nur die Introduction. Ein alter Graf hat einen Neffen, seinen Pflegesohn. Sein Freund, der Herzog gibt ihm Papiere. Der mysteriöse Neffe ist kein Neffe; die Papiere mit der Jugendgeschichte des Herzogs enthüllen ihn als dessen Sohn. Der Graf entfaltet Nachts die geheimnißvollen Blätter des Fürsten. Dieser ist als Jüngling in Spanien, auf der Flucht, unter fremdem Namen. Man warnt ihn vor einem seiner Diener; seine Beziehungen zur Thronfolge sind geheimnißvoll. Er wandert Nachts umher. Plötzlich im Walde — eine Fackel, ein Diener, ein Alter mit zwei Damen. Abermals Mysterium. Er folgt; sieht sie in der Messe wieder. Am Altar werden junge Mädchen eingekleidet, die eine sinkt in Ohnmacht; — wieder Geheimniß, wieder eine gelinde Daumschraube der Spannung! Aber plötzlich — siehe! und so geht es fort in einer Art von Hetzjagd nach Effect. In dieser Pfefferwürze, welche die Neugier bis zum prickelnden Kitzel steigert, liegt die ganze Force dieser Romantik. Wer wollte stoffliche Fülle tadeln, wo sie aus üppiger Phantasie wie ein Springquell hervorrauscht! Sie ist nur bedenklich, wenn der Verstandescalcül sie raffinirt; lächerlich und geschmacklos wird sie, wenn das Gericht, wie in der Introduction der Rellstab'schen Novelle, überwürzt, versalzen und verpfeffert ist. Ich weiß wohl, daß auch andere Romantiker, deren stoffliche Kraftfülle durchaus gesunde Kost ist, sich zuweilen gemeine Coulissencoups erlauben, z. B. Spindler. Aber Spindler schafft wirklich aus übervoller Phantasie, aus üppiger Naturkraft, und seine Stofflichkeit nährt sich aus der frischen Natürlichkeit der Elemente des Volkslebens; dies hält und trägt ihn bei aller Rohheit seiner Pinselführung. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Cölner Dichtergruß.]

Die Rheinische Zeitung bewillkommnete am 4. Sept. den preußischen König mit einem Gedichte, dem wir einige Verse entheben. Wie man uns sagt, ist Prutz der Verfasser desselben.

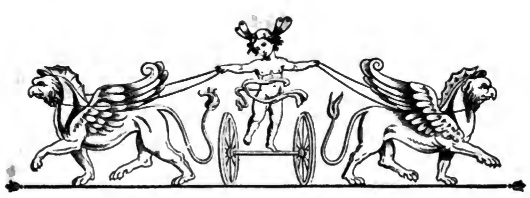
Die Freude jauchzt aus tausend muntern Kehlen,
Und donnernd trägt der Wiederhall sie fort;
Doch darf zum Guten nicht das beste fehlen:
Das ist, o Herr, ein freies Wort.

Nicht Dome blos, nicht Burgen und Paläste,
Bau' fort, o Herr! — an einem andern Haus,
Bau' fort, bau' fort an einer andern Weste:
Den Dom der Freiheit, bau' ihn aus!

[Der letzte König.]

Von O. S. Seemann erschien (Leipzig, Brockhaus) unter diesem Titel ein „politisches Drama" in fünf Acten. Der Titel reizte nicht wenig. Wie der letzte Ritter ein elegisches Gedicht, müßte der letzte König der Held hochtragischer Conflicte sein. Mit dieser Erwartung begannen wir die Lectüre. Aber wir fanden eine Abhandlung, mit vertheilten Rollen vorgetragen. Eine Figur macht den constitutionellen, schwankenden König, sein Halbbruder, Repräsentant des absoluten Monarchismus, verdrängt ihn, Verschworene ergehen sich schemenhaft in den Stichwörtern der Tagesdebatte. Ist das Gedicht wie ein Rechenexempel mit Zahlen angelegt, so ist sein Ausgang noch dazu ohne Facit, der Gedankengang des Autors ein Ding der zufälligen Laune. Ein ähnliches Product, das gleich diesem ein Puppenspiel mit Räsonnement, ist mir bisher noch nicht vorgekommen unter so vielen Vorkommenheiten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 194. — den 4. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Befehlerles.

Eine schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

Am ersten Maimorgen prangte an des Wagner Michel's Haus ein stattlicher Maibaum, es war eine schöne schlanke Tanne, welcher man die Aeste abgehauen und nur die Krone gelassen hatte: weit über alle Häuser hinaus ragte sie, und stände der Kirchthurm nicht auf dem Berge, die Tanne hätte darüber hinausgeschaut. Sonst war kein Maibaum im ganzen Dorfe, und alle Mädchen beneideten das Aivle (Eva), des Wagner Michels älteste Tochter, weil es allein einen Maien hatte.

Die Kinder kamen das Dorf herauf, in ihrer Mitte bewegte sich eine grüne Hütte, eine zuckerhutförmige, aus Reifen gebundene und mit Laub bedeckte Hütte war über einen Knaben gestülpt, der sich nun so von Hausthür zu Hausthür bewegte und eine Weile dort Halt machte; neben ihm gingen zwei andere Knaben, einen Korb mit Spreu und Eiern an den Henkeln tragend, ein großer Schwarm von Knaben ging hintendrein, sie sangen vor jedem Hause:

Ho! ho! ho!
Der Malemann ischt do,
Geant auns schnell d'Eier 'raus,
Sust kommt der Marder ins Heanerhaus,
Geant auns Eier, wia mer's wella,
Sust streue mer Spreuer auf dia Schwelle,
Ho! ho! ho! u. s. w.

Wo sie nun keine Eier erhielten, vollführten sie ihre Drohung und streuten mit Jubel und Lachen eine Handvoll Spreu auf die Schwelle; fast überall aber wurde ihnen willfahrt und sie gingen von Haus zu Haus, nur an des Schloßbauern Haus gingen sie ohne anzuhalten vorbei. Die Aufmerksamkeit des Dorfes war aber diesmal nicht auf den Maienmann gerichtet, denn Alles stand vor des Wagner Michel's Haus und betrachtete den Maibaum; zur Herbeischaffung eines solchen mußten wenigstens sechs Mann und zwei Pferde geholfen haben; es war fast wunderbar, wie das so „hehlings" geschehen konnte, denn das Maisetzen war streng verboten und wurde als großer Waldfrevel mit drei Monaten Ludwigsburg, d. h. Arbeitshaus bestraft. Darum hatte es keiner der jungen Bursche gewagt, nach alter Sitte seinem Schatz diesen gewaltigen Strauß vors Haus zu stecken; nur des Wendel's Mathes, der „zu dem Aivle geht", hatte dies trotz des Verbotes ausgeführt; man konnte nicht herausbringen, wer ihm dabei geholfen hatte, man sagte, daß ihm Bursche aus dem eine Viertelstunde entfernten Dettensee, das zum „sigmaringer Ländle" gehört, beigestanden hätten.

Viele Bauern, die mit Egge und Pflug ins Feld gehen wollten, Andere mit der Hacke auf der Schulter machten Halt und betrachteten eine Zeit lang den Maibaum; auch des Wendel's Mathes war unter den Versammelten, und er lachte immer in sich hinein und winkte dem Aivle, das vergnügt zum Fenster heraussah, mit den Augen zu, diese Augen sagten gar viel. Auf die oft schelmisch wiederholte Frage, wer wohl den

Maibaum gesetzt, antwortete das Aivle stets nur mit einem schelmischen Achselzucken.

Eben waren die Maikinder am Hause des Wagner Michel's angelangt und begannen ihren Spruch, als der Dorfschütz mit dem Bannert * herzutrat und laut rief: „Sind still, Ihr Krotten!" Die Kinder schwiegen plötzlich; darauf ging der Gestrenge gerade auf den Mathes zu, faßte ihn am Arme und sagte: „Komm mit zum Schultes!"

Der Mathes schleuderte die breite Hand der Polizei von sich weg und sagte: „Warum?" — „Das wirst Du schon erfahren; jetzt komm mit, oder es geht Dir schlecht." — Der Mathes schaute sich rechts und links um, als wisse er nicht, was er thun solle, oder als müsse ihm von irgend einer Seite her Hülfe und Rath werden. Da bewegte sich plötzlich die Maihütte gerade auf den Schütz zu und stieß ihm ins Gesicht; der Bub verließ sich wohl darauf, daß er als Mai eine geheiligte Person und unverletzlich sei; der Schütz aber kannte keine andere unverletzliche Person als sich selber und zerfetzte mit Einem Risse dem Knaben sein ganzes Laubhaus: der Christle, der jüngste Bruder des Mathes, sprang daraus hervor und der Maimann hatte nun ein Ende. —

Unterdessen war das Aivle vom Hause herabgekommen, es erfaßte den Mathes beim Arme, als wollte es ihn retten, dieser aber rückte auch seine Hand eben so barsch von sich ab, und der Dorfschütz sagte zum Aivle: „Du wirst noch warten können, bis man Dich holt." — „Ich geh' schon mit," sagte Mathes, dem Aivle einen vielsagenden Blick zuwerfend, dieses aber sah nichts mehr, denn die hellen Thränen standen ihm im Auge, und die Schürze vor das Gesicht haltend, ging es schnell zurück ins Haus.

Die Bauern gingen nun aufs Feld, der Mathes mit den beiden Schützen hinein in das Dorf, die Kinder mit Halloh hinterdrein. Als der Schütz den Nachruf nicht mehr hören konnte, riefen einige verwegene Knaben: „Soges! Soges!" Dies war der Schimpfname des Schützen und brachte ihn jedesmal gewaltig auf: er hatte nämlich noch in den letzten Jahren der österreichischen Herrschaft sein jetziges Amt versehen, in seiner Dienstbeflissenheit glaubte er auch, den österreichischen Dialekt sprechen zu müssen, und er sagte einmal: „i sog es"; seitdem schimpfte man ihn den „Soges."

* Bannwart, Waldschütz.

Hinter der geheimnißvollen braunen Hausthür des Schultheißen verschwand Soges, Mathes und Bannert. Der Schultheiß schalt den Angeklagten wegen seines Verbrechens sogleich tüchtig aus. Mathes stand ruhig da, er spielte nur leise mit einem Fuße nach einer Melodie, die er innerlich sang, endlich sagte er: „Sind Ihr bald fertig, Herr Schultheiß? Das geht mich Alles nichts an; ich habe keinen Maien gesetzt; jetzt machet nur weiter, ich kann schon noch eine Weil' zuhören." Der Schultheiß fuhr auf, er wollte gerade auf Mathes los, aber der Soges sagte ihm etwas ganz leise und seine geballte Faust senkte sich, er befahl nur dem Soges, den Verbrecher wegen groben Leugnens 24 Stunden einzusperren.

„Ich bin ein Kind aus dem Ort, man weiß, wo ich zu finden bin, ich verlaufe wegen so einem Bettel nicht; man kann mich nicht einstecken," sagte Mathes mit Recht.

„Man kann nicht?" rief der Schultheiß zornglühend, „das wollen wir doch sehen, Du —"

„Oha! es ist genug geschimpft, ich geh' schon," sagte Mathes, „aber mit einem Bürgerssohne sollte man nicht so verfahren. Wenn mein Vetter, der Buchmaier, daheim wäre, dürft' das nicht geschehen."

Noch auf dem Wege zum Gefängnisse begegnete Mathes dem Aivle; aber er versuchte es nicht einmal mit ihm zu sprechen; Aivle konnte sich das nicht erklären, es schaute Mathes lange nach, und von der Schande und dem Kummer niedergedrückt, ging es gesenkten Blickes in des Schultheißen Haus. Die Frau Schultheißin war die Firmgode Aivle's; dieses wollte nun nicht eher vom Platze gehen, bis der Mathes frei wäre: aber diesmal half die so einflußreiche Verwendung nichts, der Schultheiß hatte mit Nächstem das Ruggericht zu erwarten, und er wollte sich durch unnachsichtige Strenge beim Oberamtmann beliebt machen.

Im Verein mit dem Soges, seinem getreuen und weisen Minister, setzte der Schultheiß einen Bericht auf, und am andern Morgen in aller Frühe ward Mathes nach Horb transportirt. Es war gut, daß der Weg nach der andern Seite des Dorfes zuging und das Aivle den Mathes nicht sah; denn es war ein erbärmlicher Anblick, wie der sonst so muthige, säuberliche Bursche jetzt so geknickt und verwahrlost aussah; eine einzige Nacht im Gefängnisse hatte ihn so zugerichtet. Von allen Hecken, an denen Mathes vorüberkam, riß er sich im Zorne einen Zweig ab, warf ihn aber stets bald wieder weg, und als er durch den Tannenwald auf

der Steige geführt wurde, riß er sich ein Tannenreis ab und hielt es zwischen den Zähnen fest; auf dem ganzen Wege sprach er kein Wort, und es war, als ob dieses Tannenreis ihm das sichtbare Sinnbild seines Schweigens über den Maibaum wäre, als ob dieses Reislein seine Zunge wie mit einem Zauber fest binden sollte. Vor dem Oberamte nahm er schnell das Tannenreis heraus, räusperte sich, und fast ohne es zu wissen steckte er das Sinnbild seiner Anklage in die Tasche.

Wer nie in den Händen des Gerichts war, weiß nicht, welch ein schreckliches Loos es ist, so auf einmal nicht mehr Herr über sich zu sein; es ist, als ob einem der eigene Körper genommen wäre; von Hand zu Hand geschuppt, muß man freiwillig seine Füße aufheben, um doch nur dahin zu gehen, wohin Andere wollen. Das fühlte Mathes, denn er war in seinem ganzen Leben jetzt zum ersten Male vor Gericht, es war ihm so schwer und so bange zu Muthe, als ob er ein recht großer Verbrecher wäre, als ob er einen Menschen ums Leben gebracht hätte; er meinte, die Kniee müßten ihm zusammenbrechen, als er die vielen Treppen den Berg hinaufgeführt wurde. Er wurde nun in den Thurm gesperrt, der so zudringlich hoch auf dem Berge steht wie eine Zwingburg, wie ein großer steinerner Zeigefinger, der der ganzen Umgegend zuwinkt: „Hütet Euch!“

Die Zeit wurde dem Mathes sterbenslang; er war so lange er denken konnte, nie eine Stunde allein ohne Arbeit gewesen, was sollt' er nun thun? Er lugte eine Weile durch das doppelt vergitterte Fenster in der sechs Schuh dicken Mauer hinaus, aber er sah nichts als ein Stückchen blauen Himmel. Auf der Pritsche liegend spielte er lange mit dem Tannenreis, das er in seiner Tasche fand; das war noch ein Ueberrest aus der grünenden Welt draußen; er steckte es zwischen eine Bretspalte und dachte sich es als den großen Maibaum, der an des Aivle Haus stand, es kam ihm vor, als ob es schon hundert Jahre wäre, daß er diesen gesehen hätte: seufzend fuhr er auf, er schaute wirr umher und stampfte mit den Füßen, er fürchtete närrisch zu werden in dem Gefängnisse; er fing nun an, pfeifend die Nadeln an dem Tannenreis zu zählen, mitten drin aber hörte er auf und betrachtete das Reis genauer; er sah jetzt zum ersten Male, wie schön so ein Reis ist: unten waren die Nadeln dunkelgrün und hart, nach der Spitze zu aber waren sie noch so sanft und hellfarbig, so weich wie der Flaum eines Vogels, der noch nicht flügge ist, und ganz oben war der kleine Keim mit seinen zierlich übereinandergelegten Schuppen; das sollte ein Tannzapfen werden. Besser als Lavendel und Rosmarin roch der frische Harzduft des Zweiges, er fuhr sich mit demselben leise und sanft über das ganze Gesicht und über die geschlossenen Augen, und den Zweig in der Hand haltend schlief er endlich ein. — Im Traum war es ihm, als ob er auf einer schwankenden Tanne festgebannt wäre, so daß er kein Glied rühren konnte, er hörte die Stimme Aivle's, das den bösen Geist bat, daß es zu ihm herauf dürfe, um ihn zu erlösen; er erwachte und hörte wirklich die Stimme Aivle's und die seines kleinen Bruders Christle, sie hatten ihm das Mittagessen gebracht und baten den Gefängnißwärter, ihn in seinem Beisein besuchen zu dürfen, aber es wurde nicht gestattet. (D. F. f.)

Urania auf 1843.

(Beschluß.)

Von Otto Ludwig, einem wohl nicht als Darsteller, vielmehr als juristischen Stofflieferanten glücklichen Producenten, der vor einigen Jahren dem Taschenbuch eine interessante Criminalgeschichte lieferte, lesen wir wiederum einen pikanten Rechtsfall, unter dem Titel: „Reden oder Schweigen!“ Die Darstellung ist lebendig, voll Geist und Energie; die Charakteristik der Figuren nicht psychologisch fein, ohne die Uebergänge, die der Poet auffindet, aber sie ist scharf und entschieden, wie sie der Protokollant am grünen Tisch liefert. Der Rechtsfall dreht sich diesmal um einen Rechtsmann selber, um Nettler, den fliegenden Advocaten, wie er genannt wird, weil er überall zu Hause, nirgends heimisch, aber überall hülfreich in Rath und That erscheint und selbst mit jesuitischen Kniffen bereit ist, der Unschuld zu helfen. In übermüthiger Laune entwickelt er dem Gutsbesitzer Baron Hersfeld, dem Jugendfreunde, sein Glaubensbekenntniß, wonach die zehn Gebote nicht feststehen, weil verwickelte Fälle vom Ehrenmann das Gegentheil erheischen könnten. Hersfeld stutzt; Nettler bringt aber eine Geschichte vor, wo er über die Ehelichkeit armer Waisenkinder falsch Zeugniß ausgestellt, weil er wußte, der Erblasser habe den festen Willen gehabt, seinen Bund mit ihrer Mutter gesetzlich zu machen; nur der Tod habe ihn übereilt, der Wille sei von ihm als Factum genommen, die Schande sei von Weib und Kindern fern geblieben, ohne jemandem zu schaden. Hersfeld, der sich überzeugt stellt, ist gleich darauf in ähnlichem Fall. Er ist unebenbürtig; die Entdeckung rüttelt an den Grundpfeilern seines Glückes, das in voller Blüthe prangt. Er kann das Taufzeugniß nicht erhalten, derjenige, den er für seinen Vater hielt, verläugnete ihn plötzlich. Die Furcht, mit seiner Schmach das erlauchte Haus, dem er durch seine Verheirathung verbunden ist, zu beflecken, treibt ihn dazu, auf Nettler's Vorschlag, den Geistlichen des Kirchspiels in der Schweiz, wo er getauft, zu bestechen. An diesem Falsum, das mißglückt, geht Nettler, gerichtlich eingezogen, sittlich

zu Grunde; seine humoristischen Ueberzeugungen von der Nothwendigkeit jesuitischer Restrictionen im guten, ehrlichen Sinne haben in der Stunde der ernsten Gefahr den moralischen Boden seiner Natur durchbohrt. Um Hersfeld haben sich die Schlingen des Wagnisses ebenfalls festgezogen; das Gefühl, diejenigen, die er liebte, getäuscht zu haben, nöthigt ihn, freiwillig zu enden. Alle diese Spannungen und Ueberraschungen, in die hier der Leser versetzt wird, sind keine gemachten; sie sind, das fühlt man, aus der Sache hervorgegangen, sogar vielleicht den Acten entlehnt; und die Wirklichkeit, die dies ersann, nicht das Gehirn eines Poeten, wird in der Schlußscene, wo ein alter russischer Fürst erscheint und den unglücklichen Hersfeld als Sohn anerkennt, sogar zur Poesie. —

Die Redaction des Taschenbuches oder der Zufall hat es in diesem Jahrgange durchaus darauf angelegt, durch Criminalfälle die fehlenden poetischen Compositionen zu ersetzen. Auch Wilhelm Martell's Erzählung „der Erbe von Thronstein" ist juristisch interessant. Auch hier haben wir eine Art Warbeck, jedoch einen getäuschten, nicht einen täuschenden Erbherrn, der sich plötzlich aus bürgerlicher Stellung zum Grafen erhoben, eben so plötzlich wieder in Folge der Bösewichtsgeständnisse degradirt wird, edel resignirt und dadurch dem Dinge eine noble Haltung gibt. Martell hat eine tüchtige, praktische, weltgewandte Federführung; seine Charakterzeichnung ist nicht bedeutend, aber weil er raffinirte Situationen gibt, so weiß er mit seinen gewöhnlichen Figuren in dieser dreisten und pikanten Beleuchtung ihrer Stellung zu einander interessant zu unterhalten.

Correspondenz.

Aus Hannover.

[Theater.]

Auf unserer Hofbühne gastirt jetzt Fräulein Berg von Dresden. Als Gretchen im Faust sprach sie allgemein an; ihre Elisabeth in Maria Stuart war eine durchdachte Leistung; die Isabella in der Braut von Messina war zu declamatorisch. Hr. Holzmüller, unser erster Tenor, gibt seinen zehnjährigen Contract freiwillig auf und verläßt Hannover. Hr. Schramm versucht die Stelle Grunert's zu ersetzen; aber nach einem solchen Künstler bleiben seine Bestrebungen noch ohne Erfolg. Grunert veranstaltete kurz vor seiner Abreise von Hannover zum Vortheile eines naheliegenden eingeäscherten Dorfes ein Concert. Das Publikum erkennt in vollstem Maße, was es an diesem ausgezeichneten Künstler verlor. Lorbeerkränze, von den lebhaftesten Acclamationen begleitet, sprachen es aus. Der Kronprinz überreichte dem Scheidenden einen kostbaren Brillantring; man hofft allgemein, daß Hr. Grunert bald nach Hannover zurückkehrt.

Notizen.

[Hr. v. Tzschoppe.]

Eine sehr finstere Gestalt des Preußenthums, ein Bild auf grauem unsicherem Grunde, Schwarz in Schwarz gravirt, hier und da die Linien schmutzig verwischt, ist diesem Zeitalter erloschen. Ich meine den Hrn. v. Tzschoppe. Er war die Handhabe der polizeilichen Maßregeln gegen die Entwickelungen des Geistes. Als Director des Staatsarchivs bewachte er Schätze des Wissens vor dem Gebrauch und der Nutzung, als Präsident des Obercensurcollegiums hielt er die geistigen Regungen in Bann, als Director im Ministerium des königlichen Hauses konnte er seine Macht von oben herab verstärken, konnte in den höchsten Kreisen die nöthige Furcht verbreiten, um das Feuer der Verfolgung gegen die Demagogen jeder Zeit neu zu schüren. Von ihm soll auch das Verbot gegen die Fünf des jungen Deutschlands mit dem Interdict auf ihre ganze schriftstellerische Zukunft ausgegangen sein. Vor der Gesinnung deß neuen Regiments trat er zurück; man sprach von Geisteskrankheit in Folge dieser Zurücksetzung. Er ging in seine Heimath, die so manche düstere Regung zeugte, Görlitz. Es thäte gut, das Bild dieses Mannes ausführlich zu entwerfen.

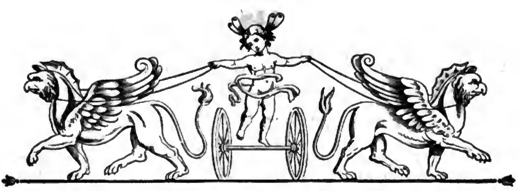
[Theater und Literatur in Paris.]

Der Verein der dramatischen Schriftsteller in Paris hat den Director des Gymnase dramatique mit dem Interdict belegt. Die bereits gegebenen Stücke haben die Verfasser vom Repertoire zurückgenommen und sich gegenseitig verpflichtet, ihm keine neuen mehr zu geben. Das Theater, mit das besuchteste wegen seiner Neuigkeiten, hat seine Zuflucht zu alten Stücken und zu Productionen verstorbener Dichter nehmen müssen. Der bisherige Vertrag war für die Schriftsteller sehr vortheilhaft; sie erhielten 14 Procent von der Einnahme jeder Aufführung ihrer Stücke, die ihnen am Abend selbst ausgezahlt wurde, 50 Billets für jede der zwei ersten Aufführungen und fortwährend freien Eintritt auf alle Plätze des Theaters. — Wir wagen nicht, die beschämende Stellung deutscher Schriftsteller hier in Parallele zu ziehen.

[Literatur des Chartismus.]

Die beiden Journale „the operative" und „the democrat" sind die Verbreiter chartistischer Ansichten in England. Eine Haupterscheinung auf dem Gebiete dieser Literatur bildete das Gedicht „Ernst oder die sociale Widergeburt," das dem Dichter, Theologen und Republikaner Milton gewidmet ist. Auch seinen Geschichtschreiber hat der Chartismus schon in Carlyle gefunden, der zwar eine britische Republik auf die Dauer für unmöglich hält, aber dennoch die Prophezeihung von einer gewaltsamen Erhebung der arbeitenden Classe und eine zeitweilige Herrschaft der anarchischen Menge ausspricht. „Diese Prophezeihung — sagt Rutenberg in seinem Artikel über Rationalismus (Staatslexikon Bd. 13. Lief. 3) — wird aber nur dann in Erfüllung gehen, wenn, was in England bis jetzt fast unmöglich erscheint, der Glaube an die Rechtsgrundlage des englischen Volkslebens in diesem selbst gestört würde, und die successive Entwickelung der Reformbill durch Gewaltthätigkeit einer beschränkten Aristokratie niedergehalten werden sollte."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 195. — den 6. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Befehlerles.

(Fortsetzung.)

Erst gegen Abend wurde Mathes in das Verhör gebracht; der Oberamtmann redete ihn sogleich mit Du an und schimpfte ihn auf Hochdeutsch eben so, wie gestern der Schultheiß auf Bauerndeutsch. So lange die Gerichtsverhandlungen nicht öffentlich sind, wie sie es zu alten Zeiten in Deutschland überall waren, so lange wird ein Beamter immer mit einem Angeklagten machen können, was er will; darf er ihn auch nicht mehr auf die Folter spannen oder prügeln lassen, es gibt noch viele andere oft härtere Mißhandlungen.

Sporenklirrend im Zimmer auf- und niederschreitend und ein kleines Papierchen stets rasch zwischen den Fingern drehend, stellte der Oberamtmann seine Fragen:

„Wo hast Du den Baum gestohlen?"

„Ich weiß von nichts, Herr Oberamtmann."

„Vermaledeiter Spitzbub, Du lügst," sagte der Amtmann rasch, indem er nah auf Mathes zutrat und den Zipfel seines „Brusttuches" (Jacke) faßte.

Mathes zuckte rückwärts zusammen und seine Hand ballte sich unwillkürlich zur Faust.

„Ich bin kein Spitzbub," sagte er endlich, „und Ihr müsset das, was Ihr da gesagt habt, ins Protokoll 'neinschreiben; ich will sehen, ob ich ein Spitzbub bin, mein Vetter, der Buchmaier, kommt schon wieder heim."

Auf diese Rede kehrte sich der Amtmann um und kniff die Lippen übereinander. — Wäre die Sache des Mathes nur eine bessere gewesen, es hätte dem Amtmann schlecht ergehen können; wohlweislich aber ließ er indeß seine Rede nicht ins Protokoll setzen, er klingelte und ließ den Soges hereinkommen.

„Was habt Ihr für Beweise, daß der da den Maien gesetzt?"

„Jed' Kind im Dorf, die Ziegel auf dem Dach wissen's, daß der Mathes zu dem Aivle geht; nichts für ungut, aber ich mein', das Kürzeste wär', man läßt das Aivle kommen, da wird er's nimmer leugnen."

Als der Mathes das hörte, sperrte er die Augen weit auf und seine Lippen zuckten, aber er schwieg. Der Amtmann war eine Zeit lang stutzig, er erkannte das Ungehörige eines solchen Beweismittels wohl, aber er wollte „ein Exempel statuiren", wie er sich in der Gerichtssprache ausdrückte, und nachdem Mathes, der Soges, nebst den herkömmlichen zwei Gerichtsschöppen — oder wie man sie bei uns heißt, Gerichtsbeischläfern — das Protokoll unterschrieben hatten, war das Verhör geschlossen; Mathes hatte den Muth nicht, seine frühere Forderung in Betreff der Schimpfreden des Oberamtmanns zu wiederholen, er wurde abermals in das Gefängniß abgeführt.

Es war schon spät gegen Abend, da saß das Aivle oben an der Steige und schaute hinüber nach dem Thurme auf dem Berge jenseits; es meinte, der Mathes müsse doch endlich kommen, es saß hinter einer Hecke, um von

den Leuten nicht gesehen und befragt zu werden; da sah es den Soges die Bergwiese herauskommen, es ging nach der Straße, der Soges winkte ihm zu, es sprang ihm schnell entgegen.

„Thur stet*, Aivle," rief der Soges, „ich hab' Dir nur sagen wollen, Du sparst mir einen Gang, Du mußt morgen früh um acht Uhr vor Oberamt."

Das Aivle stand leichenblaß da und schaute wie verwirrt drein, dann rannte es schnell den Berg hinab und hielt erst unten am Neckar inne; es blickte sich verwundert um, es war ihm gewesen, als würde es jetzt gleich eingesperrt und als müsse es auf und davon laufen; still weinend und gesenkten Hauptes kehrte es heim.

Fast die ganze Nacht that Aivle kein Auge zu, denn morgen sollt' es ja zum ersten Male vor Gericht; allerlei Schreckbilder von schwarzbehangenen Gemächern standen vor seiner Seele, und hätte sich nicht sein Gespiel, des Schneiderles Agath erboten, bei ihm zu schlafen, es wäre gestorben vor Angst.

Als kaum der Morgen graute, ging Aivle nach dem Schranke, holte sein Sonntagshäs**, und die Agath mußte es ankleiden, es konnte vor Zittern kein Bändel knüpfen; wehmüthig betrachtete es sich in seinem zerbrochenen Spiegel; es war ihm, als müßte es in seinen Sonntagskleidern zu einem Leichenbegängnisse.

Der Wagner Michel begleitete seine Tochter, er konnte das Kind ja nicht allein gehen lassen. In der Oberamtei zog er seinen Hut ab, strich sich die kurzgeschornen Haare glatt und machte schon jetzt ein demüthig freundliches Gesicht, als er mit den Füßen scharrend vor der Stubenthür des Oberamtmanns stand; er stellte seinen Schlehdornstock leise an die Wand und den dreieckigen Hut mit der linken Hand vor die Brust haltend, den Kopf demüthig vorgebeugt, klopfte er an; die Thür öffnete sich: „Was will Er?" fragte eine rauhe Stimme.

„Ich bin der Wagner Michel und das da ist meine Tochter, das Aivle, und das fürcht't sich so und da hob' ich frogen wollen, ob ich nicht mit 'nein darf vor Gericht."

„Nein," war die rauhe Antwort und die Thür wurde ihm vor der Nase zugeschlagen, daß der Wagner Michel zurücktaumelte; er konnte seine weitere Begründung, daß eigentlich er und nicht seine Tochter vor Gericht gehöre, da der Maien vor seinem Hause stand, nicht mehr anbringen.

* Geh langsam.
** Häs, Kleider.

Die beiden Hände auf den Schlehdorn gelegt und das Kinn auf die Hände gestemmt, so saß der Wagner Michel neben seiner Tochter auf der Hausflur und heftete seinen Blick auf die Steine des Fußbodens, die so kalt und theilnahmlos waren wie das Antlitz des Beamten; dann brummte er vor sich hin: „Wenn der Buchmaier da wär', müßt' er andre Saiten aufziehen;" das Aivle konnte kein Wort reden, es hatte die Hände gefaltet und hustete nur manchmal ganz leise in sein schön gebügeltes Sacktuch hinein.

Endlich wurde es in die Gerichtsstube gerufen, es stand rasch auf, Vater und Tochter sahen sich stumm an, und das Aivle verschwand hinter der Thür; es blieb an der Thür stehen, der Oberamtmann war nicht da, aber dort saß der Schreiber und spielte mit der Feder in der Hand, und neben ihm die beiden Gerichtsschöppen, sie pisperten leise miteinander. Aivle zitterte und bebte an allen Gliedern; die Stille dauerte fast zehn Minuten, für Aivle eine halbe Ewigkeit. Endlich hörte man Sporenklingen; der Oberamtmann kam. Aivle schien ihm sehr zu gefallen, denn er faßte es am Kinn, streichelte ihm dann die heißen rothen Wangen und sagte: „Setz' Dich nur." Aivle gehorchte, sich zaghaft auf den Rand des Sessels niederlassend.

Nachem es mit niedergeschlagenen Augen auf die Fragen: Name, Stand, Alter u. s. w. angegeben, fragte der Oberamtmann: „Nun, wer hat Dir den Maibaum gesetzt?"

„I kahn's et wisse, Herr Oberamtmann."

„Hast Du nicht das Seil zum Anbinden an dem Dachfenster hergegeben?"

„Noan, Herr Oberamtmann."

„Weißt Du auch nicht, wer Dein Schatz ist?"

Aivle fing laut an zu weinen, es war ihm schrecklich, daß es das hier leugnen sollte, und doch konnte es auch nicht eingestehen. Der Amtmann half ihm, denn er sagte:

„Nun, was ist denn da zu leugnen? Der Mathes ist Dein Schatz, Ihr wollt Euch ja bald heirathen."

Aivle dachte daran, daß sie über vier Wochen sich beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollten, es glaubte, wenn es jetzt leugne, bekäme es die „Papiere" und die „Annahme" nicht, auch durfte es nicht nein sagen, das war gegen sein Gewissen. Sein Herz klopfte rasch, ein gewisses Gefühl des Stolzes erhob sich in ihm, ein Bewußtsein, das über alle Gefahren hinausragte, belebte sein ganzes Wesen, es dachte plötzlich nicht mehr an die Papiere, nicht mehr an den Oberamtmann, nicht mehr,

wo es war, es dachte nur an den Mathes, die letzte Thräne fiel von seinen Wimpern, sein Auge leuchtete helle, es erhob sich rasch, schaute wie siegverklärt umher und sagte: „Jo koan andre uf der Welt nähm i."

„Der Mathes hat Dir also den Maien gesetzt."

„'s kahn wol sein, aber me derf jo et dabei sein, und i bin dieselb Nocht —" es konnte wiederum vor Weinen nicht weiter reden.

Es war gut, daß Aivle die Augen zuhielt und das Lächeln der Gerichtsmänner nicht sah.

„Gesteh's nur, kein Andrer hat Dir den Maien gesetzt?"

„Was kahn i wisse?"

Durch allerlei Querfragen und durch die freundliche Versicherung, daß die Strafe nur gering sei, brachte der Oberamtmann endlich das Geständniß Aivle's heraus: nun wurde ihm das Protokoll vorgelesen, das in hochdeutsche Sprache übersetzt und in zusammenhängende Rede gebracht war; von all' dem Weinen und den Qualen des Mädchens stand kein Wort darin. Aivle erstaunte über alles das, was es da gesagt hatte, aber es unterschrieb doch und war seelenfroh, als es wieder fort durfte. Als die Thür hinter ihm wieder zu war und die Klinke ins Schloß fiel, stand es plötzlich wie festgebannt da und faltete die Hände, ein schwerer Seufzer entlud sich seiner Brust: es meinte, der Boden müsse unter ihm zusammensinken, denn es überdachte jetzt erst recht, was es seinem Mathes gethan haben konnte: sich an dem Treppengeländer haltend, ging es furchtsam die steinernen Stufen hinab und suchte seinen Vater, der im Lamme einen Schoppen zur Herzstärkung trank; ohne ein Wort zu reden und ohne einen Tropfen über die Lippen zu bringen, saß Aivle neben ihm.

Unterdeß kam auch der Mathes abermals zum Verhör, und als er das Geständniß Aivle's hörte, stampfte er mit dem Fuße auf den Boden und knirschte die Zähne. Diese Aeußerungen wurden sogleich als Grundlage des Geständnisses genommen, und müdegehetzt gab sich Mathes gefangen; aber er geberdete sich noch wie ein Wild, das im Netze steckt, sich nach allen Seiten hin und her windet, um sich loszumachen, aber immer tiefer sich hineinwirrt. Auf die Frage, wo er den Baum geholt, sagte Mathes zuerst, daß er ihn aus dem bettenseer Walde (aus dem Sigmaringischen) genommen, und als man hierauf eine neue Untersuchung einleiten und an das Amt Haigerloch berichten wollte, gestand er endlich, daß er den Baum aus seinem eigenen Walde, im „Weiherle" gelegen, genommen, und daß es ein solcher sei, der nächster Tage vom Förster ausgezeichnet worden wäre.

In Betracht dieser mildernden Umstände wurde Mathes um zehn Reichsthaler gestraft, weil er vor der Auszeichnung einen Baum aus seinem eigenen Walde geholt hatte.

Oben an der Steige, dort wo der Mathes Tages zuvor einen Zweig abgerissen, traf er mit dem Aivle und ihrem Vater zusammen, die den Wiesenweg heraufkamen; Mathes wollte ohne Gruß weitergehen, da sprang das Aivle auf ihn zu, faßte seine Hand und rief schwer athmend: „Mathes trutzet, guck, do hoscht Du mein Anhenker * und au meine Granate, wenn Du Strof zahle muscht. Dank aunserm Heiland, daß Du nimmeh eing'sperrt bischt."

Nach einigem Hin- und Herreden gab Mathes nach, und Hand in Hand ging er mit seinem Aivle das Dorf hinein und wurde von Allen freundlich bewillkommt. —

Das ist die Geschichte von dem Maibaum an des Wagner Michel's Haus; am Hochzeitstage der beiden Liebenden ward der Baum mit rothen Bändern reich geschmückt, der Himmel schien mehr Wohlgefallen an dem Baum zu haben als die löbliche Polizei; denn auf eine fast wunderbare Weise grünte der Baum und schlug neue Wurzeln, noch heutigen Tages prangt er als ewiges Liebeszeichen an dem Hause der Glücklichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Steiermark.

[Der Bacherberg. Marburg. Thomas Forregger. Der Johannesberg.]

Dem Reisenden, der von Italien zurückkehrt und von Triest aus der Kaiserstadt Wien zueilt, rathen wir es, für den Herbst seinen Weg durch Steiermark, über Laibach und Grätz, einzuschlagen. Eine Tagereise von erstgenanntem Orte entfernt liegt die kleine Kreisstadt Cilli, dem einst der Dichter und Sänger Seidl angehörte und dessen reizende Gegenden er bereits beschrieben. Nördlich fällt dort Jedem eine majestätische Gebirgs-Partie auf, dessen westliche Höhen schöne Alpenweiden zeigen und dessen südliche Ausläufer, deren zackichte Formen den Weitensteiner-Starizen angehören, bis in die Ebenen des Saanthales reichen. Es ist der Vater Bacher, einer der größten Berge Deutschlands (Umfang: 22 deutsche Meilen, Höhenpunkte: 4254 und 4866 wiener Fuß) und einer der interessantesten des Vaterlands: er gehört einer ausgezeichneten Urgebirgs-Formation (Granit, Gneis, Glimmerschiefer, rother Sandstein, Urkalk u. s. w.) an, seine Hochebenen decken noch Urwälder mit tiefen — sogenannten schwarzen — Seen, seine Abhänge bieten mit

---

* Am Halse hängende silberne Münze.

ihren Eisenlagern und Holzreichthume mehreren Eisenhämmern und vielen Glashütten gelegene Ansiedelung, seine Fernsichten in die Alpenwelt dreier Hochländer, so wie in die unabsehbaren Ebenen Ungarns sind gehörig gewürdigt und seine südlichen und östlichen Ausläufer liefern die besten Weine der Steiermark, und der Brandtner, Pikerer, Rittersberger, Vinaria u. a. m. gewinnen immer mehr am wohlverdienten Rufe ihrer Vortrefflichkeit. Botaniker, Geologen und Montanistiker werden wie der Landschaftszeichner und Naturfreund dort ihre willkommene Ausbeute und Unterhaltung finden.

Der nördliche Abhang des Gebirges ist sehr steil und im tiefen Thale strömt zu seinen Füßen in stiller Majestät die Drau dahin, führt aus den tiefen Bergesschluchten, die nur Wasserfälle und einsame Sagemühlen beleben, die Holzvorräthe als Bau-, Brenn-, oder Schiffsholz, so wie aus dem Nachbarlande Kärnthen Blei und Eisen nach Kroatien, Sirmien und in die Türkei, daher man diese Producte häufig am Landplatze zu Marburg sehen kann. Dieses Städtchen, das volkreichste nach der Hauptstadt im Herzogthume, liegt eine Tagereise von Cilli und nur noch eine von Grätz entfernt, am linken Ufer der Drau nordöstlich vom gedachten Bacherberge, dessen grüne Buchwälder einen herrlichen Contrast zur rebenreichen und mit Säulen, Weingarthäusern und Kirchen gezierten Hügelkette im Norden der Stadt, wie zur weiten Ebene des Pottauer-Feldes im Südosten bilden.

Diesen nordöstlichen Abhang des Bachers umgürtet eine schöne Rebenburg, es ist das Pikerer-Weingebirge; der Weg dahin führt durch eine saatenreiche Ebene vorerst zum Pfarrdorfe Lembach und durch der gleichnamigen Graben zur Besitzung Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann von Oesterreich, der seit dem Ankaufe des Brandhofs in Obersteier und zweier Radgewerkschaften im Vordernberg schon diesem Lande näher angehört. Das Haus, welches am höchsten Gipfel des (Wein-) Gebirges dem Ankommenden von Marburg aus entgegenschimmert, gehört diesem erhabenen Naturfreunde, dem Gründer und Gönner alles Großen und Guten im Lande, dem Genius der Steiermark! In den freundlichen Thälern liegen sonst die Weingarthäuser der einzelnen Besitzer und in Jedem wird der Fremde besonders zur Zeit der Weinlese gastliche Aufnahme finden.

Daß die Hügel dieser Gegend mit Reben bepflanzt sind, läßt sich bis ins elfte Jahrhundert zurückführen, wo Graf Engelbert der Sponheimer dem Stifte St. Paul in Kärnthen 1091 unter anderm in marchia transsylvana vineas duas ultra Travum u. s. w. schenkte und dies Stift noch das größte und reichste Besitzthum an Rebengrund hier hat. Die übrigen Weingartinhaber sind theils Auswärtige, theils Bürger von Marburg, theils Bauern.

Das Gebirge, welches an Rebengrund bei 376 Joche (687 Morgen) faßt, seinen Namen aber noch viel weiter ausleihen muß, liegt im Bezirke der Herrschaft Rothwein, deren früherer Pächter Thomas Forregger, ein ausgezeichneter Landwirth und Weinbauer, auch Schriftsteller in diesem Fache wesentlich zur Aufnahme dieser Gegend, zur Cultur des Weinstockes und zum Rufe des Weines beitrug; er war es, der zuerst den Erzherzog, der ihn sehr schätzte, in diese Gegend einlud und für ihn dann das Besitzthum kaufte, das nun dem Ganzen Glanz und Leben giebt. Noch bewahrt ein zur Erinnerung seiner hohen Anwesenheit errichteter steinerner Tisch auf der Besitzung des Genannten mit der Inschrift: „hIC sIt aMor nobIs qVIes et LaetItIa DVLCIs“ und auf der andern Seite: „In mem. C. A. Joan. Arch. Aust. patr. Styr.“ 15. October, die Zeit seines ersten Besuches, der sich später öfter wiederholte, bis er gegenwärtig alljährlich als selbst Weinbauer zur Zeit der Weinlese hier längere Zeit verweilt, sein Besitzthum selbst aber zur Musterwirthschaft umstaltete.

Der Berg wurde ihm zu Ehren Johannesberg genannt und im Jahre 1828 darauf ein nettes Weingarthaus gebaut, das jedoch seitdem zweck- und zeitgemäße Veränderungen und viele Zubauten erhielt.

Die Zimmer zieren Bilder aus dem Hochlande meist aus Enders und Gauermann's Meisterhand, und es gewährt einen eigenen Reiz von den starren und zackichten Formen im Bilde seinen Blick zur Rundschau aus den Fenstern gleiten zu lassen, wo die üppigste Vegetation und die heiterste Abwechslung herrscht; da breitet sich strahlenförmig von Nord nach Ost das ganze Gebirge mit seinen Thälern (Maria Rast, Feistritz, Lasnitz, Lembach, Pikern, Hrasnigg) hinaus in die Ebenen des Drauthales, in dem nebst vielen andern Ortschaften die Stadt Marburg sich herrlich ausnimmt. Ueber die erste Hügelreihe hinüber erblickt man gegen Nord-Osten das Weinland der Windischen Büchel und hinter denselben die Radkersburger-, endlich in blauer Ferne die Luttenberger-Rebenburg mit der Unzahl ihrer Weingarthäuser, Gehöfte, Schlösser und Kirchen, die als weiße Perlen im farbigen Teppiche glänzen — ein Anblick, der sich nie beschreiben, wohl hundertmal genießen und nur in der Erinnerung sich erneuern läßt, — —

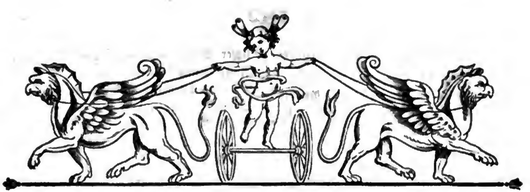
Ein Denkstein über dem Hausthore sagt, daß Kaiser Franz I. am 16. Juni 1830 dies Haus und die Gegend besuchte; von ihm und der Kaiserin wurden damals wie später von der Kaiserin M. Luise von Parma und dem Herzoge von Reichsstadt im Garten vor dem Hause Reben gepflanzt, welche jetzt Früchte tragen. Forregger gleich edel als Mensch wie als Vater seiner Untergebenen benutzte diese Gelegenheit und veranstaltete zur Erinnerung dieser allerhöchsten Anwesenheit die Winzerprämien-Stiftung, um dadurch die Lage des armen Winzervolkes zu verbessern und zu veredeln, der auch alle Realitäten-Inhaber der Erzherzog voran beitraten. (D. Beschl. f.)

Notiz.

[Longfellow und Freiligrath.]

Longfellow der Amerikaner, von dem jetzt Freiligrath einige Ballads übersetzt, ist selbst Uebersetzer; er übertrug mehrere Gedichte von Uhland und Heine, aus dem Schwedischen Tegnèr's Nachtmahlskinder. Das berliner „Magazin“ theilt eine Probe dieser letzten Arbeit Longfellow's mit, die ihm allerdings den Ruhm zu sichern scheinen, die besten Hexameter im Englischen geliefert zu haben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 196. — den 7. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Befehlerles.

(Fortsetzung.)

II.

Mit dieser Geschichte hängt aber noch eine andere von allgemeinerer Bedeutung zusammen. — Das Maisetzen, so wie noch andere nach dieser Zeit vorgekommene Waidfrevel veranlaßten den Oberamtmann, eine Verordnung zu erlassen, die ihm schon lange in der Feder schwebte. — Seit alten Zeiten ist es nämlich ein Recht und eine Sitte der schwarzwälder Bauern, bei einem Gange über Feld, d. h. von einem Orte zum andern, eine kleine Handaxt am linken Arme zu tragen; nur die „Mannen", d. h. die verheiratheten Männer, tragen dieses Wahrzeichen, die „Buben", die ledigen Bursche aber nicht, und es mag wohl sein, daß dies, wie die Sage geht, noch ein Ueberrest von der allgemeinen Wehrhaftigkeit ist.

Am ersten Pfingsttage war in allen Dörfern des Oberamtes am schwarzen Brete des Rathhauses folgende Verordnung zu lesen:

„Da man in Erfahrung gebracht, daß viele Waidfrevel von dem unbefugten Tragen der Aexte herrühren, so wird anmit zur öffentlichen Kunde gebracht: Von heute an soll Jeder, der sich auf der Straße oder im Walde mit einer Axt umhertreibt, dem ihn betreffenden Landjäger, Flur- oder Waldschützen genaue Auskunft darüber geben, wozu und warum er die Axt bei sich hat; sofern er hierüber nicht genügenden Ausweis geben kann, verfällt er beim erstmaligen Betreffen in die Strafe von 1 Rthlr., bei Wiederholung in die von 3 Rthlrn. und beim abermaligen Zuwiderhandeln in eine Gefängnißstrafe von acht Tagen bis vier Wochen.

Der Oberamtmann Rollings."

Viele Bauern standen nach der Nachmittagskirche am Rathhause, und der Mathes, der nun auch zu den Mannen gehörte, las die Verordnung laut vor: Alle schüttelten die Köpfe und murmelten Verwünschungen und Flüche vor sich hin, der alte Schultheiß aber sagte laut: „Des wär' vor Alters et g'schea, des sind aunsre G'rechtsame."

Da sah man den Buchmaier mit der Axt am Arme vom obern Dorf herabkommen, Alles schaute nach ihm hin, wie er so daher schritt; es war ein behäbiger kräftiger Mann in seinen besten Jahren, nicht groß, aber breitschulterig und dick, aus den kurzen ledernen Beinkleidern hatte sich um die Hüften das Hemd etwas aufgestaucht, aus der offenen rothen Weste sah das breite Querband der an Nesteln * aufgehakten Hosenträger hervor, das buntgewoben und in der Ferne wie Pistolengurt aussah; der dreieckige Hut saß auf einem fast unverhältnißmäßig kleinen Kopfe, dessen milde Gesichtszüge besonders um Mund und Kinn etwas weiblich Zartes ausdrückten, die weitgeschlitzten hellglänzenden blauen Augen

* Wegen dieser Nesteln statt der Knöpfe gehören die Schwarzwälder zu den Nestelschwaben.

mit den emporstehenden dunkeln Augenbrauen verkündeten Klarheit und männlichen Troß.

Mathes sprang dem Buchmaier entgegen, meldete ihm die Verordnung und sagte; „Vetter, Ihr seid Alle keine rechten Gemeinderäthe, wenn Ihr Euch das gefallen lasset."

Der Buchmaier wandelte in seinem gemessenen Gange fort, ohne auch nur einen Schritt zu beschleunigen; er ging geradewegs auf das Bret zu. Alles wich zurück, damit er bequem lesen könnte; er rückte seinen Hut etwas in die Höhe, erwartungsvolle Stille herrschte ringsum. Als der Buchmaier leise zu Ende gelesen hatte, schlug er sich mit der flachen Hand auf die Rundung seines Hutes, ihn fester seßend, das deutete etwas Unternehmendes an. — Drauf nahm er ruhig seine Axt vom linken Arm und mit einem „Da!" hieb er sie in das schwarze Bret mitten durch die Verordnung; dann wendete er sich zu den Umstehenden und sagte: „Wir sind Bürger und Gemeinderäthe, ohne Amtsversammlung, ohne Beistimmung von allen Gemeinderäthen kann man keine solche Verordnung erlassen; ich will einmal sehen, ob die Schreiber Alles sind und ob wir denn gar nichts mehr gelten, und wenn es bis an den König geht, wir dürfen das nicht leiden. Wer mit mir einig ist, der nehme meine Axt da heraus und hau sie noch einmal ins Bret."

Der Mathes war der erste, der zugriff, der Buchmaier aber hielt ihm den Arm und sagte: „Laß die älteren Leute zuerst dran."

Dieses Wort wirkte auf die Verzagten und Zweifelnden, die über die Handlungsweise des Buchmaiers betroffen waren und nicht wußten, was sie thun sollten, der alte Schultheiß führte zuerst seinen Hieb mit zitternder Hand, dann griffen alle tapfer zu; von allen Umstehenden schloß sich keiner aus, und besonders der Name des Oberamtmanns wurde kreuz und quer verhackt. — Nach und nach kam das ganze Dorf herbei: Alle wurden zu gleicher sinnbildlicher Handlung ermuntert und unter Lachen und Jubeln that Jeder seinen Hieb.

Der Schultheiß, von dem, was geschehen war, benachrichtigt, wollte Landjäger von Horb kommen lassen; sein weiser Minister aber rieth ihm von diesem Aufgebot ab, da das doch nichts helfe; auch dachte der kluge Soges bei sich: „Gut, laß sie nur Alle freveln, das gibt eine ganze Ernte von Vorladungen, und für jede Vorladung einen Batzen, hauet nur wacker zu, es geht Euch ins Fleisch, und das ist mein Batzenfleisch." Mit fröhlicher Miene berechnete Soges bei einem Schoppen im Adler seinen Gewinn aus den Dorfhändeln.

So blieb endlich außer dem Soges und dem Schultheißen Keiner im ganzen Dorfe an dem Excesse unschuldig.

Am Dienstage gingen auf Veranlassung des alten Schultheißen die Gemeinderäthe selber vor Amt und machten die Anzeige von dem, was sie gethan hatten. Der Oberamtmann wüthete und fluchte in der Stube umher, er hieß nicht umsonst Rollings, er sah wirklich aus wie ein geschorner Kater*, dem man eine Brille aufsetzt und Sporen an die Füße heftet; er wollte die Verbrecher sogleich einstecken lassen, der Buchmaier aber trat scharf vor ihn und sagte: „Ist das Eure ganze Kunst? Einsperren? Da hat's noch gute Weil. Wir sind da, um Gegensprach einzulegen, wir bekennen frei, was wir gethan haben, und da kann von keinem vorläufigen Einsperren die Rede sein; ich bin kein Landläufer, Ihr wisset, wo ich wohn', ich bin der Buchmaier, das da ist der Bäck, das da der Schmiedhannes, und das da der Michel's Basche, wir sind auf unsrem eigenen Grund und Boden zu finden. Ohne Urtel kann man uns nicht einsperren, und dann gibt's noch einen Ausweg weiter 'naus, Reutlingen zu und nach Stuttgart, wenn's sein muß."

Der Oberamtmann lenkte wieder ein und lud die Männer auf Morgen um neun Uhr zum Verhöre vor.

Dieses Letzte war wenigstens insofern gut, daß der Soges dadurch um seine wohlgezählten Batzen geprellt wurde. — So betrügen sich oft die großen und die kleinen Herren in ihren Berechnungen.

Es sah fast kriegerisch aus, als des andern Tages mehr als hundert Bauern, die Handäxte am Arme, durch das Dorf hinauswanderten; sie hielten oft vor einem Hause und riefen einen Verspäteten an, der sich in der Eile auf der Straße seinen Rock anzog; manche Scherze und Witzreden wurden nicht weiter gesponnen, wenn man den Buchmaier ansah, der die Augenbrauen tief hereinzog. Kein Tropfen wurde getrunken, ehe man zum Amte ging: „Erst Rothes und nachher Brotes**," war der Wahlspruch der Bauern.

Der Oberamtmann sah im Schlafrock mit der langen Pfeife im Munde zum Fenster heraus; als er nun den bewaffneten Zug so daher kommen sah, machte er schnell das Fenster zu und sprang nach der Klingel, weil

* Man nennt im Schwarzwalde einen Kater Rolling.

** Erst Rathen, nachher Braten.

er aber stets Sporen an den Stiefeln hatte, verfing er sich in dem Vorhange und stürzte der ganzen Körperlänge nach auf den Boden; die lange Pfeife lag wie seine Waffe neben ihm; er erhob sich indeß schnell wieder, klingelte nach dem Amtsdiener, schickte ihn zum Stationscommandanten, zum Wachtmeister der Landjäger, befahl, daß sie alle mit scharfgeladenen Gewehren herkommen sollten, leider aber waren nur noch vier Mann im Orte, und er befahl nun, daß sie sich unten in der Amtsdienerstube halten und jeden Augenblick bereit sein sollten. In der Amtsstube befahl er sodann, daß von den Bauern einer nach dem andern hereinkommen und sogleich immer wieder geschlossen werde solle. Als nun der Buchmaier zuerst hereingerufen wurde, sagte er, die Thür in der Hand haltend: „Guten Morgen, Herr Oberamtmann," und sich sogleich umkehrend, sagte er zu den Draußstehenden: „Kommet 'rein, ihr Mannen, wir haben gemeinschaftliche Sach', ich red' nicht für mich allein." Ehe sich's der Oberamtmann versah, war die ganze Stube mit den Bauern gefüllt, die ihre Aexte im linken Arm trugen. Der Buchmaier trat vor auf den Schreiber, und seine Hand ausstreckend, sagte er: „Schreibet's auf, Wort für Wort, was ich sag', sie sollen's bei der Kreisregierung auch wissen." Er fuhr sich sodann zweimal mit der rechten Hand durch den Hemdkragen, stemmte seine Faust auf den grünen Tisch und begann:

„Allen Respekt vor Euch, Herr Oberamtmann, der König hat Euch geschickt und wir müssen Euch gehorchen, wie das Gesetz will; der König ist ein braver, rechtschaffener Mann, er will gewiß nicht, daß man die Bauern wie das Vieh hudeln oder wie die Kinder mit Döble * einschulen soll; die kleinen Herrle, die von oben bis 'runten stehen, die haben Freud an den Befehlerles-Spielen, zuletzt schreiben sie's noch nach Noten vor, wie die Henn' gackern muß, wenn sie ein Ei legt. Ich will Euch einmal das Deckele vom Häfele ** thun, ich will den klaren Wein einschenken; ich weiß wohl, es nutzt jetzt nichts, gesagt muß es aber sein, ich muß den Putzen einmal 'rausthun, er würgt mich schon lang. Die Gemeind' soll jetzt gar nichts mehr gelten, Alles soll in den Beamtenstuben abgethan werden, ei so pflügt und säet und erntet auch in den Beamtenstuben. So ein verzwängtes Schreiberle cujonirt ein ganzes Rathhaus voll Bauern, und eh' man sich's verlugt, wird ein Schreiberschultheiß nach dem andern aufs Dorf gesetzt; da ist hernach Alles in der besten Schreibersordnung. Wahr ist wahr, Ordnung muß sein, aber zuerst muß man sehen, ob's nicht ohne Schreiber besser geht; und dann, wir sind g'rad auch nicht auf den Kopf gefallen, und ist's auch nicht ein Amtsstyl, wir können's doch auch. Es muß g'studirte Leut' geben, die über Alles eine Aufsicht haben, aber zuerst müssen die Bürger selber ihr Sach' in Ordnung bringen."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte der Amtmann.

„Das gehört zur Sach'. Mit Eurem Schreiberwesen wisset Ihr nichts mehr zu Befehlen und Ihr kommet ans Verhüten, Vorsorgen und Verhindern, ja Verhindern, ich hätt' schier gesagt — Zuletzt stellet Ihr noch an jeden Baum einen Polizeidiener, damit er keine Händel kriegt mit dem Wind und nicht zuviel trinkt, wenn's regnet; wenn das mit dem Befehlerles so fortgeht, möcht' man ja auf der Kuh fortreiten *. Alles, Alles wollt Ihr uns nehmen; jetzt ist eins da, um das lassen wir uns nicht bringen;" er hob die Axt hoch auf und fuhr dabei zähneknirschend fort: „Und wenn ich mit der Axt die Thüren bis zum König aufbrechen muß, ich' geb' sie nicht aus der Hand. Von alten Zeiten her ist es unser Recht, daß wir Aexte tragen, und wenn man sie uns nehmen will, so muß es die Amtsversammlung oder der Landtag thun, und da haben wir auch ein Wort mit zu reden. Aber warum wollet Ihr sie uns nehmen? Damit kein Waldfrevel geschieht? Dafür sind Waldschützen und Strafen und Gesetze da, und die gelten gleich für Edelmann und Bettelmann. Wie viel Zähn' braucht ein armer Bauer, um Grundbirnen ** zu essen? Reißet ihm die andern 'raus, damit er nicht in Versuchung kommt, Fleisch zu stehlen. Und warum lasset Ihr denn die Hunde 'rumlaufen mit ihren Fangzähnen? Wenn ein Bub' acht, neun Jahre alt ist, hat er sein Messer im Sack, und wenn er sich in den Finger schneid't, ist er eben selber dran schuld, thut er einem Andern 'was damit, klopft man ihm auf die Finger. Wer sagt denn Euch, daß wir noch ärger als kleine Kinder sind, und Ihr unsre Lehrer und Vormünder? Ihr Herren thut gerade, als wäret Ihr d'ran schuld, daß ich jetzt nicht zum Fenster 'nausspring'; in der Hauptsach' vom Leben muß ja doch Jeder für sich und jede Gemeinde für sich sorgen und nicht Ihr Herren. Was sag' ich da? Herren! Unsre Diener seid Ihr, und wir sind die Herren; Ihr meint immer, wir sind euretwegen da, damit Ihr was zu befehlen habt, wir bezahlen Euch, damit Ordnung im Lande ist, und nicht, um uns cujoniren zu lassen. Staatsdiener seid Ihr, und der Staat, das sind wir, die

* Tatzen, Schlag auf die Hand. ** Topf.

* Sprichwörtlich, soviel als: das äußerste Fluchtmittel ergreifen.
** Kartoffeln.

Bürger. Wenn uns kein Recht wird, so gehen wir nicht mehr zum Brünnele, sondern zum Brunnen; und eh' leg' ich meinen Kopf auf den Block und laß mir ihn mit der Axt da vom Henker abhacken, eh' ich sie mir von einem Beamten ohne meinen Willen nehmen lass'. So ist's, ich bin fertig." (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Steiermark. (Beschl.)

[Das Winzerfest in Pikern.]

Die Stiftung steht unter dem Protectorate und der unmittelbaren Leitung der k. k. steierischen Landwirthschaftsgesellschaft, eigentlich der Filiale Marburg, deren Vorsteher mit den Preisrichtern und einigen Gesellschaftsgliedern vereint mit den betreffenden Weingartbesitzern über die Würdigkeit der zur Betheilung in Vorschlag gebrachten Winzer (hier Weinzadle genannt) erkennt. Das Stiftungscapital beträgt 700 fr. CMze., aus dessen jährlichen Zinsen nicht nur die zwei Prämien zu 9 fr. und 6 fr., sondern auch die Vertheilung an die arbeitsunfähigen Winzer und Gemeinde-Armen bestritten werden.

Dieses Fest wird alljährig und zwar zur Zeit der Weinlese an einem der Sonntage nach dem Gottesdienste begangen und wurde bisher noch immer durch die Anwesenheit des Erzherzogs und einer großen Menge Fremder und Einheimischer verherrlicht. Ein heiterer Himmel begünstigte auch diesmal diese Feier und die in den Thälern weithin wiederhallenden Pöllerschüsse und das Geläute der Glocken verkündeten am Morgen des 17. October die Ankunft der erzherzoglichen Familie im Dorfe Lembach, wo Se. kais. Hoheit von dem Kreishauptmann des marburger Kreises, von dem Stations-Militär-Commandanten daselbst, sämmtlichen Weingartbesitzern und mehreren Mitgliedern der Landwirthschaftsgesellschaft, so wie einer großen Menge Gäste von Nah' und Fern empfangen und von da zur Kirche geleitet wurden, wo ein feierliches Dankamt für die gesegnete Weinlese mit dem aus vollem Herzen kommenden „Großer Gott wir loben Dich" die Feierlichkeit eröffnete.

Es gewährte einen rührenden Anblick, die sonst so einfache Pfarrkirche geschmückt mit den Früchten des Herbstes und neben den Städtern (in Galla) das Landvolk in ihrer Nationaltracht in Andacht versunken zu sehen; Pöllersalven verkündeten weithin die Hauptmomente der heil. Messe. Nach derselben versammelte sich die Vertheilungs-Commission unter der Bogenhalle* des Hauptportals, wo vorerst der Pfarrer Zwetko (als Kanzelredner und Slavist bekannt) eine mit Hinweisung auf den Zweck der Stiftung passende würdevolle Rede hielt, wornach der zur Betheilung bestimmte Winzer aufgerufen wurde und vorgeführt durch seinen Dienstherrn das Prämium aus den Händen des Erzherzogs erhielt; als ein bleibendes Merkmal empfängt nämlich jeder Betheilte nebst dem Geldbetrage einen Stock mit gußeisernem Knopfe, worauf die Insignien des Weinbaues vergoldet gezeichnet sind. Hernach wurden die Armen vorgerufen*, worunter ein 87jähriger Mann, der im Dragoner-Regimente des Erzherzogs und zwar schon zur Zeit des letzten Preußenkrieges diente, später den Türkenkrieg mitmachte und 1795 in den Niederlanden verwundet den Abschied erhielt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Nach den Toasten auf das Kaiserhaus brachte der mit Prämium betheilte Winzer auch die des Erzherzogs aus, die mit allgemeiner und inniger Theilnahme aufgenommen wurde; den Beschluß machte die Absingung der Volkshymne, wonach der Erzherzog sammt Familie und Gefolge sich entfernte und sich wie sämmtliche Gäste nach Hause begab. Fast jeder der anwesenden Weingartbesitzer hatte seine Freunde auf Mittag geladen und das Winzervolk belustigte sich nach seiner Art mit Tanz und Spiel, wodurch Freude und Leben in der ganzen Gegend bis zum späten Abend verbreitet wurde.

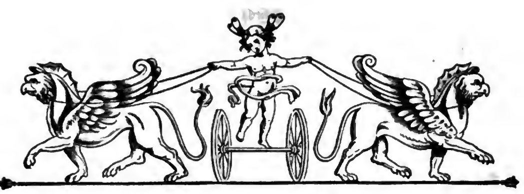
Möge dieses Fest freudiger Erinnerung noch recht oft wiederkehren, möge der hochherzige Naturfreund, der aus dem Alpenlande auch unsere freundlichen Gaue mit seiner holden Gegenwart beglückte, es noch lange lange feiern, und möge es nicht durch herbe Verluste so bald mehr getrübt werden. — — — Beinahe die tüchtigsten Landwirthe und bald alle ersten Gründer der Prämienstiftung hat der unerbitterliche Tod schon hinweggerafft**; die sonst so freudige Lese, wo die Thäler vom Knalle der Pöller, vom Gejauchze der Winzer und von den lärmenden Spielen und Freuden der Jugend widerhallten, wird dadurch zum Stoffe wehmüthiger Betrachtungen und Erinnerungen, allein dankerfüllt immer werden die Enkel ihrer Vorfahren und solch' rühmlichen Strebens gedenken und unter der Aegide der Landwirthschaftsgesellschaft mit der Hülfe des neu errichteten Vereins für Beförderung der Ausfuhr inländischer Erzeugnisse dürfte der Pikerer-Wein, der gegenwärtig nur nach Kärnthen, wenig nach Obersteier verkauft wird, ein Handelsartikel weiterhin werden und einen Ruf erhalten, wie er ihn zweifelsohne längst wohl verdient hätte. J. C. H.

* In früheren Zeiten ward dieses Fest auf einer großen schönen Wiese, worauf ein Zelt errichtet war und mit einem förmlichen Einzuge dahin gefeiert; später, als die rauhe Witterung der letzten Jahre dieß nicht mehr zuließ, wurde es meist in der Kirche selbst abgehalten.

* In den ersten Jahren der Stiftung wurden jedesmal drei Prämien ausgetheilt, wovon das letzte pr. 3 fr. der würdige Pfarrer zur Aufmunterung des Volkes aus Eigenem hergab. Auch erhielten unmittelbar nach der Prämien-Vertheilung mehrere brave Winzerstöchter Belohnungen in Gelde, wobei der Pfarrer jede mit einem passenden Bibelspruche empfing und Sr. k. k. Hoheit selbst vorstellte.

** Schon der zweite Landwirthschafts-Filial-Vorsteher, der würdige Abt des Benedictiner-Stiftes St. Paul Meinrad Aman ist indeß gestorben; auch der unermüdete Forregger ist zu Grabe getragen worden, und die verlassenen Wohnsitze der Edlen, welche (dem Allgemeinen gewidmet) einst regelmäßig an diesem Tage die Fremden aufnahmen und gastlich bewirtheten, harren einer doch vielleicht wiederkehrenden bessern Zeit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 197. — den 8. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vermischte Gedichte.

Zeitgedichte.

Von Friedrich Steinmann.

Der neue Bau.

„Seh' ich immer noch erhoben
Auf dem Dom den alten Krahn,
Denk' ich, daß das Werk verschoben,
Bis die rechten Meister nah'n" *.

Regungslos hat er gestanden,
Manch Jahrhundert rauscht' dahin,
Und nicht Stein, nicht Mörtel wanden
Sie hinauf zur hohen Zinn'.

Rechter Meister ist gekommen,
Neu der Grundstein schon gelegt.
Welches Leben! welche Wonne!
Wie der Hammer dröhnend schlägt!

Und wie Du, erlauchter Meister,
Bau'st den Dom am heil'gen Rhein,
Stürz' die Mauern, die die Geister
Deines Volkes engen ein!

Wie den Hammer laß ertönen
Frei das Wort von Gau zu Gau!
Lasse Stein an Stein sich fügen
Zu dem andern großen Bau,

Dem zum Meister Dich gesetzet
Hat der Herr der Heerschaar'n. — Blick'
Auf zu ihm, daß fürder reife
Reiches Glanz und Volkes Glück!

* Worte Max von Schenkendorf's.

Der Wächter am Rhein.

Am Rhein wohnt ein Ehrenmann,
Urkräftig, wenn auch grau.
Sein Name klingt im ganzen Land,
Geliebt von Gau zu Gau.

Er ist ein theurer, biedrer Greis,
Wie Gold wiegt schwer sein Wort;
In ihm — ist auch sein Haupt schneeweiß —
Glüht heiß die Jugend fort.

Der hat gewettert und geblitzt
In Fahr und Sturmesnacht,
Dem Vaterlande mehr genützt
Als eine Siegerschlacht.

Denn mit des Wortes Eisenschwert
Der kühne Recke focht
Von Rußland bis zum Rheine, bis
Der Feind war unterjocht.

Und seiner Lieder lautres Erz
Im Kriege hat gerauscht
Gleich lautem Waffenklirr'n; es hat
Der Feind ihm bang gelauscht.

Und wie als Mann er warnt' und kämpft',
Der Greis noch kämpft und warnt:
Als Wächter stehet noch am Rhein
Der treue Eckart — Arndt.

Die freie Rede.

Der Gott, der uns die Zunge gab,
Der wollt' auch freie Sprecher.
Hin ist die Zeit, die sie gestraft,
Als wären sie Verbrecher.

Wer schlecht ist, nennt es schlecht — wer wehrt's?
Sich selber lobt das Gute.
Gebraucht die Zunge, wo es gilt,
Mit freiem offnem Muthe.

Dann weicht in seine Nacht zurück,
Was lichtscheu, feig und nächtig;
Dann hebt in Uebermuth den Blick
Nicht mehr, was niederträchtig.

Und wo sich's eingewurzelt hat,
Da muß es biegen, brechen.
Dann laßt es nicht beim Wort allein:
Laßt auch die Thaten sprechen.

Partei.

Nicht irr' es Euch, daß ein Poet* verfehmet
Das Wort: Partei, das ewig war. Es sei
Auch ewig, wie die Stern' am Himmel. Nehmet
Partei, sei's um ein ungelegtes Ei!

Rings um ihn ragen „der Parteien Zinnen;
„Der Dichter — wähnt er — steh' auf höh'rer Wart'."
Nein — rufe Jeder, dem es glühet innen:
Partei, sei's selber um des Kaisers Bart!

Dann sitzt Ihr nicht mit langen Glotzgesichtern
Und schaut langweilig in die Welt hinein.
Reibung gibt Wärme, Wärme — Leben; nüchtern
Und todt muß Alles ohne Wärme sein.

Frankreichs Schutzgeist.

(13. Juli 1842.)

Es klopft' — Europa hört's — ein ernster Klopfer,
Der Tod, an eines Schlosses Pforte laut.
Und sieh — ein Königssohn sank hin als Opfer,
Auf den ein ganzes Volk hat hingeschaut:
Am Schlosse war's des Königs der Franzosen.
Da schwieg urplötzlich der Parteien Tosen;
Was Menschengeist vermochte nicht zu ahnen,
Geschah; es war ein grausig-ernstes Mahnen;
Der Haß verstummt', die Leidenschaft, der Spott:
„Ein Engel stieg der Geist des Bourbon vom Schaffott."

In fernen Tagen, wo ein Ungeheuer,
Grausam und riesenhaft, die Anarchie,
Mit Gift und Dolch und mit Geschützesfeuer
Verderben und Zerstörung um sich spie,
Wo unterdrückt war jede Menschenregung,
Die Guillotin' — nie rastend — in Bewegung,
Da schlug den König selber man in Ketten,
Ihn konnte keine Macht der Erde retten;
Als Opfer für der jungen Freiheit Gott
„Er starb durch Henkershand auf dem Schaffott."

Und als gebändigt war die tolle Rotte
Vom eig'nen Sohn der Revolution,
Von Menschenblut nicht rauchten die Schaffotte,
Doch — ein Despot — geherrscht Napoleon,
An seines Siegeswagens ehr'ner Speiche
Gefesselt knechtisch seufzten Völker, Reiche,
Und über ihm in sonnenheller Glorie
Verklärten Glanzes strahlte die Victorie,
Da stürzt' im Staub die siegestrunk'ne Rott':
„Ein Engel stieg der Geist des Bourbon vom Schaffott."

Und als des Volks unantastbare Rechte
Ein Bourbonsproß zu höhnen hat gewagt,
Das Gute schwand und nur gedieh das Schlechte,
Ein böser Wurm am Mark des Volks genagt:
Da hat es sich ermannt und kämpfte mächtig,
Und weichen mußt', was schlecht und niederträchtig;
Von Notredame flattert' die Tricolore,
Es flüchtete der König aus dem Thore,
Bedeckt mit Hohn, verfolgt von argem Spott;
„Denn sieh — es zürnt der Geist des Bourbon vom Schaffott."

So wacht der Geist des Gliedes der Bourbonen,
Deß schuldlos Blut einst Frankreichs Volk vergoß;
Er starb zum Segen seiner Millionen,
Für sie sein Blut in Strömen niederfloß.
Verziehen hat er allen, die gebrochen
Den Stab ob seinem Haupt, sich nicht gerochen.
Der Lautere vergeben hat den Sündern;
Er segnet sie fortan in ihren Kindern;
So oft Gefahr bedroht sie, Schimpf und Spott
„Ein Engel steigt der Geist des Bourbon vom Schaffott."

Zwei Gedichte von Feodor Löwe.

I.

Gräbersand knirscht unter meinem Fuß,
An ein Denkmal bin ich hingetreten;
Todter Schläfer, nimm Du meinen Gruß!
Lass' hier ruhig träumen den Poeten.

Diese Platte, dunkler Marmorstein,
Brach man aus dem Fels, wo Aare horsten,
Gold'ne Zeichen grub man tief hinein —
Jetzt ist sie verwittert und zerborsten.

Ueppig schießt, wo ihre Wunde gähnt,
Duftig Gras in frühlingsgrünen Halmen,
Hat sich hingestreckt und ausgedehnt
Auf die gold'nen Sprüche und die Psalmen.

* F. Freiligrath.

Sturm und Regen haben dran gepocht,
Ueberdeckt lag sie von weißen Flocken,
Und der Lenz, der Feind des Todes flocht
Um die kalte seine Blüthenglocken. —

Aber kommen wird vielleicht die Zeit,
Wo man stört die Ruhe dieser Todten,
Wo der Spaten und der Pflug bereit,
Diesen Hof zum Garten umzuroden.

Wo die Axt die heil'gen Stämme trifft,
Und der Fröhner eilt hinwegzuheben
Diesen Stein, was nützet seine Schrift?
Neu gestaltet diene er dem Leben.

Der jetzt fromme, gold'ne Sprüche zeigt,
Trägt vielleicht den vollen gold'nen Becher;
Statt der thränenschweren Weide neigt
Sich auf ihn der weindurchglühte Zecher.

Und ein And'rer, der den Raum betritt,
Wo ich stehe, Todter dich beklagend,
Lenket ahnungslos hinweg den Schritt,
Deinen Staub an seiner Sohle tragend.

II.

In freier Brust der Freiheit heil'gen Drang,
Lehnst du das heiße Haupt wohl stumm ans Gitter;
Da schlägt ans Ohr dir ein gewohnter Klang,
Und lauschen magst du deines Blondels Zitter.

Es pocht mein Lied an deine Kerkerwand,
Dahinter sie den wilden Vogel bergen;
Ich drücke dir im Geist die Bruderhand,
Und meine Lippe zürnet Deinen Schergen.

Wie schelten sie des jugendlichen Bluts,
Und blähen sich als deiner Thaten Richter,
Sie wissen nicht, daß dieses Uebermuths
Vollkräftig Springen eigen einem Dichter.

Sie wissen nicht, daß fremd' und eigner Schmerz
Dich tief durchwühlt, wie deine Brust geblutet;
Sie wissen nicht, daß mächtiger dein Herz
Der Freude uferloser Strom durchfluthet.

Wie stete Unrast, bang erfüllend Leid
Den sondern Fremdling ihrem Kreis entzogen,
Ein zweiter Ahasver, nur Einsamkeit,
Des Berg's Gedonner, das Gebrüll der Wogen!

Dann wieder in den Strudel toller Lust,
Des Weines Wellen schäumen ihm entgegen,
An wilder Mädchen üppig weißer Brust
Sucht er das heiße Haupt zur Ruh' zu legen.

Sie Alle können nicht versteh'n den Drang,
Die einem andern Gott, als unser'm huld'gen,
Der Sänger aber, der dies Lied dir sang,
Begreift dich wohl, und weiß dich zu entschuldgen.

Befehlerles.

(Beschluß.)

Andächtige Stille herrschte ringsum, ein Jeder sah den Andern an, blinzelte mit den Augen, die gleichsam sagten: „Der hat seine Sach', jetzt kann er's sieden oder braten." Der Basche aber sagte ganz leise zum Bäck: „Da paßt das Sprichwort recht: dem ist's gut von der Haue gefallen." — „Ja, der hat das Maul nicht in der Tasch'!" erwiederte der Bäck.

Der Oberamtmann ließ den Eindruck dieser Rede nicht lange andauern, ein Papierchen zwischen den Fingern drehend, begann er mit ruhigem Tone die Schwere des geschehenen Verbrechens darzustellen; mancher scharfe Seitenhieb auf den Buchmaier fiel, dieser aber schüttelte immer nur leise den Kopf, als ob er Fliegen abwehre; zuletzt sprach der Oberamtmann von Prozeßkrämern und Aufrührern, von eingebildeten Herrenbauern, die einmal mit einem Advokaten einen Schoppen getrunken, die läuten hörten und nicht wüßten wo? Von dieser allgemeinen Abschweifung ging er sodann wieder auf das Vorliegende über, er nannte einzelne Anwesende bei Namen und lobte sie als ruhige verständige Bürger, die zu einer solchen That nicht fähig seien; er sprach seine tiefe Ueberzeugung aus, daß sie sich von dem Buchmaier hatten verleiten lassen, er beschwor sie bei ihrem Gewissen, bei ihrem Gehorsam gegen König und Gesetz, bei ihrer Liebe zu Frau und Kindern, die schwere Schuld nicht auf sich zu laden, offen und frei die Verführung zu bekennen, und ihre Strafe werde mild sein.

Wiederum herrschte tiefe Stille, einige sahen einander an und blickten dann verlegen zur Erde, der Buchmaier erhob sein Antlitz hoch und frei, und er schaute Allen ins Antlitz, seine Brust hob sich, erwartungsvoll hielt er den Athem an; der Mathes hatte schon den Mund geöffnet, um zu sprechen, da hielt ihm der Schmiedhannes den Mund zu, denn eben erhob sich der alte Schultheiß, der von allen Anwesenden allein auf einem Stuhle gesessen hatte; mit schweren Tritten, die Füße kaum erhebend, ging er vor an den grünen Tisch, Anfangs keuchend und oft Athem holend, dann aber in fließender Rede sagte er: „Groß Dank für die gute Nachred, die Ihr mir und Andern gehalten habt, Herr Oberamtmann, aber was der Buchmaier gesagt hat, unterschreib' ich aufs Tüpfele* hin: wenn's noch einen Beweis bräucht', daß uns die Herren wie kleine Kinder, wie Unmündige ansehen, so hättet Ihr ihn geliefert, Herr Ober-

* Pünctchen.

amtmann; nein, ich bin kein Kind, ich bin 76 Jahr' alt und bin zwanzig Jahre lang Schultheiß gewesen; wir sind keine Kinder, die sich zu so etwas wie zu einem Bubenstreich verführen lassen, die Axt bleibt bei mir, bis man mir sechs Breter mitgibt; wer als ein Kind da steht, der soll's nur bekennen, ich bin ein Mann, der weiß, was er thut, wenn's zur Straf' kommt, bin ich auch dabei."

„Wir auch!" riefen alle Bauern wie aus Einem Munde, die Stimme des Mathes tönte vor.

Das Antlitz des Schloßbauern war wie mit Licht übergossen, er faßte noch mit der rechten Hand seine Axt und drückte sie innig ans Herz.

Nachdem die herkömmlichen Förmlichkeiten beendet, das Protokoll unterschrieben und der Buchmaier sich eine Abschrift davon erbeten hatte, verließen die Bauern still die Oberamtei. —

Noch mehrere andere Gemeinden thaten Einsprache gegen die neue Verordnung, die Sache kam bis vor die Kreisregierung; diejenigen, welche auf eine so ungebührliche Weise mit den Aexten selber Einspeache gethan hatten, wurden um eine namhafte Summe bestraft; indeß wurde nach einiger Zeit der Oberamtmann Rollings versetzt, die Verordnung aber nicht mehr erneuert.

Nach wie vor tragen die Mannen ihre Axt am linken Arme.

Ich erzähle wohl ein ander Mal noch Weiteres vom Buchmaier.

Notizen.

[Die Königin von Cypern.]

Der empörende Betrug, der dem deutschen Componisten vom französischen Textdichter mit dieser Oper gespielt wurde, hält deutsche Theaterdirectionen nicht ab, die französische Musik der deutschen vorzuziehen. In der nationalen Ehrliebe hat es Deutschland noch nicht weit gebracht; wie sollten deutsche Theaterdirectionen dazu kommen, hierin den Anfang zu machen? Für den gekränkten, verletzten deutschen Componisten regt sich ja kein deutsches Publikum! Wir geben wieder, was Gutzow, der die Halevy'sche Oper in Paris sah, in seinen „Briefen aus Paris" darüber sagt. Er nennt sie die verfehlteste von Halevy's Sachen. „Der Text ist so unglücklich wie die Musik. Ich will hoffen, daß Herr v. St. Georges, der bekanntlich den baierischen Capellmeister Lachner um den Alleinbesitz eines ihm bezahlten Operntextes so schändlich betrogen hat, dem deutschen Maestro die Handlung des von Eduard v. Schenk entlehnten Sujets gelassen hat. Das Textbuch, das er Halevy gab, ist nichts als die Lyrik davon. Nie hab' ich einen so zerflossenen französischen Operntext gesehen. Die Tochter eines Venezianers wird von einem französischen Ritter geliebt. Sie muß den König von Cypern heirathen. Der Ritter reist ihr nach, rettet dem König das Leben, ohne ihn zu kennen, der König schwört ihm ewige Dankbarkeit. Als er in seinem Retter den Buhlen seines Weibes erkennt, ist er edel und Esel genug, sich umzubringen. Dieser larmoyante Stoff wird fünf Acte lang durch eine Sündfluth von bedeutungslosen Noten geschleppt. Es ist in Paris, als wäre die Musik nur zum Anfeuchten und Aufweichen der Stoffe da."

[Deutsche Beredsamkeit.]

G. Friedr. Kolb sagt in seinem trefflichen Artikel über parlamentarische Redekunst — in der eben erschienenen vierten Lieferung des dreizehnten Bandes des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons — „es könnte sich jemand ein großes Verdienst erwerben durch Herausgabe einer Sammlung der trefflichsten parlamentarischen Reden der Neuzeit, neben den zu London und Paris gehaltenen Vorträgen wären aber auch die deutschen Kammerverhandlungen sorgsam zu durchforschen." Ohne diesem Antrag irgend in den Weg treten zu wollen, glauben wir doch, daß seine Ausführung am schönsten und raschesten gelingen würde, wenn gerade die deutschen Reden zumeist und zuerst in Betracht kämen; mit kurzer Angabe des Standes der Verhandlung und kurzem Abriß der Personen, eine Blumenlese der schönsten Art, die man den Deutschen bieten könnte, aus Rotteck, Liebenstein, Winter, Duttlinger, Itzstein, Welcker, Nebenius, Behr, Häcker, Hornthal, Aretin, Rudhart, Schüler, Closen, Pfizer, Uhland, Schott, Cotta, Zaup, Höpfner, Jordan, Schomburg, Herbee, Stüve und so vielen Andern, die bisher nur in engern Kreisen bekannt geworden sind, aber auch in diesen für die Nation gewirkt haben, und ihr bekannt zu sein verdienen! Sollten nicht auch die preußischen Provinzialstände, oder selbst städtische Bürgerberathungen, wenigstens einige Beispiele liefern können? —

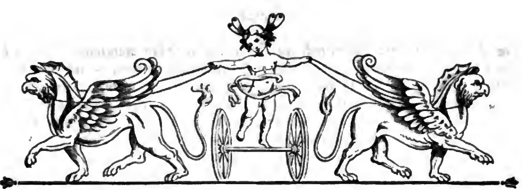
[In Sachen deutscher Universitäten.]

Es ist die Rede davon, daß auf den preußischen Universitäten wieder einmal eingeschärft werden soll, die Professoren möchten ihre Vorlesungen gehörig ausdehnen und nicht eher schließen, als zu dem vorgeschriebenen Termin. Dergleichen Maßregel ist schon früher vom Minister von Schuckmann versucht worden. Schleiermacher, der solchen Zwang absurd fand, schrieb an die Behörde und bat sich, um gehorchen zu können, von ihr „noch ein Bischen Heft" aus, denn seines sei zu Ende! —

[Mundt. Wienbarg.]

Der Pilot — jetzt unter Dr. Friedrich Saß — meldet, daß Mundt bereits wieder unter die akademischen Lehrer in Berlin aufgenommen ist und im Winter über Schleiermacher lesen wird. Zugleich spricht der Pilot den Wunsch aus, Wienbarg möchte in Kiel ebenfalls wieder in akademische Thätigkeit treten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 198. — den 10. October 1842.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Daguerreotypen aus Oesterreich.

Von Heinrich Börnstein.

4. Bad Ischl im J. 1837.

Es war am 15. Juli 1837 als eine mittlere, wohlbeleibte Gestalt mit jovialem Gesichte und im sine qua non schwarzen Anzuge, den Hut auf dem spärlich behaarten Kopfe bald hin-, bald herrückend, in großer Hast und Eile durch die Straßen des Badeortes Ischl lief, und dabei vor jedem Hause stehen blieb, bald zum Fenster, bald zur Thür hineinrufend: „Herr Apotheker, vier Zimmer und einen Stall für den Herrn Leibarzt!" — „Frau Kikelbergerin, drei Zimmer und ein Vorzimmer für den Herr Hofcontroleur von Latour! — Alles hübsch sauber und in Ordnung, — ich verlass' mich." — „Frau Stanzenhoferin, vier Zimmer für den Herrn Hofzahlmeister von Scharf, die allerschönsten, — ist gar ein wichtiger Herr, — keine Dummheiten machen! — ich kenn' Ihnen schon!" Und dabei wischte sich der dicke eilfertige Quartiermacher mit dem bunten Taschentuche den Schweiß von der Stirn, und in sich hineinbrummend: „Mein Gott! die Hitz' — alles liegt auf mir, — ja, ich sag's, wenn ich nicht wär', — nichts als Confusionen gäb's," setzte er keuchend seinen Weg wieder fort, bis ihm ein Bauer mit grünen Zweigen entgegenkam: „Wo tragt's denn das Reisig hin?" — „„Zum Herrn Doctor!"" — „Esel, zur Triumphpforten! Marsch! dort hinunter. — Anton, sein die Pöller auf den Wiesen. — Lorenz, meine Uniform heraussuchen und ausklopfen, — die Köchin soll schauen, ob keine Knöpf' fehlen!" —

Dieser geplagte Mann war aber niemand anders als der Herr Salinen- und Badearzt Doctor Götz, das Factotum und die Seele des kleinen Badeortes Ischl, der sich in einer kurzen Zeit durch seine herrliche Lage, seine interessanten Umgebungen, die Empfehlungen berühmter Aerzte der Residenz zu einem der ersten Bäder Oesterreichs aufgeschwungen hatte, und seinen Flor und Wohlstand in vieler Hinsicht eben den eifrigen Bemühungen unseres geplagten Doctors zu danken hatte. Doctor Götz war ein Original, und wenn er auch in ärztlicher Wissenschaft von manchen seiner Collegen übertroffen wurde, so war er doch als gefälliger, unermüdlicher, dienstfertiger Badearzt, unterrichteter Cicerone und unerschöpflicher Maître de plaisir unerreichbar. — Schnell, sprudelnd und hastig in seinem Benehmen, war er, was man in Oesterreich einen „Schuß" nennt, aber er verband mit seinen Sonderbarkeiten so viele gute Eigenschaften des Herzens, daß ihn Alle, Einheimische und Badegäste, gleich gern hatten und schätzten.

Das außerordentliche Ereigniß aber, das unsern Badearzt und mit ihm ganz Ischl in Bewegung und Allarm setzte, war die auf dem 19. Juli festgesetzte Ankunft des Kaisers mit der Kaiserin, dem Erzherzog Franz Carl und seiner Gemahlin, dem Erzherzoge Ludwig und dem ganzen Hofe. — In allen Häusern wurde gewaschen, gescheuert, geputzt, Vorhänge aufgesteckt, auf allen Bergen krochen Arbeiter, von unten wie emsige Ameisen

anzusehen, mit den Vorbereitungen zur Bergbeleuchtung herum, Transparente und Lampen wurden an den Häusern befestigt, die kleinen Schiffe der Traun mit Flaggen geziert, und aus dem großen Salzhause tönte ein lustiger Trompetenmarsch der Musik des Jäger-Bataillons, die eigens aus Salzburg herübergekommen war, — während die städtische Dilettantenmusik ihrerseits in einem andern Locale einen großartigen Festmarsch mit obligater türkischer Trommel so wacker verarbeitete, daß alle Bergechos wach wurden.

Während ganz Ischl so in freudiger, tumultuarischer Bewegung war, wollen wir uns nach Gmunden an die Ufer des Traunsees begeben, dessen herrliche Spiegelfläche damals noch kein Dampfschiff, sondern nur elende, aus einigen Bretern zusammengefügte Kähne befuhren, wie sie die dortigen Schiffer von ihren Urahnherren überkommen hatten, und an denen sie, eifrige Anhänger des conservativen Princips, weder etwas ändern noch verbessern wollten. — Es war Mittag, die Julisonne sandte ihre heißesten Strahlen herab, die von den kahlen Felsenwänden des kolossalen Traunsteins abprallend, mit doppelt drückender Gewalt sich auf den See und die Schindeldächer des Städtchens warfen. — Am Ufer des Sees, neben dem Salzhause, standen einige Reisende, die über den See nach Ebensee wollten, in eifriger Unterhaltung mit einem der Schiffer begriffen. — In diesem Augenblicke kam ich mit dem wackern Holzinger, dem biedern Wirthe zum goldenen Brunnen in Gmunden, an das Ufer herab. Ich war mit dem Eisenbahntrain von Linz angekommen, hatte mich in diesem Phönix-Wirthshause, das eine herrliche Aussicht auf die Traun, den See und das Gebirgspanorama mit einer musterhaften Reinlichkeit, ausgezeichneter Küche, bewährtem Keller und mit fabelhaft wohlfeilen Preisen vereint, mit herrlichen Forellen und gutem Weine gestärkt, und wollte nun in größter Eile dem Ziele meiner beschleunigten Reise, Ischl zu, meinen Weg fortsetzen. Holzinger hatte indeß am Ufer des Sees stehend, einen prüfenden Blick auf diesen, einen zweiten auf den Himmel geworfen und sagte kopfschüttelnd: „Ich möcht' Ihnen rathen, nicht zu fahren; warten's bis heut Abend; — der Traunstein hat heut früh seine Nebelkappen aufgehabt, die Sonn' sticht und der See ist gar zu still; das bedeutet nichts Gutes.“ — „Ich muß hinüber!“ war meine Antwort, „zudem ist kein Wölkchen am Himmel, die Luft rein und in zwei Stunden sind wir drüben.“ Er zuckte die Achseln und nahm mit jener gutmüthigen Herzlichkeit, die diesen biedern, einfachen Naturmenschen allen seinen Gästen so werth macht, Abschied, — ich aber sprang in den zum Abstoßen bereiten Kahn, in dem sich bereits zwei junge rüstige Schiffer, vier Männer und eine Dame befanden, und in wenig Augenblicken trieb unser leichtes Schifflein auf der unabsehbaren Fläche des Sees dahin. Ein leichter Wind, der sich vom Lande aus erhob, schien uns zu begünstigen, und die Schiffer spannten ihr Segel auf, mit den Rudern nur hier und da nachhelfend. Ein solches Segel besteht aber nur aus einem ungefähr acht Quadratschuh großen Stücke geflickter und theilweise zerrissener Leinwand, das mit einer Querstange oben, einer unten, an einem am Vordertheile des Schiffes aufgepflanzten Stocke befestigt ist. Ich hatte Zeit und Muße, meine Reisegesellschaft näher zu betrachten; — sie bestand aus einem Landpfarrer mit seiner Nichte, aus zwei jungen Handlungscommis von Linz, die einen dreitägigen Urlaub zur Besichtigung einiger Schönheiten des Salzkammergutes benutzen wollten, und aus einem schwedischen Marineofficiere, dem Fregatten-Capitain Graf Fersen, der seiner Gesundheit halber Ischls Bäder besuchen wollte. Mit Letzterem wurde ich schnell bekannt, er hatte Europa durchwandert, war gebildet, belesen, und seine an persönlichen Erfahrungen reiche Schilderung seiner Reisen verwickelte uns bald in ein interessantes Gespräch. — Er behauptete eben, indem wir von Frankreich und der daselbst unaufhörlich herrschenden Gährung sprachen, daß Heinrich von Bordeaux, und mit ihm die ältere Linie der Bourbons, vor 1845 wieder in Frankreich regieren werde, als der eine Schiffer, ohne ein Wort zu sprechen, auf ein kleines graues, dichtzusammengeballtes Gewölke zeigte, das wie eine Kugel am Horizonte über den Bergen von Traunkirchen hing; — während der andere Schiffer, das Zeichen bemerkend, emsig zu rudern begann und vor sich hin brummte: „Unser Herrgott gebe, daß wir gut hinüber kommen.“ Wir lachten über diese Aengstlichkeit, wegen eines kleinen Wölkchens an dem sonst reinen, blauen Himmel, und der schwedische Capitain, der die Stürme des tobenden Nordmeeres bestanden hatte, sagte: „Was kann einem auf dieser Pfütze auch geschehen!“ Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als die Wolkenkugel sich schon mit riesenhafter Schnelligkeit vergrößert und über den halben Horizont ausgedehnt hatte, während ein heftiger heulender Windstoß sich über die Berge herabstürzend und Tannen und Fichten zersplitternd, den See bis in seinen Grund aufwühlte und unser Segel erfassend, den Vordertheil unseres Schiffchens so tief ins Wasser tauchte, daß es

halb voll Wasser wurde. „Um Gotteswillen, das Segel herunter!“ schrie der Schiffer vom Hintertheile, aber ein zweiter Windstoß hatte bereits zu unserm Glücke die Segelstange abgebrochen und das Segel schwamm auf den schäumenden Wogen mit den Jacken und Hüten der Schiffer, die diese der Hitze wegen abgelegt hatten. Wie mit einem Schlage wurde es fast Nacht, ein entsetzliches Heulen der Windsbraut übertönte unsere Worte, wir blickten zurück und sahen den See thurmhoch, wie eine breite Eismauer auf uns heranrollen. „Alles niederwerfen, auf den Boden!“ schrie der eine Schiffer, das Commando mußte befolgt werden, damit der Wind weniger Gegenstände des Widerstandes finde. Ich und Graf Fersen knieten am Vordertheile, bemüht, mit unsern Reisekappen das Wasser auszuschöpfen, das Welle auf Welle in unser auf- und niederstürzendes Boot hineinwarf. Wir trieben mit Blitzesschnelle gegen Traunkirchen zu, — ein Blick zeigte uns ein Schauspiel, das eben nicht geeignet war, unsern Muth zu erheben; — am Ufer lag die Gemeinde auf den Knien, und der Priester, der mit ihr den Sonntags-Nachmittagsgottesdienst verlassen hatte, gab uns vom Ufer aus mit dem Hochwürdigsten den Segen. Es war ein großer, erhabener und dabei schauerlicher Moment, was ich in jenen Augenblicken gedacht, empfunden, — ich vermag es nicht mehr klar zu beschreiben, — ich dachte an Frau und Kind, — dann trat jene Resignation ein, die die einzige Zuflucht des Menschen in solcher Lage ist; auf dem Schiffe herrschte eine lautlose Stille, die Schiffer hatten die Ruder weggelegt und schienen sich zum Schwimmen bereit zu machen; — das Frauenzimmer lag ohnmächtig im Boote. Der Pfarrer betete, während der eine Handlungscommis von Zeit zu Zeit verzweifelnd schrie: „Ans Land fahren!“ Jetzt erfaßte uns die volle Gewalt des Föhns, hob unser Schiff hoch empor, man sah und hörte nichts mehr in der Wind- und Wasserhose, in der wir eingewühlt waren, — ein Stoß — wir waren an ein Ufer geworfen worden; — mit Blitzesschnelle sprangen die Schiffer heraus und zogen das Boot mit Stricken an sich, wir sprangen heraus. Es war das kleine Vorgebirge, wo man gegen Ebensee zu umbiegt, wo eine Votivsäule steht, wohin die Riesengewalt des Föhns uns zu unserm Heile geschleudert hatte. Da standen wir sieben Menschen auf einem Plätzchen von ungefähr sieben Quadratschuh, hinter uns eine unerklimmbare Felsenmauer, während von vorn der tobende See uns seine Wellen bis an die Brust hinaufwarf, und ein sündfluthartiger Regen aus allen geöffneten Wolkenschleußen herabströmte. Es war eine erbärmliche Lage, aber paradiesisch für Jeden von uns, im Vergleich mit dem Aufenthalte auf dem Schiffe vor wenigen Minuten. Ich hatte vor dem Ausbruche des Sturmes zufällig auf die Uhr gesehen, — ich sah wieder nach, funfzehn Minuten hatte unser Todeskampf gedauert, funfzehn Minuten, die uns schnell wie eine Secunde vorübergegangen waren, und in denen uns der Sturm eine Strecke fortgetragen hatte, zu der man sonst anderthalb Stunden braucht. Wir mochten ungefähr eine Viertelstunde auf unserem unbequemen Rettungsplatze uns einer an den Andern klammernd gestanden haben, als ein donnerähnliches Gerolle in unserm Rücken losbrach. „Das sind die Bergriesen, wir müssen fort!“ schrien die Schiffer, und in der That war unsere Position nicht mehr haltbar. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz, im September.

[Erste Generalversammlung der deutschen Naturforscher.]

Die Naturforscher haben nun Mainz verlassen, die ungewöhnliche Lebhaftigkeit, die wir seit zehn Tagen sahen, hat aufgehört, wir sind in das gewöhnliche Geleis zurückgekehrt, welchem uns die bisherigen Feste entrückten. Es war eine wahrhaft „deutsche“ Versammlung; aus allen Gauen des Vaterlands kamen die Männer der Wissenschaft in großer Zahl; ja man darf die zwanzigste Versammlung füglich eine „europäische“ nennen, denn auch Frankreich, Belgien und die Schweiz, Italien, Holland, England und Rußland haben ihre Repräsentanten, und einige dieser Länder sogar förmliche Deputationen zur zwanzigsten Versammlung hierher geschickt. Nun ist es zwar nicht zu läugnen, daß wir diesen Zudrang von gelehrten Gästen zur zwanzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher nur dem Renommée dieses ambulanten Vereins verdanken, der als ein Triumph deutscher Wissenschaft betrachtet werden muß. Allein, daß der diesjährige Versammlungsort der deutschen Naturforscher doch auch Manches zum besondern Glanze der Versammlung beigetragen hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wie oft mögen viele dieser Gelehrten in dem gelehrten Kreise, in den sie gebannt sind, schon eine Sehnsucht empfunden haben nach dem heiligen Rheine, wo die Wissenschaft und das Leben sich gegenseitig durchdringen und erfrischen! Es war voraus zu sehen, daß die Versammlung zahlreicher werde, als viele in den vorhergegangenen Jahren; man wußte, daß viele Naturforscher mit besonderer Liebe nach Mainz reisen würden. Daher blieb es unsre Aufgabe, in dieser Septemberwoche alles aufzubieten, was von je her als Tugend, Eigenthümlichkeit und Vorzug der Bewohner dieser Stadt gepriesen wurde, die ganze rheinische Jovialität und Hospitalität, den ganzen Lebensmuth und ein warmes Interesse für alles

Höhere und Bedeutsamere im Leben und in der Wissenschaft. Es freut mich, daß ich von unseren Bewohnern bei dieser Gelegenheit sagen darf, sie haben sich schön und würdig benommen, sie haben ihren Ruf aus den Zeiten der Gutenbergsfeste auf das schönste bewahrt, und sie haben die besten Eindrücke bei unsern gelehrten Gästen zurückgelassen. — Ich habe Ihnen früher schon angedeutet, daß die hiesige städtische Behörde als Sitzungslocal für die Naturforscher die berühmte Aula im ehemaligen, kurfürstlichen Schlosse restauriren ließ. Als die Versammlung am Morgen der ersten Generalversammlung dieses Local betrat, war sie aufs höchste überrascht. Es liegt aber auch etwas ganz eigenthümlich Majestätisches in diesem Raume, der zugleich den wohlthätigsten Eindruck hervorbringt. Ist es das Lichte, Freundliche, Imponirende, Erhabne dieses Raumes, sind es die leichten und angenehmen Verhältnisse, ist es der Anblick der herrlichen Gemälde des Plafonds, was unwiderstehlich anzieht? Möglich, daß die merkwürdigen Erlebnisse dieses fürstlichen Saales diesen Eindruck erzeugen halfen, denn viel Ruhm und Stolz knüpft sich für Mainz an diese Wände; der Fuß betritt hier einen geheiligten Boden, wo einst die Kunst, der Edelmuth und die Menschenfreundlichkeit thronten; die Geister der edlen Kirchenfürsten, die hier residirten, üben noch heute ihre wohlthuende Gewalt. Und die Sitzungen der zwanzigsten Versammlung deutscher Naturforscher gaben diesem prächtigen Raume von neuem die Weihe. — es war ein schöner Gedanke von der Behörde, daß sie dieses also anordnete. — Nachdem sich unsre fremden Gelehrten in diesen für ihre Generalversammlungen und Sectionssitzungen bestimmten fürstlichen Räumen gehörig umgethan, rief die Schelle des Präsidenten die Anwesenden zur ersten Generalversammlung. Sie wurde von 650 Naturforschern, die die Plätze par terre einnahmen, besucht; die Forscherinnen in den Logen und auf den Gallerien zählen wir nicht mit. — Die Rede, mit welcher der Präsident und erster Geschäftsführer, Medicinalrath Dr. Gräser, die Sitzung eröffnete, bestand in ihrer ersten Hälfte in einem freundlichen Willkommen und in einem Dank für die Ehre der Wahl; in dem andern Theile aber war die Bedeutung und das Wesen des Nationalinstituts deutscher Naturforscher und Aerzte geistvoll und umfassend hervorgehoben, und zum Schlusse waren noch Hindeutungen auf ältere und neuere wissenschaftliche Bestrebungen in Mainz beigefügt. Während also der Eingang der Rede die ganze Versammlung ergriff, war der Verlauf derselben sehr belehrend und anregend, weshalb auch die Anwesenden den Redner am Schlusse mit lautem Applaus belohnten. — Darauf betrat der zweite Geschäftsführer, der bekannte Ornitholog Bruch aus Mainz, die Tribüne und verbreitete sich über die im vorigen Jahre zu Braunschweig angeregte Frage, ob es nöthig sei, die Statuten der deutschen Naturforscher, die nun bereits 20 Jahre Geltung haben, zu erneuen oder zu modificiren. Die Versammlung nahm an der, durch diese Rede angeregten, Discussion lebhaft Theil, und beschloß, eine Commission zur Berathung über diesen Gegenstand niederzusetzen. Ich erwähne schon hier, daß diese Commission, die aus acht der ersten Notabilitäten der Versammlung bestand, sich später gegen eine Abänderung aussprach, weil gerade die ungewöhnliche Einfachheit dieser Statuten Zeugniß für deren Vorzüglichkeit gebe. — Darauf hielt Hr. Pastor Brehm aus Renthendorf einen wissenschaftlichen Vortrag über die intelligenten Erscheinungen beim Thiergeschlechte, und über den Schutz, den die weiblichen Thiere ihrer Nachkommenschaft und die männlichen ihren Weibchen angedeihen lassen. — Ein anderer wissenschaftlicher Vortrag wurde von Hrn. Hofrath Kastner aus Erlangen gehalten, betreffend die Lichttheorieen, und der Vortrag war noch besonders ausgeschmückt mit einer Reihe ganz interessanter, chemischer und physischer Beobachtungen. — Die fünfte Rede war medicinischer Natur und wurde vom Geheimrath Dr. Stiebel aus Frankfurt gehalten; sie betraf die Beobachtung eines neuen, merkwürdigen Infusoriums im menschlichen Urin. — In Bezug auf die Länge waren diese fünf Vorträge zwar nicht von der Art, daß sie die Geduld auf die Probe stellten, denn sie waren zum großen Theil sehr interessant; wohl aber stellten sie den Magen auf die Probe, denn sie dauerten bis zwei Uhr Mittags, und ich wunderte mich gar nicht, als ich die Naturforscher nach dem Schlusse große Schritte vom Sitzungssaale zum Banketsaale machen sah, worin heute das große Fest-Banket statt fand, auf das ich später zurückkomme, wenn von den festlichen Veranstaltungen die Rede ist. — (D. F. f.)

Notizen.

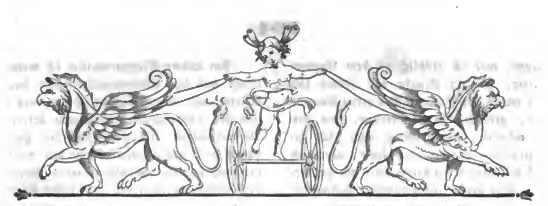
[Verf. der Pentarchie.]

Dr. Riedel sucht im Piloten den Verf. der Pentarchie nachweislich zu machen. Er sei nothwendig Protestant, habe in Leipzig Rechte und historische Hülfswissenschaften studirt, leipziger Lehrer, die zum Theil namhaft gemacht würden im Buche, seien nicht ohne Einfluß auf den Bildungsgang des Autors geblieben. Ein Obscurer sei der Verf. nicht, denn Rußland pflege seine Talente zu verwenden. Der Verf. wolle sich auch sichtlich mit dem Buche ein Creditiv für einen hohen Gesandtschaftsposten ausstellen, und zwar für den in London, denn er coquettire nicht umsonst mit den feinsten englischen Bezeichnungsformen. Sämmtliche Bezüge dieser Art deuteten aber vereint auf Baron v. Brunnow, den russischen Diplomaten, dessen Familie in Dresden lebt, der in Leipzig studirte, der in England und gegen England bereits die feinsten Proben eines glänzenden diplomatischen Talentes abgelegt.

[Literarische Hülfsmittel.]

Ein Literator, dem es nächste Aufgabe ist, die deutschen Lebensverhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts und der neusten Zeit zu durchforschen und zu bearbeiten, findet oft über den Mangel an zusammengestellten und geordneten Hülfsmitteln zu klagen. Besonders fühlbar ist ihm das Bedürfniß, daß der Goethe'sche Briefwechsel endlich in einer Gesammtausgabe vereinigt erschiene. Es wird in der That immer dringender, dazu Veranstaltung zu treffen. Jetzt ist eine kleine Bibliothek erforderlich, um nur das Gedruckte beisammen zu haben, und wie viel des Ungedruckten mag noch zurück sein! — •.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 199. — den 11. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Daguerreotypen aus Oesterreich.

4. Bad Ischl im J. 1837.

(Fortsetzung.)

Ein heftiger Wolkenbruch schwillt in diesen Bergen die Bäche, die sonst von den Höhen sparsam herabrieseln, zu wilden Strömen an, die in den natürlichen Rinnen und Einschnitten des Berges, „Riesen" genannt, herabstürzen, und Bäume, Gesträuch, Steinmassen und kleines Gerölle mit sich hinabwälzen. Das Rollen der Steine, das Krachen der jungen Bäume, die sie in ihrem lawinenartigen Laufe mitnahmen, das Rauschen der Wassergüsse wurde immer heftiger, rechts und links schlugen schon centnerschwere Steine in den See, daß er weißschäumend aufspritzte, wir mußten jeden Augenblick gewärtigen, daß sich eine solche Schleuße auch hinter uns einen Weg bahnen werde, und dann waren wir verloren; — also ins Boot! Der See war etwas ruhiger geworden, die erste Wuth des Sturmes hatte sich gelegt; die Schiffer stiegen ins Wasser und hoben das Schiffchen, das der See gehoben und beim Niedersenken zwischen zwei Felsenspitzen eingeklemmt hatte, in das Wasser; — zum Besinnen war keine Zeit, wir trugen das Frauenzimmer und den weinenden Handlungscommis mit Gewalt in das Boot und überließen uns von neuem unsern entschlossenen Schiffern und unserm guten Glücke. Kaum waren wir zwanzig Schritte weit in dem See, als eine neue Riese losbrach und Felsenstücke und Baumstämme mit wüthender Gewalt auf den Platz schleuderte, den wir so eben verlassen hatten. Eine Minute später und wir wären zerschmettert worden; — so aber kamen wir, von den Wogen hin und her geschleudert, glücklich nach Ebensee, wo der Pfarrer und seine todtkranke Nichte zurückblieben, uns Andern aber der Postmeister mit einem guten Wagen nach Ischl beförderte. — Ehe wir einstiegen, sahen wir noch unsere Schiffer wieder in den noch immer unruhigen See hinausstechen, theils um, wie sie sagten, ihre Hüte und Jacken wieder zu fischen, theils um zu ihren Angehörigen nach Hause zu kommen. „Die werden weiter keine Angst haben!" sagte der Aeltere, „wenn wir heute nicht zurückkommen, so glauben sie, wir sind ertrunken." — Das Unwetter hatte ausgetobt, die Abendsonne beleuchtete die Berge, als wir um 8 Uhr in Ischl ankamen.

Ich war damals Director des ständischen Theaters in Linz und führte in dieser hübschen und gemüthlichen Donaustadt jenes beweglich-geschäftige und dabei doch trocken-einförmige Leben, das den Wirkungskreis eines österreichischen Provinz-Directors ausmacht, und in einer täglich wiederkehrenden Reihe von Arbeiten, Plagen, vielem Verdrusse und mäßigen Einnahmen bestehend, ein fortwährendes Ringen, Kämpfen, Streben und Speculiren, ohne die Aussicht irgend eines befriedigenden Zieles, nöthig macht. Beschäftigt eben auf der Probe, C. M. von Weber's nur zu wenig gekannte „Silvana" in

die Scene zu setzen, war ich plötzlich zu dem Gouverneurs-Stellvertreter, Hofrath Kreʒka von Jaden (ich bitte meine Leser wegen der Schwierigkeit dieses Namens um Verzeihung), gerufen und von diesem, um weitere Befehle zu erhalten, augenblicklich nach Ischl geschickt worden, und dies war die zwar kurze, aber doch eilige Reise, auf der mich der geneigte Leser am gmundner See antraf. Das große und geräumige Postwirthshaus in Ischl hatte mich Ermüdeten aufgenommen, und nachdem ich aus meinem durch und durch nassen Reisesacke einige wenigstens nur halbnasse Kleidungsstücke hervorgesucht und die am Leibe befindlichen ganz durchnäßten damit vertauscht hatte, ging ich in das Tafelzimmer hinunter, wo ich mehrere Honoratioren des Städtchens und auch meinen Reisegefährten, Grafen Fersen, schon fand. Das Gespräch drehte sich, wie natürlich, meistens um den heute erlebten Sturm, der auch hier fürchterlich gehaust hatte, und der alte Mautheinnehmer behauptete, seit zwölf Jahren keinen ähnlichen erlebt zu haben. — „Ich habe," sagte der meergewiegte schwedische Capitain, „mir die Möglichkeit eines solchen heftigen Sturmes auf diesem doch verhältnißmäßig nur kleinen See nie denken können; — ich bin bekehrt und eines Bessern belehrt, ich habe in den Weihnachtstagen 1832 sieben und dreißig Stunden im heftigsten Sturm auf der Ostsee zugebracht, mein Schiff hatte zwei Masten verloren, aber ich entsinne mich nicht, daß jene lange Zeit des Kampfes mit den stürmenden Elementen auf mich einen so tiefen, erschütternden Eindruck hervorgebracht hätte als diese Viertelstunde auf dem Traunsee." „Sie haben von Glück zu sagen," bemerkte der Postmeister, „daß die Gewalt des Windes Sie gerade auf jenen Punct warf, wo ein kleines Plätzchen zum Landen war, an der ganzen Seite des Traunsteins, und fast an jedem andern Puncte der untern Hälfte des Sees, ist das Anlanden unmöglich, und der Kahn wäre von der Brandung an den steilen Felsenwänden zerschellt worden. Wir haben nur zu viele Beispiele." — Unser Gespräch wurde durch ankommende Badegäste mit der Nachricht unterbrochen, derselbe Sturm habe auf dem Wolfgangsee einen Nachen mit acht Personen umgeworfen und alle seien ertrunken.

Tief erschüttert priesen wir die schützende Vorsehung, die uns der drohenden Gefahr entrissen hatte, und während der verzagte und noch immer todtenblasse Handlungscommis sich hoch und heilig verschwor, nie in seinem Leben mehr zu Wasser, sei es auf einem See, Flusse oder dem Meere, zu reisen, suchten wir unsere Zimmer und die so nöthige Ruhe.

Am andern Morgen machte ich meine Besuche und erfuhr von dem liebenswürdigen und humanen Polizeidirector von Graff die Ursache meines Hierseins. Er und der Landesgouverneur Baron Skrbenski, mit den Vorbereitungen zum Empfange des Hofes beschäftigt, hatten auch das Theater besucht und die für den Badeort concessionirte Gesellschaft eines Herrn Seidler aus den böhmischen Wäldern zu schlecht befunden, um dem Hofe bei schlechtem Wetter eine auch nur annehmbare Zuflucht im Theater bieten zu können; — ich sollte nun diese Lücke ausfüllen und, Schauspiel und Localposse dort zurücklassend, mit der Oper von Linz auf einen Monat herüberkommen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, wir zählten den 16ten — am 19ten kam der Hof und am 20ten mußte schon die erste Vorstellung sein; — ich wurde daher an das allgemeine Factotum, den Doctor Götz, wegen der Details gewiesen und traf diesen endlich beim Mittagessen. „Aha! Sie sein der Herr Theaterdirector von Linz, — freut mich, — war neulich bei Ihnen in Linz im Theater, hab' herzlich gelacht, hören Sie, der Baptist das ist ein Teufelskerl und Ihre Frau ist gar a liebes Trutscherl, und so g'spaßig, — Du, Frau! — a Flaschen St. Peray für den Herrn Director, — a Stückel Kapaunee, nicht wahr? das werden's doch nicht verschmähen;" — und so ging's in der herzlichen und gutmüthigen Suada des Doctors fort, ohne mich nur zu Worte kommen zu lassen. Endlich kam auch der Zweck meiner Reise an die Reihe; — ich erkundigte mich nach den näheren Theaterverhältnissen. „Alles in der schönsten Ordnung," sprudelte mein Doctor, „ich übergebe Ihnen das ganze Theater, wie es liegt und steht, Sie kriegen einen Wald, eine Stadt, zwei Zimmer, einen Garten, einen Saal und einen Kerker, — der ist für die Bösewichter zum Einsperren, bringen's nur gute Subjecte und spielen's recht schön, dann werden's schon brav Geld einnehmen; — das heißt, von den Ischlern kriegen's nit viel, das sage ich Ihnen schon im voraus, die halten nichts auf solche Dummheiten, aber die Fremden und dann der allerhöchste Hof; — nun genug, Sie werden zufrieden sein." Da ich wußte, daß der Besuch des Hofes die Wohnungen nicht nur selten gemacht, sondern auch den Preis bedeutend vertheuert hatte, so bat ich ihn, mir die nöthigen Logis für die Gesellschaft zu besorgen. „Schon recht, nur mich machen lassen! — Wenn kommen Sie mit Ihren Leuten an?" — „Am 19ten Abends!" — „Gut is, — am 19ten Mittags sein alle Quartiere in der Ordnung, — nur auf mich verlassen; — bringen's

alle Leute da zu mir her, und von da schicken wir's in die Wohnungen." — Nachdem ich ihm nun eine genaue Liste der nöthigen Wohnungen gegeben, das Theater besichtigt und manche nöthige Vorkehrungen getroffen hatte, nahm ich von meinem wackern Doctor herzlichen Abschied und kam wohlbehalten und ohne Unfall auf dem See nach Linz zurück, wo meine Botschaft von der Gesellschaft mit Enthusiasmus aufgenommen, über Hals und Kopf eingepackt und alles so in den Stand gesetzt wurde, um die beabsichtigte Reihe von Opernvorstellungen vor einem so hohen Publicum ohne Hinderniß und mit der möglichsten Vollkommenheit geben zu können.

Am 19. Juli Morgens reisten wir, zweiunddreißig Personen stark, auf der Eisenbahn von Linz ab, kamen zu Mittag nach Gmunden und von da über den See nach Ebensee, von dem schönsten Sommerwetter begünstigt. Die große Fähre, auf der sich die Gesellschaft befand, bot einen heitern und malerischen Anblick, Decorationen, Versetzstücke, Garderobe-Kisten, Koffer und Mantelsäcke erhoben sich in verschiedenen Pyramiden, um und auf denen die Mitglieder der Gesellschaft, der Hitze wegen in den barockesten Sommercostumen, lagerten und mit lustigen Chören von Kreutzer und Weber das Echo der Bergwände hervorriefen. Ich war mit einem leichten Steyrerwagen bis Traunkirchen gefahren und hatte mich erst von dort überschiffen lassen, wodurch ich einen Vorsprung von einer Stunde vor der Gesellschaft gewonnen, den ich dazu bestimmt hatte, um in Ebensee die nöthigen Fuhrwerke zu requiriren und die Gesellschaft ohne Aufenthalt sogleich nach Ischl weiter zu befördern. Allein wer schildert meinen Schreck, als mir der Stallknecht in Ebensee (denn der Postmeister, seine Familie und alle Honoratioren waren nach Ischl) mit der ruhigsten Trockenheit von der Welt berichtete, in ganz Ebensee wäre heute kein Pferd aufzutreiben; — sie hätten alle Pferde dem Postmeister von St. Gilgen für die kaiserlichen Relais leihen müssen, vor Mitternacht käme keines zurück, und vor Morgen früh könne dann nicht eingespannt werden; — und Morgen sollte — mußte die erste Vorstellung sein; — der Besuch des Kaisers im Theater war bereits festgesetzt und angesagt worden. Wir schickten überall herum, um wenigstens Ackerpferde zu bekommen, Alles umsonst, — ein einziger Ochsenwagen, gewöhnlich zum Steineführen benutzt, wurde aufgetrieben. Unter diesen Debatten und Bemühungen landete die Gesellschaft, und die ohnehin schon heillose Confusion wurde durch zwanzig bis dreißig fragende, lachende, klagende und fluchende Stimmen, durch das Ausladen der Bagage u. s. w. noch vermehrt. — Nachdem ich die Unmöglichkeit, Pferde zu bekommen, klar eingesehen hatte, blieb nichts Anderes übrig, als aus der Noth eine Tugend zu machen und einen Entschluß zu fassen; — ich ließ daher acht Damen der Gesellschaft und ein Kind auf meinen Steyrerwagen setzen, der eigentlich nur vier Personen fassen konnte, band meinen eigenen Koffer außen zwischen den Rädern rechts und links an, setzte mich selbst auf den Bock und, nachdem ich die Bagage auf den Ochsenwagen hatte laden lassen und den Zurückbleibenden Geduld empfohlen hatte, bis ich ihnen von Ischl aus Wagen schicken könnte, kutschirte ist getrost gegen Ischl zu. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Fortsetz.)

[Die zweite und dritte Generalversammlung der deutschen Naturforscher.]

Die zweite Generalversammlung der deutschen Naturforscher war, schon vermöge der in ihr verhandelten Stoffe, noch weit interessanter als die erste. Vor allen Dingen schritt man zur Wahl des nächsten Versammlungsorts. Dazu waren zwei Städte in Vorschlag, Grätz und Bremen, und von beiden Städten her waren Deputationen gekommen, um förmlich die Ehre der Wahl für ihre Committenten in Anspruch zu nehmen. Es konnte nicht fehlen, daß deshalb die Wahl zu einer Discussion Veranlassung gab, woran zwar besonders die Repräsentanten der beiden Städte Theil nahmen, doch auch noch mehrere andre Redner, die für Grätz oder Bremen das Wort zu nehmen für gut fanden. Der Sieg war lange unentschieden, da sich für beide Städte gleiche Vorzüge geltend machten; da endlich erhob sich ein Oesterreicher (Oettingshausen aus Wien) und erinnerte, daß der erhabne Fürst, der neulich bei einem Toaste ausrief: „Kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein einiges und kräftiges Deutschland, so fest wie unsre Berge," daß dieser Fürst in Grätz wohne (Erzherzog Johann), und daß schon dieser Umstand allein die Gesellschaft veranlassen müsse, in diesem Jahre Grätz den Vorzug zu geben, zumal weil der edle Erzherzog ebenfalls die baldige Anwesenheit der deutschen Naturforscher in Grätz wünsche. Das entschied den Sieg für Grätz, um so mehr, da gerade an demselben Tage, wo die Wahl statt fand, Erzherzog Johann in Mainz anwesend war. Wenn aber auch Grätz in diesem Jahre über Bremen siegte, so ist es entschieden, daß die nächste Wahl auf Bremen fallen muß, da sich diese Stadt auf das ernstlichste um die Ehre bewarb. — Nachdem dieses abgethan war, bestieg ein Abgeordneter aus Straßburg die Tribüne und lud, in einer geistreichen, durchdachten Rede, die deutschen Naturforscher zum französischen Gelehrten-Congreß ein, der dieser Tage in Straßburg eröffnet wird. Diese Angelegenheit erregte viel Theilnahme, sogar viel jubelnden Beifall in der Versammlung, denn man sah darin von neuem ein Anerkenntniß der Präponderanz deutscher Wissenschaft von Seiten

der Franzosen, man sah, daß wenigstens im Bereiche des Wissens die Antipathieen zwischen beiden Nationen verschwunden sind, es war in dieser Einladung nicht sowohl eine nachbarliche Höflichkeit, als vielmehr ein nationales Zugeständniß, freilich nur in dem Gebiete der Wissenschaft, wo von einer Rheingrenze nicht die Rede ist. Jedenfalls versöhnen solche Erscheinungen, und sehr viele der anwesenden Naturforscher beschlossen alsbald, nach dem Schluß der Sitzungen in Mainz nach Straßburg abzureisen. — Sodann hielten in dieser Generalversammlung die Herren Hofrath v. Martius aus München, Professor Leukard aus Freiburg und Professor Fischer von Waldheim aus Moskau sehr wichtige unterhaltende und belehrende Vorträge; der erste über die Krankheiten der Indier, der zweite über die menschenähnlichsten Thiere, der dritte über ein neues, von ihm entdecktes, pancretisches Mikroskop. Ueber andre Themen von minderm Belang ergriffen noch Professor Nöggerath aus Freiburg und Hofrath Schwarz aus Fulda das Wort. —

Die dritte und letzte General-Versammlung führte zuerst den Abgeordneten der Akademie von Livorno, Dr. Meyer, auf die Tribüne, woselbst dieser ehrenwerthe Gelehrte eine tüchtige Rede über germanische und italische Strebungen im Gebiete der Wissenschaften im Allgemeinen und der Naturkunde insbesondre hielt. Damit verband er sehr verbindliche und schmeichelhafte Worte, die er im Namen der Akademie zu Livorno an die deutschen Naturforscher und Aerzte richtete. Nach ihm hielten folgende Redner wissenschaftliche Vorträge: Hr. Dr. Vogt aus Neuchatel (über Besteigung und Untersuchungen der Gletscher), Hr. Dr. Kirnberger aus Mainz (über Wesen und Zusammenhang der Imponderabilien), Hr. Geheimrath Crève aus Frankfurt (über die Macht der Einbildungskraft in der somatischen Sphäre des Menschen), Hr. Professor Plagge aus Gießen (über eine neue Theorie des Sehens). — Nach diesen Vorträgen schritt der Präsident zum Schlusse. In seiner Schlußrede kam er noch einmal auf die Beziehungen von Mainz zur zwanzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher zurück, drückte der Gesellschaft für ihre warme Theilnahme und lebendige Thätigkeit sowohl in den allgemeinen, wie in den Sectionssitzungen den aufrichtigsten Dank aus, und forderte die Versammlung auf, das, was Mainz der zwanzigsten Versammlung darbot, mit Nachsicht und Liebe zu betrachten und dieser Stadt, ihren Bewohnern und den Geschäftsführern ein freundliches, wohlwollendes Andenken zu bewahren. — Die Dankrede im Namen der Gesellschaft hielt Hr. Professor Mansfeld aus Braunschweig. Er bewies, daß Mainz den Erwartungen, die die Gesellschaft im vorigen Jahre bei der Wahl dieser Stadt gehegt, nicht nur entsprochen, sondern daß es sie übertroffen habe. Dabei müsse aber noch besonders in Anschlag gebracht werden, daß Mainz weder Residenz, noch Universitätsstadt sei, eine Stadt, die sowohl durch wissenschaftliche Strebsamkeit, wie durch Handel und Industrie sich selbstständig auf eine überraschende Weise in neuerer Zeit entwickelt habe; es gehe also natürlich Mainz Manches ab, wodurch einige bisherige Versammlungsorte glänzten, und doch sei der hiesige Aufenthalt der deutschen Naturforscher wohl einer der interessantesten in den letzten 20 Jahren, seit der Gründung des Instituts, gewesen. — Diese und die Schlußrede des Präsidenten machten auf die anwesende, zahlreiche Versammlung den entschiedensten Eindruck, und unter Hurrahs und Vivats ward die Versammlung geschlossen. So endete die zwanzigste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte als eine in Bezug auf wissenschaftliche Resultate sehr reiche, in Bezug auf Renommèen, die bei derselben anwesend waren, sehr ausgezeichnete und in Bezug auf die Stärke der Gesellschaft (sie zählte 1000 Mitglieder) die meisten der bisherigen Versammlungen übertreffende. In Mainz, welche Stadt die Gelehrten nun verlassen haben, sind ihnen die sprechendsten Beweise von wissenschaftlicher Strebsamkeit, ächt deutscher Gesinnung und herzlicher Hospitalität geworden, und sie lebten zehn Tage hindurch ein Leben, das sich wohl in keiner Gegend Deutschlands in dieser Weise wiederfindet.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

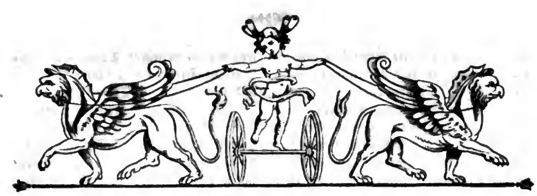
[Der Verfasser der Pentarchie.]

Gegen Riedel's Hypothese bezeichnet jetzt der Pilot den Dr. Goldmann, der als Censor und Berichterstatter über die deutsche Presse im Büreau des Fürsten Paskewitsch arbeitet, als unbezweifelten Pentarchisten. Dr. Goldmann, ein geborner Herrnhuter, dann Student in Leipzig, jetzt Katholik, schrieb schon vor etwa fünf Jahren — sagt R. John im Piloten — eine Abhandlung über dasselbe Thema in demselben Sinne. Das Manuscript wird ihm im Innern Rußlands gestohlen und erschien nicht lange nachher ins Englische übersetzt im „englischen Portefolio," aus welchem es ins französische Portefolio überging. Nach einem Jahre hatte die Abhandlung ihren Weg in die augsburger Allgemeine gefunden und aus dieser Mittheilung entdeckte erst der Verf., daß seine Arbeit noch vorhanden sei. Sie war jedoch auf ihren Wanderungen stark verändert, und der Verf. glaubte es sich selbst schuldig zu sein, das Thema von neuem abzuhandeln. So entstand die Pentarchie. Ein Freund des Verfassers, dem Dr. John diese Mittheilung verdankt, las das Buch im Mscpt., überarbeitete einiges und fügte mehrere Noten hinzu. Dr. John nennt jedoch diesen Gewährsmann der Versicherung nicht.

[Held's Dramen.]

Wir lasen Held's Liebe, Held's Freundschaft. Wie es heißt, hat der Verfasser noch eine ganze Reihenfolge dramatischer Entwürfe ähnlicher Art in petto. Die abstracte Abfassung des Inhalts und Themas im Titel nimmt gegen seine Compositionen ein. Wir wissen bei Shakspeare von einer Tragödie der Liebe, aber der Dichter nannte sie Romeo und Julie, von einer Tragödie der Eifersucht, die er nach dem Helden Othello nannte. Den Poeten kümmert nicht der abstracte Begriff; der concrete Lebensinhalt ist sein Thema. — In Held's dramatischen Compositionen ist viel Schwung, in seinen Erfindungen Fülle, in seiner Sprache Kraft; aber Schwung, Fülle und Kraft sind bei Held aus der Schule Karl Moor's, die Diction Schiller's in seiner ersten Epoche ist ihm zur stehenden Manier geworden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 200. — den 13. October 1842.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Daguerreotypen aus Oesterreich.

4. Bad Ischl im J. 1837.

(Fortsetzung.)

Unser Wagen, der mit den zehn Personen oben, und den vier bis sechs Koffern rechts und links einer leibhaften Arche Noah's ähnlich sah, schwankte in demselben Augenblicke von der linzer Seite nach Ischl hinein, als von der salzburger Straße Se. Majestät der Kaiser, die Kaiserin und der ganze Hofstaat unter den Tönen der Musik, dem Geläute der Glocken, dem Krachen der Pöller und dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in den freundlichen Badeort hielten. Alles wogte, jubelte, drängte und zwängte sich durch einander, und wir konnten in diesem allgemeinen Tumulte weder Wagen für unsere Nachzügler bekommen, noch unsern Hoffnungsstern, den Doctor Göz, ausfindig machen. Wir fuhren also mit unserm wunderlich anzusehenden Fuhrwerke, zur eben nicht besondern Belustigung der sich drängenden Menge, auf gut Glück hin und her, ohne auch nur die mindeste Unterkunft finden zu können. Es ward bereits dunkel, die Illumination des Städtchens begann, während auf allen Bergen ungeheure Scheiterhaufen aufloderten und ein wahrhaft großartiges Schauspiel darboten, und wir waren noch immer hülf-, rath- und obdachlos; — als ich plötzlich durch einen Zufall den Bedienten des Doctor Göz erblickte, wie der Geier auf die Taube auf ihn losstürzte und ihn mit Fragen über unsere Wohnungen bestürmte. „Sie meinen die Quartiere für die Komödianten," stammelte er ganz erschrocken über meine Heftigkeit, „ich werde den Herrn Doctor aufsuchen und fragen; — eines ist da gleich über dem Wasser, das habe ich erst gestern bestellt." Wir ließen uns das nicht zwei Mal gesagt sein und fuhren auf das bezeichnete Haus zu; eine dicke freundliche Frau empfing uns schon an der Thür: „Ah! Sie sein die Herrschaft, für die der Herr Doctor Göz das Quartier bestellt hat," sagte sie auf meine Anfrage, „er hat mir keinen Namen gesagt, — nun, spazieren's nur herein." Froh, endlich ein Obdach gefunden zu haben, setzten wir uns sogleich in Besitz der Wohnung, die ich vorläufig für mich bestimmte, und meine Frau begab sich mit dem Kinde zur Ruhe. Sie mochte kaum eine halbe Stunde geschlafen haben, als der Bediente des Doctors Göz athemlos hereinstürzte und uns um Gotteswillen bat, die Wohnung schnell zu verlassen, er habe sich geirrt, dieses Quartier sei für den Prinzen von Mecklenburg bestellt; sein Herr schlage ihn todt, wenn er das erfahre; wir möchten nur mit ihm kommen, die Quartiere seien schon alle in der Ordnung." Fluchend und schimpfend rissen wir uns aus der so kurz genossenen Ruhe und Bequemlichkeit wieder auf, und unter einem heftigen Platzregen, der in einem Nu die ganze Illumination ausgelöscht hatte, machten wir uns auf den Weg zum Doctor Göz, wo bald darnach auch die übrige Gesellschaft in dem entsetzlichsten Zustande eintraf. Sie hatten sich zu Fuß auf den Weg gemacht, waren vom Regen

unterwegs überrascht worden, und die ihnen spät entgegengeschickten Wagen hatten sie eine Viertelstunde vor der Stadt getroffen. Alles schrie durchnäßt, in ganz mit Lehm beklebten Schuhen, verdorbenen Kleidern, fröstelnd und zähneklappernd um Quartier, und Doctor Götz ließ sich noch immer nicht sehen. Endlich trat er in den Hof; — Alles stürzte wie die Verzweifelten auf ihn zu: „Ist Alles in der Ordnung! — Für heut' habe ich drei Quartiere, — die andern kriege ich Morgen; — aber das macht nichts," setzte er hinzu, als ein allgemeiner Schrei des Unwillens den zweiunddreißig Personen entfuhr, „Sie werden darum doch heute Alle prächtig untergebracht." — Was war zu thun? Wir loosten um die drei Quartiere, und die Uebrigen machten sich, von dem Bedienten geleitet, auf den Weg in das Interim-Nachtlager. Ein großes Gebäude trat ihnen, nachdem sie bei dem matten Scheine einer Laterne einen kurzen holprigen Weg durchstolpert hatten, entgegen, seine Thüren öffneten sich auf das Läuten des Bedienten, und nach einigen kurzen Erklärungen mit dem Pförtner wurden sämmtliche, ungefähr fünf und zwanzig Personen, in verschiedene Zimmer durch matte Oellampen erleuchtet und mit reinlichen Betten versehen, einquartiert. Das Haus war öde und still, und da sie die einzigen Bewohner zu sein schienen, keine Bedienung sich sehen ließ, und auch auf die Fußreise im Regen das Bedürfniß körperlicher Ruhe sich immer klarer kund gab, so lag bald Alles in den Betten in den Armen des tiefsten Schlummers.

Doch diese Ruhe sollte nicht lange dauern, denn die Schläfer des großen Saales wurden plötzlich durch das Hereinstürzen eines ihrer Cameraden aufgeweckt, der mit allen Zeichen des Entsetzens außer sich vor Angst schrie: „Jesus, Maria, Joseph! wo sind wir!" Es war der Baritonist Egner, der nicht schlafen konnte und seine Cameraden in einem andern Zimmer besuchen wollte. Tappend, erzählte er, wäre er auf den Gängen herumgewandelt, endlich hätte er eine angelehnte Thür gefunden, aus der ihm ein matter Lichtschimmer entgegenschien, sie aufgestoßen und wäre bei dem Anblicke, der sich ihm im Innern darbot, bald ohnmächtig umgefallen, denn bei dem Scheine einer an der Decke aufgehängten Oellampe sah er vor sich auf einer kleinen Erhöhung — zwei Leichen. — Alles wachte auf, man versammelte sich um den Erschrockenen, man machte Conjecturen und Erklärungen, und die Unruhe der Parteien war bereits bedeutend gestiegen, als der Tag anbrach und die halb lachende, halb böse Gesellschaft belehrte, welchen Ausweg der nie verlegene Doctor Götz ergriffen hatte, um sie einzuquartieren; sie befanden sich nämlich Alle, sammt und sonders, im — Spitale!!!

Aber auch diese Ruhestätte wurde ihnen vom Schicksale nicht lange gegönnt, denn um acht Uhr kam der Hofrath Doctor Wirer, schimpfte über die Einquartierung des Doctors Götz und jagte ohne Gnade und Barmherzigkeit Alles hinaus, da Se. Majestät der Kaiser um 12 Uhr das Spital besichtigen werde; — zum Glück waren indessen Quartiere gefunden worden, alles ward theils besser, theils schlechter untergebracht, und nun begann für uns ein so interessanter Zeitraum von vier Wochen in dieser paradiesischen Gegend, daß ich so wie Jeder von uns noch nach Jahren mit freudiger Erinnerung daran zurückdenke.

Die erste Vorstellung war Bellini's: Norma. Das kleine, aber freundliche Theater strotzte von Uniformen, Ordenssternen, Epauletts, glänzenden Toiletten, und der Kaiser, die Kaiserin, der Erzherzog Franz Carl und seine liebenswürdige Gemahlin, der Erzherzog Ludwig wurden mit lautem Jubel empfangen. Der Kaiser, den ich einige Wochen früher in Linz im Theater empfangen hatte, erkannte mich gleich wieder, als ich ihn in seine Loge führte: „Ah! da ist ja unser Theaterdirector von Linz wieder," sagte er zu seiner Gemahlin gewendet, und das Wort an mich richtend fragte er mich über meine Stellung, meine Theaterverhältnisse u. s. w. mit eben so viel Güte als Wohlwollen. „Nun ich hoffe, wir werden uns noch öfter sehen!" schloß er mit gutmüthig österreichischem Accente.

Die Oper ging gut, und am andern Morgen wurde ich zum Staatsminister Grafen Kollowrath gerufen; nach einem kurzen Gespräche mit dem ihm zugetheilten Regierungsrathe Eckert, einem geistvollen und gewandten Geschäftsmann, ward ich vorgelassen. Graf Kollowrat ist groß, stark, imponirend, sein Gesicht ist ausdrucksvoll, sein Auge durchdringend und klar; — er spricht ruhig, fest und sehr verständlich. Er theilte mir die Zufriedenheit des Kaisers und der kaiserlichen Familie mit, besprach sich über das künftige Repertoir und trug mir auf, mich bei etwaigen Hindernissen, Verlegenheiten u. s. w. nur direct an ihn zu wenden. Somit schien mein improvisirtes Unternehmen auf dem besten Wege des Gelingens zu sein, als die guten Aussichten sich mit einem Male trübten; — zwei Tage nach der ersten Vorstellung nämlich war die Kaiserin von den Masern befallen worden, und natürlich konnte nun Niemand vom Hofe das Theater besuchen. Die Krankheit der Kaise-

rin wirkte natürlich auch nachtheilig auf das übrige Badeleben, alle Feste wurden verschoben, Bälle und Gesellschaften abgesagt, und nur einzelne Landpartien und Excursionen zeigten, daß es noch Badegäste in dem plötzlich stillen Ischl gäbe.

Endlich besserte sich der Zustand der erlauchten Kranken, es wurden keine Bulletins mehr ausgegeben, sie konnte bald das Bett verlassen, und am 15. August, dem Tage Mariä Himmelfahrt, sollte sie zum ersten Male das Zimmer verlassen und ausfahren. — Als dieser leibärztliche Beschluß gefaßt war, wurde ich am 10. in größter Eile zum Minister Grafen Kollowrat gerufen; — er trug mir auf, für den 15. das Programm eines Genesungsfestes für J. M. die Kaiserin zu entwerfen, mich so viel als möglich an den ländlichen Charakter des Badeaufenthaltes zu halten und das Arrangement des Ganzen zu übernehmen. „Was brauchen Sie Alles?“ fragte er mich zuletzt, nachdem er mir seine Ansichten auseinandergesetzt hatte; — meine Antwort: „Geld und Menschen, Ew. Excellenz!“ machte den ruhigen Staatsmann lächeln, — ich hatte die zwei Dinge genannt, die man zu allem Wichtigen auf dieser Erde braucht, die zwei Elemente, aus denen alle Begebenheiten der großen Jämmerlichkeit, genannt Weltgeschichte, zusammengesetzt sind.

„Wenn es weiter nichts ist,“ sagte er ironisch lächelnd, „die sollen Sie haben.“ Ich erhielt die nöthigen Geldvorschüsse, eine Anweisung an das Salinenamt, um Arbeiter zu erhalten, eine Anweisung an die Post zu den nöthigen Staffetten, und machte mich, nachdem mein Programm die Genehmigung des Ministers erhalten hatte, rasch ans Werk.

Das Theaterorchester, die städtische Dilettantenmusik und die Militairmusik des Jäger-Bataillons wurden in ein einziges großes Orchester von ungefähr hundert und funfzig Personen unter Leitung meines Capellmeisters Herrn Eder vereinigt, — ein fast eben so starker Chor aus dem Theaterpersonale, Militairsängern und Dilettanten gebildet, Feuerwerke, bengalische Feuer, Transparente u. s. w. von Linz verschrieben, und unter einem immerwährenden Tumulte von Proben, Vorbereitungen, zurückkehrenden und abzuschickenden Staffetten und Boten, Arrangements, Ordres und Contreordres vergingen die wenigen Tage, und der Morgen des 15. August brach schön und klar, zur allgemeinen Freude der an dem glücklichen Ereignisse innigen Antheil nehmenden Bevölkerung an.

Ehe ich mich an die kurze Beschreibung der Festlichkeiten dieses für Ischl lange denkwürdigen Tages mache, muß ich hier noch eines Mannes erwähnen, der mir rathend und helfend zur Seite stand, und dessen Andenken ich hier einige Zeilen der freundlichen Erinnerung widmen muß. Es war dies Graf Ferdinand von Palfy, Magnat von Ungarn, Commandeur und Ritter vieler hohen Orden, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, den ich hier in anderen beschränkteren Verhältnissen wiederfand, als ich ihn einst gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Festveranstaltungen für die deutschen Naturforscher.]

Es bleibt nun übrig, eine Skizze der veranstalteten Festivitäten und Erheiterungen zu geben, die durch die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte veranlaßt worden sind, wobei ich gleich erinnere, daß namentlich auch für die Schaulust der Fremden Interessantes vorbereitet war, wozu ich besonders die gewichtige und höchst merkwürdige erste deutsche Industrie-Ausstellung (worauf ich ein andermal zurückkomme), ferner die Gemälde-Ausstellung des rheinischen Kunstverbands, und endlich die großartige Blumen- und Früchte-Ausstellung zähle. — Von den Festveranstaltungen hebe ich heraus: 1) Das große Musikfest der Liedertafel. — Dieses zu Ehren der Naturforscher in der neuen Fruchthalle veranstaltete Tonfest ward von 7000 Personen besucht, denn so viele faßt gerade dieser ungeheure Raum, und das Local war vollkommen angefüllt. Einen göttlichen Anblick gewährte an diesem Abende die herrliche Fruchthalle! Tausend Musiker und Sänger hatten die ungeheure, amphitheatralisch errichtete Balustrade besetzt, sämmtlich in Festkleidung, die mitwirkenden Damen in weißen Kleidern; Parterre und Logen gehörten den Zuhörern; von der Decke der Halle herunter erheiterten die bunten Farben der Fahnen und Embleme, und die Wände zierten prächtige Guirlanden; auch fehlten die Wappen der zwanzig Städte nicht, woselbst bis jetzt die Versammlungen bereits waren. Und in diesem herrlichen Raume, bei festlicher Beleuchtung, hörten wir Beethoven'sche und Mozart'sche Musikstücke und das großartige Oratorium „Belsazer“, und wir hörten das Meiste würdig ausführen, von hiesigen und fremden Künstlern, von hiesigen und auswärtigen Musikvereinen, die freudig hierhergeeilt waren, um die Anwesenheit der deutschen Naturforscher verherrlichen zu helfen! Dieses Tonfest übte einen unbeschreiblich erhebenden Eindruck auf die Massen in diesem Riesen-Auditorium. 2) Der große Festball. Derselbe fand ebenfalls in der Fruchthalle statt, denn kein andres Local hätte so viele Theilnehmer aufnehmen können, und doch sollte ba. ein Volks-Ballfest sein, d. h. ein Fest, wo nicht blos die Vornehmen, sondern auch ehrbare Bürgersleute der Anwesenheit einer so großen Reihe ausgezeichneter Fremden sich erfreuen sollten. Unsre Gäste müssen sich von der mainzer Lust en masse sehr angezogen gefühlt haben, denn

ich sah viele Naturforscher, die im Verlaufe der Sitzungen sehr ernste Vorträge gehalten hatten, in dieser heitern Umgebung sich so behaglich fühlen, als wollten sie diese Ball-Wonnen mit vollen und ganzen Zügen einschlürfen. — 3) Das „Diner monstre“, in der Fruchthalle veranstaltet am Tage der Eröffnung der Sitzungen. Nahe an 1100 Naturforscher und Forscherinnen waren hier versammelt und hatten behaglich Raum und konnten Betrachtungen anstellen über die ungeheure, vernichtende Kraft des Magens, welche Kraft sich seit Erschaffung der Welt gegen die Productionskraft der Natur auflehnt! Mein Tischnachbar, zufällig aus Moskau, sagte zu mir: ein solches Diner, in einem solchen Raume, bei solcher gottseligen Ausgelassenheit, das allein sei schon der Mühe werth, von Rußland nach Mainz zur Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu reisen! — 4) Die Festreunionen im Hofe zum Gutenberg. Die Fremden lernten hier wahre hohe Aristokratie kennen und waren entzückt von der feinen und ungezwungnen Socialität, die sich an diesen Abenden in diesen prachtvollen Räumen geltend machte. Kleine Concerte, feine Conversation, Souper und zuletzt ein Tänzchen, das war die Quintessenz dieser Festabende. — 5) Kleine Kränzchen. — Viele unsrer begüterten Bewohner machten sich eine Freude daraus, eine Anzahl gelehrter Gäste zu einer Abendgesellschaft in ihrer Familie einzuladen, um ihnen Gelegenheit zu geben, auch das Salonleben in Mainz kennen zu lernen. — 6) Eine Lustfahrt per Eisenbahn nach Frankfurt, zu welcher die Direction der Taunus-Eisenbahn einlud und 7) Eine Rhein-Lustfahrt per Dampfschiff nach Bingen, zu welcher die deutschen Naturforscher durch die cölnische Dampfschifffahrts-Gesellschaft eingeladen wurden. Diese letztere Partie war einer der schönsten Momente in den Erlebnissen der deutschen Naturforscher und Aerzte in Mainz. Die jüngere und ältere Naturforscher-Generation gab sich hier mit Lust und Liebe dem rheinischen Frohsinne hin, der göttliche Strom, auf welchem sie fuhren, hatte sie mit seinem ganzen Zauber durchdrungen. Ich sah bejahrte Männer den Refrain zu den Liedern angeben, die auf dem Dampfschiffe gesungen werden sollten, und wenn sie nicht tanzten, so fehlte nicht die Lust, sondern nur der Raum dazu. Die ganze Reise war eine Mischung von Musik, Jubel, Gesang und Kanonendonner! Auch machten die Naturforscher dem Rheinstein, dem Johannisberg und der Feste Klopp ihre Aufwartung, jenen romantischen Orten, die so viele Fremde nach dem Rheingau ziehen! Wichtig und interessant waren auch die Toaste, die beim gemeinschaftlichen Mahle in Bingen ausgebracht wurden. Es ist nicht leicht, zu erzählen, was alles in diesen Toasten verherrlicht wurde. Es wurde hoch leben lassen: 1) die große Zeit, in der ein so bedeutungsreiches Institut, wie die Gesellschaft der deutschen Naturforscher, entstehen und aufblühen konnte; 2) der Stifter dieser deutsch-nationalen Societät, unser geisteskräftiger Oken; 3) die zwanzigste Versammlung und ihre Geschäftsführer, besonders diese, welche die zwanzigste Versammlung zu einer der unvergeßlichsten werden ließen; 4) Mainz, das edle, herrliche Mainz, das sich bei dieser Gelegenheit wieder in der ganzen Fülle seiner natürlichen Vorzüge und seiner gastlichen Biederkeit zeigte; 5) Deutschland, das große, mächtige, erhabene Deutschland, dem wir hier an den Ufern des Rheins, der das Herzblut seiner markigen Kraft ist und bleiben muß für alle Zeiten, den kindlich-herzlichen, männlich-ernsten Dankes-Tribut darbrachten; 6) der Rheinstrom mit seinen blauen Bergen und seinen goldnen Reben, der herrliche freie deutsche Rhein! u. s. f. Alles dieses wurde in gebundner und in ungebundner Rede verherrlicht, und wenn es möglich war, die Heiterkeit und Herzlichkeit auf das Höchste zu steigern, so geschah es durch diese geist- und poesiereichen Improvisationen, die sich von selbst bei vollem Herzen und bei vollem Glase gaben. Unstreitig war das der schönste Tag unter den zehn, welche die Naturforscher hier verlebten; sogar der Himmel hatte seine Freude an diesem Taumel; er verdrängte die gräulich-drohenden Wolken und ließ seine sonnigen Strahlen auf das liebliche Rheinthal fallen, um es in seinem ganzen Zauber vor den Blicken dieses Naturforscher-Völkchens zu entfalten! —

Notizen.

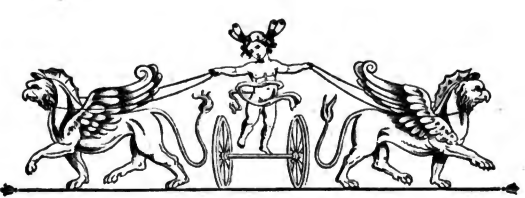
[Der Schneidergesell als Tourist.]

Von Holthaus, Schneidergesellen aus Westphalen, sind „Wanderungen durch Europa und das Morgenland“ (Barmen, Langewiesche) in zweiter Auflage erschienen, nachdem die erste von 1500 Exemplaren, wie das Vorwort des Verfassers sagt, im Lande Westphalen selbst vergriffen wurde. Handwerksgesellen sind ältere Touristen als Lords, deutsche Fürsten, Literaten und Commis voyageurs; daß sie jetzt anfangen, Literatur darüber zu machen, kann nicht Wunder nehmen, da sie in Frankreich Philosopheme ediren. Wenn sie nur ächte Handwerker bleiben in ihren Mittheilungen! „Von Jugend auf — beginnt der westphälische Schneider — war es mein sehnlichster Wunsch, die Welt zu besehen. Wenn ich von fremden Ländern hörte oder las, so wurde es mir wehmüthig ums Herz, und ich dachte: hättest du doch einmal die Jahre, daß du reisen könntest!“ Dieser Ton ist ächt, die Färbung ist die richtige. Das muß am Buche gelobt werden, wenn es auch an Inhalt unbedeutend ist.

[Tauler.]

Wer sich je mit Tauler beschäftigt hat — und wir dürfen annehmen, daß die Zahl solcher in deutschen Landen nicht gering ist, — der gedenkt gewiß mit Innigkeit des Laien, der in der „Historia“ u. s. w. erscheint, und den großen Gottesgelehrten und Prediger zur wahren Beschaulichkeit führt. Dieser Laie und die ganze „Historia“ sind öfters für Fiction gehalten worden. Was wird man aber sagen, wenn man nun erfährt, nicht nur sei die „Historia“ und jener Laie keine Fiction, sondern daß der Letztere sogar mit Namen jetzt zu nennen ist? Diese wunderbare, bedeutende, für jeden Leser Tauler's unschätzbare Entdeckung hat der Professor Dr. Karl Schmidt zu Straßburg, in seinem eben erschienenen, vortrefflichen Buch über Johannes Tauler niedergelegt. Der Laie, dessen historische Spur der eben so scharfsinnige als fleißige Gelehrte so glücklich aufgefunden als nachgewiesen, war der große Gottesfreund Nikolaus von Basel. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 201. — den 14. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Daguerreotypen aus Oesterreich.

4. Bad Ischl im J. 1837.

(Fortsetzung.)

Graf Ferdinand v. Palfy, aus einer der ersten und angesehensten ungarischen Familien entsprossen, hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten, und sein leichtbewegter Geist, sein poetisches Gemüth und eine ihm angeborene Künstlernatur machten ihn zum Mäcen und Beschützer aller künstlerischen Bestrebungen. Allein dieser beschränkte Wirkungskreis genügte seinem Feuereifer nicht; mündig geworden und im Besitze eines bedeutenden Vermögens trat er als Director an die Spitze des k. k. Hofburgtheaters, bald darauf, um selbstständiger wirken zu können, kaufte er das Theater an der Wien, wo sich nun unter seiner genialen Leitung jene künstlerische Thätigkeit entwickelte, deren ich in einem früheren Artikel: „Das Theater an der Wien" erwähnte, und die den erstaunten Wienern Genüsse bot, wie sie sie nie gesehen hatten und auch schwerlich wieder je sehen werden. Allein, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, waren bei pecuniären Unternehmungen nur die großartigen Ideen des kunstbegeisterten Leiters und nicht die gemeinen Rücksichten der Cassa ins Auge gefaßt worden, so ging es auch hier dem Grafen; — er opferte seinen Ideen und Bestrebungen Alles, falsche Freunde mißbrauchten ihn, heuchlerische Creaturen beuteten seine Gutmüthigkeit aus, und nach einer Reihe von Jahren hatte Graf Palfy sein ganzes väterliches Vermögen bei dem Theater an der Wien verloren. Noch einmal rettete ihn eine große Erbschaft, die er machte, aber auch diese ging desselben Weges, und der edle kunstsinnige Graf, dessen viele guten Seiten vielleicht nur etwas Verschwendungssucht und epikuräischer Lebensgenuß verdunkelten, sah sich plötzlich verarmt, in Concurs erklärt und sein Theater geschlossen.

Er rettete aus jenem Sturme nichts als seinen heitern Humor, seine feine Bildung und eine erprobte Lebensphilosophie, die ihn zum gesuchten Gesellschafter Aller und im Besitz einer kleinen geretteten Rente es ihm möglich machte, nach wie vor die Seele seiner Gesellschaften zu sein. Man riß sich um ihn, und so fand ich ihn denn elf Jahre nach dem Ende seiner dornenvollen Theaterdirection in Gesellschaft des reichen ungarischen Grafen Rako in Ischl. — Die Stunden, die ich in seiner Gesellschaft zubrachte, und die für mich eben so belehrend als erheiternd waren, werden mir stets unvergeßlich bleiben. Graf Palfy war trotz der vielen Lebensstürme, die über seinem Haupte dahingegangen waren, noch immer eine interessante Erscheinung; — eine stets gesuchte, fast etwas coquette äußere Haltung, ein schön gelockter grauer Kopf, den er nie mit dem Hute bedeckte, sondern diesen immer in der Hand trug, ein feingeschnittenes schönes Gesicht und ein leichter, gewählter Umgangston zeigten immer noch den vollkommenen Cavalier, der einst über Millionen zu disponiren hatte. Ich sah ihn später noch einmal in Wien, einige Mo-

nate vor seinem Tode; seine Vermögens- wie seine Gesundheitsumstände hatten sich bedeutend verschlechtert, aber wie er im Aeußern immer noch den Anstand, das Decorum seines Ranges mit mancher Aufopferung aufrecht erhielt, so waren auch sein Humor, seine heitere Laune, seine Lebensphilosophie unverwüstlich, und man saß gern stundenlang an seinem Bette, den heitern Ergießungen seiner Laune zuhörend. „Wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen, mein junger Freund," sagte er mir, als ich zum letzten Male von ihm Abschied nahm, „ich fühle, daß meine Rolle hier bald ausgespielt ist; — wenn Sie hören, daß mein letzter Act gekommen ist, so denken Sie, der junge Theaterdirector, manchmal an einen alten Theaterdirector, der sich dieser Laufbahn immer noch mit dem größten Vergnügen erinnert und Ihnen mehr Glück auf der Ihrigen wünscht." — Seine Prophezeihung ging bald in Erfüllung, er starb, wie er gelebt hatte, heiter, unbesorgt, zufrieden. Kaum daß ein Journal seinen Tod flüchtig gemeldet hätte, und doch hatte Graf Ferdinand Palfy Viele bereichert, Tausende beschenkt, unzählige Künstler unterstützt und gebildet, sein ganzes großes Vermögen künstlerischen Bestrebungen geopfert, aber er starb arm, und die Welt urtheilt nur nach dem Erfolge. Von allen jenen Stimmen, die ihm in den Tagen seines Glanzes geschmeichelt hatten, ward auch nicht eine laut, um ihm nur einen flüchtigen Nekrolog zu widmen, und eben deshalb halte ich es, der ich ihn erst in seinen trüben Tagen kennen lernte, für meine Pflicht, hier einige Worte der Erinnerung an den Hinübergegangenen, Vielverkannten auszusprechen. Ruhe seiner Asche! Freundliche Erinnerung seinem Andenken!!

Ich will hier die Leser nicht mit einer langen ausführlichen Beschreibung der Feierlichkeiten des Genesungsfestes ermüden, ich bemerke nur kurz, daß eine militärische Morgenmusik den festlichen Tag eröffnete, in der Pfarrkirche ein solennes Hochamt gehalten und eine Messe von Cherubini ausgeführt wurde, daß die Kaiserin zu Mittag unter dem herzlichen Jubel der Bevölkerung, wie er vom Herzen kommend auch zum Herzen gehend nur dem biedern österreichischen Volke eigen ist, empfangen wurde, daß sie beim Zuhausekommen eine Deputation von allerliebsten kleinen Mädchen in ihren Appartements fand, die ihr einen Kranz von Alpenblumen und ein Gedicht: „Der Kinder Gruß an ihre Kaiserin!" überreichten, und gehe, die fröhlichen Volksfeste des Nachmittags überspringend, zu der Feier des Abends selbst über.

Das bestellte Feuerwerk, dessen Ausbleiben mir eine schlaflose Nacht verursacht hatte, war erst am Morgen des Festtages selbst in Ischl angekommen, und ich brachte daher den ganzen Tag, mit Aufrichtung desselben beschäftigt, auf der Höhe des Sirius-Kogel, in einer brennenden Sonnenhitze von 27 Grad und ohne einen Tropfen Wasser zu, wobei sich kein Unfall als der ereignete, daß ein ganzes Packet Raketen durch unvorsichtiges Tabakrauchen sich entzündete und mit höllischem Gezisch und Gekrach durch den ganzen Wald in tausend Richtungen davon fuhr, während die erschrockenen Arbeiter, lauter Salzbauern, sich bekreuzend und laut schreiend, ängstlich über den Berg hinab davon liefen.

Die Vorstellung von „Gustav," oder: „Der Maskenball", war in dem festlich beleuchteten Theater zu Ende, die Dämmerung brach herein, und nachdem ich noch die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, machte ich mich schnell auf den Weg, um den Berg, wo das Feuerwerk aufgestellt war, noch zu rechter Zeit zu erreichen.

Vor den Fenstern der Kaiserin, am Ufer der Traun, hatte sich indeß das ganze Personal der Nachtmusik versammelt, gegen dreihundert Personen, und die Ouverture von Auber's „Schwur" begann. Ihr folgten andere Ouverturen, die brillantesten Finale des Opernrepertoirs, von dem verstärkten Sänger- und Orchesterpersonale ausgeführt, während die mannichfaltigsten Feuerwerksproductionen auf dem den Fenstern gegenüber liegenden Berge mit den Musikpiecen abwechselten. Die Wirkung großer Gesangsmassen im Freien ist immer großartig und erhebend, und das erste Finale von Mozart's „Don Juan" in der stillen schönen Nacht, von dem so zahlreichen Personale ausgeführt, übertraf Alles, was ich in dieser Art noch gehört hatte.

Als aber am Schlusse der der Kaiserin gewidmeten Cantate auf allen Bergen große Feuer aufloderten, die krachenden Böller ein tausendfaches, donnerähnliches Echo aus den Felsen hervorriefen, zu gleicher Zeit Hunderte von farbigen Raketen und Leuchtkugeln wie ein großes feuriges Bouquet die Lüfte durchkreuzten, während das eine Ufer des Flusses sich mit rothem, das andere mit weißem bengalischen Flammen bedeckte, als dazu in der nun entstandenen Tageshelle das Jauchzen der unabsehbaren Volksmenge, die rauschenden Klänge der jubelnden Trompeten und Pauken sich mischten, da bot sich dem Zuschauer ein eben so großartiges als erhebendes Schauspiel dar. Ihre Majestäten erschienen dankend auf dem Balcone und wurden nochmals mit herzlichen Lebehochs

begrüßt. — Zur Charakteristik österreichischer Volksfeste muß ich noch bemerken, daß während der ganzen Anwesenheit des Hofes in Ischl auch nicht ein Mann Militär daselbst war, und daß eben so bei diesem Feste, das viele tausend Menschen auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume versammelt hatte, ohne Wachen, ohne Aufsicht die größte Ruhe und Ordnung herrschte — Welchen Unterschied fand ich hier in Paris, wo ich diesen Aufsatz schreibe, und welche Masse von Wachen, Soldaten, Sergenten und Polizei braucht dieses constitutionelle Bürger-Königthum, wenn es einen Schritt vor die Thür thun will.

Einige Tage darauf ließ mich der Leib-Kammerdiener des Erzherzogs Franz Carl, Herr Fleischhacker, zu sich bitten; ich kam in meinem gewöhnlichen Arbeitsrocke, in demjenigen Negligée, das die Hitze und das Ungenirte eines Badeortes mit sich bringen.

„Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog wollen Sie kennen lernen," sagte er, als ich eintrat; ich wollte schnell nach Hause, um mich anzukleiden. „Lassen Sie das," bemerkte Herr Fleischhacker, „wir sind hier auf dem Lande, und da nimmt man es nicht so genau." Er meldete mich, und bald stand ich vor dem Erzherzoge, dessen freundliches, gutmüthiges Antlitz und zuvorkommendes leutseliges Benehmen Jeden, der ihn spricht, sogleich für den geistreichen und edeln Prinzen einnehmen. Er sprach über das Fest, sagte mir viele Artigkeiten, und daß es der Kaiserin viele Freude gemacht habe, und das Gespräch drehte sich nach und nach auf die Theaterverhältnisse in Oesterreich überhaupt und das Hofburgtheater, über das sich der Prinz mit eben so vieler Sachkenntniß als richtigem treffendem Urtheile aussprach.

„Ich ziehe die Lustspiele vor," sagte er unter Anderm, „sie lassen sich besser geben; Trauerspiele lese ich lieber, als ich sie aufführen sehe, denn selbst die vollendetste Darstellung läßt der schöpferischen Einbildungskraft noch immer etwas zu wünschen übrig, — und dann die Censur" — er lächelte, als ich eine rasche, bejahende Bewegung des Kopfes machte, — „nicht wahr, das ist ein Stein des Anstoßes, über den ihr Herren von der Feder immer klagt." Weiter sprechend nannte er die Censur ein nothwendiges Uebel, die bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge durchaus aufrecht erhalten werden müsse, und wies, als ich mir eine entgegengesetzte Bemerkung erlaubte, auf die Zeit Joseph II. hin, wo die Preßfreiheit wenig Gutes, viel Böses gestiftet hatte und nur zu schnell zur Preßfrechheit geworden war. „Die Zeit dieses Fortschrittes wird auch für Oesterreich kommen," schloß er, „wie sie für uns in allem Andern gekommen ist, aber man will einen vernünftigen, gemäßigten Fortschritt, der allein gute Folgen hat." Er versicherte mich seines Wohlwollens, versprach mir seinen Schutz, wenn ich einst ein wiener Theater übernehmen wollte, und nach einer Stunde verließ ich mit dem freundlichsten Eindrucke den liebenswürdigen kaiserlichen Prinzen. Seinen ältesten Sohn, den künftigen Thronerben Oesterreichs, hatte ich ebenfalls Gelegenheit bei dessen Erzieher, dem Grafen Coronini, öfters zu sehen; er war damals ein starker, gesunder, wohlgewachsener Knabe mit frischem klugem Antlitze, dessen Erziehung sowohl in koerperlicher als geistiger Hinsicht von seinen erlauchten Eltern auf das Beste geleitet wird und für die Zukunft Alles hoffen läßt. Die Erzherzogin Sophie, die Gemahlin des Erzherzogs Franz Carl, eine kluge, geistreiche und gebildete Prinzessin, wird in Ischl fast vergöttert, und ich will zum Schlusse dieses Aufsatzes hier nur noch eine kleine Anekdote mittheilen, von der ich Augenzeuge war.

(Der Beschluß folgt.)

Doctor Wespe auf der leipziger Bühne.

Wir begrüßen in Roderich Benedix einen glücklichen deutschen Lustspieldichter. Rara avis! sagt der Lateiner, und um deswillen begrüßen wir einen solchen so feierlich. Wir verlangen in einem guten Lustspieldichter einen jovialen Charakterzeichner, einen Satyriker, der dem Zeitalter, dreist oder leise, an den Puls fühlt, und ein Talent, das neu zu componiren, die Intrigue glücklich zu knüpfen und zu lösen weiß. Der Deutsche verlangt immer viel, hier dreierlei. In der Charakterzeichnung gibt Benedix gute derbe Hausmannskost. Wir haben im Stücke einen gutmüthig bornirten, reichen, geadelten Banquier, dem die Tochter kraft der Ideen des neuen Zeitgeistes über den Kopf gewachsen. Ihm zur Seite ein alter eintöniger Buchhalter, mit dem er zu Rathe geht, wie die Emancipationslust, die Modekrankheit der Zeit, bei dem übermüthigen Kinde zu heilen sei. Sie ist mit Doctor Wespe, dem Schriftsteller der Emancipation, in einen Briefwechsel getreten; der Papa will sie über Hals und Kopf an einen Handelsfreund verheirathen und den Schriftsteller bereden und bestechen, die Tochter von der Grille, das freie Weib in Mannskleidern zu spielen, mündlich zu curiren; da er durch seine Schriften den bösen Geist heraufbeschworen, werde er auch für Geld und gute Worte im Stande sein, ihn zu bannen. Dem betrübten Banquier ist aber das ganze Haus weiblicher Seits vom Zeitgeist inficirt. Eine Nichte, ein schwärmerisch sanftes Waisenkind, will die Bühne betreten und erholt sich Raths beim berühmten Dramaturgen Doctor Wespe. Eine alte emphatische Schwester hat die Manie, Verse zu machen, eine Tragödie zu schreiben, sie vorzutragen und jeden, den sie erwischen kann, zum Opfer

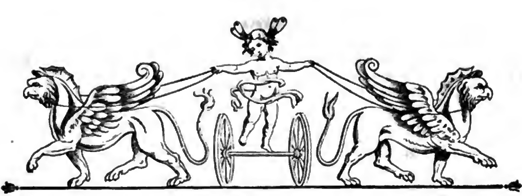
ihrer Poesie zu machen. Auch sie wendet sich an das literarische Licht der Welt, an den großen Kritiker, an Doctor Wespe, mit dem die Familie im Badeorte zusammengetroffen. Theudelinde stürmt in seine Wohnung, nimmt den alten schäbigen Schreiber für den Gesuchten, hält dessen Befangenheit für versteckte Genialität, seine Tölpelei für Originalität, und der Kerl hat auch Humor genug, auf den Irrthum einzugehen. „Reden Sie nicht, lassen Sie mich in Ihren Augen die Antwort lesen!" mit diesem Ausruf vergötternder Anbetung setzt sie sich im Verhältniß zum dummen Teufel fest und spinnt ein Netz von sentimentalen Fäden um das Opfer ihrer dichterischen Wuth. — Alle diese Figuren sind nicht ganz neu, am wenigsten diese verzückte Theudelinde, die zu ihrer Zeit schon hinlänglich der Kotzebue'schen Satyre verfallen war. Was den Figuren an Neuheit abgeht, wird durch den Humor ihrer Situationen, durch den raschen, lebendigen Wechsel der Scenen, durch die gedrängte Mannigfaltigkeit der Beziehungen ersetzt. Die Figur des Doctor Wespe selbst ist wohl eigentlich zu sehr ein moralisches Phänomen, als daß sie eine reine und ungetrübte, eine wirkliche komische Kraft üben kann. Bauernfeld hat schon hier und da dies literarische Gaunerthum carikirt; Benedix hat es sich hier mit einer frischen, lustigen Derbheit zum Thema gemacht und es zum Jubel des deutschen Publikums mit groben Zügen in effigie an den Pranger gestellt. Die Emancipationskrankheit der Weiber könnte auch in einer feineren Komödie Thema werden; das literarische Industrieritterthum verdient, nur in der Posse preisgegeben zu werden. Und was von Benedix hier wie ein derber gesunder Spaß aufgetischt wird, hat freilich seine wehmüthig moralische Seite. Wirft man es einmal ins Gebiet des Ridiculen, so kann man kaum sagen, daß Benedix die Caricatur übertrieben, oder kaum wünschen, die Farben wären weniger stark aufgetragen. Nicht der Polizei, nicht der Censur, nicht dem feierlichen Ernst sittlicher Aufregung, dem Gelächter gebe man die Unmoral in der Zeitmode preis und sie verfällt rettungslos dem öffentlichen Urtheilspruch. Gerade das leipziger Publikum hat Ursach, über schriftstellerische Gauner Indignation zu empfinden. Da hier die einmal vorhandenen Pressen nicht gut stillstehen können, so wird dies Terrain leicht zu einem Strande, wo alles Gescheiterte ausgeworfen wird. Die großen Civilisationspunkte liefern uns regelmäßig den Abhub ihrer Küche. Bald agirt auf hiesigem Platze ein literarischer Esprit, der in der berliner Hausvogtei seine Schule machte. Bald wirft uns Wien einen fortgeprügelten Theaterrecensenten zu, der hier die Gutmüthigkeit schreckt und von der Furcht geängstigter Theaterhelden lebt. Der Fall liegt vor, daß die schleichende Gaunerei, die von Haus zu Haus geht und an einer Geschichte des letzten Pumps arbeitet, sich jahrelang in Leipzig fristet und die schwache Gemüthlichkeit fortgesetzt in Schach erhält. Oft ist auch die marktschreierische Skandalsucht in pariser Schule gewesen, und weiß literarische Feuilletons mit dem Wegwurf der französischen Küche zu würzen. Alles nämlich gründet hier Blätter, läßt sich von Choristen prügeln oder ist wenigstens nach Processen mit Sängern gierig, füttert mit der eignen Schmach sein Blatt und lebt und blüht vom Skandal. Ich finde es begreiflich, wenn besonders das leipziger Publikum jubelt, in Doctor Wespe einen journalistischen Chevalier d'industrie und Commis voyageur verhöhnt zu sehen; so grob die Züge der Satyre sind, die leipziger Wirklichkeit lieferte sie oft noch gröber. Dieser Doctor Wespe im Stück hat den Dünkel, daß alle Frauenherzen ihm huldigen, weil er, der Mode zu Liebe, wie er sagt, die Befreiung des Weibes von der Tyrannei des Mannes proclamirt hat. Die drei Damen haben sich brieflich mit ihm in Verbindung gesetzt, er macht, um sich vom Schuldgefängniß zu befreien, allen dreien schriftlich ein Liebesgeständniß und hofft, daß diejenige, die ihn am schnellsten erhört, ihn retten werde. Er vergaß jedoch, daß er einem Maler, seinem Wandnachbar, zu einem Scherze seinen Namen lieh und dieser bei der einen Dame, der Emancipationslustigen, den Doctor Wespe weiterspielt, ihre Thorheit besiegt, ihr Herz erobert, während der designirte Bräutigam, der zukünftige Compagnon des Banquiers, ebenfalls zum Scherz als Doctor Wespe bei dessen Nichte sich einführt und in dieser Maske ein Herz gewinnt, nämlich das ihrige, und ein Herz verliert, nämlich das seinige. Hier stoßen wir auf den Ernst des Stückes. Wo der ästhetische Bonvivant eine coquette Aufregung der Lebensgeister hervorrief, wirkt der deutsche schlichte Ehrenmann, der Maler, beschwichtigend, ordnet rasch die Verworrenheit des weiblichen Gemüthes und trägt eine wahre Neigung als Lohn davon. In dem zweiten Verhältniß wird der steife Geschäftsmann durch die Wahrheit seines Gefühls zum Poeten und erntet ehrlich und gewissenhaft, wo der literarische Schwindler Spreu gesäet. Im dritten Verhältniß zwischen Theudelinde und Doctor Wespe erntet dessen Schreiber, was ihm selber zugedacht war, die Liebkosung der alten Coquette. Diese dreifache Intrigue ist sehr keck und dreist angeknüpft, so daß uns bei dem etwas fahrigen ersten, bei dem sehr gedehnten zweiten Act Besorgnisse erwuchsen über das Gelingen der Lösung des Knotens. Die letzten Acte erweisen jedoch den Autor als Meister in der Führung und Haltung der Intrigue; er bleibt hier überraschend bei aller Länge des Stücks, er ist hier als Componist von Situationen weit feiner und viel glücklicher noch als in der Satyre und in der Charakterzeichnung. Seine Diction ist frisch, dreist, reich an guten Einfällen. Wir haben den deutschen Bühnen in der That zu diesem Lustspieltalente Glück zu wünschen. — Benedix ist Verfasser des „langen Israel," eines uns unbekannten Stückes. Dagegen kennen wir ihn als nicht gewöhnlichen Novellisten. Wir machten vor längerer Zeit aufmerksam auf seine zwei Erzählungen, die in einem Bande erschienen, und auf seine Aufsätze im westphälischen Anzeiger. Der Autor ist aus Sachsen gebürtig und lebt jetzt in Bremen. Er soll eine Zeit lang Schauspieler gewesen sein. — Die Aufführung des „Doctor Wespe" in Leipzig war im Ganzen und im Einzelnen löblich.

Notiz.

[Burckhardt's Geschichte der neuesten Zeit.]

Von der zweiten Abtheilung dieser Geschichte (1825—40) erschien der erste Band in vier Lieferungen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 202. — den 15. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Altschwedische Balladen.

Von Rudolf Hirsch.

1. Klein Karin.

Langlöte heißt ein Dorf, der schönste Ort,
Und funfzehn schmucke Jungfern wohnen dort
Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

Der Dänenkönig just gesegelt kam,
Vom nahen Wald heraus ein Lied vernahm
Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

Der frug die jungen Bursche alsogleich:
„Wer spielt so schön die Harfe unter Euch,
„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen?"

Und Antwort haben schnell sie ihm ertheilt:
„Die Karin klein ist's, die im Wald verweilt,
„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen."

Kaum trat der König auf den weißen Sand
Und schon den Weg zur goldnen Harfe fand,
Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

„Sing' mir ein Lied, Du schöne Karin klein,
„Der Kronen rotheste soll werden Dein,
„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen!"

Schön Karin drauf ein helles Liedlein sang,
Das schier das Laub von allen Zweigen sprang,
Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

Und weiter sang der Lieder fünf sie dann,
Der König tanzte, mit ihm Roß und Mann
Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

„Hör', Karin schön, was ich entbiete Dir:
„Aus freien Stücken trinke nun mit mir,
„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen!"

„„Ach, gar zu gerne gäb' ich Dir Bescheid,
„„Doch viele Augen blicken nach mir heut
„„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

„„Und Vater, Mutter üben strengen Brauch
„„Und meine Schwester und der Bruder auch,
„„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.""

Der König aber nahm sie auf den Arm
Und trug zum Schiff das Jüngferlein gar warm
Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

Ein Goldgeschirr den Göttern opfert er
Und steuert dann hinaus ins offne Meer
Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen. —

Schön Karin schlief, erwacht' und kämmt' ihr Haar:
„„Weh mir! daß gestern ich so willig war!
„„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

„„Ach, König! führ' mich heim in's Vaterland,
„„Mein Haus steht unverschlossen an dem Strand
„„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.""

„Ei, Karin klein! wie falsch doch spricht Dein Mund:
„Dein glatter Arm trug nie den Schlüsselbund
„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

„Du bleibst bei mir, kein' besser'n Schatz ich find',
„Bis Deine Tochter einst das Segel spinnt,
„Wohl unter Linden, Eichen und im Grünen.

„Und bleibst bei mir, an meinem Hof und Heerd,
„Bis Dich Dein eigner Sohn zur Heimath fährt
„Wohl unter Linden, Eichen und im Grunen!“

2. Pehr Tyrson.

Pehr Tyrson's Töchter schliefen lang
Im Wängerwald am Bergeshang.

Die Jüngste ist zuerst erwacht
Und weckt die Andern freundlich sacht.

Sie setzten sich auf einen Stein
Und flochten ihre Locken fein.

Sie legten an ein seiden Kleid,
Zur Kirche rief sie fern Geläut'.

Nach Wänge führte sie der Weg,
Drei Fremde traten auf den Steg.

„Wollt Ihr der Räuber Weiber sein?
„Wenn nicht, büßt Ihr das Leben ein!“ —

„„Wir wollen Euch nicht Weiber sein,
„„Und büßen eh' das Leben ein!““ —

Sie trennten ihre Köpf' zur Stell',
Und, wo sie fielen, sprang ein Quell.

Dann scharrten sie die Leichen ein
Und nahmen sich die Kleider fein.

Am Wängehof da trat herfür
Frau Karin just aus ihrer Thür.

„Zu Kauf wir han der Hemden drei
„Gewirkt von Jungfern, seiden, neu!“ —

„„Macht auf die Säcke, laßt mich seh'n
„„Eh' wir zum Handel uns versteh'n!““ —

Frau Karin wurde todtenbleich
Und zu Pehr Tyrson lief sie gleich.

„Drei Räuber ziehn im Dorf herum,
„Sie brachten unsre Töchter um!“ —

Pehr Tyrson nahm zur Hand das Schwert,
Hieb zwei davon sogleich zur Erd'.

Beim dritten aber hielt er inn',
Und fragte den mit krausem Sinn:

„Wie heißt der Vater, der Euch zog,
„Und wie die Mutter, die Euch pflog?“

„„Pehr Tyrson uns in Wänge zog,
„„Frau Karin uns in Strânge pflog!““

Zur Schmiede ging Pehr Tyrson bang,
Den Leib in Eisenringe zwang.

„Wie wasch' ich mich vom Blute rein?
„Ich bau' 'ne Kirch' aus Kalk und Stein.

„Und Kärna hieß die Kirch' hinfür,
„Dort will ich knie'n an ihrer Thür'!“

Daguerreotypen aus Oesterreich.

(Beschluß.)

Die Erzherzogin Sophie ging an einem Sonntagsmorgen im schlichten Anzuge auf der Promenade am Traunufer mit ihren Kindern spazieren und betrachtete diese hoffnungsvollen Sprossen ihrer glücklichen Ehe mit freudig lachenden Mutteraugen, als ein Bauer im Sonntagsstaate, ein kleines Kind tragend, die Straße herauf kam; — er blieb alle Augenblicke stehen, kratzte sich hinter den Ohren, sah sich nach allen Richtungen um, als ob er Jemanden erwarte; das Kind, das ungefähr acht Tage alt sein mochte, fühlte sich in der drückenden Sonnenhitze nicht ganz behaglich und fing mit einem Male jämmerlich zu schreien an, was die Verlegenheit unseres Landmannes noch bedeutend vermehrte. Er setzte sich, um es zu beschwichtigen, auf eine Steinbank, und in wenigen Augenblicken stand die Erzherzogin, die er nicht kannte, vor ihm. „Wie könnt Ihr aber auch das arme Kind so in der Sonnenhitze herumtragen?“ fragte sie, sich zu dem Kleinen niederbückend, der durch ihre freundlichen Bemühungen augenblicklich stille wurde. „Ja ös (ihr) Stadtleut' redt's halt, wie 's es versteht's,“ sagte der Bauer, „ich thät's wohl nicht, wenn ich nicht müßt! Wir wohnen im Gebirg droben, ich und mein Weib, beim Salzberg, und gehören daher in die Pfarr. Heute hätten wir das Kleine da taufen lassen sollen, und wie ich mit der Wehmutter daher komm', ist der Herr Salzschreiber, der sein Göd (Gevatter) hätt' sein sollen, fort, er hat nach Gmunden gemußt. Jetzt weiß ich nit, was ich thun soll, die Hebamme ist fort und sucht einen andern Göden; aber sie bleibt so lange aus, und derweilen kann der arme Wurm hin werden.“

„Nun, wenn es weiter nichts ist,“ sagte die Erzherzogin, so kann geholfen werden, ich und mein Mann werden Euch zu Gevatter stehen.“ — „Oho,“ sagte der Bauer, „foppt's mich nicht.“ — „Wahrhaftig nicht, gehen wir!“ — „Nun, so dank' ich eeg recht schön,“ sagte der erfreute Vater, „und unser Herrgott wird's an Euren Kindern vergelten.“ — Gerührt rief die Erzherzogin ihren Gemahl, der im Fenster lag, und bald be-

gleiteten Beide den stolz daherschreitenden Bauer in die Pfarrkirche.

Wer aber schildert das Erstaunen des Pfarrers, als er die erlauchten Taufpathen erkannte, den freudigen Schreck des armen Salzbauers, als die Erzherzogin das kleine Mädchen über die Taufe hielt, und seine noch freudigere Ueberraschung, als er nach der feierlichen Handlung reich beschenkt nach Hause entlassen wurde, wo er jubelnd und halb verrückt vor Freude ankam und die erste Stunde nichts als in abgebrochenen Sätzen die Worte herausstoßen konnte: „Weib! — Die Gnad! — Die Ehre — unsere durchlauchtigste Erzherzogin! — und unser guter Erzherzog! — Sophie heißt's die Kleine! — Oh mein Gott! die Ehr'! — und das viele Geld — da schau' her — ich hab' weiter nicht g'schaut — und so gut warn's mit mir, — da, schau, Frau, da hat's die gnädige Erzherzogin her geküßt — Gott erhalt's und segen's und die ganze kaiserliche Familie!" Und die Thränen liefen dem rauhen Natursohne aus den Augen.

„Gott wird es an unsern Kindern vergelten! hat der Mann gesagt!" sagte die Erzherzogin zu ihrem Gemahle, als sie die Kirche verließen; und dieses Wort ist wahr geworden, als der kleine Erzherzog-Thronfolger im vergangenen Jahre gefährlich krank darniederlag, als seine Mutter weinend und betend an seinem Bette kniete, da stiegen viele Gebete zum Himmel für seine Rettung, — aber hoch oben im Gebirge, in der armen Hütte am Salzberge, kniete der Bauer, sein Weib und sein Kind und beteten für das Kind ihrer Wohlthäter, und Gott erhörte ihre Bitte, der Prinz überstand die drohende Krise, ward gesund, seine Mutter schloß den Genesenen jauchzend in ihre Arme, der Vater hob ihn jubelnd an sein Herz, denn das einfache Wort des schlichten geraden Bauers aus dem Salzkammergute war wahr geworden:

„Gott wird es an Euern Kindern vergelten!"

Correspondenz.

Aus Paris.

[Der alte Adel und die neue Zeit. Guizot's Unpopularität. Politik. Literatur.]

Zwei Mächte arbeiten der Freiheit und Volksemancipation täglich entgegen. Adel und Geistlichkeit versuchen selbst in Frankreich ihren alten Einfluß wiederzuerlangen und erheben bei jeder Gelegenheit ihre Stimme gegen die neue Ordnung der Dinge. Die Macht der Gesetze ist ihnen zuwider und um dieselbe zu schwächen, verleumden sie die Gesetzgeber und meinen durch die Entehrung derselben auch den Gesetzen die moralische, bindende Kraft zu benehmen. Sie lassen alle ihre alten verjährten Redekünste los, sagen zur feindlichen Partei: Ihr seid die Diener eines Usurpators, der weder Ansprüche der Zeit, noch die kirchliche Salbung für sich hat, und der uns mit Gewalt aus unserm, von Gottes Gnaden geheiligten Besitze vertrieben. Man könnte erwiedern: warum ließt Ihr Euch aber Eure Rechte und Privilegien nehmen, die von der weltlichen und kirchlichen Macht geheiligt und beschützt wurden? Ihr hattet ja die materielle, brutale Gewalt der Waffen gegen Wehrlose in Händen; Ihr zwangt die von Euch Abhängigen zur Unterwürfigkeit, ließet sie in Schule und Kirche dazu abrichten und vorbereiten, sorgtet also für ihre physische und geistige Ohnmacht, nahmet ihnen, was sie hatten, und damit noch nicht zufrieden, ließet Ihr sie auch für Euch arbeiten, und Ihr durftet ja ungestört ernten, was sie mühsam gesät. Wenn Ihr dann einmal die Gnade hattet und in Eurer Ruhe und Behaglichkeit eine so unterjochte Menschencreatur vor Euch citirtet, so mußte sie zittern und sich unterthänigst verneigen, und konnte vor Verlegenheit kein Wort an Euch richten, denn die Menge Titel, womit sie Euch beladen mußte, ließen sie stottern und stocken, und Ihr hattet Euer Vergnügen an dieser gemeinen niedern Canaille, die der liebe Gott denn so ungeschickt und stupid erschaffen hatte, daß sie zu nichts Höherem fähig war, als zur Ehre, Euch sklavisch zu bedienen. — O die gute alte Zeit.

Wahrlich die Welt wird alle Tage ordinärer und erbärmlicher, seitdem das Volk sich in Eure Vorrechte mit theilen will, und sich nicht mehr einschüchtern läßt durch die Furcht vor zeitlichen und ewigen Qualen, vor Hölle und Teufel! Wie gemein ist nicht auch Alles nun geworden, seitdem jeder Lump Held und Ritter, jeder Bürger Gesetzgeber werden, jeder arme Schlucker und Bettler über Recht und Politik mitsprechen und jeder Krämer sich bei Hofe breit machen kann! Eleganz, Courtoisie, Galanterie, Hofsitte, Grazie, feiner Ton, Pracht und Prunk, Geist und Witz der weiland französischen Gesellschaft der alten Zeit, womit einst Frankreich die ganze Welt bezaubert und unterjocht habe, alle diese glänzenden Eigenschaften seien durch die heillose Nivellirung verloren gegangen, und Frankreich von seiner erhabenen Höhe tief herabgesunken: so klagen die Legitimisten. Und um ihrem Jammergeschrei mehr Gewicht zu geben, ziehen sie Religion und Kirche mit in ihr Interesse, maskiren sich als Heilige, frömmeln, bedauern und bemitleiden den armen, lieben Gott, dessen himmlisches Reich nun bald leer und verlassen stehen werde, da das entartete, ungläubige Volk in zerknirschter Demuth und Andacht nicht mehr niederknie, im inbrünstigen Gebet die ewige Seligkeit zu erflehen, sondern nur all sein Sinnen, Streben und Wirken auf das irdische Wohl hinrichte. — Wie leben und verhalten sich nun die Repräsentanten und Bewahrer dieser altadligen Ansprüche zueinander, wie pflanzen sie ihre Ideen fort bei Jung und Alt und wie stellen sie sich zu Staat, Gesellschaft und der fortschreitenden Bildung? Um ihre Kinder von der Berührung und dem Einfluß der Anders Meinenden entfernt zu halten, dürfen sie nicht in öffentlichen Schulen, wo sogar alle Söhne des Königs herangebildet wurden, erzogen werden, sie lassen sie deshalb zu

Hause unterrichten von Privatlehrern, meist Priestern, deren Meinung sie gewiß sind, und von deren Lichte die Zöglinge nicht geblendet werden können. Neue Lehrer, die wegen wohlfeilern Lectionspreises vorgezogen werden — denn der alte Adlige, hierin dem neuen Kramer nicht ungleich, erhandelt Alles, selbst die Wissenschaft — müssen versprechen, die politische Meinung der Jugend nicht zu mildern. Das ist denn auch recht leicht für Lehrer und Schüler, denn in der Literatur werden ganze Zeitalter wie das 18. Jahrhundert übersprungen, selbst frühere wichtige Erscheinungen wie Descartes und Pascal mit Stillschweigen übergangen und Alles durch Kühnheit und Originalität der Gedanken Hervorragende geschwächt und mit schwarzer Trauerfarbe bedeckt. Die Geschichte wird nach den Handbüchern des Herrn Collart, frühern Lehrers des Herzogs von Bordeaux vorgetragen, und Wort und Bilder feiern darin die Helden und Großthaten der alten guten großen Zeit. Anstatt der weltverderbenden, gottlosen Philosophie, die alles Unheil in die Welt gebracht, wird die sanfte, gutmüthige Dogmatik, die jeden hellen ungeschorenen Gedanken unterdrückt, gelehrt. Die griechische Sprache und Literatur, die auch soviel profane Philosophen aufzuweisen hat, steht deshalb nicht in hoher Gunst und wird der adligen Aufmerksamkeit selten oder gar nicht gewürdigt. — Unterdeß wächst die Jugend auf, besucht die aller Aufklärung verschlossenen legitimistischen Kreise und entwickelt da die Ansichten und Sitten, wie sie etwa vor 100 Jahren Mode waren, schließt conventionelle Ehen, wodurch sich weder Frau noch Mann gebunden fühlt, noch sich darin stören läßt, den alten Intriguen und Gewohnheiten zu fröhnen oder neue Verbindungen anzuknüpfen. So will es die alte Hofsitte und das Bedürfniß sich auszuzeichnen vor den Bourgeois, die auf häusliche Sitte, Ehre und Ordnung stolz sind. Ist der junge Marquis aber unbemittelt, so thut er der Tochter eines alten Wucherers, Lieferanten die Ehre an, giebt seiner Hälfte einen Titel, wofür sie ihm viel Geld mitbringt, und schließt diesen ehelichen Handel zur größten Freude des reichen Schwiegervaters, der sich auf diese Weise in den Adel einkauft, nun auch auf die Canaille von Epiciers schimpft und unter höchst aristokratischer Miene die Art seines verdächtigen Reichthums vergessen zu machen bestrebt ist. — Er eröffnet seine glänzenden Salons, und hinein strömen jeden Abend Grafen, Marquis, Herzoge, Prinzen, machen dem glücklichen Speculanten den Hof und erfrischen sich an seinem reich besetzten Büffet, und der Hausherr feiert seinen höchsten Triumph, wenn ihm eine süßlächelnde Marquise, Duchesse mit Complimenten entgegen kommt, und er ihre kleine, schneeweiße Hand mit seinem gierigen Munde beschmatzen darf. — Nächstens mehr über diese edlen Sitten und Kreise.

Guizot's Unpopularität erfährt man nicht allein durch tägliche zahlreiche Journal-Angriffe, sondern auch aus Broschüren gegen ihn. Die histoire peu française de Lord F. Guizot, ministre des Etrangers en France, ruft manche Thatsachen gegen den ersten Minister ins Gedächtniß: 1814 hat er das Censurgesetz redigirt, 1815 schrieb er im Moniteur: Der König hat schon zuviel verziehen, 1834 sagte er: ich habe die unbarmherzigsten Befehle nach Lyon gesandt, und fügte hinzu: man muß unpopulär sein. „Die Schande,. sagt der Verfasser dieser Broschüre, hat diesen herzlosen Menschen gebrandmarkt, denn er prunkt mit der empörendsten Apostasie. „Er hat nach und nach verrathen: den Kaiser, Frankreich, die Bourbons, die Revolution 1830, die Liberalen, das Centrum, die Coalition und zuletzt, da er Gesandter in London war, den Herrn Thiers. Wenn der liebe Gott wieder auf die Erde käme, so würde er noch einen gefährlichern Verräther als Judas finden. Die Partei der Conservateurs, die den austère intrigant (Guizot) zum Chef hat, ist von Beaumarchais gut charakterisirt: ce qui est bon à prendre est bon à garder." — In derselben Broschüre wird Thiers der polit. Figaro und Parlaments-Bosco genannt und für eben so verhaßt als Guizot gehalten, mit dem Unterschiede, daß er geschickter als dieser sei. — Dies kleine Büchlein wird viel gelesen und ist nicht verboten. —

Die Legitimisten haben unter Anleitung des Herzogs v. Fitz-James ein Circular herumgehen lassen, um gegen das Regentschaftsgesetz zu protestiren. — Die englischen Zustände haben hier viel Theilnahme erregt, auch die deutschen Verhältnisse werden jetzt mehr besprochen, besonders die preußischen. Die Berufung der Landstände nach Berlin hält der bekannte Publicist und Rechtsgelehrte Rossi so lange für eine Moquerie, als sie weiter kein regelmäßiges, ernsteres Repräsentativsystem zur Folge haben sollte. Er spricht dies in der polit. Chronik, die er immer in der Revue des deux mondes macht, aus.

Von Schelling ist eins seiner ersten Werke übersetzt und mit einer Vorrede versehen, worauf ich nächstens zurückkomme. Auch von Neigebaur's vortrefflichem Reisehandbuch in Italien ist eine Uebersetzung angekündigt, und sein Buch für Reisende in Frankreich in einigen Journalen als ein solches gerühmt, das selbst für Landeseinwohner reiche Belehrung und Unterhaltung gewähre. Besonders ist der Rechtszustand dieses Landes in wenigen Worten einleuchtend abgehandelt, und das Buch giebt durch einige tiefe Blicke ins gesellige Leben Frankreichs wichtigere und lehrreichere Aufschlüsse, als es der Titel erwarten ließ. (D. Forts. f.)

Notiz.

[Die Deutschen in Paris.]

Es sind Flüchtlinge, Handwerker, Gelehrte, Banquiers; man rechnet ihre Zahl auf 80,000. „Ein Zusammenhang" — sagt Gutzkow in seinen pariser Briefen — „wie zwischen den Engländern und theilweise den Spaniern und Italienern findet nicht statt. Kein Seymour, keine Belgiojoso, kein Aguado steht an der Spitze der Deutschen oder wüßte die deutsche Würde zu repräsentiren. Die reichen Banquiers sehen Fremde. Ich war in einem Salon, dessen Besitzer sein Glück einer deutschen Heirath verdankt. Die Deutschen wurden vom Wirth und der deutschen Hausfrau vernachlässigt. Der deutsche Künstler und Gelehrte darf, um in die höhere pariser Gesellschaft eingeführt zu werden, auf keinen Schickler, keinen Rothschild rechnen. Diese reichen Banquiers sind alle stammverwandt mit jenen deutschen Kellnern, die in der Schweiz und dem Elsaß, auch wenn sie Deutsche bedienen, sich stellen, als verständen sie nur Französisch."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 12.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 203. — den 17. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Frauenverschwörung.

Historische Novelle von Julius Krebs.

1.

Die Schlacht bei Mollwitz war vorüber. Der siegreiche preußische Adler erhob kühn die Schwingen über Schlesien und der Frühlingssturm brauste diesmal prophetisch über das Land; denn mit jenem entscheidenden Treffen waren die Kriegsstürme entfesselt, welche es aus der Ruhe des faulen Jahrhunderts aufstörten, und durch Friedrich's II. Riesengeist eine neue Ordnung der Dinge herbeiführten. Bisher versunken in die Träume vergangener politischer Größe, von der nur eine hohle Verfassungsform übriggeblieben, horchte die alte Stadt Breslau gespannt auf die Kunde der Thaten, welche des jugendlichen Preußenkönigs geniale Erscheinung in Schlesien versprach, und insbesondere jetzt auf Nachrichten von der Schlacht, deren Entwickelung in der Gegend von Brieg bevorzustehen schien.

So saß auch in ihrem Quartiere zu Breslau Frau Benigna v. Woltersdorf am Abend des 11. April 1741 in banger Erwartung des Schlachtschicksals, wodurch entschieden werden sollte, ob ein junger unerfahrener Feldherr mit einem unversuchten Heere gegen alte Generale und feuergewöhnte Krieger den Kampf eben so rühmlich bestehen würde, als er ihn muthig angefangen hatte. Die Dame gehörte zu den zahlreichen weiblichen Inquilinen zu Breslau, welche aus Böhmen und Oesterreich gebürtig und seit langer Zeit in Schlesien ansässig waren. Ihr katholischer Fanatismus und die Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich ließen von Benigna's Lippen vor dem Hausaltare jetzt heiße Siegesgebete für die Waffen der Königin von Ungarn zum Himmel steigen, und insbesondere noch um des Ruhmes und der Erhaltung ihres Sohnes Augustin willen, der als Rittmeister unter General Neiperg dem kühnen und verhaßten Preußenkönig entgegengezogen war.

Gedrängt von der Qual der Ungewißheit, stand sie eben im Begriff, Johann dem Täufer, dem Schutzpatrone Schlesiens, für Augustin's Leben ein schweres Gelübde zu machen, da ließen von der Straße herauf sich lebhafte Stimmen hören, und aus ihrem Gewirr vernahm sie: „Die Schlacht sei verloren!"

„Wer aber, wer hat sie verloren? Neiperg oder der kecke Preuße!" rief sie aus; doch schon polterte ein Diener die Stiege herauf und verkündete niedergeschlagen den Sieg der Waffen Friedrich's. Wie vernichtet sank die Herrin vor dem schlimmen Botschafter in den Sessel und starrte in schweigender Trostlosigkeit vor sich hin; da schallte Hufschlag vor dem Hause, der Reiter hielt, und Valentin erhielt Befehl, nach dem späten Ankömmlinge zu sehen.

Augustin, Benigna's Sohn war es, der mit Blut, Schweiß und Staub bedeckt in die Arme der Mutter eilte, welche halb ohnmächtig vor Ueberraschung sie gegen ihn ausbreitete.

„Augustin, welche Nachrichten!" rief sie dann schmerz-

lich, das Gesicht an seine Brust drückend. „Erzähle, wie war es möglich, daß unsere heilige Sache, die Sache der Königin verloren gehen konnte!"

„Es war eine wunderbare Ungnade, womit die Heiligen uns plötzlich heimsuchten," antwortete Augustin. „Unsere Reiterei that Wunder der Tapferkeit; auf allen Puncten zusammengehauen, ergriff der Rest der preußischen bereits die Flucht, und siegtrunken drangen wir vor; da rückte in enggeschlossenen Gliedern, einer wandelnden Mauer gleich, die feindliche Infanterie heran und eröffnete ein so nachhaltig rasches und verderbliches Feuer, daß es schien, als würden ihre Gewehre von höllischen Geistern bedient. Jeder Schritt, der in diesem krachenden Flammenmeere vorwärts geschah, brachte eine Leichenreihe. Wir hielten ein, um gegen die plötzliche Uebermacht unsere Kräfte zu einem neuen Angriffe zu sammeln; aber Mann auf Mann, Roß auf Roß stürzten fortwährend zusammen, und bald auch in der Flanke gedrängt von der wieder ermuthigten feindlichen Reiterei, blieb zuletzt nichts als die Räumung des Schlachtfeldes übrig, wenn nicht auf diesem unsere Scharen alle den dämonischen Gewalten zum Opfer fallen sollten."

„Entsetzlich!" rief die fanatische Benigna, die Hände ringend. „Also umsonst all' meine heißen Blutgebete, welche des Himmels Verderben auf die ketzerischen Landräuber herabflehten, umsonst all' meine Opfer für Messe und geistliche Werke zur Demüthigung der verhaßten Paradehelden! Alles, Alles hab' ich gethan, was ein Weib nur kann, und doch vergebens!"

„Nein, gnädige Mutter, noch ist nicht Alles geschehen, was unserer Sache eine glückliche Wendung geben und gerade von Eurer Hand abhängen kann, denn in den schwierigsten Momenten löst oft eine weibliche am glücklichsten den Knoten des politischen Verhängnisses," sagte Augustin bedeutungsvoll.

Erstaunt sah die Freifrau ihn fragend an, er aber fuhr fort: „Die Heiligen geben ihren Beistand nur der beharrlichen That und hassen die schnelle Muthlosigkeit, welche einer der herben Prüfungen des Himmels folgt. Die Tapferkeit allein reicht ohne die Unterstützung der Klugheit selten zur Bestimmung des Kriegsschicksals aus. Daher vernehmt, was ich Eurem klugen Patriotismus ansinne. Diese Stadt ist neutral, und es kann eine offene Feindseligkeit gegen die Preußen nicht erfolgreich von ihr ausgehen, aber um so sicherer hier insgeheim ein verderbliches Netz für sie gewebt werden; dadurch nämlich, daß dem General Neiperg auf sichere Weise Nachricht von allen nur irgend zu ermittelnden feindlichen Plänen und Bewegungen zukommt, um möglichst vortheilhafte Manöver gegen ihn auszuführen, und daß inzwischen die aus den österreichischen Beamteten bestehende Partei der Königin in Breslau möglichst vergrößert wird, um bei der Einnahme der Stadt selbst durch unsere Truppen unterstützt zu sein. Der hiesige Rath und die Geistlichkeit der alleinseligmachenden Kirche, welche unter Preußens Regierung nur verlieren können, werden gern die Hände zur Ausführung des Planes bieten, dessen Leitung Ihr selbst, theure Mutter, den Umständen angemessen übernehmen mögt."

Benigna's Augen funkelten. „Du hast Dich nicht getäuscht in mir, Augustin," sagte sie; „ich bin zu Allem bereit, wo es gilt, diese ketzerische Armee aus Schlesien zu vertreiben und alle Irrgläubigen zu verderben. Manche würdige Bundesgenossin denk' ich noch für den Plan zu finden, denn alle hiesigen Damen aus alten böhmischen oder österreichischen Geschlechtern haben ja ein gemeinschaftliches Interesse in Kirche und Erzhaus, so wie in dieser doppelten Hinsicht denselben Feind in dem ketzerischen Konige."

„Dennoch seid nicht allzurasch in der Bildung des Bundeskreises und erweitert ihn nur mit großer Vorsicht!" warnte der Rittmeister. „Gebt nie das eigentliche Geheimniß völlig preis, damit das leise Ohr des nie schlummernden Verraths es nicht erlauscht und mit der guten Sache Euch selbst ins Verderben zieht."

„Sorge nicht," erwiederte die Dame zuversichtlich. „Ich will ein so feines, festes und unsichtbares Gewebe um das Ganze ziehen, daß schon jeder verrätherische Gedanke sich in der eigenen Schlinge gefangen sehen soll. Zahlreich aber muß der Bund sein, um sich nichts Wichtiges zur rechten Zeit entgehen zu lassen, und gleichzeitig auf verschiedenen Puncten kräftig wirken zu können, sobald es die Umstände fordern sollten."

„Ich muß fort; die Minuten sind mir gezählt!" rief Augustin, und hüllte sich in seinen Mantel. „Gelingt das große Werk, edle Mutter, wie es größtentheils von Eurer Klugheit abhängt; so ist Schlesien binnen einigen Monaten wieder vom Feinde frei, und der kleine König darf froh sein, zur Strafe seiner Keckheit sich blos mit einer derben Lehre in die Gränzen seiner Mark zurückgewiesen zu sehen. Morgen seh' ich Euch noch einmal wieder, theure Mutter!" schloß er, küßte ehrfurchtsvoll Benigna's dürre Hand und stürmte fort.

2.

Schlaflos hatte die alte Dame den größten Theil der Nacht hindurch sich mit den Anschlagsfäden für die geheime Verbindung beschäftigt, welche Schlesien retten sollte, und als der Schlummergott ihr endlich die Augen zudrückte, zeigte ihr ein Traumbild den ersehnten Triumph ihres Werkes. Sie säumte daher am Morgen auch nicht mit dessen Einleitung, indem sie an alle gleichgesinnten adeligen Damen ihrer Bekanntschaft Einladungskarten für den Nachmittag sandte, außerdem aber ihren Beichtvater, den Jesuiten Clemens, so wie den Obersyndikus v. Gutzmar für den nächsten Tag zu sich bescheiden ließ.

Wie feindlich auch die drei Hauptmächte, aus denen Frau Benigna den Bund zusammensetzen wollte, in ihren einzelnen Interessen sich gegenüberstehen mochten, so waren sie doch sämmtlich durch die preußische Herrschaft mit einer neuen und wahrscheinlich ungünstigen Ordnung der Dinge bedroht, deren Abwendung ihr heißester Wunsch sein und sie zu einträchtigem Zusammenwirken begeistern mußte. Fanatismus und Adelstolz knüpften die weiblichen Bundesgenossen, welche Benigna gewinnen wollte, an die Sache des Erzhauses, von wo der höhere Glanz ihrer Familien ausging; die städtische Aristokratie dagegen war zwar protestantisch, und daher ihre Begünstigung eines glaubensverwandten Königs zu fürchten; allein ein größeres Interesse als die Glaubensrücksicht, ließ dennoch den Beistand des Rathes gegen die preußische Sache hoffen. Es handelte sich um dessen fernere politische Bedeutung in dem bisher durch Nepotismus festgehaltenen aristokratischen Uebergewichte, wodurch während der historischen Thatenlosigkeit des Jahrhunderts Breslaus zahlreiche und wohlthätige Privilegien der Volkssache entfremdet, und die Macht der kleinen patrizischen Corporation geworden waren, welche in ihnen nur die Mittel zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer stolzen Willkür und unersättlichen Habsucht fand. Diese Blüthe solches städtischen Unwesens zu Breslau aber wucherte vorzugsweise unter der schwachen Regierung des sechsten Karl. Es mußte daher den Vätern der Stadt ein junger, kräftiger und hellsehender Regent, als welcher Friedrich sich angekündigt hatte, für ihr lichtscheues, volksverrätherisches Treiben sehr ungelegen kommen, er mochte Katholik oder Protestant sein. Mit derselben Sicherheit durfte die Freifrau auf die Sympathien des Klerus für die Sache der Königin hoffen, denn außer der Gefährdung des katholischen Princips an sich mußten wahrscheinlich die persönlichen Verhältnisse der Geistlichkeit unter einem protestantischen Fürsten eher verlieren als gewinnen, wie schon Augustin bemerkt hatte.

Am andern Morgen weckte der Eintritt ihres Sohnes die Freifrau aus ihrem Nachsinnen. „Die Sache nimmt einen guten Anfang!" sagte sie mit triumphirendem Tone, nachdem sie ihm die für den Abend geschehenen Einladungen mitgetheilt hatte. „So eben war auch der Obersyndikus von Gutzmar bei mir, um nach meinem Wohle zu fragen, eigentlich aber — Du wirst lachen, mein Sohn, — um mich in einigen von ihm verfaßten Verseleien auf den nahenden Frühling aufmerksam zu machen, und mich zugleich verblümt wissen zu lassen, daß er nach meinem schönen Herzen und der verbindenden Hand schmachte."

„Ist's möglich!" rief Augustin heiter.

„Es ist wirklich so!" versetzte Jene, „und unter den jetzigen Umständen kommt die Thorheit wie gerufen. Bewahrte mich nicht täglich der Spiegel vor der Eitelkeit, so würde es der gerechte Stolz thun, den man solchem erkauften Stadtadel gegenüber haben darf; von meiner Eitelkeit auf seine Floskeln aber denkt dieser Syndikus mich und meine Güter zu kaufen. Zu anderer Zeit würde ich den habsüchtigen Witwer mit einer angemessenen Spottladung von dannen geschickt haben, jetzt nährte ich vorsichtig die Hoffnung in ihm, welche mir zu einem Haupthebel für unsere Pläne werden soll; denn so weit ich ihn das Geheimniß ahnen ließ, scheint er mir ein eben so brauchbares als dienstwilliges Werkzeug, das vielleicht heute schon die Arbeit beginnt."

„Haben die Damen alle zusagen lassen?" fragte Augustin.

„Alle!" war die Antwort, „und es ist bald Mittag, also muß ich die nöthigen Anstalten treffen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre," zweiter Band.]

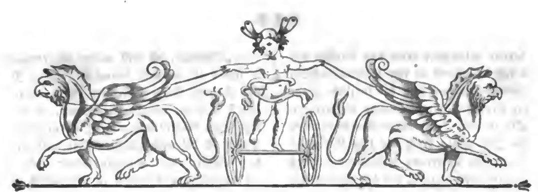
Louis Blanc ist in deutschen Blättern übel behandelt worden. Gestatten Sie mir, ausführlich sein Buch zu besprechen; es rege die Fragen des Tages lebhaft an. Mit dem zweiten Bande von L. Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" ist das Geschäft der Kritik leichter abgethan als mit dem ersten. Die Bemerkungen und Angriffe gegen Stände, Parteien und Personen, die im frühern Bande in Declamationen ausarteten, finden sich in diesem gar nicht, oder sind so geschickt mit der Geschichterzählung verschmolzen, daß man sie als ganz natürliche Folgerung hinnehmen muß. Die Politik nach Innen und Außen, den moralischen und materiellen

Zustand des Volks und aller Parteien, die Aufstände in fremden Ländern, als Folgen der Julirevolution, die Hoffnung, welche die Liberalen Europas in Frankreich setzten, und ihre Täuschung, Alles dies legt uns der Verfasser mit fast immer überzeugender Klarheit vor. — Das französische Volk, stolz auf seine Kraft, wollte auch als Sieger gegen Europas Mächte auftreten und nun einmal wieder die fremden Angelegenheiten leiten, denen es sich unter der Restauration mit stummem Gehorsam fügen mußte. — Der König L. Philipp war aber anderer Meinung. Seine erste Thätigkeit bezweckte, von allen Fürsten Europas anerkannt zu werden. Dafür versprach er die Aufrechthaltung der Tractate von 1815 und die Mäßigung und Unterdrückung des revolutionären Geistes in Frankreich. Rußland ging auf Nichts ein. Oesterreich war geneigter, denn Metternich's Politik bestand darin, jede heftige Erschütterung zu meiden. L. Blanc charakterisirt diesen Staatsmann also: Er liebte die Ruhe aus Egoismus und Unfähigkeit. Der allein bietet dem Sturme die Stirn, welcher ihn zu beherrschen weiß. Metternich wollte in Ruhe einer leicht usurpirten Reputation genießen, deren Schwäche und Blöße man bei der geringsten Verwicklung erkannt hätte, er betrieb also beim König von Preußen die schleunige Anerkennung L. Philipp's. Holland war die dritte Macht, welche den neuen König anerkannte. England ließ sich nicht lange bitten, denn es war gegen Karl X. insgeheim erzürnt, weil er sich von Rußland allein leiten ließ, es war ferner wohl bekannt, daß sich L. Philipp einen Anglais de coeur genannt hatte. — Spanien aber erließ ein beleidigendes Manifest gegen den Julithron. Auch der Herzog von Modena weigerte Anfangs seine Anerkennung. Man glaubt, daß dieser Fürst im Interesse der italienischen Unabhängigkeit conspirirte und in dieser Absicht einen geheimen Agenten nach Paris geschickt hatte. Er soll deshalb gegen L. Philipp aufgebracht gewesen sein, weil dieser in die Tractate von 1815 eingewilligt. — Spaniens Anerkennung sollte nun durch Drohen erreicht werden. Eine Anzahl bedeutender Spanier, die der Tyrannei Ferdinand's VII. entflohen waren, befand sich in Paris, es waren: Mendizabal, Calatrava, der Herzog von Rivas, Isturiz, Toreno, Martinez de la Rosa und San Miguel. Sie hatten in Paris eine Junta zur Revolutionirung Spaniens gebildet. Ein comité espagnol kam unter dem Einfluß der größten französischen Staatsmänner in derselben Absicht zusammen. Große Summen lagen bereit und Flüchtlinge wurden geworben. Das französische Gouvernement beschützte dies Complott, und von den Ministern war Sebastiani allein dagegen. Guizot sagte zu einigen Abgesandten in dieser Angelegenheit: Frankreich hat im Jahre 1823 ein politisches Verbrechen begangen, und es wird das Vergehen wieder gut machen und rächen. Der König selbst sprach sich also aus: was den K. Ferdinand VII. anlangt, so kann man ihn greifen, wenn man Lust hat, es ist der größte Schelm, den es je gegeben. (le plus grand coquin, qui ait jamais existé!) Er händigte endlich die Summe von 100,000 Frs. dem Gen. Lafayette ein, zum Besten des spanischen Vereins. Es ward nun öffentlich für Spanien geworben. Mina war in Paris. Der Marschall Gérard empfahl ihm, nichts zu übereilen, gleich nach Bayonne abzureisen, aber nicht eher loszuschlagen „bis Frankreich im Reinen sei mit den übrigen europäischen Mächten." — Der also eingeschüchterte König von Spanien hatte unterdeß die Bedingungen an Frankreich ergehen lassen, unter welchen er den L. Philipp anerkennen würde. — Plötzlich wurden alle Versammlungen, Werbungen und Unterstützungen zum Wohl Spaniens verboten, und bis nach Bayonne flogen im Augenblicke die strengsten Befehle gegen alle Spanier, die über die Pyrenäen gehen wollten. Da begannen der General Chalangarra und der Obrist Valdes den Verzweiflungskampf, der erstere fiel, und Mina eilte dem andern zu Hülfe. Es war verabredet worden, daß während Mina den Angriff in Navarra machte, der General Placensia in demselben Augenblicke in Aragonien einrücken sollte. Die 500 Flinten mit Munition, die dieser aus Frankreich erwartete, wurden daselbst confiscirt, und der madrider Hof ward von diesen Maßregeln aufs Umständlichste unterrichtet. — Mina und Valdes flüchteten sich, wurden bis auf französischen Boden verfolgt, und gefangene Soldaten daselbst gegen alles Völkerrecht erschossen. — Man will in diesem Verfahren gegen die spanischen Patrioten den Grund des heutigen Mißverhältnisses zwischen Spanien und Frankreich erkennen. —

Die Verhältnisse mit Belgien tragen denselben unzuverlässigen Charakter. In Frankreich hatten sich nach der Julirevolution zwei Parteien gebildet, die der Regierung, die sich nicht in fremde Angelegenheiten einmischen wollte; und die der Bewegung, welche überall thätig einschreiten und vor Allem sich Belgiens und des ganzen Rheins bemächtigen wollte. Diese Partei aus jungen, unruhigen Abenteurern, die dem Mercantilismus abhold, bestehend, ohne Stand, ohne Vermögen, unbesorgt in den Tag hineinlebend, glaubte, mit der damaligen Aufregung der meisten europäischen Völker sei auch die Zeit gekommen, ihre Hoffnung zu erfüllen und allen Nationen die Freiheit zu bringen. Dies waren recht gute menschenfreundliche Absichten, denen übriges nichts fehlte als die Erfüllung. Diese war aber nicht möglich, denn es fehlte der Partei an kräftiger Stütze, an umsichtigen Chefs, an Ordnung und materiellen Mitteln. L. Blanc meint die Lage Europas rechtfertigte ihre kühnen Pläne. — Die Belgier unterhielten eine thätige Correspondenz mit dieser Partei. — Die Minister weigern sich, Talleyrand als Gesandten nach London zu schicken, der König aber sendet ihn doch hin. England sah diese Ernennung als ein Eingehen und Nachgeben in allen seinen Absichten an, Rußland aber für eine Kriegserklärung. — Belgien, das in materieller Hinsicht damals in der höchsten Blüthe stand, ward dadurch gereizt, daß die Holländer gewisser Vorrechte genossen, zu öffentlichen Aemtern vorgezogen wurden, und daß die 4 Millionen Belgier nur ebenso viel Repräsentanten zählten als die 2 Millionen Holländer. Die belgischen Priester fühlten sich bei der Errichtung der Universität Löwen schwer beleidigt und verbündeten sich daher mit den Liberalen. Die Mehrzahl der Belgier wollte nur administrative Trennung und Absetzung des Ministers v. Maaelr. —

(Fortsetzung und Schluß in nächster Woche.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags —— 204. —— den 18. October 1842.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Frauenverschwörung.

(Fortsetzung.)

Augustin nahm Abschied, um zur Armee zurückzugehen, nachdem er Neiperg's Mission so gut erfüllt hatte. Benigna dagegen war mehrere Stunden lang eifrig mit den Vorbereitungen zu der Soirée beschäftigt, deren geschmackvoller Glanz in einem Privathause eben so einzig in seiner Art als ihr Zweck sein sollte.

Hoch toupirt, Puder stäubend und ungeheure Pfauenräder mit den kostbaren Reifröcken beschreibend, erschienen des Abends die weiblichen Gäste und ließen mit aller ängstlichen Etiquette ihrer geist- und geschmacklosen Zeit sich im weiten Kreise nieder. Auf jedem der alten ausdruckslosen Gesichter war dann das Wohlbehagen an der vollkommen ebenbürtigen Gesellschaft lesbar, ja einige dieser verblühten Klatschrosen mußten ihrer stillen Freude bald durch einige beißende Bemerkungen über die patricischen Gesellschaftskreise der Stadt, in denen sie sich bewegt hatten, gegen die Nachbarinnen Luft machen, indem sie den Ahnenglanz des gegenwärtigen Cirkels damit verglichen. Zur Bewunderung aber stieg die Achtung vor dem Reichthume, Takte und Geschmacke der edeln Wirthin, als die Genüsse des Abendfestes immer sinnreicher und verschwenderischer folgten. Man brach in ungemessenes Lob aus über die kunstreich getriebenen silbernen Blumenvasen, worin mit üppiger Fülle die seltensten Treibhausblüthen prangten; dann ergoß sich das Geschwätz über das kostbare Service und die Auswahl und Bereitung der Speisen, über die venedischen Spiegel, schwerseidenen goldbefranzten Gardinen, das ganze Möbelwerk und endlich über die Wirthin selbst, an der ein Sternenhimmel von Brillanten aus reichem brüsseler Spitzengewölk schimmerte.

Benigna hatte mit solchem Prachtaufwande nicht allein den Glanz des eigenen alten Hauses, sondern die Würde des Geburtsadels überhaupt darstellen wollen, um auch auf sinnlichem Wege die Mittheilung ihres Planes zu unterstützen. Sie benutzte jetzt die endlose Bewunderung zum Eingange desselben vor der Versammlung und sprach feierlich:

„Edle Damen! Wenn ich alle Kräfte aufbot, Euren hohen Kreis, dem ich anzugehören die Ehre habe, würdig zu empfangen, so war dies eine theure Pflicht, welche nicht allein unsern Personen, sondern unsern ruhm- und ahnenreichen Geschlechtern galt. Euer gnädiger Beifall meiner Bemühungen macht mich daher in einem höhern Sinne glücklich, als dies bei einer patricischen, oder gar schlechtweg bürgerlichen Festordnung der Fall sein könnte, weil dort der äußere Glanz bei dem fehlenden höhern Begriffe der Familie zum leeren Schaugepränge wird, oder höchstens auf das Haus durch einige Menschenalter zurückgeht, während es sich in unsern Kreisen um halbe Jahrtausende handelt. Wir stehen indeß an der Pforte einer drohenden, wenn auch noch dunkeln Zukunft, und ihre Besprechung war der eigentliche Zweck meiner Einladung. Die Absicht des Preußenkönigs, unserer hochherzigen Maria Theresia das schöne Schlesien

zu entreißen, ist bereits gelungen, denn von Crossen bis Jablunka befindet sich das Land in den feindlichen Händen, und der Uebergang Glogaus und das kürzliche große Waffenunglück bei Mollwitz hat die rasche Besitzergreifung befestigt. Sie ist ohne sonderlichen Ruhm für den jungen König, wie Ihr wißt. Noch ehe sein Gesandter in Wien das Ansinnen der Abtretung Schlesiens erklären konnte, rückte die Armee schon hier ein, und das unbeschützte Land war eine leichte Beute. Die Eitelkeit mancher vornehmen Damen, welche der König hier in Breslau durch seine Ballgalanterien zu gewinnen wußte, hat ihm dabei ohnehin Zuneigung genug verschafft, um jedes der Monarchie treu ergebene Herz zu empören. Aber auch um das eigene Wohl darf man mit Recht besorgt sein. Wer so unbegründete Ansprüche auf ein ganzes Land macht wie dieser Friedrich, läßt als Sieger auch keine sonderliche Sicherheit für das Privateigenthum hoffen."

Hier schwieg Frau Benigna, den ziemlich günstigen Eindruck ihrer Rede beobachtend, und eine der Damen bemerkte, sie wisse aus guter Quelle, daß in Wien außerordentliche Rüstungen zur Unterstützung Neiperg's betrieben würden.

„Es wäre ja unerhört, wenn der König sich so ruhig der Früchte seiner leichten Siege erfreuen dürfte," fuhr die Rednerin fort. „Allein für jetzt ist er doch wahrscheinlich Herr in ganz Schlesien, mit Ausnahme der Festungen und dieses neutralen Breslaus. Es ist daher die Pflicht der Gutgesinnten, das hiesige günstige Terrain zur ungeahneten und darum gewiß erfolgreichen Thätigkeit gegen Preußen zu benutzen, und ich fordere Euch im Interesse der heiligen römischen Kirche und unserer geliebten Königin zur Mitwirkung dabei auf."

Furchtsam schwiegen die Frauen, denn riesengroß malte ihnen die Phantasie die Gefahr im Falle der möglichen Entdeckung. Mit erhöhter Stimme und männlichem Geiste aber begann Benigna wieder: „Ihr seid betroffen, edle Frauen! Eure weibliche Zaghaftigkeit bebt vor der Bedeutung einer politischen That zurück, die Ihr nur von Männern gewohnt seid. Ermuthigt Euch indeß! Was von uns geschehen soll, kann bei der nöthigen Klugheit auch gefahrlos vollbracht werden, und das Ziel ist wenigstens des Versuches werth. Denn ich wiederhole Euch: es gilt unsere Güter, unsere Religion, unser Vaterland!"

„Erklärt Euch näher, Frau von Woltersdorf!" riefen Einige, denen besonders die mögliche Bedrohung ihres Eigenthums zu Herzen ging, und bald stimmte der Chorus ein.

„Wohlan, ich will unsere Gegenwart und Zukunft so scharf als möglich beleuchten," sagte Jene. „Der König ist jetzt Sieger, Neiperg muß sich zurückziehen, und fallen auch die übrigen Festungen, so wird Breslau zuletzt, aller Neutralität ungeachtet, nicht verschont werden. Daher ist die noch günstige Zeit weise zu benutzen, um den Waffen der Königin selbst das Terrain unserer unabhängigen Stadt zu verschaffen. Geriethe dagegen diese mit ihren reichen Mitteln in preußische Hände, dann würde der ketzerische Pöbel, der hier allen Stürmen der Gegenreformation entging, dem Könige Friedrich eine bedeutende Stütze sein. Er würde Schlesien als sein völliges Eigenthum betrachten, mit den ungeheuersten Contributionen es bedrücken, die heilige römische Kirche und uns selbst dabei zu Grunde richten."

„Was aber können wir zur Abwendung thun?" fragten Einige im Kreise.

„Fest zusammenhalten in einem geheimen Schwesterbunde," war Benigna's Antwort. „Es gilt, auch die kleinste Bewegung des Feindes zu erfahren und sicher an den General Neiperg selbst oder nach Wien zu berichten. Dazu mag Jede von uns nach Kräften mitwirken, in den bisweilen abzuhaltenden Sitzungen Rechenschaft davon geben, und an den gemeinschaftlichen Berathungen Theil nehmen. Keine theile übrigens, ohne die Zustimmung des Bundes, dessen Existenz, Zweck und Wirksamkeit an die Angehörigen in Oesterreich oder Böhmen mit, denn es könnte leicht zu eigenem Verrathe sich wenden. Es ist vielmehr der Stadtrath ins Interesse zu ziehen und zu der nöthigen Correspondenz zu vermögen, wozu er sich gewiß verstehen wird, um seine alte Macht unter der milden österreichischen Herrschaft wie bisher zu erhalten. Mißlingt Alles, wird der Neutralitätsbruch vorzeitig entdeckt und die Stadt von den Preußen genommen, dann müssen die Beweise dafür einzig bei dem Rathe zu finden sein. Wir aber sind schon einigermaßen durch unser Geschlecht vor dem ersten Verdachte sicher, finden Gelegenheit zur Flucht und haben wenigstens die Genugthuung, unsere Religionsfeinde, die ketzerischen gestrengen Herren von Breslau, neben der eigenen Schuld die unsere abbüßen zu sehen."

Begeisterter Beifall erschallte, als die Wortführerin geendet hatte. Diese holte jetzt von einem Nebentische ein Crucifix und ließ die Schwestern Treue und Verschwiegenheit schwören, wozu Alle sich bereit fanden. — So war der Bund geschlossen, der vergebens die letzten Kräfte mittelalterlicher hohlgewordener Ge-

walten zum Kampfe gegen die neue Zeit aufbot, welche Friedrich's Genius verkündete.

3.

Benigna war jetzt zu entscheidendern Schritten entschlossen und harrte ungeduldig des Paters Clemens, der sich endlich melden ließ. Es war ein langer hagerer Mann mit braunem Gesicht und lauernden Blicken. Die Tendenz ihres Ordens, das unermüdliche Streben für die Stabilität der Weltgeschichte, läßt die Väter der Gesellschaft Jesu nicht leicht zu der sprüchwörtlichen Feistigkeit anderer Mönche gelangen. Diese vergessen bei dem sinnlichen Behagen im Refectorium sich und die Welt, während der Jesuit — halb Mönch, halb Diplomat — nach den geistigen und moralischen Weltfäden für seinen Zweck in der Zelle wie im Fürstenzimmer hascht, wobei in dem letztern die schlanke Gestalt nicht minder als der geschmeidige Geist empfiehlt.

Die Freifrau vertraute dem Beichtvater von dem Plane so viel ihr für sein umsichtiges Mitwirken nöthig schien, und Clemens schloß horchend und sinnend dabei von Zeit zu Zeit wohlbehaglich die grauen Augen.

„Ihr seht, Hochwürdiger," fügte Benigna hinzu, „es handelt sich bei der preußischen Eroberung um des Landes ganze Zukunft, und vielleicht um die Eures Ordens insbesondere. Aber nicht nur die pflichtmäßige Vorsicht gegen die Gefährdung seiner großen Zwecke, sondern auch die Dankbarkeit gegen das Kaiserhaus macht ihn zu einem natürlichen Bundesgenossen in der großen Angelegenheit. Bedenkt, was der fromme Leopold für die Jesuiten durch die Stiftung der Universität hier im Anfange des Jahrhunderts gethan hat; welchen Triumph Ihr unter dem kaiserlichen Schutze über den Euch feindlich gesinnten Rath dieser Stadt seitdem gefeiert habt, nachdem er zwei Jahrhunderte früher mit großen Opfern eine Hochschule, als Denkmal seines Ehrgeizes und Reichthums, vergebens zu gründen versucht hatte. Ein Prachtgebäude, wie die stolzen Consuln es sich kaum für ihre Absicht damals träumen konnten, erhebt sich für Eure wissenschaftlichen und religiösen Zwecke zum Collegium an der Oder und ist mit der neuen Ordenskirche ein großartiges Siegesdenkmal des römischen Glaubens, dem das übermüthig ketzerische Breslau seit drei Jahrhunderten erfolgreich widerstrebte. Sollen die so mühevoll endlich errungenen Früchte plötzlich durch den kecken Eroberungssturm des Preußen zerstreut und ungenossen der Fäulniß überlassen werden? Das aber, wo nicht noch Schlimmeres, steht von ihm zu erwarten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Cöln*.

[Die Einheit Deutschlands und der Dombau.]

> Du bist so heiß, o Blut,
> Was sprudelst du in dieser irdnen Schaale?
> Hast du noch Gluth, noch Sonnengluth;
> Zuckt Freiheit noch in deinem rothen Strahle?
>
> O Arzt, so binde du,
> Nur schnell, nur schnell mit deiner Binde,
> Die offne Ader wieder zu:
> Denn Freiheit ist des Deutschen größte Sünde!
>
> Die Aderlässe, von Schubart.

Ach, es ist ein mißliches Ding, die Wahrheit immer bei allen Gelegenheiten zu sagen! Der Deutsche ist so stolz auf sein Nichtstolzsein, daß dies Letztere selbst nicht allein abstoßend, sondern auch unausstehlich wird, weil es so kleinlich ist. Er sagt: Wir Deutsche, wir sind nicht stolz als Nation, wir heißen uns nicht la grande nation, aber gehen Sie einmal nach Cöln und sehen Sie, was deutsche Einheit, deutsche Beharrlichkeit, deutsche Kraft vermag! Ich ging nach Cöln, denn ich will alles selbst sehen, seitdem die Presse so frei in Deutschland ist! Ich habe durchaus keine Freiheit dort gesucht, ich bin gar nicht so coquett; aber deutsche Kraft und deutsche Einheit suchte ich ganz unschuldig, und ich fand nichts als mein Bischen Wahrheit, das ich hier niederschreibe. Ich kann sie mit den wenigen Worten aussprechen: In Cöln haben sie den König empfangen und ihn zu unterhalten gesucht. Ein Dombaufest sah ich aber nicht. Das Fest als Domfest war das freiheit- und einheitlosefte, das ich je in meinem Leben sah.

Ich weiß, bei diesen Zeilen schon entflammt so manches Gesicht vor Zorn. Ich aber bin gar nicht im Zorn, sondern sage blos die kalte Wahrheit. Ich bin kein Preuße, aber ich gestehe, ich bin ziemlich preußisch gestimmt; ich tadle auch den Willen der Cölner nicht, die dem Könige ein Fest geben wollten. Wenn man aber Jahre lang sich mit einer Sache aufbläst und die Nation repräsentiren will, wenn man ein „Domblatt" herausgibt und Europa heraus fordert, und wenn man endlich es wagt, einen schönern heiligen freien Gedanken an ein Localbedürfniß zu knüpfen, und sich auf eine so grelle Weise vor den Augen aller Fremden blamirt, denen man ein großes Nationalfest versprach, so muß man auch auf eine lustige Kritik gefaßt sein! Die cölnische Zeitung blies sich ja von einem Frosche zu einem wahrhaften Ochsen auf, und das Schlimmste dabei war, sie strafte noch dazu die alte Fabel Lügen, — sie zerplatzte nicht! Gibt's denn

* Ohne unsere Schuld verspätet und erst über Hamburg uns zugegangen. Wir geben es als einen lustigen Epilog. D. Red.

für Hrn. Hermes keine andern Nationalfeinde der deutschen Freiheit mehr als junge Philosophen? Ist denn kein allerhöchstes Hochzeitsgedicht mehr zu machen? Muß der cölner Dom herhalten? Muß die deutsche Journalistik mit deutscher Freiheit servil sein? — Die cölnische Zeitung hat arg Lust, einen nationalen Katechismus festzustellen. „Bekenntniß: Ich glaube an die Einheit Deutschlands bei Gelegenheit des cölner Dombaues. Frage: Warum glaubst du daran? Antwort: Weil jeder, der nicht daran glaubt, ein Verräther an Deutschland ist. Frage: Und was geschieht mit einem solchen? Antwort: Er muß so lange die cölnische Zeitung und das Domblatt lesen, bis er daran glaubt." Dann freilich glaubt er lieber gleich daran und die Einheit Deutschlands ist gesichert, obwohl der Zollverein noch kein allgemein deutscher ist, obwohl die Einheit Deutschlands nirgends ganz festgestellt ist als in dem Institute der allgemeinen deutschen Censur. O nein, edler Schubart, die Freiheit ist nicht mehr der Deutschen größte Sünde, sondern die Einheit — d. h. ihr gutmüthiger Glaube an sie.

> „Und sie sprachen, wohlan bauen wir eine Stadt und einen Thurm darauf, dessen Spitze gen Himmel reicht und machen wir uns einen Namen, sonst werden wir zerstreut auf der Erde."
>
> Moses.

Meint man nicht, es wäre dies zu Cöln am Rhein geschehen? Auch der Thurm zu Babel wurde aus einer Einheitsidee entworfen. Sie fürchteten, zerstreut zu werden, aber die Babylonier waren offenherziger als die Cölner, sie gestanden wenigstens die erste Ursache: „Und machen wir uns einen Namen!" Das sagten die Cölner nicht. Gäbe es aber eine cölnische Rheinbibel, es müßten noch ganz andere Beweggründe aufgezählt werden. Ich hörte so manches von Cölnern selbst munkeln, das wie Speculation aussah. Auch die Namen wurden genannt. — Aber die Bibel erzählt doch nicht, daß man in Babel ein Fest feierte, als man den Thurm zu bauen anfing! Seit jener Zeit ist es der Brauch, ein Fest zu halten, wenn etwas fertig ist. Nur bei den deutschen Babyloniern ist dies anders. Und sie haben Recht. Denn da sie Vieles beginnen und gar nichts beenden, so müssen sie schon Feste beim Beginnen feiern, sonst gäbe es nie ein Fest in Deutschland. So viel aber ist gewiß, daß der Thurm zu Cöln jetzt schon alle Begriffe der gesunden deutschen Vernunft verwirrt hat, daß, so oft man davon spricht, Einer den Andern nicht mehr versteht, daß, wenn dies so fortgeht, dieser Dom nur Hader, Zank und vielleicht noch Nimordskriege und Bürgerblut hervorruft, und daß er endlich so wenig wie der Thurm von Babel ausgebaut wird. Die Menschheit wird sich zwar in Trauer hüllen und Cöln wird einige Fremde weniger in seiner Reiseliste zählen, aber, die Geschichte bekümmert sich nicht darum. Oder worin mag sonst die Ursache der deutschen Festsucht liegen? Sollten sich die Deutschen wirklich ein wenig langweilen? Sollte dies der Fall sein, o dann bitte ich herzlich um Verzeihung. Ich kenne eine Parodie von Richard Löwenherz, der in einem Käfig auf das Theater gebracht wird, um mit Blondel das bekannte Duett zu singen. Da er aber weder Freiheit, noch Harfe hat, so ergreift er die schwarzen Stäbe seines Gitters und spielt die Harfe daran. Eben so kommen mir alle deutschen Volksfeste vor. Außerdem herrscht in Deutschland eine Localstadtsucht, die von der sogenannten Einheit ganz absticht. Jede Stadt will ihr Fest haben, jede will die erste sein, die sich selbst feiert. Und wehe dem Deutschen, der in Cöln über Cöln, in Nürnberg über Nürnberg, in Frankfurt über Frankfurt darüber Kritik macht! Es wird die Decentralisation sehr gerühmt in Deutschland, aber, schämen würde sich das kleinste Städtchen in Frankreich, nicht beleuchtet zu sein, oder ein schlechtes Pflaster zu haben. Mainz z. B., die große Stadt Mainz ist vom Mai bis zum September durchaus unbeleuchtet. Es wäre besser, es prahlte weniger mit seinen Festen und zündete in jeder Gasse ein Lichtchen an. Koblenz hat gar keine Beleuchtung, Cöln so wie Mainz abscheuliches Pflaster. In Straßburg sind doch wenigstens Trottoirs. Ach und dies sind Aeußerlichkeiten, ins Auge springende. Wenn man erst die Decke lüften wollte! Trotzdem bläst sich eine jede winzige Stadt so gewaltig auf, als wäre sie die Königin von Deutschland selbst. Wenn die Zeitungen von der alten großen Stadt Cöln am Rheine sprechen, wie nehmen sie da den Mund so voll! Ich habe sie gesehen, die schlechtgepflasterte, übelriechende Stadt Cöln am Rheine. Spräche man nicht so viel davon, man könnte ihr einige schöne Seiten abgewinnen; aber sie hat vom deutschen Geistesleben keine Literatur, keine Philosophie, keine Poesie, keine Kunst, keinen Kunstsinn, sie hat soviel Philisterthum und glaubt mit dem Bischen Carnevalshumor alles abgethan zu haben. Deshalb klebt auch Allem, was sie unternimmt, etwas Carnevalsthorheit an, und sie ist stolz darauf. Eben so wie Mainz, das auch noch achselzuckend auf andere Städte herabsieht, versteht sich, ohne Laterne!

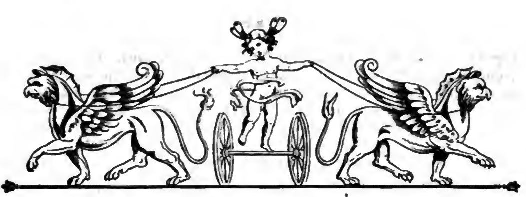
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Henriette Hanke.]

Von dieser beliebten Erzählerin, die sich auch schon gesammelt hat, erschienen (Hannover, Hahn) „der Braut Tagebuch" und „der Frau Tagebuch." Gute, gemüthliche Pensionslectüre für junge Mädchen. Aber wie kommt Henriette Hanke, geborne Arndt, zu dem raffinirten Schwulst im Ausdruck, den man früher nicht an ihr kannte? Ist diese gemüthvolle Frau wohl gar angesteckt von dem coquetten gräflich Hahn'schen Kraftgeniedrang? Bald heißt es: „der Hauptwunsch eines jungen Mädchens (nämlich unter die Haube zu kommen, wie die Stelle ergibt) wird mancher zur Sturmhaube im Kampf der Verhältnisse." Von einer einfachen Unterhaltung heißt es: „Keine Hofluft verdünstete das Gespräch von ein paar Tropfen Zeit." Ferner sehr geziert: „der junge Anwuchs naher Bäume, wie eintönig auch dem Blick in seinem aufquellenden Laube, malte jetzt schon, bevor es dunkler wurde, ein leises Schattenspiel in das Zimmer, dessen einsame Bewohnerin eine Wand voll Zeitvertreib hatte, dem die sanfte Melancholie jener Umgebung völlig angemessen schien." U. s. w.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 205. — den 20. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Frauenverschwörung.

(Fortsetzung.)

„Eure Gründe, meine fromme Tochter, sind allerdings so einleuchtend als möglich, um für das Gedeihen des Ordens Oesterreichs Oberherrschaft über Schlesien als die Bedingung anzusehen," versetzte Pater Clemens. „Die Nothwendigkeit eines entscheidenden Handelns für sie unterwirft jedoch die Klugheit noch manchem Bedenken. Die Gesinnung des Königs ist nicht als so feindlich gegen unsere Kirche bekannt, um die Erwartung des Schlimmsten zu rechtfertigen. Dies aber könnte bei seinem fernern Waffenglücke und dem Mißlingen Eures Planes für sie eintreten, sobald unsere Theilnahme daran entdeckt und als entschiedener Hochverrath bezeichnet würde. Friedrich muß natürlich die schlesischen Katholiken mißtrauisch betrachten; allein die Klugheit wird ihm auch bei allem Glückslächeln ihre Schonung, wo nicht ihre Begünstigung rathen, so lange sie ihm nicht als handelnde Feinde thatsächlich erwiesen sind; denn er weiß sehr wohl, daß die Kirche nur schwer einen Fuß breit ihrer Rechte an die eindringende Gewalt aufgibt, und daß die Macht des Glaubens langsamer, aber sicherer als die der Waffen Verlorenes wieder zu erobern weiß. Ich zweifle übrigens, nach meiner Kenntniß der Zustände Schlesiens, der Kräfte Oesterreichs und der auswärtigen Politik, daß für den Preußenkönig jetzt schon Alles unverlierbar gewonnen sein sollte, auch wenn Breslau in seine Gewalt geriethe. Indeß will ich Euren Plan reiflich überlegen, so weit er die Kirche betrifft. Der einzelne Vaterlandsfreund mag für unsere gute Sache vorsichtig Etwas wagen, wenn er selbst wieder nur dabei verlieren kann; aber schwerer muß ihm der Entschluß werden, sobald er, wie ich, eine Corporation repräsentirt, und die Folgen seiner Handlung diese dann mitbelasten. Mit der persönlichen Unterdrückung eines Theiles der Priesterschaft ist dann auch die moralische Weltmacht der Kirche auf dieser Stelle gelähmt. Das bedenkt wohl, Frau Benigna, und nehmt übrigens meinen Segen zum Danke für Eure fromme Gesinnung."

Er machte das Kreuzeszeichen über sie und verließ das Zimmer. Verstimmt durch des Paters Bedenklichkeiten, warf die Dame sich in eine Ecke des Kanapees, aber erheitert vernahm sie bald darauf die Meldung des Obersyndikus v. Gutzmar.

„Willkommen!" rief sie dem Diener zu und wiederholte dann für sich: „Ja, willkommen, Du verhaßtes protestantisches Mittelding zwischen Bürger und Edelmann, auf dessen stolze Schultern ich jedenfalls das Kreuz meines großen Planes gelegt haben will. Die Habsucht in der Liebeheuchelei hat Dich meiner Klugheit leibeigen gemacht."

Mit halgsüßen Blicken, die der spanischen Grandezza seiner Amtswürde seltsam widersprachen, trat der Rathsherr ins Gemach, der Herrin einen ungeheuern Blumenstrauß überreichend, den der Rathsdiener verborgen ihm nachgetragen hatte. — „Laßt mich Euch mit diesen holden Frühlingskindern begrüßen,

edle Frau, und — vergebt mir gnädig, daß ich schon wieder es wage, Euch mit meinem Anblicke zu belästigen," sprach er unter tiefer Verneigung. „Allein, wenn Ihr wüßtet, wie Ihr so ganz meine Gedanken erfüllt, so würdet Ihr solche Zudringlichkeit nur natürlich finden."

„Ihr scherzt, Herr Syndikus!" lächelte Benigna. „Längst vorüber ist bei mir das Alter, wo die weibliche Eitelkeit noch die letzte Berechtigung zu solchen Huldigungen geltend machen kann."

„Keinesweges," widersprach der zärtliche Bewerber. „Wie jedem Monate in der schönen Hälfte des Jahres sein eigenthümlicher Blumenschmuck verliehen ist, vom bescheidenen Veilchen bis zur farbig prangenden Aster, so auch im Leben der Frauen, und mein gütiges Schicksal führt mich Euch, Gnädige, eben jetzt in dem beständigen sonnigen September Eurer Verhältnisse zu, in denen Ihr als holde Aster den Freund weiblicher Blumen entzückt."

„Ich danke für das schmeichelhafte Gleichniß," sagte die Freifrau mit heimlichem Widerwillen vor der schwülstigen Allegorie. „Abgesehen davon, bekenne ich Euch, daß Eure Person mir nicht minder angenehm als der Besuch eines so gelehrten und amtlich hochgestellten Mannes meinem Hause Ehre bringend ist."

„Ist's möglich? Hör' ich recht! O, gnädigste der Frauen,
Darf bis zum Tod' ich Dir ins holde Antlitz schauen?!"

brach in Stegreifversen der ermuthigte Liebhaber aus.

„Gemach, gemach, mein Herr, vom Tode soll zwischen uns vorläufig nicht die Rede sein!" fiel Benigna ein, der vor der alexandrinernden Perrückenbegeisterung, welche damals in Breslau selbst unter dem Rathe grassirte, bange zu werden begann.

„Ich habe kein anderes Maß für meine zärtliche Verehrung als bis zur Todesschranke," entgegnete Gutzmar, mit schüchternem Anstande die Arme gegen die Erwählte ausbreitend.

„Setzen wir uns, werther Freund, und lassen Sie uns ein ruhiges Wort sprechen, wie es reiferen Personen in ernsten Angelegenheiten ziemt," bat Benigna mit ermunterndem Tone. Der hoffnungsvolle Gutzmar gehorchte, und sie fuhr fort: „Ich setze großes Vertrauen in Euch, Herr; ich halte Euch für den Mann, wie er sein muß, für den Mann des besonnenen Entschlusses und der entscheidenden That."

„Befehlt über mich, laßt mich dies unschätzbare Vertrauen rechtfertigen, und gebt Euch selbst mir dann zum süßesten Lohne," fiel der begeisterte Syndikus ein.

„So ist's gemeint?!" fragte sie mit erheucheltem Erstaunen und versuchte mühsam mit gesenkten Blicken einen Anflug von Scham als längst verlerntes Kunststückchen. „Ihr werbt ernstlich um meine Hand, während ich nur eine höhere Courtoisie in Euren Huldigungen zu sehen glaubte?!"

„Macht Euern Namen wahr! Hebt mich zu Himmelshöhen!
Indem ich darf in Euch die güt'ge Herrin sehen!"

antwortete Gutzmar, vor ihr aufs Knie sinkend, im wiedergekehrten Alexandrinerparoxysmus.

„Nicht doch, mein Freund; Ihr vergeßt den bekannten biblischen Spruch, wonach Euch die Herrschaft in der Ehe zukommt," verbesserte Benigna lächelnd, indem sie den Seladon aufzustehen winkte. „Wie aber soll ich Euren ehrenwerthen Antrag annehmen in so bedrängter Zeit, wo ich gleich Andern vielleicht bald ganz mittellos sein werde."

„Wie meint Ihr das?" fragte er bestürzt.

„Je nun, ich fürchte seit dem Tage bei Mollwitz die fernern Siege des Preußenkönigs und seine endliche Herrschaft über Schlesien. Wer kennt die Gesinnungen des Eroberers, dessen Recht kein Gesetz beschränkt! Weise ist es aber, wenn ich, die Katholikin, auf das Schlimmste gefaßt bin, während Ihr, als Glaubensverwandter des Königs davor geschützt seid. Ich wüßte zwar einen Weg, auf dem vielleicht die feindliche Landplage abzuwenden wäre, allein ich bin ein schwaches Weib, das die Leitung politischer und kriegerischer Dinge nicht unternehmen kann."

„Nennt diesen Weg; ich will ihn trotz allen Gefahren heldenmüthig betreten, um Euch als Preis darauf zu erringen!" rief Gutzmar feurig.

„Nun denn, mein Herr und Freund, so mögt Ihr die Probe bestehen, wonach ich Euch als Ehegemahl lieben und ehren will," antwortete sie. „Ich fordere dafür keine Waffenthaten, wohl aber treue diplomatische Thätigkeit für die Sache meiner Königin, welche im Schutze meiner heiligen Religion, in der Erhaltung Schlesiens für das Erzhaus, in der Demüthigung Preußens besteht. Zur Erreichung dieser drei großen Zwecke kann Eure Klugheit, wenn irgend das Glück sie unterstützt, viel beitragen, wo nicht Alles herbeiführen, und neben meiner Liebe wird auch die Geschichte Euch ein Denkmal setzen."

Gutzmar küßte im voraus dankbar die Hand, von der ein so reicher Zuwachs an Macht und Gütern für ihn abhing, während er seines geringen Vermögens wegen bisher unter den übermüthigen Patriciern eine der

minder glänzenden Rollen spielte. Benigna aber setzte ihm auseinander, was bei der jetzigen Lage der Dinge zu thun sei, und völlig einverstanden trennten sich endlich Beide.

4.

Mit Recht gilt der Sieg bei Mollwitz den Geschichtschreibern für den eigentlichen Geburtsact der Bedeutsamkeit Preußens als europäische Hauptmacht. Die öffentliche Meinung, welche bis dahin Friedrich's Eroberungszug für einen romanhaften Einfall gehalten und nur mit den Augen der Neugier verfolgt hatte, wurde jetzt durch ein höheres moralisches Interesse geleitet; der politische Respect der Cabinette aber zeigte sich als unmittelbare Folge des Sieges in den Gesandtschaften Englands, Hannovers und Frankreichs, welche sich alsbald in dem Lager des Königs bei Mollwitz einfanden, um diesen theils mit Oesterreich auszusöhnen, theils einen Allianztractat abzuschließen.

Die Einnahme der Festung Brieg, welche, wie im dreißigjährigen Kriege, von einem Piccolomini bis zum 8. Mai vertheidigt wurde, war der nächste Fortschritt der preußischen Waffen. Die Trommeln wirbelten dort, die Fahnen flatterten in der mildbewegten Frühlingsluft lustig zu dem Einzuge der Sieger; die Fenster wimmelten von Zuschauerköpfen, und aus dem Erdgeschosse eines Eckhauses lächelte ein liebliches blondes Mädchenhaupt in gar süßer Unschuldsfreude auf die bezopften straffen Schaaren nieder, von denen eine Compagnie jetzt Halt machte, um die Quartierzettel zu empfangen.

„Was hast Du denn, Kind?" fragte eine Matrone neben ihr die achtzehnjährige Agathe, als diese die klugen und doch so herzinnigen Augen unverwandt auf der schlanken Gestalt eines jungen Officiers festhielt, der eben ehrerbietig heraufgegrüßt hatte. „Schäme Dich doch!" eiferte die Alte leise weiter; „was muß der feindliche Soldat denken, daß Du Dir das Köpfchen nach ihm beinahe abdrehst!"

„Ach, Muhme, der sieht mir gar nicht so feindlich aus," versicherte, zu ihr gewandt, Agathe mit so naiven, gewinnenden Tönen, wie sie nur aus tiefer Seele kommen können, und flüsterte dann, wieder auf ihn blickend: „Seht nur die treuen Augen! Es ist unmöglich, daß sie lügen können. Seht die edle Haltung, die schöne Gestalt, nicht zu groß, nicht zu klein! So muß ein Soldat sich ausnehmen."

„Geh' vom Fenster weg, Mädchen, Du machst noch einen König aus ihm, wenn Du länger hinaussiehst," sagte Frau Rosine Bärmann in verstelltem Zorne. „Hast Du schon vergessen, welch Leid er in den letzten Schreckenstagen über die Stadt bringen half?"

„Ihr seid zu verständig, Muhme, um ihm, dem Einzelnen, als Schuld ernstlich anzurechnen, was seine Pflicht war," entgegnete Agathe. „Warum soll ich deshalb nicht meine Freude an dem schönen Manne haben. Er lebt und stirbt gewiß für seinen König, ich seh' es ihm an; und für etwas recht Liebes zu leben und zu sterben, Muhme, das hab' ich mir immer so reizend, so ganz eigentlich des Lebens werth gedacht."

„Gott sei Dank, das Soldatenvolk geht auseinander; nun wird Dein Gaffen wohl von selbst aufhören!" sprach Frau Rosine jetzt mit ernstlichem Unwillen, als die Preußen nach den Quartieren eilten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Cöln. (Fortsetz.)

[Das Dombaufest. — Theater.]

Das ganze cölner Fest, sowohl am ersten als am zweiten Tage galt dem König, ja dem König allein. Der König von Preußen hat ein geistreiches Auge, eine witzige Lippe. Er scheint ein scharfer Beobachter und hat unstreitig Grazie in seiner Einfachheit. Was mag er im Stillen gesagt haben zu den Versen, die ich hier vorlege und die in Cöln abgedruckt wurden!

„Sr. M. unserem allgeliebten Könige!"

„Schon streute Minerva die Herrliche
In das Herz der Weisheit goldnen Saamen Ihm,
Als dem Schooße der Mutter Er entwandte
An der Spreha lieblichem Ufer Sich."

Voll Kindesliebe errichten an diesem festlichen Tage,
Wo Friedrich Wilhelm erscheint an unsers Rheines Gestade,
Den Altar im Herzen wir Ihm, und betend strömen die Worte,
Den Kranz des Lebens erhalte, mit neuem Lorbeer umwunden,
O Gott, o Gott! noch lange Dem grünend, durch Deinen Rathschluß bestimmt,
Uns König und Vater zu sein. Sei DU und bleibe mit Ihm.
Und leite Ihn sichern Schrittes dem hohen Ziele nun zu,
Dem früh entgegen schon reifte des Jünglings aufschwebender Geist.
So zeigt sich uns nun in Ihm das Höchste, was hier dem Aug' des
Sterblichen zeigen sich kann — Ein König, der Glückliche macht,
Zum Trost vom Himmel gesandt, des Volkes Thränen zu mildern,
Das einst mit richtendem Blick Sein thatenreich Leben betrachtet.
Mit Friedrich Wilhelm's Name den liebenswürdigen nennt.

Was wird der König, der elegante Stylist, zu solch' einem Schmeichler sagen, und was Deutschland zu einer Stadt, wo solche Dichter wohnen? Der Mann heißt Dr. Günther und ist königlicher Arzt.

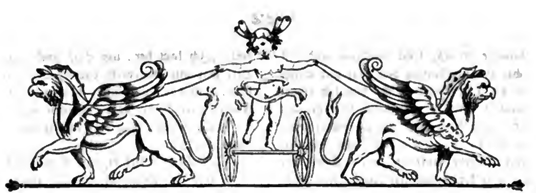
Ich habe in Cöln ein Pack censur-gestrichener Papiere durchlesen, die wie lodernde Flamme mir die Stirne rötheten und dies sind lauter Sachen, die der König selbst nicht streichen würde. Die Censoren hätten ihm beinahe die Domrede gestrichen. Das Gedicht, das in der rheinischen Zeitung von Prutz abgedruckt stand, wollte die Censur nicht durchgehen lassen. Nur weil der König kam und Herr Oppenheim dem Censor drohte, er werde es selbst dem Könige vorlegen, ließ er fünf Strophen passiren. Also nur weil der König selbst da war. In seiner Abwesenheit ist der Censor wohl selbst König?

Gern möchte ich den heiligen Geist anrufen, damit er mir beistehe, den Festzug zu beschreiben; denn es gehört Heiligkeit und Geist dazu, um aus Nichts etwas zu machen. Ich will es jedoch in meiner irdischen Verdammniß versuchen. An demselben Abend, wo der König ankam, begaben sich einige Bürger Cölns, mit einigen Laternen auf einigen Stangen, in denen einige Lichter brannten, vor das Regierungsgebäude. Schlechtere Musik habe ich in meinem Leben nicht gehört. Dort angekommen, sangen sie drei Carnevalslieder, wahrscheinlich weil sie sonst nichts konnten, und diese — konnten sie auch nicht. Es ist wahrscheinlich ein Hauptzeichen des Carnevals, daß man keinen Takt hält! Ich bedauerte die Ohren des Königs. Einige Fremde, überrascht von diesem Anfang, reisten gleich des Morgens wieder ab. Den andern Morgen früh ging die Sonne wie gewöhnlich auf. Die cölnische Zeitung hatte zwar einen Tag vorher gesagt: „wir fürchten das Wetter nicht, wir sind sicher, daß wir außerordentlich schönes Wetter haben werden, wir sind zu sehr an Glück gewöhnt." Es scheint aber, als sei die Sonne nicht auf die cölnische Zeitung abonnirt. Sie ging bedeckt und traurig auf, und der Tag war trübe, obschon es nicht regnete. Glockengetön und Donnergekrach! Um 8 Uhr versammelten sich die Domfreunde auf dem neuen Markte, der hie und da noch place des victoires heißt, was man nicht ganz vergessen kann. Alle jene Herren trugen ein schwarzes Blei mit rothweißem Bändchen im Rocke. Für zwei Silbergroschen konnte man zum Patrioten decorirt werden. Die Leute kamen mir alle vor, als wären sie vom deutschen Zollverein zum Transit plombirt worden. Gegen zehn Uhr erschien endlich die große Fahne in der Komödienstraße. Sie war begleitet von einigen abgelegten Musikanten, theils in alten Mützen, theils in alten Hüten, und sie bliesen fürchterlich falsch. Ihnen folgten eins und ein halb Dutzend Steinmetzen und Maurer, die den Dom aufbauen sollen. Dann ging kunterbunter einer am andern, ohne Ordnung, ohne Weihe, ohne Bedeutung. Nach einigen Minuten kam noch ein Musikchor. Endlich wurde der Pöbel auseinander gejagt und die hohen Heerschaften fuhren im Galopp vorüber. Darauf folgten Männer, Weiber, Kinder in der größten Unordnung. Von Zeit zu Zeit zwei Fahnen. Ich sah einen Mitziehenden ein Fläschchen an den Mund setzen, einen andern, der die Backen voll hatte. In der Komödienstraße unter fetten Hennen, auf dem Wallraf, waren Stangen mit gewundenen Blätterguirlanden, worauf die Namen der Domstädte waren mit einigen Fahnen. In dem Domhof war alles künstlich angebracht, um nichts zu sehen. Diejenigen, die fünf Thaler zahlten, sahen gerade vier Mal weniger als die, die nur einen zahlten. Nur die, die hart an der Domseite standen, konnten hören. Doch ich schweige und gehe zum Theater über.

Cöln hat nie Anspruch auf Kunst gemacht. Es ist mit seinem Dome zufrieden. Wozu ein deutsches Schauspiel, wozu Lustspiel, hat es doch den Dom! In allen deutschen und französischen Städten sucht die Stadt etwas für die dramatische Kunst zu thun. In Straßburg zahlt sie 30,000 Fr. jährlich dem Director, etwas in allen Städten Frankreichs, trotz der Centralisation. In Cöln muß der Director 6000 Thaler an die Stadt zahlen, und wenn er einen Ball geben will, kostet es ihm 500 Thaler, die er fünf Tage voraus schon bezahlen muß. Nun sage man, die Cölner seien nicht kunstsinnig! Aber, man könnte hieraus schließen, daß das cölner Theater viel eintrage! Mit nichten. So lange der Director einzubüßen hat und nicht seine Decorationen umsonst aufgestellt haben will, so lange zehrt die cölner Stadt von ihm. Der Director ist ihr Pensionär, und wenn er banquerott macht, was immer geschieht, so lachen sie ihn aus. Es gehört ein sonderbares Jucken dazu, um in Cöln Theaterdirector zu sein. Und dennoch ist das Theater in Cöln nicht so schlecht besetzt. Creuzer, eben so lieb und bescheiden als talentvoll, dirigirt die Oper, die Hrn. Schunke und Jormes sind brave Sänger, Letzterer hat eine Baßstimme ersten Ranges, und als ich in Cöln war, gastirte Mad. Schodel dort in den Hugenotten. Es fehlte nur an Zuhörern! Am Tage des Festes war eine soirée musicale mit einem Bal paré angekündigt pour l'heureuse présence de SS. MM. le roi et la reine. Die liebenswürdige Schodel sang „ah perfido" von Beethoven und sollte noch ein Finale aus Fidelio singen und von Creuzer sollte ein neues Chor gesungen werden. Der Director zählte auf diesen Abend wie auf den Messias. Die Kosten waren groß, ein Unglück vor der Thür. Da erschienen zwölf Personen und ich war der Dreizehnte. Unglückselige Zahl! Das Sängerpersonal drohte uns auszuzischen, wenn wir nur muckten, und endlich wollte kein Mensch mehr singen. Das Schönste aber war noch, daß man uns nicht mehr hinauslassen wollte. Wir sollten unsere Degen abgeben und da bleiben, es kämen schon Leute zum Balle, hieß es. Aber wir waren ja dreizehn. Es war keine Rettung da. Niemand kam, und endlich gingen wir auch nach Hause. Beim Nachhausgehen erzählten wir uns, daß wir alle Dreizehn gar keine Personen, sondern lauter Freibillette waren. Zwei, drei Cölner, die darunter waren, suchten die Schuld auf den Director zu werfen. Das Eintrittsgeld sei zu theuer, eine Oper wäre besser gewesen, die Cölner hätten sehr viele Anlagen zur Kunst. Ich ließ ihnen diese Freude. Die einzigen Anlagen aber, die ich in Cöln fand, sind zwei Rheininseln.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 206. — den 21. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Frauenverschwörung.

(Fortsetzung.)

Agathe aber lehnte sich weit hinaus und blickte dem interessanten Manne, der noch einmal zurückgrüßte, so lange als möglich nach. Es war ihr so wunderbar um das kleine Herz geworden, als sehnten sich seine Sympathien plötzlich aus ihren bisherigen beschränkten Verhältnissen hinaus. Das Bombardement Briegs, die kriegerischen Scenen in der Stadt, der Einmarsch der Preußen, der ganze beginnende kühne Thatenlauf ihres jungen Königs, der schon die Macht der Persönlichkeit, welche später so magisch auf jedes Soldatenherz wirkte, geltend zu machen anfing, — das Alles zeigte dem Mädchen Welt und Menschen in einer neuen Perspective, in einem ganz andern Lichte, als die kleinbürgerlichen Zustände in Frau Rosina's Hause und die großbürgerlichen in dem väterlichen zu Breslau in einer Zeit es möglich machten, wo die erborgte französische Etiquette bis auf die geringfügigsten Bewegungen herab die deutsche Sitte in die strengste Folter spannte, wo man streng vorschriftsmäßig Tabak nahm, puderte und Ader ließ, liebte und wo möglich auch haßte, wo das kräftige nationale Bewußtsein des Mittelalters in den kleinlichsten abgeschmacktesten Formen untergegangen war. Das hausbackene Naturell ihrer reichen Muhme zu Brieg und das reichsstädtische ihres Vaters, des Obersyndikus von Gutzmar zu Breslau, waren selbst so ganz diesen leeren Formen entsprossen und angemessen, daß Agathe in ihrer nächsten Umgebung einen sehr beschränkten Begriffskreis für Menschenwerth erhielt, aber doch aus dem gesunden Kerne ihres Wesens die Ahnung der gänzlichen Verschrobenheit um sich her aufkeimen fühlte.

Nicht lange, so trat zu freudigem Schrecke Agathe's jener für sie so interessant gewordene Officier herein und erklärte der Hausfrau, daß er mit seinem Burschen hier Quartier zu nehmen habe. Frau Rosine verbarg unter einem tiefen Knix ihre Unruhe; denn nach jenem Gespräche mit ihrem Mädchen beschlich sie die Ahnung unheilvoller Erlebnisse, welche der fremde, nicht abzuweisende Gast für ihr Haus herbeiführen würde.

Wilhelm v. Gardein — so hieß der junge Preuße — hielt den Blick lange auf der erröthenden Agathe fest und sagte dann der Hausfrau zur Beruhigung: „Wir werden Euch so wenig Last als möglich machen, Mütterchen, verlaßt Euch darauf!"

„Ach, was Ihr meint, macht mir wenig Sorge!" stotterte Rosine mit einem Streifblicke auf das Mädchen, um deswillen eine ganz andere Sorge ihr das alte Herz bewegte, und nicht mit Unrecht. Denn wie fliegende Flammen begegneten sich Wilhelms und Agathens Blicke, und obschon sie nach einigen Minuten noch kein Wort gewechselt, hatte der Geist der Liebe doch so laut und bestimmt schon zwischen ihnen geredet, als ob sie jahrelang einander nahe gewesen wären. Sobald der wirklich göttliche Funke jener geheimnißvollen Sympathie in die Menschenbrust fällt, erweist er darin auch

dem höhern Ursprunge gemäß, seine zündende und still fortlodernde Macht, als unabhängig von Zeit und Sitte.

Bald waren die kriegerischen Gäste häuslich eingerichtet, und Wilhelm war so ehrerbietig und gefällig gegen die Alte, daß ihre Besorgnisse um so leichter wurden, je weniger sie die gefürchtete soldatische Zudringlichkeit gegen ihre Agathe eintreten sah. Denn der junge Mann war von der damaligen privilegirten Rohheit und Frechheit seines Standes noch wenig angesteckt; der Marsch nach Schlesien war sein erster Ausflug in die Welt, und die Schlacht bei Mollwitz die erste Probe seines Heldenmuths. Rosine wurde sogar zutraulich gegen ihn, erklärte das Mädchen, seiner vielen Tugenden wegen, für ihr Herzblatt und bei der eigenen Kinderlosigkeit für ihre künftige Erbin. Dafür aber müsse der gestrenge Vater zu Breslau auch gestatten, daß das Töchterlein bis zur Sterbestunde bei ihr bliebe, um ihr dann die müden Augen zuzudrücken.

Wilhelm näherte sich Agathen mit jener zarten Schüchternheit, welche die erste Liebe charakterisirt. Traumselig wiegten sich die beiden jungen Herzen ohne Erklärung und Versprechen in dem geheimnißvollen Glücke ihrer Sympathien und blicken einander nur in die Augen, nicht nach dem Kriegshorizonte und dessen drohende Sturmwolken. Da kam plötzlich Marschordre an Wilhelm's Regiment; König Friedrich zog seine Macht in einem Lager bei Strehlen zusammen, wo er sie zu verstärken suchte, und bis auf die nöthige Besatzung mußten auch die in Brieg liegenden Truppen aufbrechen. Jetzt drängte sich dem jungen Krieger eine Herzenserklärung an Agathe als innere Nothwendigkeit auf; denn es schien ihm die Trennung von ihr, ohne bestimmte Gestaltung des stillen Verständnisses und Verhältnisses, unerträglich.

Er suchte mit klopfendem Herzen die Geliebte auf und fand sie im Garten lesend unter einem Apfelbaume, mit dessen herabgeworfenen Blüthen sie bisweilen der Morgenwind artig neckte. Sie blickte oft wie träumend über das Buch hinweg, und Wilhelm's Eitelkeit flüsterte, daß er davon die Ursache sei.

„Ich komme, meinen nahen Abschied anzukündigen, holdes Fräulein; noch diesen Abend marschirt mein Regiment nach Strehlen," sagte er, der Ueberraschten Hand fassend. „Zwar werden uns für die nächste Folgezeit nur wenige Meilen trennen; mir aber wird es sein, als läge eine Welt zwischen uns."

Agathe schlug erröthend die schönen Augen nieder; es entstand eine Pause, und er fuhr endlich befangen fort: „Ich kam her, um Euch noch viel zu sagen; das Herz war mir so gepreßt davon, und nun ich vor Euch stehe, will das Wort nicht über die Lippe. Doch eine Frage: werdet Ihr wohl bisweilen an mich denken?"

„O, gewiß, immer!" lispelte sie, Ihrer Thränen kaum mächtig.

„Wirklich?" rief er, ihre Hand an seine Brust drückend, und sein Blick strebte nach einer Begegnung des ihrigen, den die mädchenhafte Befangenheit am Boden festhielt. — „Wirklich!" wiederholte er. „Nun, ich werde auch Eurer stets gedenken, denn ich kann ja nicht anders. Ihr wißt es ja längst, wie theuer Ihr mir seid."

Da empfand er einen leisen Druck seiner Hand, und zugleich stahl sich das feuchte Auge in einem halben Blicke zu ihm empor.

„Agathe!" rief er, ermuthigt sie umschlingend; — „meine Agathe!"

„Ja!" hauchte sie kaum hörbar, an seine Brust sinkend.

„Was in aller Welt soll das heißen?" polterte Frau Rosine, welche indeß herangekommen, plötzlich dazwischen. „Muß ich das an Dir erleben, ehrvergeßnes Mädchen! Also war meine Angst wegen des Herrn da doch nicht umsonst!"

„Seid ruhig, Mutter Rosine," bat Wilhelm; „es ist hier nichts geschehen, worüber Ihr Euch nicht zu freuen hättet, und Ihr kommt dazu eben wie gerufen. Gatchen ist meine Braut; Ihr Vater so wenig als Ihr selbst könnt vernünftigerweise etwas dagegen einwenden, und darum gebt uns Euren Segen, wenn Ihr uns Beide lieb habt."

Der Zorn der Alten verrauchte. — „Also ernstlich meint es der Herr!" erwiederte sie. „Nun, wenn Alles sich mit ihm daheim so verhält, wie er uns erzählt, so kann ich freilich nichts dagegen haben; nur gefällt mir die Freiermanier hinter meinem Rücken nicht. Das ist gegen alle Zucht und Ordnung."

„Vergebt," entschuldigte Wilhelm; „aber ich hielt es für sehr gute Ordnung, zunächst in der Hauptsache gewiß zu sein, — und das war doch meines Mädchens Herz — ehe ich Euer altes gutes Herz befragte. Ueberdies drängte die Zeit, da ich heute noch aus Brieg muß."

„Ach, Herzenskind, das wird ein trauriger Brautstand werden," klagte Rosine. „Hast Du denn nicht überlegt, daß die erste beste Kugel Dich wieder um den Soldatenbräutigam bringen kann."

„Ich habe gar nichts überlegt, Muhme!" versicherte Agathe mit lächelnder Ehrlichkeit. „Es war mir, als

müsse sich Alles so fügen, nachdem ich, wie Du weißt, den lieben Wilhelm vom Fenster aus betrachtete und dann bei uns eintreten sah."

„Bedenkt, daß die Verhältnisse sich selten zu einer Heirath ganz so finden, wie die Herzen es wünschen," bemerkte Wilhelm. „Sind diese nur für einander geschaffen, so ist auch der Himmelsbeschluß der Ehe anzunehmen; denn die Umstände fügen sich dann wohl, wenn man sie auch nicht im Augenblicke wie Kleider ausbessern lassen kann. Seid daher wie wir selbst zufrieden mit den Umständen, unter denen wir uns fanden."

„Nun, in Gottesnamen!" sagte die Witwe. „Ihr scheint ein ehrliches Blut, und Gott wird weiter helfen."

„Amen!" schlossen die Brautleute, die Alte umarmend.

5.

Ueber zwei Monden waren seitdem verflossen und Wilhelm so oft als möglich aus dem Lager bei Strehlen in die Arme der Braut geeilt. — Es war an einem schönen, schon ziemlich späten Juliabende, als er sie noch mit seinem Besuche überraschte. Die Muhme hatte schon das Bett gesucht, und der Umstand war dem jungen Manne äußerst willkommen, denn vorzugsweise heute wünschte er mit der Geliebten ungestört und unbelauscht zu sprechen.

„Nicht meine Liebe allein hat mich heut zu Dir geführt, meine Agathe; denn so rasch hätte ich ohne besondere Bewandniß seit meinem letzten Hiersein nicht wiederkehren können," flüsterte er. „Laß uns in den Garten gehen; ich habe Dir eine geheimnißvolle Bitte zu vertrauen, von deren Erfüllung viel für das Land wie für uns abhängt."

„Du bist so feierlich gestimmt, Wilhelm; es muß etwas Großes sein!" sagte die Braut.

„Das ist es auch, mein Herz; komm nur!" entgegnete er, und sie gingen.

Der Mond goß seine zauberische Lichtfülle in die grünen Gartenräume, in denen sie hinwandelten. Immer noch schwieg der sinnende Wilhelm, und die erwartungsvolle Braut drang endlich auf die Mittheilung.

„Agathe," begann er endlich, „ich fordere zu einem großen Dienste, den ich meinem Könige gern erweisen möchte, einen großen Liebesdienst von Dir; denn er muß von einem Frauenzimmer geschehen, und nur die Liebe kann ihn unternehmen."

„Seltsam!" lächelte Agathe. „Wie könnte ich unerfahrenes Mädchen etwas leisten, das einem Könige wichtig wäre."

„Doch, Geliebte, von einem geringen zufälligen Dienste, z. B. von der richtigen Wegweisung eines Bauers, kann in so kriegbewegter Zeit oft eine ganz andere Wendung des Länderschicksals abhängen, als sonst erfolgt wäre; wie viel mehr nicht in dem vorliegenden Falle, wo es einer zarten und sichern weiblichen Hand bedarf, um ein für die Preußen gewebtes unsichtbares Netz über den Häuptern der Feinde zusammenzuziehen. Vor Allem gelobe mir die heiligste Verschwiegenheit, auch wenn Du zu dem wichtigen Schritte Dich nicht entschließen kannst, und dann beantworte mir einige Fragen."

Agathe versprach Alles bei der Heiligkeit ihrer Liebe, und Wilhelm fuhr fort: „Kennst Du die Frau v. Woltersdorf zu Breslau; kennst Du überhaupt altadelige Damen dort, oder wirst Du von ihnen gekannt?"

„Nein," antwortete Agathe; „wenigstens weiß und glaube ich das Letztere nicht. Während der drei Jahre, welche ich in Brieg verlebte, besuchte ich zwar einige Male den Vater in Breslau, und er führte mich allerdings in glänzende Gesellschaft. Sie bestand aber, so viel ich weiß, aus lauter Patricierfamilien und war so zahlreich, daß die Damen mich unbedeutendes Mädchen fast nicht beachteten. Hätten nicht einige junge Männer mich zur Menuet aufgezogen, ich hätte mich dort herzlich gelangweilt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Cöln. (Beschluß.)

[Kunstausstellung. — Die Pickelhauben der preuß. Infanterie.]

Auch eine Kunstausstellung ist in Cöln. Der Katalog zählt 414 Nummern. Man weiß wirklich nicht mehr, ob die ungeheuere Zahl der mittelmäßigen Gemälde die vielen Kunstausstellungen hervorruft, oder ob diese selbst Schuld an dem Verbrechen der vielen Mittelmäßigkeiten sind. Schon bei dem Gesang und der Musik wollten ein Musiker aus Frankfurt und ich die cölnische Kunst der Majestätsbeleidigung anklagen. Jetzt kam noch ein Maler hinzu und die Klage wurde entschieden. Aber zu wem gehen? Oder sollte diese Ausstellung auch Speculation gewesen sein? Sie kostete 5 Groschen Entrée. Für Geld kann man in Cöln alles haben, sogar schlechte Gemälde und Musik. Viele dieser ausgestellten Gemälde waren schon in Paris. Unter andern die Abdankung Karl's V. von Gallait, einem Belgier. Dort fiel es allgemein durch, obschon es riesenmäßig viereckig ist. Der Compromiß der niederländischen Edeln gegen die In-

quisition von Binse, ebenfalls einem Brüsseler, gehört zu derselben Kategorie. Lauter Porträte; die ganze Handlung kalt und ohne Poesie. Um ein solches Gemälde würdig zu malen, bedarf es eines Zeitraums von einigen Jahren, und unsere Maler arbeiten schnell. Von Schlesinger aus Paris ist ein mißlungenes Gretchen da, ohne Zweck, ohne Gedanken, ohne Poesie. Sein Mephistopheles hat merkwürdigerweise dieselbe Stirn, denselben Haarwurf als die Büste von Görres aus Gyps von Schorb in Coblenz, die auch in Cöln ausgestellt ist. Doch ist einiges Lobenswerthes da, besonders als Genrestück. Die ganze holländische und niederländische Schule hat nichts Bedeutendes geliefert. Vor allem leuchtet eine Brautfahrt, Lichteffect, von Müller in München und ein Porträt von Sohn hervor. Letzteres könnte mehr ausgearbeitet sein, ist aber dennoch ein Meisterstück. Dann ist eine schöne Wolfsjagd von Lecamus aus Paris da, die wahr und treu ist, und ein Amtsjubiläum eines evangelischen Geistlichen von Meyer aus Düsseldorf. Bei dem letztern ist nur zu tadeln, daß der Künstler fast lauter Weiber und Mädchen und nur drittehalb Männer aufführte. Ferner, der ausgezankte Ehemann, von einem Antwerpner. Bandel aus Detmold hatte mehrere Statuen ausgestellt. Ausgezeichnet ist sein Kind, das die Charitas im Arm hält; etwas Graziöseres, Natürlicheres sah ich noch nicht, hingegen ist weder sein Amor noch sein liegender Christus ein Meisterstück; dieses Kind wiegt jedoch alles auf. Ueberhaupt fragt es sich, ob diese chronischen Kunstausstellungen der Kunst mehr nützen als schaden. Besser wäre es in jedem Falle, man stellte nur von Zeit zu Zeit in den schon bestehenden Museen die neuen bedeutenden Bilder aus. So sieht das Ganze wie ein bunter Bildermarkt aus, wo sich alles untereinander drängt und drückt, als wollten sie eher sehen als gesehen werden.

Weil ich doch gerade von Kunst spreche, sei es mir erlaubt, von der neuen Uniform der preußischen Linie zu sprechen, die in Cöln zugegen war. Außer den Hauben gleicht Alles daran den französischen chasseurs d'Afrique. Diese Haube aber gibt dem Ganzen einen eigenthümlichen Anstrich. Im Ganzen sehen sie den mittelalterigen Landsknechten ähnlich. Bequem mögen diese Hauben sein, aber etwas Ungraziöseres kann sich keine menschliche Seele denken. Auch ohne diese Pickelhauben aus dem Mittelalter wird Deutschland einen großen Rang als Nation in der Völkergeschichte einnehmen; auch ohne cölner Domfeste wird Deutschland ein einiges werden. Deutschlands Freiheit wird gedeihen trotz dieser Dombaucarnevalslustbarkeiten! Mit dieser Ueberzeugung bin ich nach Hause gegangen.

A. Weill.

Notizen.

[Duller's Fürst der Liebe.]

Vortrefflich gedruckt, mit schönen Typen auf schönem Papier, groß Format, ein starker Band von 334 Seiten, dieser Cyclus von Gedichten (Leipzig, Mayer und Wigand; die neue Firma wollte vielleicht damit glänzend debütiren). — In Duller's Romanpoesie vermiß' ich die Realität; seine Figuren sind nicht Menschen, sondern Ideale oder Ungeheuer, sie sind Wesen, die einem symbolischen Gedanken ihres Schöpfers dienen. Eduard Duller, ein durchaus südlicher Mensch, glaubt vielleicht dadurch, daß er speculativ ist, in einen Bund mit dem norddeutschen Geiste zu treten, der doch weit mehr niederländert als idealisirt. In seiner Lyrik ist soviel Schwung des Herzens, Musik der Empfindung. Aber wo er größere lyrische Pläne ausführt, geht ihm ebenfalls der Boden unter den Füßen aus, er will gedanklich, sucht geheimnißreichen Zusammenhang, wird nebulös. Manches in diesem Cyclus von Dichtungen könnte ein persischer Poet gesungen haben, manches ein Enkel Ossian's. Und wie fass' ich das Ganze? Er gibt einzelne Lebensbilder in Versen; aber jede Einzelnheit soll ein Glied sein in der Kette eines Ganzen, Bedeutung haben in der Idee, die durchgeht. Und diese durchgehende Idee scheint mir ein unsagbares Etwas, der Traum eines guten Herzens. Ich glaube, er will zeigen, wie die Liebe das einzige Absolute im Dasein ist. Haß, Neid, Rachsucht, Wollust, Gier nach Schätzen, alle Verworrenheit des armen Menschenlebens löst sich, wo ein Tropfe des Balsams niederträufelt, der Himmel und Erde versöhnt. Dies Abstractum sollen nun die Beispiele concret machen. Duller schildert die mannichfachsten Scenen in der Krankenstube, im Bagno, auf dem Schaffot, Hungersnoth, Bürgerkrieg, Bettlerjammer, Witwen- und Waisennoth; überall fällt ein lichter Streif der Liebe ins finstere Gewühl von Noth und Verbrechen. Irgend wo drückt Duller dies in den Versen aus:

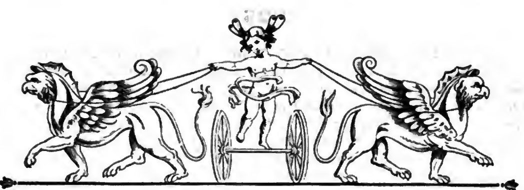
„Haß ist, wie Schuld, der Erde nur und Zeit;
Doch Lieb' und Sühne sind der Ewigkeit."

Halten wir uns an die einzelnen Fälle, so finden wir unter vielen nebelhaften Dunkelheiten eine vortrefflich, klar und sicher ausgeführte Balladennovelle, wenn ich so sagen darf, „dunkle Wege" betitelt. Ein starker, finsterer Vornehmling verstößt ein Mädchen, das er liebte. Mit dem Pfande dieser Neigung unter dem Herzen, irrt sie in der Nacht umher und gebiert im Schatten des Waldes. Ein Räuber erbarmt sich des Kindes und bringt es dem nächsten Pfarrer. Dort wächst es zum Manne heran und tritt, im Laufe verwickelter Fügungen als Geistlicher, der die Absolution bringt, an das Sterbebett des Vaters, der den Qualen der Reue erlag, nun aber in der Sühne stirbt.

[Levin Schücking.]

Von Levin Schücking erschien unlängst (Cöln, Boisserée) eine ausgezeichnete Schrift über den Dom zu Cöln und seine Vollendung, eine genaue und zugleich begeisterte Abhandlung über die Historie und die Architektur des Gebäudes, nach Boisserée's Schrift über die Geschichte des Doms wohl das Bedeutendste, was hierüber zur Mittheilung gebracht wurde. Kürzlich lasen wir auch in Freiligrath's „Blättern der Erinnerung" Schücking's Aufsatz über Immermann's Merlin und Tristan und Isolde. Wir finden hier eine geistvolle Parallele zwischen diesen Dichtungen mit Gottfried von Straßburg's Tristan und Wolfram von Eschilbach's Parcival und Titurel.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 207. — den 22. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Frauenverschwörung.

(Fortsetzung.)

„Gut!" sagte Wilhelm nach kurzem Bedenken; „somit wäre das größte Haupthinderniß meines Planes gehoben, und diesen vernimm jetzt. Mein König ist durch einen günstigen Zufall im Allgemeinen unterrichtet worden, daß zu Breslau ein heimlicher Frauenbund gegen das preußische Interesse besteht, und, wie Du begreifen wirst, ist nun eine fortdauernde genaue Kenntniß seiner Verhandlungen und Schritte von der größten Wichtigkeit. Hierzu ist es nöthig, eine falsche Schwester in jenen adeligen Kreis einzuschwärzen, und General Schwerin, der mir sehr wohl will, und unser enges Verhältniß durch mich kennt, vertraute mir deshalb die Angelegenheit, in der Hoffnung, Du würdest aus Liebe zu mir die große Rolle übernehmen, und uns dadurch die königliche Dankbarkeit und zunächst den Heirathsconsens verdienen."

In der ersten Betroffenheit über die Zumuthung schwieg Agathe eine Weile, doch sagte sie dann: „Zweifle nicht an meiner Bereitwilligkeit, geliebter Wilhelm, in dem Dienste für eine mir so fernliegende Sache eine Liebesprobe für Dich zu bestehen; nur fürcht' ich von meiner Befangenheit und Unerfahrenheit, ich werde mich verrathen und das ganze Spiel verderben."

„Ich fürcht' es nicht, Theure!" erwiederte er; „Dein Verstand wird Dich die nöthige Vorsicht lehren, sobald Du die erste Bangigkeit in dem Gedanken überwunden hast, einer guten Sache zu dienen."

„Sie hat nur deshalb Werth für mich, weil Du ihr angehörst," fiel Agathe ein; „nur dieser Gedanke kann mich leiten und das Gelingen möglich machen. Aber wenn es dennoch mißlänge, mein Freund!?"

„Du stehst unter königlichem Schutze gegen jede mögliche Gefahr. Indeß, welche könnte Dir selbst im Falle einer Entdeckung Deiner Absicht drohen, während der in Breslau lauernde Verrath für die preußischen Waffen die größte Bedrängniß herbeiführen kann."

„Und was wäre zunächst zu thun?" fragte Agathe.

„Die Muhme zu bewegen, daß sie Dich auf einige Wochen den Vater besuchen läßt," antwortete er. „Statt dessen beziehst Du in Breslau ein stilles, aber glänzend ausgestattetes Quartier, wo Du völlig eingezogen lebst und nur die Sitzungen des verrätherischen Frauenbundes besuchst, zu denen ein geeigneter Empfehlungsbrief an Frau von Woltersdorf Dir Zutritt verschaffen wird."

„Und den Vater darf ich nicht sehen, nicht sprechen; die ehrliche Muhme muß ich nothwendig belügen?" fragte Agathe wieder mit finsterer Stirn.

„Erhebe Dich über diese kleinen Bedenklichkeiten, Mädchen," bat Wilhelm, den Arm um die Geliebte schlingend. „Dort ist die Verschweigung Deiner Anwesenheit, hier die Lüge nothwendig, wenn der Verrath durch Verrath glücklich aufgehoben werden soll. Dies wird geschehen, indem Du mit mir in der genauesten Correspondenz über alle Vorgänge in den Conventikeln

bleibst. Ich zweifle dabei nicht, daß Du mit der glücklichen Tournüre, welche ich an Dir wahrnahm, den jungen Adel Deines Vaters unter einem Dir beigelegten alten Geschlechtsnamen in jenen altadeligen Kreisen zu vollem Vertrauen wiest geltend zu machen wissen."

„Es sei denn," sagte Agathe entschlossen. „Die Liebe soll mich zur Lügnerin, Heuchlerin und politischen Schauspielerin machen. Erwäge, wie ungemessen diese Liebe und ihr Vertrauen ist, Wilhelm, indem ich bei der abenteuerlichen Rolle die Liebe und das Vertrauen meiner Angehörigen, ja vielleicht meinen Ruf aufs Spiel setze."

„Ich erkenne die ganze Größe Deines Entschlusses, und meine Liebe soll während meines ganzen Lebens mit der Dankbarkeit wetteifern, Dich würdig dafür zu belohnen. Und jetzt fort, denn wer mag wissen, wie kostbar die Minuten bereits geworden sind. Gib mir sofort Nachricht, wann Du nach Breslau reisen kannst, und erwarte das Weitere."

Noch eine heiße Umarmung folgte, und er stürmte fort.

6.

Inzwischen hatten die Berathungen und Intriguen des Frauenbundes zu Breslau bereits einen wirklichen Staatsstreich vorbereitet. Sie correspondirten mit der Armee und mit ihren Anverwandten in Prag und Wien durch Mönche und Priester, welche unter des Jesuiten Clemens vorsichtiger Leitung ihnen zu Emissarien dienten. Insbesondere unterhielt Frau Benigna, in deren Händen alle Verschwörungsfäden zusammenliefen, einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihrem Sohne, und er erfuhr durch sie jeden Plan und jede Bewegung der Preußen, welche ihre wohlbezahlten Kundschafter im Lager zu Strehlen ihr mitgetheilt hatten. Auf der andern Seite war der Obersyndikus v. Gutzmar nicht minder thätig gewesen. Er hatte zunächst seinen Collegen Löbe ins Interesse gezogen, und in Verbindung mit diesem allmälig einen Theil des Stadtraths, um gegen den Neutralitätsvertrag Breslaus zu Gunsten der Kaiserin zu handeln. Der verrätherische Gutzmar ahnte es so wenig als seine Tochter selbst, daß das Verhängniß gerade sie im preußischen Interesse gegen des Vaters geheime Anschläge zu handeln bestimmt hatte.

Dieser war zwar stutzig geworden, als die reiche Verwandte zu Brieg ihm das Verhältniß Agathens zu einem preußischen Offizier meldete und um seine Beistimmung zu ihrer bereits gegebenen Einwilligung bat, welche sie von keinen politischen Ansichten abhängig machte. Indeß konnte er einmal schon wegen ihres mütterlichen und so vortheilhaften Verhältnisses zu seiner Tochter dem Willen der Matrone nicht schroff entgegentreten, und andererseits verbot die Klugheit, gerade jetzt seinen Widerwillen gegen das Preußenthum durch entschiedene Weigerung so offen zu zeigen. Er erklärte daher in seiner kurzen Antwort nur die Sache reifer Ueberlegung werth. Dieser Umstand gab jetzt Agathen willkommene Veranlassung, die Muhme um die Gestattung des Besuches bei dem Vater zu bestürmen, den sie durch mündliche Bitten eher zur Einwilligung in ihr Glück zu bewegen hoffe. Frau Rosina gab nach, und Agathe reiste, unter dem Versprechen recht fleißiger Nachricht, nach Breslau, nachdem sie deshalb Wilhelm's genaue Instructionen empfangen hatte.

Wie er es angegeben, stand eine weitläufige, schön decorirte Gartenwohnung mit zahlreicher Dienerschaft auf der Taschengasse für die geheime preußische Bundesgenossin bereit, um bei dem weiblichen Adel im Falle eines Besuches eine vortheilhafte Meinung von ihrem Vermögen zu erwecken, und doch auch in diesem etwas abgelegenen Stadttheile ihre Zurückgezogenheit zu begünstigen und ihre mögliche Erkennung durch eine begegnende bekannte Person zu verhüten. Sie nahm von dem Quartiere Besitz und begab sich bald darauf in reicher Toilette zu Frau v. Woltersdorf, der sie sich als ein Fräulein Concordia v. Adelsbach vorstellte. Sie überreichte der Hausfrau dabei ein Empfehlungsschreiben von einer dazu bestochenen ihr wohlbekannten Dame in Prag, worin Agathe als einem alten böhmischen Geschlechte angehörig bezeichnet und ihrer mütterlichen Obhut empfohlen wurde.

„Ihr seid in Schlesien erzogen, Fräulein Concordia?" fragte Benigna.

„Ja wohl, Gnädige," antwortete die Befangene. „Mit dem eben erfolgten Tode meiner Mutter bin ich ganz verwaist, und schutz- und freudenlos bangte mir auf meinen Gütern in den wildesten Theilen des glazer Gebirges vor den drohenden Kriegsläuften. Da rieth auf die Schilderung meiner Lage mir die gnädige Tante zu Prag zu der Reise nach Breslau, indem sie mir dies Schreiben zu geneigter Aufnahme in Eurem Hause übersandte. Ich versah den alten erprobten Oberverwalter der Güter mit ausgedehnten Vollmachten und begab mich freudigen Herzens hierher, um mir in Euch, gnädige Frau, die fehlende Liebe einer Mutter zu erwerben."

„Ihr seid mir willkommen," sagte Benigna, in den

Brief blickend. „In der That, Frau v. Berka empfiehlt Euch mit einer seltenen Wärme, und was mich fast befremdet, insbesondere zur Mitwirkung in gewissen Angelegenheiten, welche für Eure große Jugend noch wenig geeignet scheint."

Benigna fixirte die Empfohlene dabei scharf, und fast wäre dieser der Muth zu der Rolle gesunken. Doch bedachte sie noch rasch genug, daß es ja nur jetzt vorzüglich einer gewandten Zunge und kecken Stirn bedürfe, und erwiederte: „Ich bin gereifter dafür, als Ihr denkt, gnädige Frau. Die Mutter hat, in Folge eines für sie schmäligen Vorfalls am berliner Hofe, schon in meinen Kinderjahren mich mit Haß gegen die dortige Macht erfüllt; der Einfall der Preußen in unser Land hat diesem Hasse neue Stacheln gegeben, und er ist ein wirkliches Gemüthserbtheil für mich geworden. Fortdauernde Kränklichkeit, welche meiner zartesten Pflege bedurfte, verhinderte die Mutter, thätigen Antheil an dem breslauer Schwesterbunde zu nehmen, in dessen Geheimnisse Frau von Berka sie einweihte, und den sie nur aus der Ferne segnen konnte. Noch kurz vor ihrem Tode ermahnte sie mich zur Anhänglichkeit an die hohe Maria Theresia und ihr glorreiches Regentenhaus; ja sie befahl mir in dem Testamente eine Beisteuer von 5000 Gulden, im Falle unter den jetzigen Umständen die Geldbedürftigkeit der Kaiserin wahrscheinlich, und deshalb eine patriotische Sammlung veranstaltet werden sollte. Befehlen Eure Gnaden, daß ich diese Summe bei Euch niederlege?"

„Schon gut, schon gut, mein patriotisches Kind!" sagte Benigna, die schöne Heuchlerin auf die Wangen klopfend. „Ich ermesse nun wohl, weshalb Frau Margarethe Euch hierher, statt zu sich selbst nach Prag beschied, und unter solchen Umständen mag jedes Mißtrauen schwinden. Hat die Tante Euch, meine hochherzige Tochter, in die geheimnißvollen Werke eingeweiht, welche engverbundene Frauenhände hier zum Heile des Erzhauses vorbereiten, so werdet Ihr schon um der guten Sache willen auch die ängstlichste Vorsicht gerechtfertigt finden.

„Die Tante schrieb mir nur," bemerkte Agathe, „daß ich der mütterlichen Gesinnungen gegen das Preußenthum eingedenk sein solle, indem ich hier in Breslau zu deren Bethätigung wahrscheinlich Gelegenheit finden würde."

„Wohlgethan, sehr wohlgethan von der Vorsichtigen," fiel Benigna ein. „Der Brief konnte verloren gehen, und dann war bei größerer Klarheit Alles verloren. Seid mir nochmals willkommen, theures Fräulein. Schon heute Abend sollt Ihr einer wichtigen Sitzung unsres patriotischen Schwesternbundes beiwohnen. Die Früchte unserer Saat sind reif geworden, und habt Ihr auch nicht mitgesärt, so sollt Ihr mit Eurer hochherzigen Gesinnung doch bei dem Garbenfeste willkommen sein. Findet Euch um 7 Uhr wieder bei mir ein."

Unter einer Umarmung entließ Benigna die falsche Schwester; diese aber eilte, der glücklichen Wendung des Introductionsactes froh, zur Umkleidung und zu einem kurzen Berichte an Wilhelm nach Hause. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden, 10. Octbr.

[Emil Devrient. Lortzing's „Casanova." Döring. Tieck.]

Auch die Zeitung für die elegante Welt gab Bericht über den außerordentlichen Erfolg von Emil Devrient's Gastspiel in Petersburg, das sich über die stipulirten sechs Rollen bis über vierundzwanzig erstreckte und sonach alles dem Aehnliche dort bei weitem übertraf, selbst noch die Triumphe der Taglioni und Liszt's. Zwei erfreuliche Bemerkungen ergeben sich hieraus; einmal die Gewißheit, daß die deutsche Sprache immer größeres Terrain gewinnt und zweitens, daß der Sinn für dramatische Dichtung und Darstellung daselbst ein sehr reger sein muß. Devrient's Rückkehr und Wiederauftreten ward hier um so freudiger begrüßt; sein, nur einige Augenblicke streitiges, Verhältniß zur Intendanz hatte sich alsbald ausgeglichen, und er gehört nun wieder dem hiesigen Theater und strebt bereits von neuem in seinem ausgedehnten Wirkungskreise zur Freude Aller, die es mit dem deutschen Schauspiele aufrichtig meinen. Leider zwingt ihn das übel bestellte Repertoire, so wie der Mangel an guten zweiten Liebhabern, in Partien aufzutreten, die seiner unwürdig sind und die Illusion gewaltsam stören; so spielte er dieser Tage kurz vor Hamlet den trivialen Krautjunker in Schall's „Unterbrochener Whistpartie." Der Mangel an brauchbaren zweiten Liebhabern ist hier ein so fühlbarer, daß man kein größeres Drama ordentlich besetzen kann; der Fluch des Lächerlichen zieht sich darüber hin und tödtet alles höhere Interesse. Aus meinen Berichten zeigt sich, daß ein neues großes Stück hier zu den Ereignissen gehört; während sich anderswo bei ungleich geringeren Mitteln, die Novitäten drängen. Der Reiz der Neuheit erscheint auch Holbein in Wien als das wirksamste Heilmittel gegen die narkotischen Einflüsse des Opernwesens, das nachgerade alle Kräfte zu lähmen droht. Hier wenigstens absorbirt die Oper alles Interesse. Und dennoch wird auch dafür nicht genug gethan. Sie ist unstreitig die beste von ganz Deutschland; die Hauptstimmen sind drei-, vierfach besetzt, die Chöre gehen gut, das Orchester läßt selten etwas zu wünschen übrig, die Ausstattung ist glänzend; es fehlt an nichts als an — Novitäten. Nun studirt man bereits über ein Vierteljahr an Wagner's Oper „Cola Rienzi," und sie wird vor Ende dieses Monats kaum in Scene gehen. Inzwischen gab man Lortzing's „Casanova." Der Erfolg war kein ganz günstiger. Möglich, daß dieses Singspiel durch die nun vorgenommene bedeutende Kürzung mehr anspricht. Hr. Bielczizky sang den Chevalier de Singalt zwar recht artig, seinem Spiele aber fehlt es an der hierzu nöthigen Tournüre. Warum engagirt man keinen Spieltenor? — Die Oper „Montecchi und Capuletti," worin unsere beiden Primadonnen Schröder-Devrient und Gentiluomo zusammen wirken sollen, ist ebenfalls seit geraumer Zeit angesetzt, kommt aber nicht zum Vorscheine, wegen — plötzlicher Heiserkeiten. Und das Mittel gegen Heiserkeiten ist doch so einfach!

Hr. Döring gastiert gegenwärtig. Seinen großen Ruf rechtfertigt er im Ganzen. Ein Genius ist er nicht, aber ein bedeutendes Talent. Denn der echte Genius schafft

frei aus sich und erinnert an keine Copie, auch nicht wider Willen. Döring erinnert aber unwillkürlich an den verstorbenen Devrient bis auf die Handverrenkungen dieses von der Gicht geplagten Mimen. Absichtlich einen Ludwig Devrient oder Paganini nachahmen wäre eine ästhetische Sünde, wäre Ungeschmack; nachahmen soll man nur Classisches, denn nur dieses ist nachahmenswerth; die Bizarrerien aber so scharf ausgeprägter Charaktere, wie der genannten, in sich übertragen und als Kunstmomente reproduciren wollen, wäre ein Vergehen gegen die Pietat, die man jeder bedeutenden Individualität schuldig ist. Gute Copieen haben allerdings ihren Werth; aber theils nur für jene, die zur Anschauung des respectiven Originals nicht gelangen konnten, theils und hauptsächlich nur dann, wenn sie, wie schon gesagt, Nachahmenswerthes zum Gegenstande haben: wir bewundern die phantastischen Ausgeburten Salvator Rosa's, staunen die gewagten Verkürzungen Correggio's an, sind frappirt von der kühnen Beleuchtung in den Bildern der Palma's, Rembrandt's u. A.; copiren aber wird sie kein Künstler wollen als höchstens für seine Studien. Hr. Döring hat eigene Mittel genug, um ganz selbstständig zu schaffen. Wir werden noch weiter auf seine Leistungen zurückkommen.

L. Tieck hat nunmehr, wie Sie wissen, Dresden für immer verlassen. Wer an seine Stelle hier als Dramaturg treten wird, ist noch unbekannt; möglich daß Hofrath Winkler auch diese Function noch übernimmt zu seinen zahlreichen Geschäften, und daß man ihm einen Oberregisseur zur Seite gibt, der — kein Schauspieler ist. ***

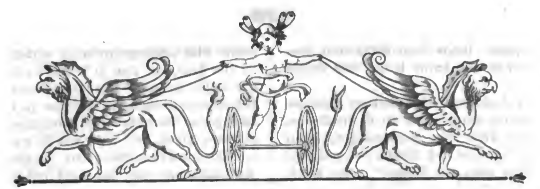
Den 14. October.

[Deutsche Einheit und — ein deutsches Drama.]

Wenn es am Ende doch mit der deutschen Einigkeit und respectiven Einheit, von der jetzt so viel gesprochen, geschrieben, gedichtet wird, nichts wäre; nichts als eine jener großen Selbsttäuschungen, die im Leben der Völker wie im Leben einzelner Menschen periodisch Platz greifen; wenn die Deutschen zuletzt doch kein Gefühl für Nationalität im hohen, welthistorischen Sinne, sondern höchstens nur das Talent hätten, eine gelehrte und keine politische Nation auszumachen! — Aber zogen sie nicht freudig in den Befreiungskrieg? Treten heute nicht zahllose Rhapsoden in Zeitungen und Journalen, in Büchern und Brochüren, metrisch und prosaisch auf, die von einem einigen, großen, felsenfesten Deutschland so weithintönend peroriren, daß selbst ein österreichischer Fürst, freilich sub spe rati, darein stimmte? Bauen wir nicht zwei hehre Denkmale, eins auf, eins aus, unsrer großen Vergangenheit und, wenn möglich, noch größeren Zukunft, auf den Wahlplätzen unsrer Triumphe und Demüthigungen — im teutoburger Walde und am sogenannten deutschen Rheine? — Und wenn, trotz aller dieser schönen Thatsachen, die noch praktischeren Demonstrationen, z. B. die endliche Verwendung der bei Rothschild deponirten Millionen (blutiger Zinsgroschen deutscher Aufopferung) zu festen Plätzen in Aussicht stellen, wenn, sage ich, dieses schöne Leuchten der Geister durch die traurige Nacht unsres Föderativwesens dennoch nur ein, aus der allgemeinen Stagnation phosphorescirendes Irrlicht und noch kein Strahl aus dem Auge eines neuen Tages für Deutschland wäre! Germania, ne tibi sim vates Apollo! Bald vielleicht wirst du, schönes, weites Deutschland zu bethätigen haben, ob du auch ein großes sein kannst; denn schließen sich die Augen der zwei Friedensfürsten im Süden und Westen, so kann es geschehen, daß deine gesegneten Fluren abermals zur blutgedüngten Wahlstatt werden, erdröhnend von neuen, furchtbaren Streichen von links und rechts, und daß von deinem schönen Leibe die schönsten Glieder noch einmal gerissen werden durch eines Gewaltigen Divide et impera! — Diese Betrachtung drängte sich mir vorgestern Abends im hiesigen Schauspielhause auf, wo Mosen's „Herzog Bernhard" als historisches Trauerspiel, zum erstenmal in Scene ging. Es ist nämlich dieses Drama ein so durch und durch deutsches, so antiromanisch empfunden und gedacht, daß es Wolfgang Menzel geschrieben haben könnte; sein Gegenstand ist der des Tages, alle seine Interessen sind die der Gegenwart, es ist für den Augenblick geschrieben, aus ihm heraus und für ihn, spricht die heute gangbare Sprache so laut und emphatisch, daß sein drittes Wort Deutschland — Deutschheit — Einheit ist; führt ein blutiges Exempel französischer Staatsintrigue vors Auge, läßt einen der kräftigsten deutschen Fürsten am Doppelgifte eigner und fremder Felonie sterben: und dennoch, wie schwach war der Anklang, den alle diese patriotischen Stellen fanden, und wie galt selbst dieser nur dem schwunghaften Spiele Devrient's, der den verrätherischen und verrathenen Helden gab! Wenn ich diesen Beifall mit jenem vergleiche, der hier — wie wohl auch anderwärts — dem Aufmarschiren der alten französischen Garde, z. B. in der Oper „die Falschmünzer" gespendet wurde und noch immer wird, so fühle ich mich schmerzlich angeregt, alle meine Eingangs gestellten Fragen zu wiederholen. — Zwar ist dieses Drama nicht fehlerfrei und namentlich der Held sehr willkürlich behandelt, fast noch unhistorischer als Wallenstein, Don Carlos u. m. A. von Schiller, nämlich nicht der ehrgeizgetriebene, ruhmsüchtige, kühne Abtrünnige, sondern ein weicher, fast träumerischer Jüngling, der nicht will, nur muß; auch fesselt die Handlung mehr novellistisch als dramatisch, es geschieht darin zu wenig und wird zu viel diplomatisirt und intriguirt, ja der Tod des Herzogs selbst erscheint mehr als etwas Zufälliges denn als tragisch Nothwendiges, und es stören manche Verzeichnungen und rhetorische Abschweifungen: aber, noch einmal gesagt, es ist doch ein deutsches Werk, das Werk eines deutschen Autors, es athmet Begeisterung darin für die deutsche Sache — und die Stimmung der Zuschauer blieb fast bis zur trefflich gearbeiteten Sterbescene, die Devrient meisterlich reproducirte, eine kühle, wenige Momente abgerechnet, deren beifällige Aufnahme jedoch mehr dem Spiele als der Sache galt. So wurde auch am Schlusse der Darsteller dieses strahlenden Helden rauschend, allgemein, und der Dichter desselben nur von wenigen Stimmen gerufen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 208. — den 24. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Frauenverschwörung.

Historische Novelle von Julius Krebs.

(Fortsetzung.)

7.

Der Abend versammelte die Bundesgenossinnen heute zu einer außerordentlichen Sitzung im Prunkzimmer Frau Benigna's, welche eine große Nachricht angekündigt hatte und jetzt zunächst die neue junge Schwester mit den empfehlendsten Worten dem Kreise vorstellte.

„Adelsbach! Adelsbach!" flüsterten einige der Damen einander zu und musterten die Novize, deren Geschlechtsname ihnen nicht bekannt schien, vom Kopfe bis zur Zehe. Indeß wurden alle möglichen Bedenken wegen Agathe theils durch die Bürgschaft und Empfehlung der strengen Oberin des Bundes niedergeschlagen, theils durch die gespannteste Neugier auf die bevorstehende Mittheilung verdrängt. — Frau Benigna gab endlich ein Zeichen, daß ihr Vortrag beginnen solle, und sogleich herrschte die tiefste Stille.

„Edle Schwestern," hob sie an, „es naht der große Tag der Entscheidung für unsere Pläne, welche wir unter so heißen Gebeten und Wünschen, unter so redlichen unermüdlichen Sorgen ins Werk setzten. Alles ist so weit vorbereitet, daß Graf v. Neiperg vor allen Dingen durch geschickte Bewegungen versuchen wird, den Preußenkönig aus Breslaus Nähe zu entfernen, um dagegen das Heer der Kaiserin selbst durch forcirte Märsche hierher zu bringen. Unsere mächtigen Freunde im Rathe werden inzwischen dafür sorgen, daß die kaiserlichen Truppen die Stadt zur Nachtzeit auf allen Puncten in ihrer Gewalt haben, noch ehe der Pöbel mit Erfolg sich der landesherrlichen Besatzung, weil sie den städtischen Privilegien zuwider, wie im vorigen Jahre beim Anmarsche der Preußen, widersetzen kann. Die Vortheile dieses zweifellos gelingenden Planes sind unberechenbar. Denn die Preußen werden dadurch nicht nur der hiesigen großen Magazine beraubt, sondern zugleich der Verbindung mit dem Kurfürstenthume auf der Oder, und Neiperg wird dann nicht verfehlen, die Scharte bei Mollwitz an dem bald aufgeriebenen feindliche Heere, welches sein König jetzt furchtbarer zu machen strebt, vollkommen auszuwetzen."

Beifall erfolgte ringsum, und Agathe vergaß fast einzustimmen, so betroffen war sie von der Wichtigkeit des Anschlags, der mit dem feindlichen Heere vielleicht auch ihrem Liebesglücke den Untergang drohte; so überrascht war sie von der Himmelsfügung, welche zur Abwendung desselben noch früh genug sie in diese Versammlung führte.

„Morgen schon," fuhr Frau Benigna fort, „wird die nöthige Nachricht über Alles an den Grafen abgehen, und wir können im voraus einen Triumph feiern, den die Geschichte uns nie vergessen wird. Unter diesen Umständen wird Eure Hand gern noch eine Beisteuer reichen, im Falle die Kaiserin ihrer bedürfen sollte, um mit vollem Nachdrucke die ketzerischen Unholde aus ihrem Ei-

genthume zu verjagen. Unsere junge Mitschwester Concordia von Adelsbach hat bereits hierzu 5000 Gulden angeboten."

Aller Blicke flogen nach der freigebigen Patriotin, und auf mannichfache Weise wurde für sie die Bewunderung laut, zum Theil unter Versicherungen, solcher Hochherzigkeit nöthigenfalls nach Kräften nachzustreben.

„Ihr beschämt mich, edle Frauen!" nahm Agathe schlau das Wort. „Welchen geringen Beweis meiner Gesinnung für das Erzhaus und die heilige Kirche kann diese Gabe von meinem Vermögen gewähren, wenn Eure eigenen Geldopfer, begleitet von den mühe- und gefahrvollsten Bestrebungen für den großen Zweck dieses Bundes, damit verglichen werden. In meine Freude, demselben anzugehören, mischt sich nur der leise Schmerz, seiner bei der nahen Erfüllung nicht noch durch eine große That würdig zu erscheinen."

„Vraiment, elle est charmant!" flüsterten mehrere der geschmeichelten Damen, die Sprecherin lorgnirend, und Frau Benigna sagte: „Geduld, mein edles Fräulein! Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, und noch ist der weite Sorgenkreis, der uns bisher beschäftigte, nicht geschlossen. Wünschen wir es auch nicht, so ist es doch leicht möglich, Eurer freudigen jugendlichen Kraft noch zu bedürfen, und diese daher tröstlich für uns."

Die Frau des Hauses entfernte sich mit diesen Worten, und das Gespräch des Kreises über die bevorstehenden Ereignisse verzweigte sich in mannichfacher Art. Bald darauf wurde das Zeichen zur Tafel gegeben, die Flügelthüren öffneten sich, und die falsche Schwester erhielt einen Ehrenplatz neben Frau v. Woltersdorf. Wurde von den Frauen mit den Gläsern auch in bescheidenerer Weise verkehrt, als die damalige Männersitte es ehrenhaft machte, so klangen sie doch zu Trinksprüchen auf die schönste Erfüllung ihrer stolzen patriotischen Hoffnungen oft genug zusammen. Schon im Geiste sahen dabei die Bundesgenossinnen sich für ihre großen und muthigen Dienste an den Thron der Kaiserin berufen, zu Ordensdamen erhoben und mit ähnlichen Gnadenbezeigungen überhäuft. Der alte Wein wiegte diese alten Herzen in so rosige Lebensabendträume, als ihre dürren Glücksbegriffe von Ehre und Hoheit es noch möglich machten.

Ziemlich spät wurde die Tafel aufgehoben. Man trennte sich unter Versicherung treuer Schwesterliebe und der Aussicht, von der Bundesoberin bald wieder zu noch frohern Nachrichten, oder gar schon zu dem großen Siegesfeste selbst zusammenberufen zu werden. — Auch Agathe eilte heim, und zwar so schnell, als die Wagenpferde nur laufen konnten; denn keine Minute war zu der hochwichtigen Nachricht an Wilhelm zu verlieren. Nicht rasch genug konnte das Kammermädchen die Unruhige entkleiden helfen, und kaum war sie des Reifrocks und der lästigsten Toilettenstücke ledig, so stürzte sie an den Schreibtisch, wo ihre von Angst und Freude zitternde Hand eine treue Schilderung des heutigen Bundesabends aufs Papier warf, indem sie zugleich Befehl gab, Christian solle sein Pferd satteln. Nach einer Stunde etwa klingelte sie. Jener vertraute für die geheimen Geschäfte ihres Hierseins besonders empfohlene Diener empfing die inhaltschwere Depesche und sprengte bald darauf mit derselben zur Stadt hinaus und auf dem Wege nach Strehlen hin.

8.

Am 9. August, einige Tage nach jenem Abendfeste, ward in dem königlichen Zelte des preußischen Lagers eine wichtige Operation besprochen. Die Beweise, daß der Magistrat zu Breslau die Neutralität auf mehr als eine Weise verletzte, und eben mit entschiedener Treulosigkeit zu Gunsten der Kaiserin zu brechen im Begriff stand, lagen zweifellos vor, und es wurde beschlossen, um jeden Preis dem Feinde zuvorzukommen und den beabsichtigten Neutralitätsbruch selbst zu vollziehen. Eben theilte König Friedrich den Generalen Schwerin und Leopold von Dessau seine Meinung über die deshalb entsprechendsten Maßregeln mit, da meldete man die Ankunft der Schöppen und Syndici von Breslau, so wie der Gesandten Englands, Frankreichs und Hannovers, welche hierher berufen worden. Es waren die Herren Hindfort, Robinson und Schwichelt, so wie der französische Marschall Belleisle.

Friedrich sagte die Audienz zu und wandte sich unter den Eingetretenen zuerst an die Gesandten: „Ich habe Sie, meine Herren, zu Zeugen einer Verhandlung einladen lassen, welche Ihren Souverainen zum Beispiel dienen kann, daß mein Krieg gegen die Königin von Ungarn keineswegs blos auf ihre Streitkräfte gerichtet sein darf, sondern daß ich viel schlimmere, nähere Feinde in den Nattern zu bekämpfen habe, welche, unter Freundschaftsblumen versteckt, meine Ferse zu verwunden suchen."

Bei diesen Worten heftete er einen stechenden Blick des geistreichen Auges, dessen Magie seine Persönlichkeit so vorzüglich charakterisirte, auf die beiden Syndici, welche schuldbewußt die Schelmenaugen zu Boden senk-

ten und mit hochklopfenden Herzen schlimmer Dinge gewärtig waren.

Der König wandte sich nach banger Pause zu dem Obersyndikus v. Gutzmar. „Sag' Er mir doch auf Pflicht und Gewissen, hat Seine Stadt bisher auch die schuldigen Devoirs hinsichtlich der Neutralität gehörig in Acht genommen?"

„So viel mir bekannt, königliche Majestät, hat der Magistrat durch keine Verletzung derselben Dero Mißtrauen und gerechten Zorn verdient," versicherte Gutzmar, in Ton und Blick nach Möglichkeit sich ermuthigend.

„Nicht?" imponirte der König, und sein Falkenauge drückte den Blick des armen Sünders wieder zu Boden. „Besinn' Er sich! Ich möchte die Estime vor einem breslauer Rathsgliede wenigstens gern hinsichtlich der Wahrheitsliebe retten, nachdem man mich persuadiret, Er und Sein College hätten nicht nur der Königin von Ungarn Geld gesandt und mit ihr correspondirt, sondern sogar mit der feindlichen Armee in verrätherischem Vernehmen gestanden."

„Verläumdung, gnädigster König, Verläumdung!" streute der todtbleiche Löbe mit zitternden Tönen ein."

„Nun, wenn Ihr durchaus nichts davon wißt, so muß ich Euch doch zeigen, wie ich zu solchen curiösen Nachrichten gekommen," erwiederte der König mit erhöhter Stimme. Er winkte, und Schwerin überreichte ihm einen offenen Brief, den er dem Obersyndikus vorhielt. Dieser bebte davor zurück, und der König erklärte: „Der gestern aufgefangene Brief ist an den Grafen v. Neiperg adressiet und von Ihm, mein Herr Syndikus, unterschrieben. Leugnet Er die Schurkerei noch?"

Da warf Gutzmar sich sprach- und fassungslos zu des Monarchen Füßen, und der College folgte dem zerknirschenden Beispiele.

„Was hat Euch zu solchen nichtswürdigen Intentionen animirt?" fragte der König wieder, mit strengem Richterblicke auf die knieenden Sünder.

„Einige dem Erzhause treu ergebene hohe Damen haben uns unter allerlei Vorspiegelungen zu der großen Schuld verleitet, weshalb wir die königliche Gnade anflehen," bekannte stammelnd Gutzmar.

„Also von Weibern habt Ihr Euch die schwarze Suppe bereiten lassen, die Ihr jetzt consumiren müßt!" fuhr Friedrich fort. „Heißt die Rädelsführerin nicht Benigna v. Woltersdorf, welche Er, Gutzmar, um den Preis des Verraths an mir zu heirathen gedachte?! Ihr seht, ich weiß Alles, und deshalb erlasse ich Euch ein genaueres Bekenntniß Eurer Thaten. Dankt es meinem Glücke, daß ich sie ans Licht ziehen konnte, noch ehe sie mir gefährlich wurden. Ihr hättet verdient, als überwiesene Verräther sofort die Köpfe zu verlieren, indeß will ich aus besondern Gründen für jetzt die Sache auf sich beruhen lassen, und Euch nur hier im Lager behalten. Jetzt geht!"

Die Vernichteten umfaßten dankend des Königs Kniee. Er winkte, und sie entfernten sich. Friedrich theilte jetzt den Inhalt des Briefes mit, woraus beiläufig hervorging, daß die Kaiserin von den Patrioten in Breslau 140,000 Gulden erhalten hatte, und daß ihre Truppen bei Nachtzeit sich der Stadt nähern sollten, um bei den getroffenen Anstalten alsbald Meister derselben zu werden.

„Ich denke bei meinen Maßregeln nun bald selbst Herr des wichtigen Platzes zu sein," fügte der König hinzu, den Brief zusammenfaltend und zu den Gesandten sich wendend. „Es war daher der andere Grund der Einladung an Sie, meine Herren, daß ich, bei der in Breslau bevorstehenden Affaire, Sie in Ihren dortigen Wohnungen nicht möglichen Unordnungen aussetzen wollte. Lassen Sie sich es daher inzwischen in meinem Feldlager gefallen. Ich werde für so werthe Gäste so viel Artigkeit und Bequemlichkeit aufbieten, als die Umstände erlauben."

Sich tief verneigend entfernten sich die Gesandten, und der König ordnete nun mit allem Eifer den coup de main an, durch den die Stadt Breslau zum ersten Male in preußischen Besitz gelangte. — Dort hatte die Entbietung der beiden Syndici ins preußische Lager um so größeres Aufsehen erregt, da schon seit den ersten Tagen des Augusts sich von Strehlen her beträchtliche Truppentheile in die Vorstädte und umliegenden Dörfer gezogen hatten, welche gegen Mitternacht des 9. Augusts bis auf 8000 Mann verstärkt wurden. Die Aufpflanzung von Kanonen und andere kriegerische Vorkehrungen ließen ein bevorstehendes entscheidendes Ereigniß vermuthen, über welches, aller historischen Wahrscheinlichkeit nach, die städtischen Militärbehörden, so wie ein Theil des Magistrats mit dem Könige im Einverständnisse waren. Inzwischen war die Nachricht verbreitet worden, die um Breslau versammelten Truppen wären zum Marsche nach Leubus bestimmt, als am gedachten Tage, nach der Entlarvung der Verräther in seinem Hauptquartiere zu Strehlen, König Friedrich der Stadt den Wunsch anzeigen ließ, am folgenden Tage einem Corps unter Prinz

Leopold von Dessau und General von Selchow den Durchmarsch zu gestatten, wie dies schon bisweilen geschehen war. (D. F. f.)

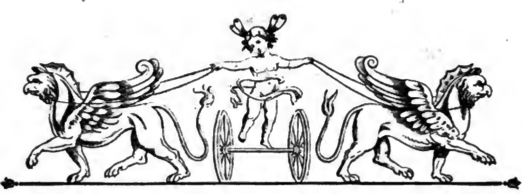
Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschluß.)

[Mosen's „Herzog Bernhard."]

Die Aufführung war eine, im Ganzen, gelungene. Devrient hielt mit der ganzen Kraft seiner Plastik diesen etwas schwankenden Charakter fest; ja er that diesmal sogar ein Uebriges, um die zerfließenden Strahlen des Interesses aus allem Episodischen heraus in sein Wesen zu ziehen, die Handlung in sich zu concentriren; die Klarheit seines Spiels kommt nur der Gewissenhaftigkeit gleich, womit er selbst die unscheinbarsten Stellen behandelt und alle Dissonanzen aufzulösen weiß; er riß, wie fast immer, allgemein hin. Dlle. Bayer gab die höchst seltsame, unmotivirte, wenn gleich nicht undankbare, Rolle der Marie de Vignerol, Nichte des Cardinals Richelieu, mit Innigkeit und vielem leidenschaftlichen Schmelze. Diese junge Dame ist nämlich leidenschaftlich für den Herzog entbrannt, ohne daß sie es wagt, ihre Liebe ihm zu gestehen. Sie erscheint plötzlich in Cassel — wo die beiden ersten Acte spielen — und entdeckt ihre Gluth dem alten französischen Agenten Joseph (Hrn. Quanter), der, im Einvernehmen mit dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna, den Herzog im Interesse Frankreichs zu bearbeiten sucht, und theilt ihm ihren Entschluß mit, in Eigenschaft und Tracht als sein Famulus hier auftreten und für sich, für ihre Liebe handeln zu wollen; das Elsaß und Burgund soll des Herzogs sein, wenn er ihre Hand und mit dieser Frankreichs Anträge als Verbündeter annimmt. Ihn aber warnt sein guter Engel, der Genius Deutschlands, in der Person der ihm befreundeten Landgräfin von Hessen-Cassel, Elisabeth Amalie (Dlle. Bauer); ein Traum, den sie ihm mittheilt, läßt sie das Schrecklichste für ihn fürchten, denn sie liebt ihn auch. Da hat jedoch die Nachricht, daß viele deutsche Städte sich dem Kaiser unterworfen, seinen Ingrimm aufgestachelt, er hat bereits zugesagt, französische Truppen und Subsidien anzunehmen. Von Marie Vignerol, ihrer Anwesenheit und Thätigkeit, weiß er nichts; sie verspart sich der schlaue Joseph zum entscheidenden Momente. Der Würfel ist gefallen, er scheidet von der Landgräfin, sich mit ihr, ziemlich kühl, verlobend, und Alles bricht auf nach dem Rheine, nach Breisach. Beide Frauencharakter sind sehr zerflossen. Seine Braut ist noch intensiver gehalten; Marie aber klagt endlos die Qualen ihres Herzens um den Herzog, der sie in Frankreich einmal auf die Stirne geküßt, und vermag sich aus ihrem ruhelosen Jammer nicht zu dem Entschlusse eines directen oder indirecten Geständnisses empor zu ringen. Der Uebergang aus dieser maßlosen Liebe zum mörderischen Hasse, da sie, in Breisach, erfährt, daß er ihre Hand zurückweise, ist nicht hinreichend motivirt; noch weniger, wie ein, solcher langen Duldung und Aufopferung fähiges, Weib sich endlich zum Mordwerkzeuge hergeben konnte; denn sie ist es, die ihm zuletzt auf dem Balcone des Rathhauses inmitten der Huldigung von Seiten der Bürgerschaft, verschleiert, im Ehrenpokale Gift reicht; insluirt von Joseph, der so die vernichteten Pläne Frankreichs an dem ehrgeizigen und nun wieder frei auftretenden Herzoge rächt. Dieser Umstand aber ist, wie früher bemerkt, ein zufälliger und ein so wenig dramatisch nothwendiger wie die Vergiftung Otto III. in Rom; denn, diese ungeschehen, was dann? Dazu kommt noch, daß der Agent Joseph auf seine eigene Faust handelte, daß Bernhard nur eine Privatintrigue und nicht die auf sich geladene Wucht seiner Felonie erdrückte. So endet er, von seinen Kriegern umgeben, in Neuenburg; vor seinem Ende aber schreitet Marie an ihm vorüber in ihrer wahren Gestalt und ruft ihm zu, daß sie ihn vergiftet und ihm ins Grab vorangehe. Die, mit sechs Regimentern Hülfstruppen herbeigeeilte, Landgräfin stürzt sich mit einem Entsetzensschrei auf seine Leiche und — der Vorhang sinkt. Dlle. Bauer und Hr. Porth (Oxenstierna) schienen sich mit ihren Rollen nicht recht befreunden zu können; die des Kanzlers ist ganz unbedeutend, jene der Landgräfin zwar gewichtiger im Ausdrucke, aber, wie gesagt, nicht warm genug. Hr. Quanter gab den Agenten Joseph, das etwas zu retardirende Tempo abgerechnet, mit vieler Feinheit und energischer Haltung. Lobenswerth in ihren kleinen Partieen waren auch Hr. Schöpe (Officier Taupadell) und Hr. Gerstorfer (Guebriant). Die komische Stimme Hrn. Meister's wie die graziösen Schenkellancaden Hrn. Kökert's (herzogl. Officiers) erregten große Heiterkeit; will man dies anders nennen, so schlage ich vor, es den Fluch des Lächerlichen zu heißen, den die Regie dadurch vermeiden kann, daß sie solche Individuen in einem solchen Stücke nicht beschäftigt und, wenn Noth an Mann ist, andere Mannschaft recrutirt. Man kann kein großes Drama hier sehen, ohne mindestens einmal darin sich über derlei Erscheinungen zum Aerger und Lachen zugleich angeregt zu fühlen. So gab neulich zu aller Welt Erstaunen Hr. Dittmarsch, der Regisseur, ein ältlicher Mann von gesenkter Haltung, in Hamlet den — Fortinbras, der aus dem Leichenhügel des untergegangenen Königsgeschlechtes als die personificirte jugendliche Zukunft emporblüht. Man geht, däucht mir, hier nur ins Schauspiel um einiger Lieblinge willen, deren isolirtes Spiel man bewundert. Das Ensemble ist es allein, was die wiener Hofbühne in ihrer classischen Integrität erhält, was überhaupt das Schauspielwesen vom Komödienwesen unterscheidet. In Wien wirken zur Seite des bühnenkundigen Holbein vier Regisseure, alle ausgezeichnete Mimen. Sie halten wöchentliche Sitzungen, berathen, fixiren das Repertoire, vertheilen, im Geiste der Dichtung, die Rollen und scheiden Alles aus, was irgendwie jenen Fluch des Lächerlichen auf die Darstellung herabbeschwören könnte. Hier — ist ein einziger Regisseur, der kein vorzüglicher Mime, Plenipotentiaire, durch den Umstand, daß der Geheime Rath von Lüttichau und Hofrath Winkler durch die allgemeinen Intendanzgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen und nur zum Theile im Stande sind, die ästhetische und technische Leitung zu überwachen. Man spricht hier von einem Nachfolger L. Tieck's als Dramaturg. Hoffentlich wird diese höchst wichtige Stelle nicht abermals zur Sinecure. * * *

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 209. — den 25. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Frauenverschwörung.

(Fortsetzung.)

Der Morgenhimmel des andern Tages war mit Wetterwolken umzogen, als der Stadtmajor von Wuttgenau vor das Nicolaithor ritt, um die Preußen wie gewöhnlich durchzuführen. Es war ein Corps von 2000 Mann, welches die Stadt passiren sollte, und also wohl zur Erweckung von Bedenklichkeiten geeignet. Indeß unterdrückte Wuttgenau aus Artigkeit seine Verwunderung über diese Stärke und rückte an der Spitze des dichtgedrängten Zuges ins Thor. Unmittelbar folgten ihm die Corporale der Stadtgarnison, und hinter diesen die sämmtlichen Officierpferde, um den Zug zu verlängern, und den Vordern die hinten anschließende Masse zu verbergen.

Plötzlich entwickelte sich, als einige Compagnien in der Stadt waren, die schlau eingeleitete Katastrophe. Die Preußen stürzten sich zur Entwaffnung theils auf die Stadtsoldaten der Thorwache, theils auf die längs den Straßen sich hinziehenden Bürgerfähnlein, welche eines solchen Angriffs nicht gewärtig waren. Ein anderer Haufe Preußen drang auf den Wall, während eine Anzahl Dragoner die dortigen Posten vertrieb.

Von diesen raschen entscheidenden Vorgängen, zu denen die Trommel ordnungsmäßig fortlärmte, schien der artige Stadtmajor nichts bemerkt zu haben. Er setzte vielmehr in philosophischer Ruhe seinen Weg fort und wandte sich zum ersten Male um, als bereits zu seinem täuschend affectirten Erstaunen aus der Engelsburg und Mühlpforte preußisches Militär hervordrang, während nur die Officierpferde ihm gefolgt waren. Der auf ihn zureitende Prinz Leopold, dem er deshalb Vorstellungen machen wollte, rieth ihm jetzt wohlmeinend, den Degen einzustecken und nach Hause zu gehen, da die Grenadiere hinter ihm auf den Ring geeilt und alle wichtigen Puncte der Stadt von den nachgedrungenen preußischen Truppen bereits genommen wären.

Wirklich war schon nach einer halben Stunde seit dem Einmarsche der Preußen, nämlich um halb 7 Uhr Morgens, die Stadt völlig erobert, und statt alles Geschützdonners hatte dazu der Himmel mit dem Donner des sich entladenden Wetters einen wahrhaft melodramatischen Actschluß gemacht. Das ganze Ereigniß war so friedlich wie eine Fastnachtsposse abgelaufen. Das Rathhaus und alle nach dem Markte führenden Straßen wurden mit Truppen und Geschütz besetzt. Vor dem Oberamthause, worin sich die Kriegskasse befand, standen die Grenadiere und Dragoner von Baireuth und Nassau, bei der Stadtwage eine Escadron Dragoner, starke Piquets Cavalerie postirten sich auf dem Neumarkte, an der Hirschbrücke und an den Klöstern, auf allen Straßen patrouillirten Militärcommandos, und die Stadtthore wurden sogleich gesperrt. Jetzt erst krachten die Kanonen, aber nur die auf der Straße nach Strehlen hin, von einer halben Meile zur andern aufgestellten, um dem Könige die leichte Eroberung zu verkünden.

Schon um 9 Uhr begaben sich der Magistrat und die Aeltesten der Bürgerschaft aufs Rathhaus, wohin

der Feldmarschall Schwerin sie berufen hatte, und ihnen nun im Namen seines Königs erklärte, wie dieser, nach der Entdeckung geheimer Anschläge gegen das preußische Interesse in Breslau, die Besetzung dieser Stadt durch seine Truppen habe rasch und gewaltsam ins Werk setzen müssen. Dies solle indeß seiner gnädigen Gesinnung gegen Breslau keinen Eintrag thun, vielmehr die königliche Huld nicht nur im Allgemeinen, sondern auch den Intriguanten gegen ihn mit der vollkommensten Amnestie zugesichert sein, wofür er aber von der Stadt sogleich die Huldigung und den Eid der Treue verlange.

Im Hinblick auf die überall blitzenden Bayonnette wagte auch das zarteste Gewissen keinen Widerspruch. Der eine Theil der Anwesenden war ja auch schon im Einverständnisse mit Preußen, der andere schuldbewußte hatte im Weigerungsfalle ein strenges Gericht zu fürchten, und so erklärte man sich einstimmig zu der Huldigungsleistung bereit.

Der geheime Justizrath Baron von Arnold las nun dem Magistrat, der älteste Rathssecretair den Aeltesten das Eidesformular vor. Schwerin rief dann: „Es lebe Friedrich, König in Preußen und oberster Herzog in Schlesien!“ — Die auf der Rathhaustreppe postirten Soldaten riefen es nach, und Breslau war eine preußische Stadt!

9.

Während dieser raschen Vorgänge wollte Frau Benigna v. Woltersdorf verzweifeln. Kaum hatte sie ihren Ohren bei der Nachricht getraut, daß die Preußen sich so plötzlich zu Herren der Stadt gemacht hätten, und der ihr hinterbrachte Huldigungsact auf dem Rathhause vernichtete den letzten ihrer fanatischen und ehrgeizigen Träume. In wildem Schmerze starrte sie vor sich hin, als sie ihres Eifers, ihrer Klugheit, ihrer Gebete und Geldopfer reiche Frucht, welche schon so einladend auf dem Vaterlandsbaume winkte, plötzlich von dämonischer Hand, gleichsam unter gellendem Hohngelächter der Schicksalsmächte, geraubt sah. Ihre Gedanken schweiften in halb wahnsinniger Hast nach der verrätherischen Wolke umher, aus der dieser Alles zerschmetternde Blitz gekommen, aber der tiefe Nachthimmel der Gegenwart gewährte ihr nur einen falschen Dämmerstrahl zur Entdeckung der Ursache.

Ihr Sohn Augustin war nämlich bereits vorgestern Abends mit außerordentlicher Vollmacht und der Nachricht Neiperg's angekommen, daß dessen Truppen bereits auf dem Marsche nach Breslau wären, weshalb er hier für den vorhabenden Streich die Einleitungen unterstützen und den General auch über die kleinsten Umstände in Kenntniß setzen sollte. Alle gewünschten Details waren übrigens schon in dem Briefe Gutzmar's enthalten, den der Preußenkönig auffangen ließ und der österreichische General also nicht erhielt. Aus dem Schlusse, daß das Schreiben in feindliche Hände gefallen, war der gelungene preußische Coup zunächst erklärbar. Wer aber war der Verräther des wichtigen Papieres, dessen Bestellung durch Jesuitenhände wie bisher gewiß höchst vorsichtig geschehen war?! Benigna konnte und wollte sich den bloßen plumpen Zufall nicht als schuldig an der Entdeckung denken. Sie spähte nach einer Persönlichkeit für diese Schuld, um alle Flammen ihrer wüthenden Rachbegier darauf niederlodern zu lassen. Ihr erster Verdacht fiel auf Gutzmar, den Schreiber des Briefes selbst. Sie ließ noch in später Nacht ihn zu sich entbieten; allein der Bote fand ihn nicht daheim, und am Morgen erfuhr sie, daß er mit dem Collegen Löbe ins preußische Lager nach Strehlen abgereist sei. Somit schien es ihr klar, daß der Obersyndikus an sich selbst und der Bundessache zum entscheidenden Verräther geworden, nachdem der König durch Zufall davon eine Spur erhalten, und dann jene habsüchtige Creatur ihrer Pläne zu gewinnen gewußt hatte.

Der Seelenzustand der Freifrau ward immer fürchterlicher. Wilde Fieberbilder jagten durch den Spiegel ihrer Phantasie; sie knirschte in ihrer ohnmächtigen Wuth mit den Zähnen und krallte die Hände tief in die Lehne des Canapees, auf dem sie saß.

Tiefbekümmert stand Augustin vor ihr, und tröstend sagte er: „Laßt den Schmerz nicht so gewaltig Herr über Euch werden, theure Mutter. Euer patriotisches Hochgefühl kann durch Euern erfinderischen Geist leicht Gelegenheit zu einem andern nicht minder wichtigen Dienste für die Kaiserin finden. Wie ich vernahm, hat der Feldmarschall Schwerin im Namen seines Königs vollkommene Amnestie für alle Handlungen gegen das preußische Interesse versprochen, und ein weites Feld der Thätigkeit bleibt Euren ungehinderten Schritten offen.“

„Hat er das versprochen?“ fragte Benigna. „Glaubt nicht, daß man die Tigerin ohne den hinlänglich festen Käfig lassen wird, sobald mein Katzennaturell in Bezug auf Preußen entdeckt ist. Aber was kümmert es mich, was kümmert mich selbst der Tod! Wer für eine große Sache sein Leben einsetzte, muß nöthigenfalls dann auch

muthig für sie zu sterben wissen. Das will ich; aber vorher schafft mir um jeden Preis diesen Gußmar, dieses Chamäleon, diese Puppe an meinem Drahte, der ich für unser Schauspiel erst Leben gab, und die sich nun, der natürlichen Ordnung der Dinge zuwider, gegen die Meisterin empörte. Schafft mir diesen schurkischen Obersyndikus, sag' ich Euch, daß ich ihn erwürge!"

Die eben eintretende Agathe hörte diese letzten Worte der Rasenden. Erst heute hatte sie die Entfernung des Vaters vernommen; eine bange Ahnung seiner Theilnahme an der Frauenverschwörung beschlich sie, und sie kam, hier deshalb Gewißheit zu erlangen.

„Was hat der Obersyndikus verbrochen, gnädige Frau, daß ich so Entsetzliches von Euch hören muß?" fragte sie nach leichter Begrüßung.

„Entsetzliches hat er verbrochen," antwortete die Freifrau dumpf. „Unsere heilige Sache für Thron und Kirche, der er diente, hat er dem Preußenkönige verrathen."

„Er war mit in dem Complott?" fragte Agathe bestürzt.

Er besorgte die Hauptcorrespondenz mit dem Grafen Neiperg und theilte wahrscheinlich gestern mündlich im Lager dem Feinde Alles mit, was Jener durch den letzten Brief erfahren sollte; denn so nur ist die heutige Katastrophe erklärbar, welche, statt der Truppen der Kaiserin, die Preußen herbeiführten."

„O, ewiger Himmel, dann hab' ich ja meinen eigenen Vater an diese verrathen!" rief verwirrt Agathe, die Hände ringend und dann das Gesicht bedeckend.

Sprachlos vor Erstaunen starrten die Freifrau und Augustin die vermeintliche Bundesgenossin an, und plötzliches Licht entsprang zuerst in Benigna's Kopfe. „Was ist das?" fragte sie aufspringend und vor Agathen tretend, wobei die Spannung aller Seelenkräfte ihr die Augäpfel fast aus den Höhlen drängte. „Du bist Gußmar's Tochter und nicht Concordia v. Adelsbach?! Du hast den Vater, dessen Theilnahme an der Bundessache Du nicht kanntest, an die Preußen verrathen, indem Du uns verriethst?! Ist's nicht so? Ha, ich begreife den ganzen Umfang meiner Verblendung und Deiner Nichtswürdigkeit."

„Was fällt Euch ein?" antwortete Agathe, welche sich zu sammeln suchte. „Ihr habt mich mißverstanden; ein Brief ist aufgefangen worden — "

„Den Du dazu bezeichnet hattest, schwarze Schlange!" rief die Wüthende mit erstickenden Tönen. „Doch, Heil mir, daß Du Dich selbst meiner Rache überliefertest! Sterben sollst Du, Elende, zur Stelle sterben!"

„Mit einem weiten Sprunge ergriff sie dabei vom Hausaltare ein schweres silbernes Crucifix und hob es zu einem gewaltigen Streiche auf Agathens Haupt, doch Augustin fiel der Furie früh genug in den Arm.

„Versündigt Euch nicht in schwerem Doppelfrevel, Unglückliche!" rief Augustin, tieferschüttert von dem entsetzlichen Momente. „Einen Mord wollt Ihr begehen, und mit dem Leidensbilde dessen, der durch dies Leiden Euch von der Sünde erlöst hat!"

„Ja, einen Mord!" knirschte halb sinnlos mit ihm ringend die fanatische Tigerin. „Laß mich, ich befehl' es Dir!"

Doch schon hatte Augustin ihr das Crucifix entrissen und nöthigte sie zum Canapee, während Agathe den günstigen Augenblick zu ihrer Entfernung benutzte und sogleich ins Hauptquartier des Königs fuhr.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

(Fortsetzung von Nr. 203.)

[L. Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" zweiter Band.]

Die Revolution bricht unterdeß aus, die Holländer werden aus Belgien vertrieben, die Unabhängigkeit dieses Landes wird erklärt, durch französischen Einfluß wird der Vorschlag, den Herzog v. Leuchtenberg zum Könige zu wählen, beseitigt, um den Herzog von Nemours auf den belgischen Thron zu setzen. Die Belgier willigen ein, erfahren aber bald durch eine officielle Mittheilung, daß der französische Prinz die Krone ablehne. Entrüstung der Belgier darüber. Die belgische Partei, die sich Frankreichs anzuschließen wünscht, findet auch keine Stütze, und Talleyrand und England verfügen in London über diese wichtigen Fragen, wie es ihnen gut dünkt und zwar zu Gunsten Hollands. — Das französische Heer, sagt L. Blanc, ist in der Nähe von Waterloo und läßt den Löwen, der als Zeichen seiner Niederlage dasteht, unberührt!

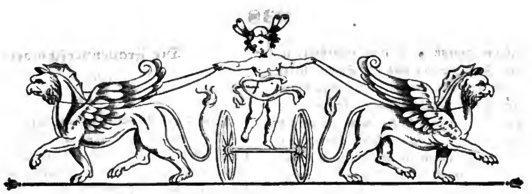
Die Presse, die öffentliche Meinung und selbst die Kammer sprach sich aber um so entschiedener für die Freiheitskämpfe fremder Völker aus, als sich die französische Diplomatie schwach und zweideutig dabei benahm. Lafitte sprach am 1. December das Princip der Non-Intervention und bewies, daß die Staatskasse 14—1500 Millionen zum Kriege vorräthig habe, und seine Rede wurde mit allgemeinem Beifall empfangen. — Die Angelegenheiten Italiens mögen nun beweisen, welches Gewicht man auf des ersten Ministers Worte legte. Menotti im Einverständniß mit einem italienischen Fürsten bereitete den Freiheitskampf in Italien vor. Beide sollen des französischen Beistandes durch ein Versprechen höhern Orts versichert worden sein. Ehe Misley zu diesem Zweck im October nach Paris abgesandt wurde, hatte er eine Unterredung mit jenem Großen, der ihm Vorsicht empfiehlt und seinen Schutz verspricht. Menotti schreibt an Misley: Alles geht gut in Italien, es

fehlt uns aber an Geld, um Alles in Bewegung zu setzen; am 7. Januar schreibt Menotti: der N. N. ist ein wahrer Schelm (birbante); überall hat er Verdacht gegen mich ausbreiten lassen und mich oft in Lebensgefahr gebracht; am 19. Januar: es ist gut, daß d'Orleans uns beschützt, und Du mit Lafayette einverstanden bist. Der Marschall Maison, damals Gesandter in Wien, macht das französische Cabinet mit der Absicht Metternich's bekannt, der ausdrücklich erklärte: „Bis jetzt haben wir das System der Non-Intervention vorgeben und behaupten lassen, aber es ist nun Zeit zu erklären, daß wir dies System nicht in Bezug auf Italien dulden. Unsre Waffen sollen überall einschreiten, wo sich die Insurrection erklärt, und sollte unser Einschreiten den Krieg zur Folge haben, wir wollen uns lieber allen seinen Folgen aussetzen, als mitten in den Emeuten umkommen." Diese Depesche war am 4. März dem Minister Sebastiani überreicht und dem ersten Minister Lafitte erst am 8. März bekannt geworden, als er sie im National las. — Lafitte darüber entrüstet verläßt das Ministerium, nachdem er so lange das Instrument einer Politik gewesen, die er nie gebilligt. Casimir Perier wird darauf erster Minister. Gegen Ende Februars hatte sich eine große Anzahl italienischer Flüchtlinge in Lyon versammelt, sie fanden Schutz und Theilnahme und beschlossen über Savoyen in Italien einzurücken. Der Präfect von Lyon Herr Paulze d'Yvoi stand ihnen bei und glaubte ganz nach dem Willen des Ministeriums zu handeln, wurde aber bald enttäuscht durch die Ordre des Gouvernements, das Project der Flüchtlinge zu hemmen und dessen Ausführung unmöglich zu machen. Die Verschworenen wollten nun in kleinen Abtheilungen nach Italien gehen, wurden aber von französischen Dragonern arretirt und nach Lyon zurückgeführt. Misley und Linati wollten mit einer andern Abtheilung auf einem mit Kanonen und Munition beladenen Schiffe von Marseille nach Italien abschiffen, aber auch sie wurden aufgehalten und ihr Schiff mit Beschlag belegt. Ein ähnliches Verbot erging gegen die Abreise des berühmten Generals Pepé und Visconti's. Die Oesterreicher drangen unterdeß ungestört in Italien ein, setzten die Marie Louise wieder in ihr Herzogthum ein; und der Herzog von Modena kehrte in seine Hauptstadt zurück und führte Menotti als Gefangenen mit sich, der ihm früher das Leben in einem Aufstande gerettet hatte, den er aber jetzt zum Tode verurtheilen ließ. Das österreichische Heer erschien schon vor Bologna, die italienischen Patrioten erwarteten die französische Hülfe vergebens und flüchteten sich nach Ancona, wo sie den Cardinal Benvenuti gefangen zurückhielten. Der Cardinal und Legat a latere versprach den Verschworenen die päpstliche Amnestie, betheuerte sie mit seinem Ehrenwort, und am 27. März ward Ancona der päpstlichen Autorität wieder überliefert. Der heilige Vater erklärte die Convention aber für ungültig, erließ Proscription, Güterconfiscation und Todesurtheile gegen die unglücklichen Patrioten. 98 Italiener hatten sich auf ein päpstliches Schiff geflüchtet mit der Erlaubniß des Legaten, und obwohl sie mit Pässen vom französischen Consul versehen waren, wurden sie doch von den Oesterreichern auf dem adriatischen Meere gefangen genommen und in den Kerker nach Venedig gebracht. — Das französische Gouvernement ließ dies Alles ruhig geschehen und trat nicht einmal als Vermittler zwischen Sieger und Besiegten auf, beklagte sich im Gegentheil über die lügnerischen Ausreden der Gefangenen, die da lauteten, die französische Regierung hätte sie zu dem strafbaren Schritte angeregt und ihnen Hülfe versprochen. —

Der General Guilleminot, Gesandter in Constantinopel, reichte am 19. März im Namen des französischen Gouvernements an den Divan die Note ein, sich zum Kriege gegen Rußland bereit zu halten. Der Divan höchst erfreut über diesen Entschluß, war jedoch in Verlegenheit, weil er nichts ohne Einwilligung Oesterreichs, unter dessen Einfluß er stand, unternehmen wollte. Metternich beklagt sich über dies Verfahren und droht sogar. Der General G. ward alsbald zurückberufen und ihm dieser Fehler beigemessen. Als er aber nach Paris kam, sich rechtfertigte und öffentliche Genugthuung verlangte, bekam er nicht einmal eine Antwort vom Ministerium. — Die Nachricht von Polens Aufstande veranlaßte ein Volksfest in Paris, und in Reden und Schriften und auf dem Theater wurden die polnischen Helden gefeiert. Die Regierung ließ sich aber von diesem lauten Jubel nicht irreführen, und der französische Consul in Warschau erklärte den Polen, daß sie von Frankreich keinen Beistand erwarten dürften; er weigerte sich sogar, ihre Depeschen nach Paris zu übersenden, weil sie von Oesterreich eröffnet und gelesen werden würden. Er ertheilte den Polen nur den Rath, sich in Eile zu unterwerfen. — Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte die tröstliche Nachricht an Polen ergehen lassen, noch zwei Monate zu widerstehen, und alsdann könnten sie Hülfe erwarten. Alle Welt weiß, wie auch dies Versprechen gehalten wurde, und die Polen, die ihr Unglück größtentheils dem C. Perier zuschreiben, haben sich mit einem französischen Wortspiel an ihm gerächt und nennen ihn C. Perir.

Vor und während dieser Ereignisse im Auslande hatte die neue, regierende Macht in Frankreich sich täglich mehr und mehr begründet und befestigt. Karl X. war mit seiner Familie nach England entflohen und wurde dort ungastlich empfangen. In Portsmouth, wo er landete, las man auf langen Affichen: welches ist die wahre Stimmung der Engländer für ein unglückliches Individuum, das die Gesetze, die es zu bewahren geschworen, verletzt hat? Abscheu und Verachtung stand in großen Lettern als Antwort unter dieser Frage. Die Tories, die mit Wellington damals regierten, erlaubten dem alten König auf dem englischen Boden nur unter der Bedingung zu landen, daß er den Königstitel ablegte. Das ihm angewiesene Schloß Holyrood war einer Ruine ähnlich und ermangelte der Reinlichkeit und der nothwendigsten Bequemlichkeiten. Durch dies Betragen gegen Karl X., sagt L. Blanc, wollte sich die englische Aristokratie am alten Könige rächen, weil er den britischen Schutz abgewiesen, um sich allein von Rußland leiten zu lassen; und dann hatten auch die Tories die Absicht, sich mit dem jungen Frankreich, dessen Macht sie fürchteten, enger zu verbünden. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 210. — den 27. October 1842.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gutzkow's Briefe aus Paris *.

Gutzkow hat, wie mir scheint, sein bedeutendstes Buch geschrieben. Geben auch diese Mittheilungen über Frankreich nach Inhalt und Form der Abfassung viel Ephemeres, das für längere Zeit nicht Stich halten kann; sie beweisen, ohne es zu wollen, wo die Bedeutsamkeit dieser schriftstellerischen Kraft zu suchen sein würde, wäre sie ein Product ungestörter Entwickelungen. Gutzkow ist auch bei der halben, schlaffen, noch immer feigen und zerbröckelten Entfaltung der politischen Zustände Deutschlands ein ungewöhnliches publicistisches Talent; — ich würde sagen ein großartiges, hüben ihn die Verhältnisse in eine wirksame Stellung, ließen sie eine freie, große politische Journalistik zu, an welcher die Nation mit Feuer Antheil nähme. Ein solches Talent will durchaus gehoben sein, will auf großem Platze großen Spielraum, damit sein Ehrgeiz nicht in die Kleinlichkeit der Medisance verfällt. Von Allem, was über das politische Frankreich von heute berichtet wurde, halt' ich die drei Gemälde, welche Eduard Gans von den pariser Zuständen in den Jahren 1825, 1830 und 1835 entworfen hat, für das Bedeutendste. Ueber Thiers, Guizot, die Deputirtenkammer, die französische Centralisation, Michel Chevalier, die Fourieristen und Communisten hat wohl Gutzkow der Sache nach das Wichtigste, der Form nach das Vollendetste geliefert. In Rücksicht auf Form nämlich liefert Gutzkow nicht blos Raisonnement, sondern fertige Gestalten, in sich motivirte Charaktere.

Wir finden hier Gutzkow — um uns vorzüglich mit seiner literarischen Person zu beschäftigen — auf patriotischem Boden wieder. Sein Esprit, jeder Zeit stark und schlagfertig, wie wir das nie in Abrede gestellt, dreht sich hier nicht um ein ehrgeiziges kleines Etwas, er nimmt große Gesichtspunete, rückt sich in die Objecte der Welt hinaus, hat einen Zusammenhalt bekommen durch den nationaldeutschen Hintergrund seiner Forschungen und Schilderungen. Er ist mitten im Brennpunct der französischen Welt sogar auf Momente übertrieben deutsch, ich will sagen sentimental, elegisch; er kann weinen, wo wir's nicht vermuthen, z. B. vor der Dejazet. Er fürchtet sich vor der Medisance des Salons, er jammert, keinen deutschen Familienabend in Paris zu finden, er scheut sich Anfangs, George Sand Aug' in Auge entgegenzutreten, er ist blöder Schwärmer genug, ihre Wohnung erst aus ganz anderem Motiv zu betreten, um von fern ihre Existenz zu belauschen, und wie es später doch zu einem Abendbesuche in ihrem Boudoir kommt, da gibt es zwischen Beiden aus Verlegenheit eine kalte, nüchterne Scene, statt eines wirklich lebendigen Verkehrs zweier bevorzugten Geister ein fast grammatikalisch und lexikalisch gehaltenes Frag- und Antwortspiel, ein Examinationsstündchen über deutsche und französische Interessen. Gutzkow hat nicht gelebt in Paris; er hat es durchreist und an einigen Puncten studirt. Daß er seine anfänglichen Verlegenheiten französischen

* Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus.

Objecten und Personen gegenüber so naiv eingesteht, ist ein liebenswürdiger Zug. Bevor uns die Sachen selber im Buche ganz und gar beschäftigen, stellt der Autor seine Person häufig hin zur Beleuchtung. Ich finde es liebenswürdig, wenn er auf dem Wege nach Frankreich sagt, es genire ihn, seine preußische Thalerrechnung nun in Franken, Sou und Centimen zu übersetzen. Bei Guizot setzt er auch erst einige Male an, bevor er ihm etwas abgewinnt, und der Minister offerirt ihm, Deutsch zu reden. Das ist ebenfalls sehr naiv; noch naiver, wenn die Piquanterie seines Styles ihn oft selber in gewissen moralischen Möglichkeiten bloßstellt, ihn oder Ebenbürtige. Er schreibt in Bezug auf Hamburg für den Zollanschluß. „Ich will keine Professur am hamburger Johanneum haben," sagt er, „und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu schreiben." Unschön, obwohl verzeihlich, ist eines deutschen Autors Kleinmuth über sein äußerliches Nichts, wenn er die Stellung der deutschen und französischen Talente vergleicht und fortgesetzt mit Erbitterung in Parallele zieht. Er vergibt sich sonst nichts, französischen Persönlichkeiten gegenüber, und seine Briefe können, mit Ausnahme einiger Wendungen, zur Ehre des Vaterlandes, ganz gut übersetzt werden. „Die Thatsache unsers Aufschwunges," sagt Gutzkow, „kann für jeden Deutschen nur erhebend sein. Wenn die Regierungen so verständig sind und dem revolutionären Princip (Gutzkow nimmt ernstlich ein solches an?) dadurch zuvorkommen, daß sie die Versprechungen desselben zu ihren eigenen Leistungen machen, so wird Deutschland zunehmen an Kraft, an Kraft des Widerstandes, an Kraft, dulden zu können, an Kraft der Neutralität. Eine handelnde Kraft kann aus Deutschland nicht werden, so lange sein Zusammenhang ein Mechanismus ist. Mechanisch lassen sich sechzig Hände zu zwei Händen vereinigen, aber nicht dreißig Willensmeinungen zu einem Willen. Doch hindert das nichts. Schon als europäischer Schwerpunct ist Deutschland groß, und wenn unsere Regierungen nicht zu schroff dem Volksleben sich entziehen, wenn nicht so unzeitige Erbitterungen, wie die von Seiten der ministeriellen Partei in Baden und der dynastischen in Hannover das zunehmende Vertrauen stören, so könnte wohl eine Zeit kommen, wo die Frage: Monsieur est Allemand? in einem politischen pariser Salon an uns gerichtet, uns nicht in Verlegenheit setzt, sondern mit einer kräftigen Bejahung stolz beantwortet werden kann."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Frauenverschwörung.

(Beschluß.)

10.

Im Lager bei Strehlen herrschte großer Jubel wegen des breslauer Ereignisses. Die Zelte wurden bekränzt; eine Menge junger Eichen war dem Walde geraubt, um als schattige Allee den aufgeschlagenen langen Tischen in den Lagergassen zu dienen, und von allen Seiten schaffte man Fleisch, Brot, Bier und Branntwein zu dem Siegesfeste herbei, zu dessen Ehren von Zeit zu Zeit schon die Kanonen donnerten. Hierauf begann das fröhliche Mahl, das der König seinen im Lager zurückgebliebenen Truppen gab, und zunächst auf den Monarchen, dann auf Schwerin und Leopold von Dessau, die Helden des Tages, wurden Trinksprüche ausgebracht; endlich erschallten, begleitet von Trommelwirbel und Geschützeskrachen, die Vivats der Cameraden den Dragonern von Nassau, den Grenadieren von Baireuth, den Bataillonen von Münchow und du Moulin, durch welche die heutige Ueberrumpelung Breslaus geschehen war.

Während der König darauf sann, wie er die muthige und kluge Schlesierin, welche seinen Waffen einen so wohlfeilen Sieg über das feste Breslau möglich gemacht, würdig belohnen solle, nahte diese selbst dem königlichen Zelte, wo sie gemeldet, und von dem Monarchen natürlich sogleich vorgelassen wurde.

„Ich bin erfreut, Sie bei mir zu sehen, mein braves Fräulein v. Gutzmar," sagte Friedrich mit größter Huld, das schöne Mädchen wohlgefällig betrachtend. „Durch den großen Dienst, den Sie einem Preußen zu Liebe seinem Könige und Vaterlande geleistet, ist Sie selbst die Königin des Tages und dieses Festes geworden, dessen Veranlassung sonst wahrscheinlich heute die Truppen der Kaiserin in Breslau feiern würden. Ich werde darauf bedacht sein, meine Obligation an Sie, so weit es möglich, abzutragen; der beste Lohn aber muß Ihr freilich das Bewußtsein bleiben, meinen Krieg um Schlesien, wo nicht beendigt, doch abgekürzt und dabei viele tausend Menschenleben erspart zu haben."

„Neben Ew. Majestät fortdauernder Huld für meinen Verlobten und mich, wonach unsere eheliche Verbindung gestattet sei, erbitte ich mir für den erwiesenen Dienst nur die Begnadigung meines armen verblendeten Vaters!" sagte Agathe demüthig.

„Es versteht sich von selbst," erwiederte der Monarch, „daß ich den Vater nicht verdientermaßen hängen lasse, nachdem die Tochter durch die Entdeckung seine

Schurkerei sich eine preußische Bürgerkrone erworben hat. Ihren außerordentlichen Meriten soll er und sein College nicht nur das verwirkte Leben, sondern auch die Erhaltung seines Amtes verdanken. Beide sind, bis zu einigem Arrangement der Verhältnisse, hier im Lager aufgehoben." — Bei diesen Worten schellte Friedrich und befahl die Erscheinung der beiden Syndici.

„O, königliche Majestät, erlauben Sie, daß ich mich entferne!" flehte Agathe.

„Weshalb?" fragte der König. „Weil Sie seine unfreiwillige Verrätherin geworden ist?! Gut, daß Sie ihn nicht in dem Complotte wußte, da Sie sonst aus kindlichem Bedenken die trefflich gelungene Rolle vielleicht nicht übernommen hätte. Jetzt aber muß er es als eine Gunst des Schicksals ansehen, daß die Folgen seiner treulosen That durch sein eigenes Blut verhütet, und seine schlechte Gesinnung — doppelt schlecht, weil sie blos aus niederem Eigennutze entsprang — vergütet wurde. Das soll er jetzt zu zweifelloser Klarheit über Ihren Antheil an der Affaire von mir selbst erfahren."

Erstaunt erblickte der eintretende Obersyndicus seine Tochter, welche verwirrt die Augen niederschlug, da ihr Herz nur den Vater, nicht den strafbaren Schuldigen in ihm sah. Friedrich eröffnete ihm den Stand der Dinge, und daß er von jetzt an durch treue Anhänglichkeit an das preußische Haus die auf der Tochter ruhende königliche Gnade auch für sich selbst zu verdienen suchen möge.

Inzwischen wurde der Lieutenant Wilhelm v. Gardeln gemeldet, und der König rief: „Ah, Ihr Bräutigam, Fräulein v. Gußmar! Er mag kommen."

Vom Ritt erhitzt, trat Wilhelm ein und entschuldigte sein Erscheinen mit der Unruhe um die Braut, welche er in ihrem Quartiere zu Breslau nach der Einnahme der Stadt nicht mehr gefunden, dagegen erfahren habe, daß sie ins königliche Hauptquartier gefahren sei, weshalb er Urlaub genommen.

„Schon gut, mein lieber Hauptmann," versetzte der König mit scharfer Betonung des Titels; „Er hat mir die Braut vorstellen wollen, und sie hat sich schon allein und sehr vortheilhaft präsentirt."

„Hauptmann, königliche Majestät?" fragte Wilhelm schüchtern.

„Laß Er sich die Charge als erste Anerkennung seiner Conduite und letzten großen Dienste gefallen," sagte Friedrich, „und nehm' Er zugleich meine Einwilligung zu Seiner Heirath, gegen welche der Vater der Braut hoffentlich keine Einwendung zu machen hat."

Der Obersyndikus verneigte sich in stummer Demuth, und der König fuhr fort: „Ich bleibe ein schwerer Schuldner des Fräulein v. Gußmar und wünsche sehr, daß sie sich noch jetzt eine Gnade ausbitte."

Da gedachte Agathe der Frau v. Woltersdorf, welche sie so freundlich aufnahm und die so schwer von ihr hintergangen ward, und bat um die Begnadigung der Dame.

„Eure nobeln Sentiments freuen mich," erwiederte Friedrich; „es ist zwar allen Intriguanten bereits in meinem Namen Amnestie verkündigt worden, indeß schließt dieselbe alle die Vorsichtsmaßregeln nicht aus, welche die Klugheit bei den am meisten in der Affaire compromittirten Personen empfiehlt. Hiernach hab' ich Ordre gegeben, die genannte Dame bis auf Weiteres in häuslicher Haft zu halten, ihre Papiere zu confisciren, und deren Ergebnissen zufolge eine Untersuchung einzuleiten, um alle Kanäle der wider mich gesponnenen Kabale zur Nachachtung für die Zukunft kennen zu lernen. Indeß geb' ich mein königliches Wort, was sich auch ergeben mag, es soll der Schuldigen kein Haar gekrümmt, vielmehr der volle Besitz ihrer Güter gelassen werden. Für jetzt Adieu; ich bleibe Euch stets dankbar und wohl affectionirt, und gebe Euch aus dem heutigen Tage die Betrachtung mit, daß die krummen Wege nicht immer die schlechten sind."

Er entließ die Anwesenden und insbesondere das Brautpaar huldvoll mit einer Handbewegung; der erschütterte Obersyndikus umarmte dann mit feuchten Augen Tochter und Schwiegersohn, und diese eilten am andern Tage nach Breslau zurück. Dort begaben sie sich sogleich zu Frau v. Woltersdorf, um sie unter Ankündigung der vollen Begnadigung zu beruhigen, jedoch — zu spät. Wache und ein Volkshaufe umlagerten das Haus, und sie erfuhren, „die Freifrau habe in der vergangenen Nacht sich vergiftet" und so der ihr drohenden Katastrophe vorschnell ein tragisches Ende gemacht. — Augustin hatte inzwischen Mittel zur Flucht gefunden.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[L. Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" zweiter Band.]

Die Zeit des Ministerprocesses rückt heran, der König spricht sich gegen die Todesstrafe aus, und man sprach laut von einem Gesetzvorschlage zur Abschaffung derselben. Man that Alles, um die Minister zu retten, deren Verdammung das Volk verlangte. Es geschahen Versuche vom Volke, sich in Vincennes, wo sie gefangen saßen, der Minister zu bemächtigen. Als sie zum Verhör in die Pairskammer geführt wurden, legt ein Unbekannter auf Peyronnet an und schreit: „Knie

nieder, Elender, der auf das Volk schießen ließ.“ Furcht der Pairs während des Verhörs, denn das Volk hatte von allen Seiten die Kammer umringt und lärmte und tobte. Verschiedene Parteien thaten sich kühn hervor, und die Elemente zu einer neuen Revolution drohten und erregten Furcht. Die republ. Partei hatte seit dem Monat Juli immermehr zugenommen. Ein Theil derselben, meist aus Studenten der Medicin bestehend, wollte sich der Deputirtenkammer bemächtigen, einen 18 Brumaire erneuern und eine Dictatur errichten. Die Société des amis du peuple billigte dies aber nicht und hatte weder Willen noch Kraft zu einer zweiten Revolution. Die Artillerie der Nationalgarde, die meist aus Republikanern bestand, war schon längst vom Gouvernement gefürchtet, und jede Veranlassung, sie aufzulösen, erwünscht. — Während des Processes im Luxembourg vertheilten sich die Republicaner im Hofe des Louvre Cartouchen und bemächtigten sich der dort vorhandenen Kanonen. — Die Besorgniß des Palais Royal wird immer größer, man hegte Verdacht gegen Taschereau, General-Secretär der Präfectur, gegen Treilhard, den Polizei-Präfecten, der ohne Dazwischenkunft Lafitte's auf der Treppe des Palais-Royal selbst arretirt worden wäre, und gegen Odilon-Barrot, Präfecten der Seine, der in einer Proclamation an das Volk ausgesprochen hatte: Ich bin, was ihr seid, und will, was ihr wollt, und begreife, daß ihr die Erfüllung der gegebenen Versprechungen mit Ungeduld erwartet, aber die Genugthuung, die wir verlangen, ist nicht das Opfer einiger Unglücklichen. — Der Hof war in einer höchst gefährlichen Lage, die Soldaten hatte man vor einigen Monaten überredet, es sei ein Verbrechen, aufs Volk zu schießen; die Municipalgarde bestand größtentheils aus Julihelden. — Am 21. Decbr., wo den Ministern ihr Urtheil gesprochen werden sollte, war der ganze Luxembourg mit Soldaten umringt. Das Volk war in Bewegung, verlangte laut den Tod der Minister, schrie aux armes, und die Soldaten waren einigen Angriffen mit Dolchen und Pistolenschüssen ausgesetzt. Die Pairs hatten sich durch diese Volksstimmung so sehr einschüchtern lassen, daß der Präsident, als er Abends um 10 Uhr das Urtheil verlas und die noch anwesenden Richter entfliehen sah, die Thüren verschließen lassen mußte, um nur einige zurückzubehalten. — Lafayette und Arago hatten das Volk zu beruhigen versucht, sich aber beide der größten Gefahr ausgesetzt. — Am 24. Decbr. nahm die Deputirtenkammer dem General Lafayette das Commando der Nationalgarde, nachdem er Alles aufs Spiel gesetzt hatte für die neue Macht, Popularität und sein Leben. Dupont de l'Eure verließ das Ministerium, und Taschereau und Treilhard gingen auch aus ihrem Dienst. — Den Gesandten der fremden Mächte soll nach dem Ministerprocesse gemeldet worden sein: „gebt Euern Fürsten die Nachricht, daß der Revolutionsgeist in Frankreich gebändigt ist.“

Der König nahm bald eine festere Stellung und entschiedenern Ton an, und die Bourgeois setzten aus Furcht und Interesse ihr ganzes Zutrauen in ihn. Er hatte erklärt, daß seine Politik im Innern ziele auf ein Juste-milieu, nach Außen aber auf dauernden Frieden. Trotz dieser Versicherung wurden aber kriegerische Vorbereitungen getroffen, man sprach von Waffenankauf und Besetzung der festen Plätze. Dazu war ein bedeutendes Budget nothwendig, und das von Lafitte im Januar 1831 vorgelegte belief sich auf 1 Milliarde und 167 Millionen; also eine um 300 Millionen größere Summe, als das Land unter der Restauration erschwingen mußte, und gegen das Budget der Restauration hatten doch die Liberalen stets gekämpft.

Der moralische Zustand war noch bedrohlicher. Die St. Simonisten erschütterten in ihrem einflußreichen Blatte, dem Globe, die alten stationären Grundsätze des socialen Zustandes und stellten das neue Princip auf: Belohnt Jeden nach seinen Fähigkeiten, und jede Fähigkeit nach ihren Werken. Die Republicaner wollten das Proletariat emancipiren; eine andere Partei, die sich bürgerliche Republicaner nannte, kämpfte gegen das Königthum; und eine dritte Partei Liberaler wollte ein Kaiserreich. — Die Religionsreform wurde ebenso thätig betrieben, der Abbé Chatel, Begründer der französischen Kirche, führte die gewöhnliche Sprache in die Liturgie ein, und statt der alten Heiligen führte er neue ein aus Namen bestehend, die in der Geschichte als Wohlthäter der Menschheit und große Vorkämpfer der Wahrheit und Weisheit gepriesen werden. Der Text der Predigt bestand in gemeinnützigen Gegenständen und wurde nicht an Bibelsprüche und Glaubenswunder angeknüpft. — Lamennais wollte seinerseits auch umgestalten, die gallicanische Kirche der Obmacht des Staates entziehen, unter der sie seit Bossuet stand, sie wieder ungehindert unter die päpstliche Hoheit bringen, aber auch die Volkssouveränität damit verbinden. Sein Journal l'Avenir wurde deshalb verfolgt, aber freigesprochen. —

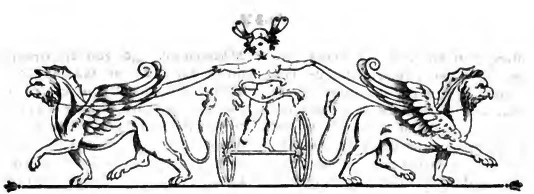
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Wagner's Rienzi. Brieflich aus Dresden.]

Wagner's große tragische Oper in 5 Abtheilungen „Rienzi“ ging den 20. hier bei übervollem Hause in Scene und machte Furore. Der Componist, ein Leipziger, wurde nach jedem Acte stürmisch gerufen. Sie ist ungeachtet mancher Mängel, über die ich mich nach der zweiten Aufführung des Weiteren aussprechen werde, eins der großartigsten Tonwerke der neuesten Zeit. Die Ausstattung wie die mise en scène war überaus kostbar und ließ nichts zu wünschen übrig. Tichatschek feierte als Rienzi einen Triumph durch Schönheit und Kraft des Vortrags, deren merkwürdige Ausdauer allgemein bewundert wurde: er kommt fast nicht von den Bretern, und um 10 Uhr, welche Zeit auf dem Zettel als Ende der Oper angegeben wurde, ging erst der vierte Act an. Nur die größten Theater werden dies Werk würdig zur Darstellung bringen können; überall aber wird es, besonders im Parte Rienzi's, bedeutend gekürzt werden müssen, denn ich zweifle, daß sich noch ein Tenor von der Ausdauer Tichatschek's findet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 211. — den 28. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gutzkow's Briefe aus Paris.

(Fortsetzung.)

„Frankreich," sagt Gutzkow an einer andern Stelle, „hat allerdings das größte Interesse sich mit Deutschland zu verständigen. Unglücklicherweise ist aber Deutschland ein Land, das einer bestimmten politischen Sympathie nicht fähig ist. Man kann von den Sympathien des Rheins sprechen und hat nicht die Sympathien der Donau. Die Stimmung des Volkes ist nicht die der Gelehrten. Die Regierungen haben wieder ihr System für sich und hängen von Preußen und Oesterreich ab, zwei Staaten, deren Politik sich noch immer nicht hat entschließen können, rein und ausschließlich deutsch zu sein. So ist es außerordentlich schwer, irgendwie für die Stimmung Deutschlands gut zu sagen."

Ueber die Freiheit der Presse in Frankreich finden wir einen hübschen Zug. Seitdem man in Frankreich die Drucker für den Inhalt von Werken, die sie oft kaum verstehen, verantwortlich gemacht, seitdem man anfängt, — sagt Gutzkow — die meistentheils sehr schadhaften Puncte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu untersuchen, hält man auch die Censur für möglich. So heißt es wenigstens. „Villemain aber und St. Marc Girardin, der mich zu ihm geführt hatte," sagt unser Autor, „wiederholten feierlich: Jamais, jamais!" — Was machen denn nur, fragte der Minister, die deutschen Schriftsteller mit ihrem Geist, wenn sie ihn unter ein so schreckliches Joch, wie die Censur, beugen müssen? — Wir befleißigen uns, erwiederte Gutzkow, einen desto originelleren Styl zu schreiben, — und Villemain erinnert sich lachend an Benjamin Constant, der, so lange er unter der Censur schrieb, ein großer Stylist war; er mußte die Wahrheit umgehen, also machte seine Feder die kunstvollsten Schlangenwindungen, die anmuthigsten Schönheitslinien. Später, als er schreiben durfte, was er wollte, wurde er — grob. Man las ihn nicht mehr. Schließlich aber gibt Villemain dem deutschen Schriftsteller die Versicherung, daß Frankreich um den Preis der Preßfreiheit doch vorziehen würde, schlechte, als mit der Censur gute Stylisten zu haben. Deutschland ebenfalls, wenn es wahr wäre, daß die Speculation, sich und die Wahrheit versteckt durchzubringen, einen schönen Styl macht. Einen feinen vielleicht, einen glatten, jesuitisch pfiffigen, einen coquetten und barocken; niemals aber einen guten, offenen, großartig ehrlichen, moralisch schönen. Demosthenes' offene Sicherheit ist doch wohl eine Schönheit gegen Tacitus' verkniffenen Tiefsinn! Oder sollte der Satz, daß ein gutes Herz mehr werth ist als ein feiner Verstand, so ganz und gar keinen Glauben mehr in Deutschland haben, gar nicht deutsch mehr sein? Wir werden den Glauben wiedergewinnen, wir werden von dieser Hypercultur zur offenen Ehrlichkeit mit Volk und Fürsten zurückkehren müssen. Dies ein Bekenntniß, das Gutzkow nicht ablegt, aber doch wohl theilt.

Von Hamburg führt der Weg des Autors über Hannover, Cöln und Aachen nach Brüssel. Es sind wenige Briefe, kurze Schilderungen, aber treffende Beobachtungen, die wir über jene deutschen Puncte erhalten; die Betrachtungen über Deutschland gehören zu den bedeutendsten, zu den dankbarsten im Buche, sie sind flüchtig und doch treffender als manche seiner zusammenstudirten Phrasen über diese oder jene ephemere Berühmtheit der pariser Welt. Mit Belgien beschäftigt sich der Reisende weniger, als wir nach dem kurzen, richtigen Gesichtspuncte, den er hier faßt, wünschen müssen. „Belgien," sagt Gutzkow sehr schön und wahr, „Belgien ist auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutschland sehr spät erreichen wird. Belgien hat die abstracte Freiheit und die Freiheit der mittelalterlichen Städtebildung. Es ist frei im Allgemeinen und frei im Besondern." Die Architektur der belgischen Städte läßt er eine kurze Revue passiren, die Rathhäuser nennt er Asyle der Bürgerfreiheit; mit den dortigen Menschen beschäftigt er sich wenig. In Paris bemüht er sich emsig um den Verkehr mit Notabilitäten, so freilich, daß man die Bemühung fühlt, die nicht immer lohnend ist, nicht immer glückt. Aber der Drang des Forschens ist bei Gutzkow unerbittlich, er geht seinen Mann, dem er auf den ersten Blick nichts abgewinnen konnte, wiederholt an, er läßt seine Beute nicht fahren. Gutzkow hat in seiner Art der Auffassung nichts vom Eroberer, der glänzend und wie mit einem Wurfe von seinem Gegenstande Besitz ergreift. Gutzkow schleicht ums Ding herum, lugt, unterminirt und kommt gleichsam von unten her in den tiefen Mittelpunct der Sache. Er krittelt am Aeußern so lange mürrisch herum, bis er ins Herz durchgedrungen ist, und uns nach langer Mühe erst der Kern dessen, was er findet und gibt, überrascht. Gutzkow gibt mehr als die bloße Medisance der Reiseliteratur. Er begnügt sich niemals mit der Oberfläche der Personen und Dinge. Er hat Frankreich auf einigen Puncten studirt, mit seinem Theater, einigen Zweigen seiner Literatur, seiner Publicistik und Kammerberedsamkeit war er seit Jahren vertraut, und die Resultate fleißiger Lectüre knüpft er nun hier an den Zufall des Augenblicks, an die persönliche Begegnung mit den Capacitäten des Tages, von denen er freilich nur nach prima vista berichtet, um sein längst fertiges Raisonnement bequem zu unterstützen. Seine Conversationen mit lebenden Figuren sind oft nur ein abstractes Frag- und Antwortspiel, wo das Für und Wider des Themas hier mehr, dort weniger geschickt vertheilt ist, es sind geistreich in Scene gesetzte Abhandlungen. Ich habe die verunglückte Scene im kleinen Abendcirkel der Marquise Dudevant schon erwähnt. Das Visitenlaufen und Berichterstatten über Augenblicke, wo sich Niemand ganz gibt, diese Unsitte der modernen Reiseliteratur sollte aufhören. Man muß eben mit den Menschen leben, sie nicht als Raritäten beäugeln, will man sie verstehen, ihre geistigen Schöpfungen aus der Eigenthümlichkeit ihres persönlichen Naturells erläutern. Bedeutende Menschen geben sich nicht so schnell an den Augenblick; am wenigsten wohl eine tiefsinnige Frau in ihrem eigensten Wesen, um sie nach einem Stündchen Conversation zu fassen. Mehr glückt es ihm bei Männern der Oeffentlichkeit, Aeußeres und Inneres zu confrontiren, Beides gegenseitig zum ergänzenden Verständniß zu bringen. Guizot, Thiers, diese Männer der Tagesdebatte sind meisterhaft gezeichnet; die Darstellung einer Sitzung der Deputirtenkammer, das Gelungenste im Buche, beweist Gutzkow's Beruf als Publicist und als Darsteller öffentlicher Charaktere. Die kleinen Jämmerlichkeiten im Wettkampfe des Ehrgeizes, dem das Wohl der Nation anheimzufallen scheint, schildert er vortrefflich. Man könnte hier fast verleitet werden, zu glauben, Gutzkow sei auch zum Berichterstatter über große Menschen, über glorreiche Epochen berufen. Was doch wohl nicht der Fall ist. Sein Scharfsinn weidet sich zu gern an den kleinen Hinfälligkeiten der Creatur. Früher kritisirte er so Bücher und Autoren; jetzt sieht er so die Welt und schildert so Zustände und Menschen. Er ist furchtbar scharfsinnig für kleine Dinge. Wenn er Chasles, Quinet charakterisirt, oder seinen deutschen Freunden, Weill, Dingelstedt, Kränze mit Stacheln und Dornen flicht, so staunen wir über diese Virtuosität im Benutzen kleiner Zufälligkeiten, die er wider Willen dem Spott preis gibt. Daß Gutzkow keine Lustspiele schreibt! Es wird ihm Alles so leicht zur Komödie. Hin und wieder ist es auch nicht blos die Schneide seines Secirmessers, die in der Art und Weise seiner Auffassung merkwürdig erscheint. Im Hintergrunde seiner Darstellungen lauert sehr oft eine crasse Einsicht in die Gemeinheit der Welt. Man lese, wie er den Cancan schildert; hier kann die Sache selbst kaum schreckhafter sein als die Gutzkow'sche Erläuterung.

Das heutige Theater der Franzosen nimmt seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Er gibt gewissenhaften Bericht über den Zustand der pariser Kunst, charakterisirt besonders die Dejazet, Bouffé und Lemaître, der ihn an Seydelmann erinnert. In Bezug auf die Leistungen der Dem. Rachel findet er vielleicht nicht

recht den französischen Standpunct, um ihre Wirkungen rechtfertigen zu können. Ich kann das freilich nur loben; der Deutsche sollte nie einen andern Standpunct als einen deutschen haben, und die Zeit ist nahe, wo wir verwerfen, was wir nicht brauchen können. Gutzkow's Bericht über Dem. Rachel stört die Illusionen, die man uns über diese Künstlerin aufnöthigen wollte. „Die Rachel," schreibt er, „ist eine lange hagere Gestalt, mit Zügen, die gerade nicht unschön sind, mit Augen, die nicht blitzen, doch schimmern, wohlbegabt, angewiesen vielleicht auf den Beruf, den sie wählte. Doch zuvörderst fehlte es ihr an Organ. Diese noch so junge Schauspielerin hat in ihrer Stimme nur noch Kraft, wenn sie ihre Stimme anstrengt. Für den gewöhnlichen Lauf des Dialogs fehlt ihrem Organ Lieblichkeit, Fülle, Metall. Sollte man glauben, daß Dem. Rachel eine Schauspielerin ist, die Anstrengung verlangt, um in Stellen, die nicht leidenschaftlich sind, gehört zu werden? — Chimène (in Corneille's Cid), von einer deutschen jungen Tragödin gespielt, würde zunächst die liebende Geliebte des Mannes sein, den die Umstände sie zu hassen zwingen. Dem. Rachel liebt nicht. Sie hat allerdings die Scala der Liebestöne, sie weiß, wann man mit der Stimme zittern, wo man die Augen niederschlagen muß, sie weiß, welche Sätze man fallen lassen, welche Worte hervorheben, welche Abgänge man in einanderschleifen und zusammengurgeln muß, um das Publicum klatschen zu machen — das ist aber Alles. Ein Gemüth zu verschenken, ein Herz uns zu geben, hat sie nicht. Sie declamirt vortrefflich. Sie hat alle Regeln des dramatischen Vortrags inne, sie weiß, wo Gleichgültigkeit, wo Ironie, wo langsames, wo schnelles Sprechen wirkt, ihr ganzes Spiel ist, wie man das in der deutschen Theatersprache nennt, aus Druckern zusammengesetzt, aber sie producirt, was sie spricht, aus sich selbst nicht wieder. Nichts erschöpft sie, nichts bewegt sie. Sie liebt nicht, nicht einmal lächeln kann sie. Chimène und nicht ein einziges Lächeln! Nicht einmal ein Anlauf, das Lächeln werden könnte und sich nur in einen Schmerzenszug verwandelte."

Zu den besten Partien im Buche gehören die Abschnitte über Michel Chevalier, über Fourierismus und Communismus. Hier versenkt sich Gutzkow in den Stoff, hier vergißt er seine Coulisseninteressen, vergißt — es scheint ihm schwer zu werden — die kritische Rache, die er an Saphir, an Wiest, an dieser und jener mißliebigen deutschen Bühnendirection zu nehmen hat. Er gibt sich in diesen Abschnitten an eine große Sache hin, und wir wünschen uns Glück dazu, einen seltenen Scharfsinn hier nicht verschwendet zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[L. Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" zweiter Band.]

Am 14. Februar wurde seit dem Tode des Herzogs v. Berri in allen Kirchen von Paris ein Todtenamt gefeiert. Im J. 1831 war aber allen Kirchen, dies zu vollziehen, verboten. Der alte Pfarrer der Kirche St. Germain Auxerrois, der die Marie Antoinette zu ihrer Hinrichtung begleitet hatte, wagte allein zu widerstehen. Die Legitimisten, die schon laut und öffentlich auftraten, wohnten in großer Anzahl dem Gottesdienst bei. An dem Katafalk prangten Kränze von Immortellen und das Bildniß vom Herzog v. Bordeaux. Während dieses in der Kirche vorging, hatte sich die Nachricht von einer Emeute durch die ganze Stadt verbreitet. Das Volk strömte in Haufen zu dieser Kirche, wo ein Sacristei-Complott angefacht sein sollte. Der Polizeipräfect kommt zur Beruhigung herbei, wird aber nicht angehört. Polizei und Soldaten waren unsichtbar. Plötzlich ging's mit Gewalt zur Kirche, die fast ganz zerschlagen und zerstört wird. Die Legitimisten sahen also, was sie zu erwarten hatten. Tags darauf hatte man sich Rendezvous beim Palaste des Erzbischofs gegeben, und das Palais Royal sollte auch heimgesucht werden. Das Volk, das den Angriff auf den königlichen Palast wagen wollte, fand es jedoch so sicher mit Soldaten besetzt, daß es von seinem Vorhaben abstand, aber fast unwillkürlich ward es von unbekannten Führern und Rednern zum erzbischöflichen Palaste geleitet. Da war aber kein Soldat zu sehen, denn der König hatte zum Polizeipräfecten gesagt: denken Sie nur ans Palais-Royal. Bald war auch von der Bischofswohnung nichts als ein Haufen Steine zu sehen, und werthvolle Manuscripte, Bücher, Bilder, kostbarer Priesterschmuck wurde der Seine preisgegeben. Arago kam mit einer kleinen Abtheilung Nationalgarde herbei, mußte sich aber zurückziehen und bekam zur Antwort von den Zerstörern: die Obrigkeit hat's uns so befohlen, sie zeigten vom Maire des Viertels einen schriftlichen Befehl. Dies Vandalenwerk wurde mit Hohngelächter, Bravos u. s. w. begleitet; und Thiers, damals General-Secretär in dem Finanzministerium, sah zu und hatte seine Freude daran. Von nun wurden auch überall die Kreuze und Lilien abgeschlagen und ausgemerzt. — Odilon-Barrot erklärte in der Kammer, daß er, der Seine-Präfect, den Hergang dieser Zerstörung erst aus den Journalen erfahren habe. Er gab seinen Abschied und verließ seine Stelle. —

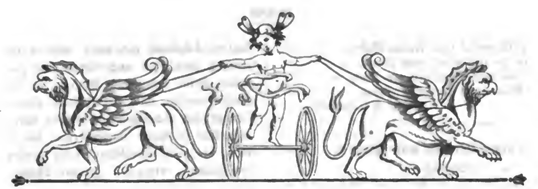
Die Eidleistung und Verpflichtung aller Staatsdiener gegen die neue Herrschaft zwang viele Legitimisten, die ihrer Partei treu blieben, den Staatsdienst zu verlassen, und der Bourgeoisie stand nun der Zutritt zu den höchsten Ehrenstellen offen, und in der Kammer und der Administration durfte sie jetzt fast allein herrschen. — Das Gesetz über

die Nationalgarde beginnt mit diesen Worten: „Die Bürgergarde ist errichtet, um die constitutionelle Monarchie zu vertheidigen;" die eigene Equipirung schloß aber den ärmern Bürger davon aus. Das Volk hatte diese kränkende Trennung bald eingesehen und sich laut beklagt. Einen Monat nach der Revolution hatten sich Tausende versammelt, um ohne Waffen, in aller Ruhe von den Ministern und dem Polizeipräfecten Gerechtigkeit und Mitleid für Frauen und Kinder zu verlangen, denn die Revolution hatte ihre Aebeit unterbrochen und sie in noch größeres Elend gebracht. Der Handel war ins Stocken gerathen, und der Luxus, worin die privilegirte Classe bisher geprangt, hatte mit ihrer Demüthigung aufgehört. — Diese Volksstimmung ward aber von Anoern überschrien, denn die Glorie der drei Tage waed überall laut gefeiert in patriotischen Liedern, Journalen, in den Theatern, wo die Sanger und Schauspieler jeden Abend die Marseillaise und Parisienne auf den Knieen singen mußten. Bücher im Volksstyl, als seien sie von Arbeitern geschrieben, wurden zu wohlfeilen Preisen und selbst umsonst vertheilt, und man überzeugte darin die Armen von ihrem großen Glücke. — Die Oppositionsblätter wußten diesen erlogenen Enthusiasmus aber gleich aufzudecken, der National unteeschied schon das Volk von der Bourgeoisie. Die legitimistischen Blatter werden besonders bitter und heftig seit dem Tode des Herzogs von Condé. —

Seit der Julirevolution hatten sich die geheimen Gesellschaften vermehrt. Die Association des Ecoles von den Patrioten E. Lhéritier und M. Dufraise geleitet, verlangt mit Gewalt die Auflösung der Universität. Der Student Sambuc hatte im lateinischen Stadtviertel die Société de l'Ordre et du peuple gebildet, die zum Zweck hatte, die Souveränität fürs Volk zu erkämpfen. Jedes Mitglied mußte eine Flinte mit Munition besitzen. Die Gesellschaft Union hatte denselben Zweck. Die Société constitutionnelle von Cauchois-Lemaire geleitet verlangte die Abschaffung der erblichen Pairie, Unterdrückung der Monopole, gerechte Vertheilung der Abgaben, und die Wahlreform. Die Société Aidetoi, so berühmt unter der Restauration, war noch stark und wurde von A. Marchais und Garnier-Pagès geleitet; doch war sie rein republicanisch geworden, seitdem Guizot und Broglie und viele Andere, die nur daran Theil nahmen, um sie zu persönlichen Zwecken zu benutzen, ausgetreten waren. Die wichtigste und thätigste Verbindung war die der Amis du Peuple, mit welcher die der Loge de la vérité verschmolzen wurde. Sie hielt ihre Versammlung öffentlich, und Guizot, damals Minister, wollte mit aller Strenge gegen sie verfahren, Dupont de l'Eure aber war dagegen. Man wußte aber bald die Bourgeois gegen sie aufzuwiegeln, die eines Tages das Haus, wo sie versammelt waren, umringten und drohten. Seitdem hielten sie geheime Zusammenkünfte. Diese Vereine fanden überall Stützen und Mitglieder, im Ministerium, in der Kammer, in der Armee, im Institut. — L. Blanc charakterisirt die Mitglieder dieser Verbindungen also: Es waren geistreiche Männer voll ritterlichen Muthes, welche dem alten Nationaltypus getreuer waren als die Legitimisten. Mit Spott, Leichtsinn und Abenteuerlichkeit gerüstet, liefen sie mit Freude und Ungestüm der Gefahr entgegen und beschiossen und vollführten die ernstesten Angelegenheiten in einem Augenblick; aber in ihrer Unordnung und übersprudelnder Lebendigkeit und Schonungslosigkeit gegen Andere mußten sie der ruhigern, überlegtern Bourgeoisie und ihrem Gouvernement weichen. In Folge der im Hofe des Louvre und des Ministerprocesses stattgehabten Unruhen wurden ihrer 19 arretirt und angeklagt, daß sie mit Gewalt der Waffen eine Republik errichten wollten. Die allgemeine Theilnahme an ihrem Schicksal bewiesen die Volksaufläufe während ihres Verhörs. Cavaignac, einer der Angeklagten, vertheidigt sich auf diese Weise: die Revolution bildet die gesammte Nation, die nur ausgenommen, welche sie zu eigennützigen Zwecken benutzen; die Revolution ist unser Vaterland, das die Pflicht der Völkerbefreiung erfüllt, die heilige Pflicht, die ihm von der Vorsehung auferlegt. Die Angeklagten wurden Alle freigespeachen und im Triumphe nach Hause geführt. Ueber 3000 Personen folgten diesem Zuge, und Abends sah man Paris illuminirt. — Im December wurden die Julikreuze vertheilt. Die Kreuze trugen die Inschrift donnée par le Roi, und jeder Held, der damit beschenkt wurde, sollte dem Könige den Eid der Treue ablegen. Die Republikaner, daeüber entrüstet, drohten, und die Regierung mußte nachgeben, die Kreuze ohne die Inschrift und Eidverpflichtung vertheilen. —

Die freien und legitimistischen Blätter hatten täglich auf Wahleeform gedrungen. Das Ministerium (Lafitte) schlug deshalb ein Gesetz vor, wonach der Census eines Deputirten von 1000 auf 500 Frs. herabgesetzt und die Zahl der Wähler verdoppelt werden sollte. Die Majorität der Kammer war aber dagegen, und die 1000 Frs. wurden nur auf 750 für den Deputirten und der Census des Wählers von 300 auf 240 Frs. herabgesetzt. — Auf den Vorschlag des Ministeriums, eine Anzahl Wähler, die des verlangten Census ermangelten, aber durch Bildung und geistige Vorzüge diesen Mangel ersetzten, zuzulassen, ward beschlossen, alten Soldaten, die eine jährliche Pension von 1200 Frs. beziehen, und Mitgliedern des Instituts, die 100 Frs. Abgaben bezahlen, das Recht einzuräumen. Die Presse machte natürlich dergleichen Maßregeln lächerlich. Die Intelligenz, die oft nur mit der größten Aufopferung erlangt wird, wurde also dem brutalen, rohen Besitze, der oft auf die ehrloseste Weise erworben wird, nachgesetzt. Das Geld wurde also auch durch das Gesetz bevorzugt und geheiligt, der Werth des Geldes überwog allen andern, sein Besitzer war der Angesehenste im Staate, denn er hatte ja die Mittel, das Höchste zu erstreben. Als dieselbe Feage, das Talent und die Fähigkeit mitwählen zu lassen, unlängst der Kammer vorgelegt wurde, sagte der edle Guizot: wer Fähigkeit besitzt, wird auch bald zum Wahlcensus gelangen, denn die Fähigkeit weiß sich Vermögen zu sammeln. Welche Moral!!! Viele der größten Talente Frankreichs, wie Chateaubriand, haben also nach Guizot keine Fähigkeit, denn sie haben wie Chateaubriand den Wahlcensus nicht. Vor Kurzem war ein alter, englischer Galeerensklave aus Neuholland zurückgekehrt und hatte sich in Paris angesiedelt und empfing die feinsten Gesellschaften, denn er hatte Millionen mitgebracht, die seine alten Fehler gut machten. — (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 212. —— den 29. October 1842.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der letzte Senator.

Geschlagen zieht aus Romas altem Thor
Die Gothenschaar, die ihren Herrn verlor;
Und kühne Griechen, ernst und siegesmatt,
Führt Narses in die unheilvolle Stadt.

Auf allen Märkten wogt ein Menschenschwarm
Mit schnöden Gaffermienen, frech und arm;
Die Schlüssel Roms bringt man dem Fremden dar;
Doch nicht des Roms, wie es vor Zeiten war.

Denn in dem ganzen Volk trägt Einer nur
Im Antlitz noch vergangner Größe Spur;
Der wallt hinweg, dem Siegesjubel taub,
Und schüttelt von den Sohlen sich den Staub.

Fahr' wohl, du theure Stadt, ich ziehe weit,
Und nehme mit die alte, große Zeit,
Die einst so herrlich blühte diesem Land,
Und jeglichem Gedächtniß nun entschwand.

Machtlos im Zorn verläßt den öden Staat
Der letzte Mann vom römischen Senat;
Von jenem Kreis, der Fürsten einst erkor,
Und nun des Namens letzten Rest verlor.

Der in der Curia geweihtem Rund
Mit ernstem Schweigen vor dem Consul stund,
Den Redeschmuck des Tullius gehört
Und Cato's Wort: Karthago sei zerstört!

Und ist's ein Trost, daß uns der Erdkreis kennt,
Daß unsre Namen jeder Schüler nennt
Und in Aeonen noch vom Ruhmespreis
Der Cincinnaten und Marceller weiß?

Wie Hohn klingt mir der Menge Jubel nach,
Und einsam zieh' ich hin, ein Sohn der Schmach;
Den tiefen Jammer fühlt kein zweites Herz,
Auf meinen Schultern ruht der ganze Schmerz.

Der Männer denk' ich, die in diesem Land,
Zuerst des Rechtes strenge Norm erkannt,
Und solche dann für Rom und für die Welt
Als unverrückte Satzung aufgestellt.

Dann jener Schaar, die ein Jahrhundert lang
Mit Afrikas erzürntem Drachen rang,
Bis endlich Du, vor Allen siegesfroh,
Ihm auf den Nacken tratest, Scipio!

Und ist es nicht der Manneskarge werth,
Daß nie die Zeit der Siege wiederkehrt,
Und daß zu Roma, schwach und ränkevoll,
Ein schlauer Pontifex regieren soll?

Bald sendet er vom neuen Herrscherhaus
Nach allen Räumen seine Boten aus,
Und mit des Truges täuschendem Geflecht
Umspinnt er ein entartetes Geschlecht.

Doch ich will ziehen durch das theure Land,
Wo sich zum Meere senkt der Tiberstrand;
Und wallt vorbei das Fluthen jenes Stroms,
Der einst den Glanz geseh'n des freien Roms;

Der um des Ahnherrn Wiege sanft gerauscht
Und der Cäsaren Siegesruf belauscht,
Und manches Dichters Einsamkeit umspült
Und manches Helden müde Brust gekühlt:

Dann steig' ich nieder seine feuchte Bahn,
Den Sturm zu treffen auf dem Ocean,
Und sinke, wie versank die Zeit der That, —
Der letzte Mann vom römischen Senat!

Th. Creizenach.

Gutzkow's Briefe aus Paris.

(Beschluß.)

Ein besonderer Punct in Gutzkow's Bekenntnissen, auf den ich noch eingehen muß, ist der gute Rath, den er allen nach Paris reisenden Deutschen gibt. Er räth jedem Deutschen, dort im Gefühl seiner Nationalität aufzutreten; der Franzose kenne keine andere Art, sich einzuführen, und achte nur diese. Der Patriotismus gibt den pariser Briefen von Gutzkow nicht allein eine wohlthuende Färbung, sondern auch einen echten Hintergrund, Fond und Werth. Wir haben hier mehr als Talent, als Speculation und Raffinement des Esprit; wir stoßen hier auf Gesinnung, und der Charakter ist es, dem wir huldigen, weil er es ist, der die sonst losgelassenen Kräfte des Geistes und Gemüthes zu einem individuellen Ganzen zusammenfaßt und bewahrheitet. Als bloßer guter Rath aber ist die obige patriotische Aeußerung doch eine zu arge Demüthigung. Und ist denn wirklich, wenn wir nicht mit freier Stirn und offener Brust dem Fremden über Deutschland Rede stehen können, der Gewinn eines Besuches in Paris so groß, um das nationale Schamgefühl ruhig mit in den Kauf zu nehmen? Auch Timon-Cormenin fragt Gutzkow: was erwarten Sie von Deutschland? Diese Frage, mit welcher er hundertmal angegangen wird, hat er sich gewöhnt mit einer Art wichtigthuender Eitelkeit zu beantworten. Er habe dann Dinge versprochen für Deutschland, an die er in Deutschland selbst nicht glaube. Er habe Preußen eine Verfassung versprochen, habe für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimath gutgesagt, eine große militärische Kraftentwickelung — fingirt, wie er wörtlich sagt, habe für Oesterreich garantirt und die Preßfreiheit decretirt. Hat Gutzkow daran gedacht, was die Franzosen von ihm, von uns, von deutscher Publicistik, von Deutschland überhaupt denken, wenn sie sich diese Stelle seines Buches übersetzen und sehen, alles das sei nur von ihm fingirt, nicht blos diese Dinge, auch der Glaube an diese Dinge? Man blieb ihm freilich auch persönlich nichts schuldig auf seine — gutgemeinte Prahlerei, denn dafür gibt Gutzkow selbst seine affichirte Zuversicht. Man machte ihm regelmäßig dieselben Gegeneinwände: les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbuck etc. etc.; aber er meinte dann (ob ernstlich oder eben auch wieder nur par dépit!), das wären kleine bedenkliche Blasen, die bald wieder zerplatzen würden, und wiederholt in seinem Buche, — so sehr ist ihm Schalkheit zur andern Natur geworden — man thue in Paris immer besser, die Miene anzunehmen, als ginge Deutschland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen. In der That, man thut noch besser, zu Hause zu bleiben, so lange man nicht mit dem ungeheuchelten Nationalehrgefühl in der Fremde auftreten kann. Ich tadle nicht, daß Gutzkow, daß irgendwer es nicht konnte bis heute; mein Tadel geht auf die Sachlage, geht aber auch auf erheuchelte und schiefe Versuche, diese zu bessern. Diese Versuche, uns bei dem Fremden in ein gutes Licht zu stellen, sind gut gemeint, aber noch einen Schritt weiter, und — man gibt sich gar nicht alljährlich so viel Mühe, die französischen Herrlichkeiten von heute und die pariser Feuilletonpotenzen zu begreifen und zu construiren. Die Franzosen haben Großes genug geleistet, sie haben oft genug die Weltgeschichte aus ihren Angeln gehoben und in neue versetzt; sie wollen sich jetzt verschnaufen, man lasse ihnen Zeit. Der regelmäßige Schwalbenzug der deutschen Reisenden und die pflichtgetreue hergebrachte Literatur darüber wird lächerlich. Es geziemt den Deutschen nicht, das Ephemere, sondern das Absolute von aller Welt sich zu eigen zu machen.

Gutzkow gibt schließlich noch einen Anhang, zu dem ihn der Tod des Herzogs von Orleans veranlaßte. Er spricht sich über die Epochen Frankreichs, wo eine vormundschaftliche Regierung eintrat, kenntnißreich aus. Sonst mißfällt mir das flaue Raisonnement über die Zukunft Frankreichs, ein Raisonnement, das ihn beinahe befähigt, irgend eine von unsern großen charakterlosen politischen Zeitungen zu leiten. Flau sag' ich, weil es in jedem Augenblick vom Windstoß des Zufalls und der Gunst umgestoßen werden kann, weil es nicht das Bleibende im Wechsel erfaßt und das Debattengeschwätz, das in Frankreich und England Mann gegen Mann Leben und Kraft hat, unnütz auf die todten Spalten des Drucks herüberschleppt. Und worauf läuft hier Gutzkow's Radotiren hinaus? Er sagt, Frankreich wird auch unter einem Kinde glücklich sein können. So fest sei das monarchische Element in ganz Europa, und man könne dem monarchischen Princip dazu Glück wünschen. Ich weiß nicht, — ist dieser Glückwunsch volle Ueberzeugung, oder nur ein hingeworfenes Körnchen, bei dem man sehen will, wie es aufgeht? Ferner sagt er: Frankreich gehe nicht zu

Grunde, wenn auch eine Dynastie zu Grunde gehe. Frankreich würde, falls die Orleans ausstürben oder unbrauchbar würden, weder die Bourbons zurückwünschen, noch nach den Napoleoniden rufen; es würde nicht in Verlegenheit gerathen, es würde sich einen Herrscher unter den Fürstenstämmen Europas suchen. Wirklich? „Ich sage," sagt Gutzkow, „nichts hat sich verändert. Ich sage, Frankreich ist über die gestörte Thronfolge des Hauses Orleans erhaben. Ich sage, Frankreich hat die Kraft, sich selbst zu regieren." Was kann man nicht Alles sagen! Ich meinerseits halte Frankreich unter einem fremdländischen Herrscher für eine Unmöglichkeit; es glaublich finden, heißt den französischen Ehrgeiz verkennen. Der alte Blücher wollte sogar Frankreich in vier Theile zerreißen und unter vier Coburger stecken. — Gutzkow wolle seine große publicistische Kraft den deutschen Zuständen erhalten und nicht ans Ausland verschwenden, dessen Möglichkeiten wir uns gegenüber construiren sollten, sofern wir unsere eigene Haltung danach zu nehmen haben. Auch Louis Philipp, der so oft von deutschen Schriftstellern beleuchtete, hat unter Gutzkow's Feder eine Charakteristik erfahren, die ich für schief halte. Jules Janin's Louis Philipp ist meines Erachtens der allein richtige. Aber lassen wir das heutige Frankreich mit sich selbst fertig werden! Gutzkow scheint uns Glück zu wünschen, daß Frankreich unter Louis Philipp schwach geworden. Diese Gratulation kann Deutschland nicht annehmen. Gutzkow's Patriotismus geht hier fehl, ich weiß nicht, ob sein Herz oder seine Logik ihn dazu verführte. Mir scheint an Frankreich das Bedeutendste, daß es uns in Schach hält. Diese Mission hat es der Welt gegenüber, noch mehr aber Deutschland gegenüber. Ohne die Besorgniß, daß von dort her der bei uns versagte Fortschritt — hereinbreicht, bleiben unsere heimischen Gewalten faul und in schlaffer Gemüthlichkeit.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[L. Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" zweiter Band, und die Kritik darüber in den deutschen Jahrbüchern.]

Mit der Zeit hatte die neue Herrschaft festern, sicherern Fuß gefaßt und konnte nun unverschleiert und offen mit ihren Absichten auftreten, denn, sagt L. Blanc, die verschlagene Politik war fortan unmöglich. Die Verwegenheit des Casimir Perier war zu dieser Wendung gerade berufen. Unser Verfasser charakterisirt ihn folgendermaßen: C. Perier kam mit einem unbändigen Stolz und Zorn ins Ministerium, die Ungeduld, seine Feinde zu zernichten, grenzte an Raserei. Die Bewegungen und Bedrohungen der Parteien hatten ihn, den reichen Banquier, früher tödtlichen Besorgnissen ausgesetzt; die Zeit der Rache war für ihn gekommen. So lange die Macht schwach und ungewiß gewesen, hatte er sie im Stillen belauscht, war aber nicht kühn genug, sich in der Gefahr mit ihr zu befassen. Als er aber sah, daß das Volk seine Kraft verkannte, die Macht der Parteien ihren Leidenschaften nicht entsprach, und die Mittel zur Revolution zerstreut und unzureichend waren und nichts vermochten gegen die auf Geld und Gut feststehende Herrschaft, da trat er mit aller Gewalt auf und zeigte, was die Bourgeoisie vermochte. Durch seine Rauhheit und Verachtung Anderer machte er glauben, daß er zum Gebieter geboren sei; er war unversöhnlich gegen seine Feinde, hart gegen seine Untergebenen, behandelte seine Collegen wie seine Unterthanen, verachtete die Hofleute und bezeigte dem König nur karg und kalt zugemessenen Respect. Seine Collegen waren Soult, Sebastiani, Baron Louis, Barthe, Montalivet, d'Argout und de Rigny. Soult allein konnte ihm widerstehen; dieser war aber zufrieden, wenn man ihn in seinem Despotismus nicht störte, und wenn er ruhig sein Vermögen vergrößern konnte. Denn neben unbestreitbaren, militärischen Kenntnissen und den größten Fähigkeiten zur Administration vereinigten sich in diesem glücklichen Soldaten alle Fehler der alten Barbarenchefs, welche Gallien eroberten: die Rohheit, die Habsucht und die Verschlagenheit. — In der Kammer erklärte C. Perier laut, daß er die Parteien brechen, zernichten, sie zum Schweigen und Gehorsam zwingen würde. Mit Europa Frieden; — mit dem demokratischen Frankreich Krieg auf Leben und Tod. — Als er aber sein Unwesen zu weit trieb, fand er in der Kammer, besonders an Mauguin, den heftigsten Widerstand, dieser Redner trieb ihn so sehr in die Enge, daß er vor Wuth daran gestorben sein soll.

L. Blanc meint, wenn Frankreich im J. 1830 von einer Macht geleitet worden wäre, die würdig gewesen dies Land zu regieren, so hätte es durch sie offenbar die ganze Welt regiert; ein Fürst aber, der das Zepter für seinen Sohn ängstlich in Verwahrung hält, ein solcher Fürst besitzt nicht Aufopferung und Kühnheit genug, um Großes zu unternehmen. L. Philipp war, vermöge seines Charakters und seiner Stellung, der erste Bourgeois des Königreichs, also stets besorgt für den Frieden. In dieser Eigenschaft hätte er aber noch ein ernstes Wort mit den Mächten reden können, und Anerkennung und Einführung der constitutionellen Bürgerherrschaft in allen Ländern als Friedensbedingung verlangen und durchsetzen sollen. Der Wunsch der Liberalen, Frankreichs Politik möge fortan entschieden und offen sein, zum Gegensatz von der der Restauration, die nach der Vorschrift fremder Mächte handelte und sein reges, that- und ruhmsüchtiges Volk zum Schweigen und stillen Gehorsam zwang, der Wunsch der Patrioten, den Völkern die Freiheit und sich selbst die Ehre dieses Sieges zu erringen, war edel und natürlich, wenn er auch nicht ausgeführt werden konnte. Gewiß ist aber die Klage einer großen Menge nicht ungerecht, welche über vereitelte Hoffnung, Nichterfüllung der Versprechungen und hartnäckigen Stillstand oder Rückschritt angestimmt wird, und als Folge davon wollen sie ihrer Rache durch Gewalt üben, weil sie glauben, ihre lange vergebens

ausgesprochenen Klagen werden doch nicht erhört. Noch mehr aber gewinnt ihre Opposition dadurch, daß sie jetzt alle Stützen und Verfechter der Revolution von Lafayette, Lafitte und Dupont de l'Eure an in offener Feindschaft mit der Regierung sehen, und zu den ehrenwerthen Rednern dieser Partei, zu Barrot und Mauguin hat sich noch jüngst der edle Lamartine gesellt, so daß das Gouvernement nur noch auf die Redekunst und Sophistik der Herren Guizot, Dupin und Thiers bauen kann, eine sehr schwankende Grundlage, denn alle drei haben des Volkes Zutrauen verloren und werden fast täglich mit dem Ehrennamen Ueberläufer, Apostaten gezlert. Neben diesen ernsten und heftigen Angriffen auf die höchsten Staatsmänner, fehlte es auch nicht an höchst spaßhaften, verzerrenden in Wortspiel und Caricaturen, denen selbst das Staatsoberhaupt ausgesetzt war, und das bekannte Sinnbild der Birne hatte besonders viel Absatz. — Da ich gerade ein paar ungedruckte Verse von unserm Kästner vor mir sehe, die ich der Gefälligkeit des Hrn. Ref. Seebode verdanke, so theile ich sie hier als Merkwürdigkeit mit, weil sie alle französischen Anspielungen auf die Birne enthalten:

Durchaus nimm keine Birnen an!
Welch ein Gebot? wenn Sie das halten kann, —
So wollt' ich Malchen wär' Eva gewesen; —
Nun bringst du mir von K. nichts zu lesen? —
Mama Sie haben ihn ja Sparsamkeit gelehrt
Da glaubt er, Witz sei mehr als Birnen werth!

Ueber die Birne und die Sparsamkeit hat man sich Anfangs erst bitter beklagt, hernach aber gespottet, denn die Moquerie und der Witz vergreifen sich in Frankreich auch an verbotenen Früchten, die wie diese Birne auf dem höchsten Baume wachsen. —

Um auf Louis Blanc's Buch zurückzukommen, das die Ereignisse bis gegen Ende des J. 1831 erzählt, so muß ich bekennen, daß dieser Band, wenn man einige mit grellen Farben aufgetragene Schilderungen abrechnet, den hartgläubigsten Leser eben so sehr einnimmt, als der frühere Band den geneigtesten zurückstieß.

Jetzt hat er auch Recht, gegen die Macht und den engherzigen Stillstand der Bourgeois aufzutreten, die sich seit 1830 hervorgethan, sowie er Unrecht hatte, ihnen Einfluß auf die Restauration beizumessen. Der Fortschritt von der Restauration zur Julirevolution ist groß und unverkennbar, doch ward er gleich nach den drei glorreichen Tagen gehemmt und ist nun gänzlich aufgehalten und daher die gerechten Klagen. — Daß der Verf., wenn er von fremden Ländern spricht, in den Fehler aller seiner Landsleute verfällt, andre Völker durch das Verkleinerungsglas beschaut und mit seiner Phantasie erdichtet, was er nicht weiß, — dies Alles darf uns nicht wundern, selbst wenn ihm Worte entfallen wie diese: „Man hätte sagen können, daß im J. 1830 die andern Nationen fortan nur mit der Hülfe und der Erlaubniß Frankreichs hätten leben und fortbestehen dürfen." — Von dem Dünkel der Glorie und Unüberwindlichkeit sind die französischen Köpfe noch immer voll, und L. Blanc glaubt, seine Partei auch nicht besser preisen zu können, als daß er ihr ritterlichen Geist und Muth beimißt, ein Lob, das eben so gut ein Tadel ist, wenn man bedenkt, daß das Ritterthum nur als eine Fratze gelten kann, weil es nie für die Emancipation der Menschheit, sondern nur für Befriedigung des eignen Dünkels gekämpft hat. —

Ich habe den Anfang einer höchst sonderbaren Kritik über dieses Buch in den deutschen Jahrbüchern gelesen und begreife nicht, daß solches Gerede gerade in dieser gesunden, kraftigen Zeitschrift Aufnahme finden konnte. Der Verfasser spricht viel von der Gesetzlosigkeit der Gewalt, von Nichtachtung der Gesetze in Frankreich, tröstet sich aber, daß die Franzosen jetzt auf dem guten Wege seien, der wieder zum Gesetze und zur Achtung des Rechtes führe. Wer übt denn aber Gewalt und Gesetzlosigkeit? Gewiß doch nur die, welche, des gegenseitigen Contractes, des Versprechens und der Gesetze uneingedenk, sich, sobald sie die Macht in Händen haben, über alles Recht erhebend, nur nach ihrem Gutdünken oder Vortheil Alles vollziehen; oder auch die, welche den gesetzgebenden Körper durch Bestechung und Bedrohung von ergebenen Creaturen zusammenfügen; und endlich die, welche, — wenn sich das Volk über Nichtachtung gegebener Gesetze oder über rechtloses Verfahren bei noch zu gebenden beklagt, — die Unzufriedenen zum Schweigen zwingen. Hat doch Guizot neulich alte, verschimmelte Preßgesetze der Restauration wieder aufgesucht und die Buchdrucker für die Preßvergehen verantwortlich gemacht, so daß sich die Meisten scheuen, ein Wort über Politik zu drucken. Daher erklärt sich denn auch, was der Kritiker Respect und Scheu vor Gesetzen, die er mit Freuden wieder begründet sieht, nennt. In Frankreich aber ist, wie schon Hegel bemerkt hat, erzwungene Ruhe gefährlicher als laute Bewegung und Besprechung aller Ereignisse; denn, was nicht mehr laut verhandelt werden darf, das geschieht im Geheimen und fällt dann immer nachdrücklicher und bedrohlicher aus. Da endlich unser kritische Mann so Langes und Breites über Rechtsgrundsätze und Gesetzgebung zu sagen weiß, so möcht' ich von ihm erfahren, ob denn eine Kammer, die durch gesetzwidriges Verfahren wie z. B. durch Bestechung gebildet, ob eine solche Kammer zum Wohle des Volkes gesetzkräftige und anzuerkennende Beschlüsse fassen kann? — Die Restauration verfolgte, mordete und trat die Gesetze und Volksrechte mit Füßen, übte also Gewalt bis an ihr seliges Ende. Dies kann zur Belehrung und Moral dienen. Ich habe mich hier nach dem Hrn. Hr. Marc umgesehen, der die Kritik über den ersten Band von L. Blanc in den Jahrbüchern geschrieben, habe ihn aber nicht finden können, wahrscheinlich heißt der Verf. des zweiten Artikels auch noch so. — W. Nolte.

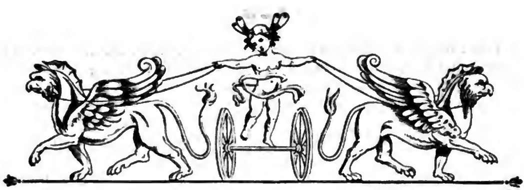
Notiz.

[Deutsche Memoirenliteratur.]

Von L. Schubar erschienen in Berlin bei Heymann kürzlich Memoiren eines Verurtheilten. Von demselben pseudonymen Verfasser erwartet man auch Memoiren eines Edelmannes.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 13.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 213. — den 31. October 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wiener Tabletten.

IV.

Oeffentliches Leben.

a. Der vornehme Prater.

Es schlug eben Vier vom nahen Stephansthurme, der seinen altersschwachen Kopf verloren hat, um einen neuen eiseenen aufzusetzen, als wir — die Baronin, ihre Kammerfrau und ich — in den Wagen stiegen, um an dem reizendsten und berühmtesten öffentlichen Vergnügen von Wien Theil zu nehmen, an einer Praterfahrt.

Der Himmel war der heiterste und der Andrang von Equipagen, Reitern und Fußgängern darum so groß und bunt, wie es hier an einem schönen Frühlingssonntage zu sein pflegt. Wir mußten, von unserm Hotel aus bereits, fast immer im Schritte fahren, und es verging eine halbe Stunde, ehe wir die Avenue des Praters erreichten. Die Ordnung dieser Fahrt vom Mittelpuncte der Stadt bis zum Rondeau an der Donau, also eine gute Stunde Weges, wird musterhaft hergehalten; hier wie nirgend anderswo macht sich die Polizei nur hülfreich geltend und das allgemeine Vergnügen unterstützend: bewaffnete Leute zu Pferde und zu Fuße theilen, starr und steif auf ihren Posten, die Reihen der Wagen. Es ist da so wenig von einem Unterschiede der Stände, von einer Bevorzugung die Rede, daß selbst die, mit sechs feurigen Schimmeln bespannten Equipagen des Kaisers und der Erzherzoge im Schritte fahren, ohne sich jemals diesem Gesetze zu entziehen. Hierbei fällt mir ein wiener Bonmot bei, das späterhin so glücklich war, in Hoffmann's unpolitischen Liedern als Epigramm zu figuriren. Es fragte mich nämlich ein Wiener, ob ich wüßte, warum die Aristokratie so schlecht auf die Eisenbahnen zu sprechen sei, und sagte auf meine Erwiederung que non: weil auf der Eisenbahn nicht von Vorfahren die Rede sein kann. Der Einfall ist nicht übel, versetzte ich, aber es paßt nicht; denn die wiener Noblesse läßt sich das bei jeder Praterfahrt gefallen. Derselbe junge Mann improvisirte bei einer andern Gelegenheit folgendes Epigramm an Hoffmann von Fallersleben:

„Scheinst gar viel darauf zu geben,
Hoffmann stets von Fallersleben
Dich zu schreiben; ist das fein?
Adelsfeind, warum nicht eben
Schlicht signirt: aus Fallersleben?
Ei, vermeide doch den Schein!" —

Was will die Fahrt auf dem Corso von Mailand, ja selbst die durch die elyseischen Felder von Paris ins boulogner Wäldchen sagen gegen eine Frühlingspraterfahrt! Jeder Vergleich fällt hinweg. Der Glanz und Geschmack der Equipagen, die sich in jeder Saison umgestalten, die feine Eleganz und Anmuth der Damen, die Schönheit der Wagen- und Reitpferde, besonders die des Fürsten Lichtenstein und des kühnen Rossellenkers Grafen Sandor, Schwiegersohn des Fürsten Metternich, die phantastische Heiterkeit der vielen Tausende von Fußgängern, die unübersehbare Flora der reizenden Wiene-

rinnen längs der duftenden Akazien und Kastanien vor den Café's, die improvisirten Wettläufe in der Reitallee, das muntere, selbst die Musik der drei Pavillons übertönende Kosen und Lachen der Gelagerten: wer schilderte dies in seinem Totaleindrucke? —

Die Baronin war entzückt, ich vergnügt, die Kammerfrau außer sich.

„Das Leben ist doch schön!" rief ich aus.

„Ganz außerordentlich schön!" setzte die naive Kammerfrau funkelnden Blickes hinzu.

„Glänzendes Elend!" seufzte die Freiin; „geschminkter Jammer, glitzernder Staub. Diese hier lachenden Frauen weinen zu Hause vor Neid, unbefriedigter Gefallsucht und Genußwuth; sie tragen äußeren Reichthum zur Schau, ihre innere Armuth zu verhüllen. Der Verrath stolzirt hoch zu Rosse und die Musik übertäubt die geheimen Seufzer der tyrannisirten Frauen, die zwar Freiheiten haben, aber keine Freiheit. Sie nehmen Eis, ihren glühenden Schmerz abzukühlen; heißen Caffee, ihr erstarrtes Herz zu erwärmen. Die Männer, sehen Sie nur, haben für Alles Augen, nur nicht für ihre eigenen Frauen und Bräute. In Wahrheit, mich frappirt der Geschmack und die Pracht, womit diese Menschen ihr Unglück bedecken."

Ich mußte über ihr Pathos heimlich lächeln und sagte etwas später: „Mit einbrechender Dämmerung, also in einem Stündchen etwa, fahren wir von hier in den Volksgarten am Burgthore, erfrischen uns daselbst und begeben uns von dort in den Sperl, das beliebteste point de réunion der wiener Volkslust; da ist heute Ball, und es spielt Strauß mit seinem berühmten Orchester."

„Wie Sie wollen," entgegnete die Baronin. Und nach einer Stunde fuhren wir wieder nach der Stadt, abermals Schritt vor Schritt.

b. Der Volksgarten.

Im Hinfahren durch die Stadt sagte ich zu ihr: „Weit interessanter als diese vornehme Partie des Praters ist jene des eigentlichen wiener Volkes, der sogenannte Wurstelprater, welche Bezeichnung von den vielen Marionetten-Theaterchen zwischen den Carroussels und Schaukeln herrührt; den Pulcinello nennt der Wiener Wurstel, von Hanswurst. Es ist ein weitläufiger, herrlicher Wald mit ausgedehnten duftigen Rasenplätzen, auf denen ganze Rudel zahmer Hirsche lagern. Mehrere hundert größere und kleinere Etablissements: Wirthshäuser, Schankhütten, Gärtchen, Ringelspiele, Wachsfiguren- und Zaubercabinette, Schaukeln und Haspel, Gaukler aller Art, Kosmo-, Dio- und Panoramen — Alles bunt durch einander, und an schönen Tage wie heute mindestens zehn tausend Menschen in der prononcirtesten Lustigkeit; überall Musik und Gesang, unauslöschliches Gelächter. Das müssen Sie ein andermal sehen. Dort auch erhebt sich das kolossale Gerüst für die Feuerwerke, deren fünf des Jahres abgebrannt werden, jedes mit mehreren großen Fronten, immer in symbolischer Darstellung irgend einer hübschen Idee. —

Als wir zum Burgthore, dem alten nämlich, hinausfuhren, tönte uns schon aus dem Volksgarten rauschende Musik entgegen. Wir hielten am Parkportale und stiegen aus. Eine elegante Foule drängte sich vor uns dahin. Wir ließen den dorischen Theseustempel mit Canova's herrlichem Werke rechts und folgten der Strömung links hin zu dem, einen Halbmond bildenden, strahlend erleuchteten Salon, der so überfüllt war, daß die darin auf und nieder Wandelnden mehr zu stehen als zu gehen schienen. Eben so war es außerhalb der geöffneten Glaswände, zwischen welchen geputzte Damen wie exotische Pflanzen in voller Blühe prangten. Der ganze mit mehreren hundert Stühlen eingerahmte Kreis um den Orchesterpavillon, worin Lanner, der Melodieenkrösus, seine Zauberweisen verschwendete, wies kein freies Plätzchen mehr auf, und die immer anwachsende Menge konnte sich, drei, vier Personen in einer Reihe, nur sehr langsam in dieser Menschenarena bewegen. Wir waren alsbald von dieser trägen, aber unwiderstehlichen Strömung ergriffen, von diesen Leuten, die gleichsam im Schritte durchgingen, und sahen uns bon gré-mal gré genöthigt, den wunderlichen Kreislauf der Dinge mitzumachen.

„Warum doch," bemerkte die Baronin, „diese Menschen sich nicht lieber durch den eben so großen als anmuthigen Garten ausbreiten! Die Luft ist hier erstickend, das Durcheinander von Musik und Geplauder wahrhaft betäubend; welcher Genuß ist es denn nur, den man hier sucht?"

„Etwa derselbe," entgegnete ich, „den man in einer Assemblée oder Redoute finden mag; man kommt, sich sehen zu lassen; wozu auch kaufte sich sonst mancher Mann banquerott für seine Frau, wenn sie ihren Putz nicht zeigen dürfte?"

Die Kammerfrau erlaubte sich hier ebenfalls eine Bemerkung; sie sagte: „Hier geht es noch um tausend Procent toller zu als auf der Brühl'schen Terrasse und im Rosenthale. Sehen Sie nur einmal die vielen Paare junger Frauenzimmer, die da ohne allen Mann herum-

schwärmen um das Orchester, wie Fliegen ums Licht, und in welcher Modenviehkapion! Nacken und Busen bis zur dritten Rippe bloß, wie sie der liebe Gott geschaffen! Wenn das kein Skandal ist, so ist der Stephansthurm eine Nadelbüchse. Und die Messieurs um die Musik mit ihren Lorgnetten, passen sie nicht auf wie Stoßvögel um einen Taubenschlag? Und das ist alle Sonntage so?"

„In Wien," versetzte ich, „ist alle Tage Sonntag, wie schon Schiller gesagt."

Endlich war es mir gelungen, ein Paar Stühle zu erobern. Wir setzten und erquickten uns an köstlichem Tutti frutti, brachen dann auf, um — in den Sperl zu fahren.

c. Beim Sperl.

Wir fuhren durch die gut erleuchtete Stadt, vorüber an dem alten baufälligen Hofburgtheater, entlang den Kohlmarkt — die rue Vivienne von Wien, über den Graben — sein Palaisroyal, den Stephansplatz, hinab die schmale Rothethurmstraße, zum Ferdinandsthore hinaus, passirten die Brücke. Das Gedränge war noch großer als am Tage und hier und da wirklich lebensgefährlich; das Geräusch hatte Aehnlichkeit mit dem dumpfen Brausen der sturmschwangeren See, wie das Geschrei der eben so gewandten als kühnen Fiaker mit jenem von Matrosen. An Sprechen war bis über die Brücke hinaus nicht zu denken; man verstand sein eigenes Wort nicht. In der Hauptstraße der Leopoldstadt fragte mich die Baronin: „Warum nennt man den Garten, den wir so eben verlassen, Volksgarten?" — „Weil," sagte ich, „er dem Hofgarten gerade gegenüber liegt." — „So wird es wohl sein," meinte sie, „denn vom Volke habe ich da nichts bemerkt; auch kann in einem absoluten Staate nicht füglich von einem Volke die Rede sein."

„Und dennoch," fiel ich ein, „hat Wien ein Volksleben in so eigentlichem Sinne des Wortes, daß keine Stadt der Welt, nicht einmal Paris, sich damit vergleichen läßt. Einen Vorschmack haben Sie davon bereits, im Sperl wird sich diese Erfahrung erweitern; und wenn Sie bedenken, Baronin, daß zu gleicher Zeit mindestens an hundert Orten Musik und jedes der zahllosen Wirthshaus- und Garten-Etablissements bis über Mitternacht überfüllt ist von heiteren, genußlustigen Menschen, der vielen Cafés, der fünf Theater und Landpartien nicht zu gedenken: so werden Sie gestehen müssen, daß Wien ein großes reiches Volksleben entwickelt, wenn auch nicht in Ihrem Sinn. —

Wir waren in die Straße gelangt, in deren unscheinbarer Ecke das Gasthaus zum Sperl steht. Nichts verkündete von außen den mährchenhaften Reiz des Innern; nur daß der enorme Andrang von Menschen zu Fuß und zu Wagen auf etwas Ungewöhnliches schließen ließ.

Wir stiegen aus und traten in den Thorweg. Da strahlten uns zahllose Lichter aus dem Garten, da wogte uns rauschende Musik aus dessen großem Salon entgegen, und unser überraschter Blick hing wie gebannt an der bunten Masse darin, wie an den hundert Tischen im weiten Gartenraume; dort wurde bereits getanzt, hier geschmaust an größeren und kleineren bis zum Brechen besetzten Tafeln; aus der anstoßenden dazu gehörigen englischen Anlage flimmerte wundersames Licht durch farbige Vauxhall-Lampen, und es schwebten viele weiße Gestalten, von dunklen gefolgt, durch verschwiegene geheimnißduftende Bosquets.

Die Baronin blieb frappirt stehen und sah mich fragend an.

„Wir wollen," sagte ich, „sehen, in jener an den Tanzsaal stoßenden Galerie einen Tisch zu finden; da können wir während unsers Soupers das ganze Tableau im Auge behalten. Es gelang mit Hülfe eines Zwanziger-Händedrucks, den ich einem Garçon applicirte. Wenige Minuten später trug er Wein und die befohlenen Speisen auf, worunter Backhühner (Bachhendel) zuvörderst und Spargel.

Die Baronin fand Alles köstlich zubereitet; ich ließ mir meinen Adelsberger Ofner munden, und die Kammerfrau raste förmlich in die Schüsseln. An den Nachbartischen wurden viele Gesundheiten ausgebracht, fast ununterbrochen klangen die Gläser, begleitet von fröhlichem Lachen.

Ich ergriff mein volles Glas, stieß mit der Baronin an und rief: „Dem Andenken dieses heiteren Abends!" Wir tranken; dann setzte ich hinzu: „Wie rasch sich doch der Genius einer scharf ausgeprägten Nationalität geltend macht! Ist Ihnen nicht bereits, als wären Sie eine Wienerin? Wie süß betäubend ist dieses Leben hier, wie umstrickend für den Geist, wie bezaubernd für die Einbildungskraft! Und diese Musik! Welche weiche, wollüstige Frühlingsluft weht durch diese Weisen! Mir ist hier immer, als läse ich anakreontische Lieder oder Goethe's römische Elegieen. Mein Geist fühlt sich so selig matt, es ist mir, als läge ich in einem lauen Bade, ich möchte schlummern und diesen holden Mährchentraum fortträumen lange, lange!"

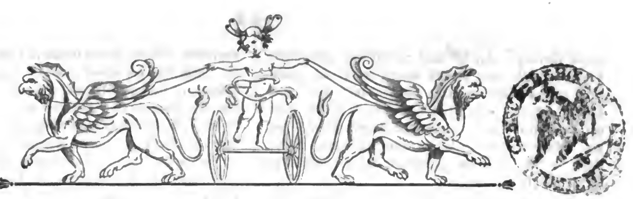
„Wäre nur das Erwachen nicht!" seufzte die Baronin.

Penelope für 1843.

Der neue Jahrgang der Penelope zeichnet sich durch interessante Mannichfaltigkeit seiner literarischen Gaben aus, ein Vorzug, der z. B. der diesjährigen criminalistischen Urania abgeht. Zwei schöne Stahlstiche veranlassen den Herausgeber, Th. Hell, Mariendienst zu treiben, indem er zwei Marien, die eine auf dem sächsischen Thron, die andere auf den baierischen Thron berufen, als lyrischer Dichter ansingt. Einen dritten Stich, Theodor Mügge's Bild, begleitet er mit Prosa, aus der wir entnehmen, daß dieser Novellist kurz nach der Julirevolution auch mit zwei politischen Brochüren über Frankreich und die Bourbons und über England und die Reform auftrat. Die Novelle, die Mügge im Taschenbuch beisteuerte, — „Bilder der Zeit," ziemlich flüchtig ausgeführt, — brachte uns Holtei's vergessenes Drama von der berliner Königstadt, „ein Trauerspiel in Berlin," in Erinnerung; nicht des Stoffes, sondern des Versuches wegen, der poetischen Composition die locale Färbung und den Styl des Volkstones zu erhalten. Die Figuren im Holtei'schen Drama sprechen berlinisch, sind dreist aus der Wirklichkeit copirt, mitten aus der Masse gegriffen. Es war für das Drama, für das ernste, kein glücklicher Versuch, däucht mir; aber die Novelle vermag, was dem Drama widerstrebt. Auerbach schreibt mit vielem Glück Dorfgeschichten mit dörflicher Localfarbung; das Bauernspiel in Tyrol hält den Volkston stark und ungenirt fest. Mügge hat in der Novelle „Bilder der Zeit" mit der Figur des Hrn. Grün, eines berliner Friseurs, gezeigt, daß ihm Frescogestalten aus der nächsten Wirklichkeit sehr wohl gelingen, daß er localgetreue Bilder des Volkes und der Gegenwart um ihn her sehr geschickt liefern könnte. Er dürfte auch noch stärker auftragen, noch berlinischer diese Wesen aus der Handwerkerklasse Berlin's ausmalen, sie würden noch witziger werden, ohne daß er nöthig hätte, gerade bis zu Angely's Handwerkern oder Glasbrenner's Eckenstehern hinunterzusteigen. Der noblere Bürgerschlag in Berlin ist nicht minder interessant, ihr Widerstreit zwischen einer halben Bildung und ihrem eigenthümlichen Naturell ist äußerst witzig. Die andern Figuren in Mügge's Novellen sind flach gehalten. — An Novellistik bietet die Penelope noch eine historische Erzählung „Trau, schau, wem," aus der englischen Geschichte, von Woldemar Seyffarth, und eine Reihe von Lebensbildern, die in den Rahmen eines Gesellschaftsabends eingefaßt sind, „die hellen Fenster" betitelt, von Karl Buchner. Was uns im Taschenbuche vorzugsweise in Anspruch nimmt, sind briefliche Mittheilungen. Wilibald Alexis hat in den Fundgruben der englischen Criminalistik, aus denen er den „neuen Pitaval" bereichert, einen „englischen Werther" aufgefunden. Die deutsche Unterhaltungslust lechzt förmlich nach Criminalfällen, wie es scheint. Die Geschichte James Hackman's und der Margaret Reay ist in der That von der merkwürdigsten Art, für uns doppelt interessant, weil die Einwirkung von Goethe's Werther auf den Gedankengang des unglücklich Liebenden eine historische Thatsache auf englischem Grund und Boden. James, Offizier, liebt die Maitresse eines reichen Lords, desselben, nach welchem Cook die Sandwichinseln benannte. Margaret Reay war als Waise von ihm erzogen und das Gefühl der Dankbarkeit hatte bei ihr einen Grad der Stärke, wo es Schwäche wird; der alte Lord liebte sie sinnlich, als sie erwachsen war, sie war ihm unterthan, ihm ergeben, ohne etwas anderes für ihn zu fühlen als Gehorsam und Hochachtung. Jetzt erst, nachdem sie geheim Mutter dreier Kinder, erwacht ihr Herz, sie liebt James so feurig wie er sie. Wilibald Alexis leitet die Geschichte dieser Liebe ein und gibt dann die Briefe, die sie vier Jahre lang mit einander wechseln. Er ist arm, sie kann die Kinder, den Alten, die Gemächlichkeit ihres reichen Lebens nicht verlassen. Dennoch ist ihr Herz für James entzündet, sie liebt ihn Anfangs wirklich, heiß und innig; der Kampf zwischen Neigung und Dankbarkeitsgefühl wird immer quälender. Sie macht dem Geliebten Vorstellungen; sein Ruf sei vernichtet, wenn er sich mit ihr verbände, die in den Augen der Welt gezeichnet sei. Er verläßt die Armee, wird Geistlicher und erhält endlich eine Pfarre. Er kann ihr jetzt ein stilles, einfaches Asyl in der fernen Provinz anbieten, fern von der großen Welt könnten sie nun ein harmloses Glück finden. Da hat sich ihr Herz von ihm gewendet, die Macht der Gewohnheit hält sie in den alten Banden fest. Sie verstummt; sein Argwohn, sie sei treulos, [illegible] von einer Mittelsperson verstärkt. Nicht daß sie die Maitresse eines Andern, ist für ihn das Ehrlose; daß ihr Gefühl sich von ihm wendet, hält er für Schmach; seine Leidenschaft steigt auf den Gipfel der Verzweiflung, Haß und Eifersucht werden zur Raserei. So geht er nach London, kauft Pistolen, lauert ihr auf und erschießt sie, als sie aus dem Theater in den Wagen steigt. Die zweite Kugel, die er gegen sich selbst richtet, streift ihn nur; sie ist todt; er lebt, um auf dem Schaffot zu enden. Das ist der englische Werther, wie ihn Alexis nennt, die Geschichte eines starken, feurigen Herzens. Die Briefe, in ihrer Haltung voll Mark und Energie, sind vortrefflich wiedergegeben. Es war gegen die Mitte der Siebziger des vorigen Jahrhunderts, gerade als die Wertheriade die Reise um die Welt machte, als James Hackman's Geschichte in England spielte. Margaret schrieb ihm, als seine Melancholie den Gedanken des Selbstmordes hegte: ich habe ein Buch gelesen, — lies nicht das schreckliche Buch! Er liest es und füttert sein Herz mit Werther's Leiden.

Die Penelope liefert auch sonst noch briefliche Mittheilungen. Julie v. Graßmann gibt einen Beitrag über Sophie Schwarz, geb. Becker aus Curland, eine Freundin der Gräfin Recke, deren Gedichte mit dieser gemeinschaftlich erschienen, gleich nach ihrem Tode (1789) unter dem Titel „Elisa's und Sophiens Gedichte." Sophiens Briefe führen uns in die Gleim'schen Freundschaftskreise, schildern den alten halberstädter Anakreon, den damals jungen Schäfer Tiedge, Göckingk, Bürger in Göttingen, Capellmeister Naumann in Dresden und Genossen dieser gemüthlichen Freundschaftssecten. Am wichtigsten ist die Begegnung mit Mendelssohn, von dem einige Briefe an Sophie mitgetheilt werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 214. — den 1. November 1842.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen, von F. W. Hackländer.

1. In Scene setzen.

Wenn man eine fertige Arbeit betrachtet, so denkt man selten der Schwierigkeiten, der Mühe und Arbeit, deren es bedurfte, um ein Werk auf den Punct zu bringen, daß es dem Auge wohlgefällig, den Sinnen genießbar erscheint, wer denkt daran bei dem fertigen Palast, einem vollendeten Gemälde, bei einem Rock, der einem eben durch den Schneider angepaßt wird? Noch weniger aber als man bei all' diesen Werken auf die Einzelnheiten ihrer Entstehung zurückblickt, ist dies der Fall, wenn man des Morgens im Fauteuil eine Cigarre raucht oder des Mittags aus der Restauration kommt und an einer Straßenecke den Theaterzettel liest.

„Norma."

Ja, das Wort und die ganze Reihenfolge des Personals kommt dem Leser so natürlich und unzweifelhaft vor, es versteht sich so von selbst, daß heute Norma sein muß, weil gestern diese Oper auf dem Zettel angekündigt stand, daß es dem Laien ganz unbegreiflich ist, wenn man ihm sagt, daß dieses einzige Wort Norma dem Intendanten, dem Capellmeister, den Regisseuren, kurz allen denen, die bei der Oper mehr zu thun haben als sich zu schminken und anzuziehen, vielleicht eine schlaflose Nacht verursacht hat. Was ich oben von der Undankbarkeit sprach, die man im Allgemeinen gegen fertige Werke ausübt, so ist dies namentlich bei dem Theater der Fall. O, so ein Theaterzettel ist ein stiller klarer See, die Buchstaben und Worte auf demselben stellen sich dem Auge des Beschauenden so natürlich dar wie die Furchen, die der leise Wind auf dem Wasserspiegel zieht. Aber der Mensch begehre nimmer zu schauen, wie der klare See noch vor wenigen Stunden aussah, ehe eine mächtige Hand ihn ebnete und glättete, wie es noch unter der blanken Oberfläche in seinem Innern kocht und gährt, und es nur eines einzigen Tropfens mehr bedarf, — sei es nun der Tropfen, den einer der Sänger über den Durst trinkt, oder sei es ein Hoffmannstropfen, den die Prima Donna zu sich nehmen zu müssen glaubt — um die Wellen zu empören, daß sie in lautem Tosen über den Strand schlagen.

Ja, wir sind undankbar, sehr undankbar. Bald wird uns eine Oper zu oft gegeben, bald ist uns ein Schauspiel zu lang, denn wir glauben ja, daß der Intendant blos mit seinem Aermel zu schütteln brauche, um etwas Anderes über die Breter rauschen zu lassen. Hat man nun den Zettel von oben angefangen zu lesen, sich da schon über Diverses geärgert, über ein aufgehobenes Abonnement, oder ein Benefiz zur Gunsten für Diesen oder Jenen, der einem eigentlich gar nichts angeht, hat man es niedergeschluckt, daß man statt eine gewünschte Oper zu hören, oder ein leichtfüßiges Ballet über die Bühne säuseln zu sehen, ein fünfactiges Drama in dröhnendem Galoppschritt über die Breter soll klirren hören, so stellen sich den Blicken, ehe man zu den Personen gelangt, oft noch ein paar Worte dar, die man entweder leicht-

sinnig überhäuft, oder die man undankbarer und unverständiger Weise unter dieselbe Rubrik wirft, wie wenn man in den Zeitungen liest: „Ausverkauf" oder „Herabgesetzte Preise" oder „Nur noch heute", so wie wenn auf den Zetteln der herumziehenden Künstlergesellschaften das bekannte „Auf Verlangen zum allerletzten Male" steht, — ich meine die gewichtigen Worte: „Neu in Scene gesetzt."

Es ist eigentlich unverantwortlich und traurig, daß wir dies Wort nie gehörig beachten, daß Wenige darüber nachdenken, welch' ungeheuer Großes der Ausdruck: „In Scene setzen", in sich begreift. Es ist auf dem Zettel wie beim Spiel die Hauptsache; es ist die Hose, die der Regisseur dem Nackten, dem Unschicklichen anzieht, es ist die Wattirung, durch die er einem klappernden Verse ein rundes statliches Ansehen gibt, es ist die Scheere, die das Röckchen der Tänzerinnen kürzt und das begierige Aug' üppige Formen sehen läßt, es ist der lange Talar, der oft den nach der Rhetorik der Handwerksburschen Declamirenden zum Oberpriester oder König umwandelt: es ist Alles in Allem, sowohl auf den Bretern, die die Welt bedeuten, als wie in der Welt selbst. Setzt sich nicht Jeder in Scene, wenn er am Morgen seinem Bette entsteigt, mag die Garderobe in einem durchlöcherten Flauß oder in einem seidenen Schlafrock bestehen, mag die Decoration eine Dachkammer oder das Gemach eines Palastes sein. Und da es schon einem einzelnen Menschen oft schwer genug wird, sich selbst ordentlich in Scene zu setzen, um anständig erscheinen zu können, welche Arbeit hat also der arme Regisseur, der ein ganzes Personal so weit bringt, daß es wie ein Uhrwerk in einander greift und das aufgegebene Stück ohne Störung zu Ende spielt. Muß er sich nicht um Alles bekümmern, um Garderobe und Decorationen, um Requisiten und Musik, um Lampenputzer und Statisten, und Alles das erst, nachdem er vielleicht schon lange vorher das Stück zu Hause durchgenommen, hier eine Stelle gekürzt, da eine Stelle gestrichen und sein Denkvermögen fast vernichtet hat, um nur herauszubringen, wie er alle Rollen schicklich besetzen will. — —

Seit langen Jahren ist Egmont von Goethe nicht mehr gegeben worden. Plötzlich kommt von Oben herunter der Befehl: das Stück neu in Scene zu setzen und baldigst zu geben. — Egmont von Goethe! Der Auftrag hat dem Regisseur sein Abendbrot sehr vergällt, denn da ist für ein paar Dutzend redender Personen zu sorgen, für eine Unzahl von Statisten, außerdem spielt er noch die Hauptrolle, die er seit Jahren nicht mehr angesehen, und die seinem Gedächtniß allmälig entschlüpft ist. Noch spät am Abend, als er nach Hause kommt, händigt er seinem Bedienten einen Zettel ein, wonach ihm der Inspicient des Theaters am folgenden Morgen in der Früh sämmtliche Rollen schicken muß. Er schreibt noch eine Masse von kleinen Briefen an seine Freunde; der eine besitzt ein altes Kupferwerk aus den Zeiten des niederländischen Befreiungskrieges, der andere hat sich mit der Geschichte selbst viel beschäftigt, ein dritter hat den Egmont vor einiger Zeit in X. gesehen, der besitzt eine Masse alter Schwerter und Hellebarden, die gut zu brauchen wären, jener das echte Exemplar eines Ordens vom goldenen Vließe. Alle werden um irgend etwas gebeten, und so den Kopf voll von Egmont legt sich der Regisseur zu Bett. Im Traum erscheint ihm Herzog Alba und verlangt in eigener Person mitspielen zu dürfen, denn keiner würde das so gut machen wie er selbst. Kaum hat der Träumende, durch die Erscheinung des blutigen Kriegsmanns erschrocken, ihm Alles bewilligt, was er verlangt, so erscheint der Schauspieler, dem die Rolle von Gott und Contracts wegen zukommt, und spricht sie für sich an. Die beiden Aspiranten gerathen in Streit, der wirkliche Herzog zieht sein Schwert und der Schauspieler seinen Contract aus der Tasche, den er in Stücke zerreißen will und seine Entlassung fordert. Wer weiß, wie sich dieser Kampf endigen würde, wenn nicht noch zur rechten Zeit Wilhelm von Oranien die Beiden verdrängte. Doch jetzt kommt der Regisseur vom Regen in die Traufe, denn da ihm immer die Kraftstelle des Prinzen, wo er ein paar Thränen fließen läßt, im Andenken ist, so erscheint er als heulendes und schluchzendes Gespenst und will sich gar nicht zur Ruhe bringen lassen. Auch Klärchen schwebt heran; aber es ist eigentlich die Schauspielerin, welche diese Rolle spielt. Sie bittet den guten Regisseur mit ihrer schmeichelnden zarten Stimme um ein neues, schönes Costüm, und der unruhig sich hin und her wälzende Mann verspricht, ihr das schönste Kleid aufzuheben. Doch hat er noch keine Ruhe, jetzt rauscht das niedere Volk heran, die Bürger von Brüssel, und schreien nicht nach Freiheit, sondern nach neuen Costümen; die Garden des Herzogs von Alba, die langen steifen Spanier, wollen auch neu gekleidet sein, und schon denkt der Regisseur, wie schön ihnen die Röcke stehen würden, die er auf einem niederländischen Gemälde aus jener Zeit gesehen. Er denkt an die Kosten, die allenfalls noch herauszuschlagen wären, als es ihm plötzlich so vorkommt, als sei er Egmont im Kerker, die himmlische Musik ertönt, der Hintergrund öffnet sich,

Clärchen erscheint, aber statt der Friedenspalme schwingt sie in ihrer Hand ein Decret von der Oberhofintendanz, worin der Regisseur mit dürren klaren Worten zur Sparsamkeit aufgefodert wird. Der arme Mann fährt aus seinem leichten Schlummer empor, greift nach einem Glase Wasser und legt sich wieder hin. Diesmal ist ihm Morpheus günstiger, doch weil er sich unaufhörlich mit dem Egmont beschäftigt, träumt er wieder von der Tragödie, und es umschwebt ihn diesmal das Balletcorps und bittet ihn, die nöthigen Pagen auszulesen:

Sie neigen sich, beugen sich,
Schweben auf und ab.

„Eine Hexenkunst!" murmelt der träumende Regisseur mit Mephistopheles, sieht aber mit Wohlgefallen den reizenden Bewegungen zu. Wilder wird der Tanz, tiefer der Schlaf, aber undeutlicher die Gestalten, und endlich erblickt der Regisseur nichts mehr als Himmel und Tricots. — Er ist sanft entschlummert.

In der Nacht war es uns nicht möglich, die Wohnung des Regisseurs genau zu besehen, doch jetzt erlaubt uns der helle Tag, einen Blick in die geheimen Gemächer zu werfen. Wie sich die Zeiten geändert haben! Poeten und Künstler sind von ihren Mansarden herabgestiegen in den ersten Stock oder in glänzende Parterrewohnungen, und wenn die Kunst selbst mit ihren Jüngern in Wechselwirkung steht, so muß sie bedeutend emporsteigen; doch hoffentlich nicht in die leer stehenden Dachstuben, sondern als geistiges Wesen gen Himmel, wo sie hingehört, um uns von da herab mit ihren Strahlen zu durchdringen.

Es ist eine Parterrewohnung, vor der wir stehen, und während ein gähnender Bedienter in Livree die Glasthür öffnet, welche in den Vorsaal führt, schlüpfen wir hinein und können unbesorgt sein, daß uns Niemand hört, denn auf dem Boden liegen Teppiche, Bärenfelle, und die Thüren, die uns durch ihr Knarren verrathen könnten, sind ausgehoben und haben Vorhängen von buntem, glänzendem Stoffe Platz gemacht. In den Zimmern selbst sind schwellende Divans, Blumentische, die den herrlichsten Duft ausströmen; Gemälde und Kupferstiche in goldenen Rahmen bedecken die Wände, und Bildsäulen der Venus in allen möglichen Stellungen sind in den Ecken placirt. Im zweiten Zimmer befindet sich der Regisseur im eleganten Schlafrock; er liegt in einem prächtigen Fauteuil; vor ihm steht ein Marmortischchen, auf dem der Caffee servirt ist, und ein angenehmer Duft, der uns entgegenströmt, sagt uns, daß er eine sehr feine Havannahcigarre rauche. Obgleich es erst acht Uhr ist, ist doch schon Gesellschaft da. So eben trat der Theaterdiener ein und brachte einen Stoß vergilbter Papiere, es sind die verlangten Rollen des Egmont; der Theaterdiener ist ein ganz merkwürdiger Mensch. Obgleich er nichts zu thun hat, wie Ausgänge zu besorgen, Briefe auf die Post zu tragen, Proben anzusagen, dem Personale die Monatsgagen zu bringen, so weiß er mit einer ungemeinen Feinheit in diese untergeordneten Geschäfte einen Faden aus den höhern Zweigen des Theaterwesens hinabzuziehen und da oben, wenn auch ganz unbemerkt, die Hände im Spiel zu haben. Der Theaterdiener wird „Herr" genannt, ist bei Hoftheatern meistens ein alter gedienter Soldat, der die Medaille im Knopfloch trägt. Auf seinen Lippen steht ein beständiges Lächeln, und er macht sich ein Geschäft daraus, das ganze Theaterpersonal so zu studiren, daß er weiß, bei dem braucht es nur eines Ausweises, bei dem einer kleinen Bemerkung, bei Jenem ein wohl angebrachtes Lächeln, um zu erfahren, was er zu wissen wünscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 18. Octbr.

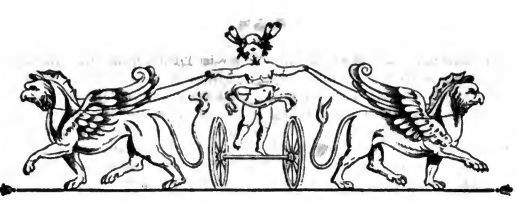
[Vermählungsfeierlichkeiten d. Kronprinzessin v. Baiern. Geburtstagsfeier des Königs. Centralausschüsse der Stände. Preß- und Ehegesetz. Theater.]

Der October hat uns eine Reihe von Festlichkeiten gebracht, er hat die Dürre der Sommerruhe beendet. — Der Rückkehr des Königs vom Rhein folgten die Vermählungsfeierlichkeiten der Kronprinzessin von Baiern, die sich auf mehrere Tage erstreckten und den schaulustigen Berlinern wenigstens in der Nähe des Schlosses manches zu sehen gaben. — Die Feste und die große Cur wurden diesmal mit vielem Glanz und Beobachtung einer strengen, vorschriftsmäßigen Etiquette gefeiert, die während der drei und vierzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelm des dritten wenig geübt worden war. — Diesmal führten die sechzehn Staatsminister, mit Wachsfackeln paarweis den neuvermählten hohen Herrschaften vorleuchtend, den Fackeltanz an; zum Theil wenigstens greise und bedeutsame Staatsmänner, die sich ziemlich sonderbar als Fackelträger auf dem platten Parquet vorkommen mußten, mitten zwischen Hofjunkern und den Damen der Robe. — Unter dem Thron, der mit reichem Gold- und Silberschmuck behangen war, standen die Spieltische, wie es das alte Hausgesetz Friedrich des Ersten vorschreibt, und während des Spiels kamen nach der Vorschrift die Herren und Damen und machten ihren gnädigen Herrschaften ihre Cur. — Mitten durch das Gedränge der vielen bebänderten und besternten Leute bewegte sich, Erfrischung reichend, die zahlreiche Dienerschaft und diese hat vielleicht an jenem Tage, nächst der erlauchten Braut, wohl die meiste Aufmerksamkeit erregt, denn sie erschien in ihrer neuen Livree so dicht mit Silber bedeckt, so abenteuerlich im Rococogeschmack, mit dem Schnitt aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten, mit Stock

und Degen an der Seite, mit Schnallenschuhen und Handkrausen, mit rothen Hosen und dreitgeschoßten Westen von Silberlahn, daß sie intra wie extra muros ein gleiches Erstaunen erregte. — Ein solches rothbehost.s oden versilbertes Geschöpf kostet mehre hundert Thaler, ich weiß aber nicht, ob dieser Pracht nicht dennoch die edle Einfachheit vorzuziehen ist? Man kann sich eines Lächelns schwer erwehren, wenn man die alte Zeit auch in der Livree, in Zopf und Perrücke, die nothwendig dazu gehören, anmarschiren sieht, während doch das Leben so unaufhaltsam vorwärts drängt. Es ist ein Kampf im Kleinen und im Großen um Stillstand, Rückschritt und Fortschritt, man will ihn selbst im Kleid des Dieners bemerken, aber man kann darin zu weit gehen, denn die Rococozeit liegt nicht im Rockschnitt oder in den Schnabelschuhen, der Rococogeist aber verträgt sich schwerlich mit dem Drange nach Leben, Licht und Bewegung, der so schön geweckt worden ist. — Vorgestern wurde der Geburtstag des Königs begangen, obwohl nicht durch öffentliche Feier, Illumination und dergleichen. — Die gelehrten Corporationen hielten die üblichen Sitzungen und vertheilten die Preise, Professor Böckh hielt in der Aula der Universität eine patriotische Rede über die Einigkeit zwischen Fürst und Volk, und in den Theatern wurden nicht minder Festgedichte gesprochen, deren Verfasser diesmal Herr Friedrich Förster ist. Herr Förster hat eine geographische Jubelhymne geliefert; er feiert die Reisen des Königs oder des Herrn, wie er kurz weg nach beliebtem Ausdruck sagt, von London bis Petersburg und von der Schweiz bis zu Schloß Sanssouci bei Potsdam. Man ist hier sehr unzufrieden mit dieser Art von Poesie und hat ein Recht es zu sein, denn wenn man es übernimmt, für eine so festliche Gelegenheit einen Prolog zu dichten, so muß man eigene Begeisterung oder die Kunst haben, Begeisterung hervorzurufen. Wie viel Edles und Schönes läßt sich nicht von unserm Könige sagen, wie viele Wünsche und Hoffnungen kann der Dichter nicht in dies Kleid weben, würdig und erhebend an den Thron und vor sein Volk treten, dies zum Jubel hinreißen, warum also eine Reisedeschreibung in holprigen Versen, denen Herr Förster so wenig Gedanken wie metrisches Maaß zu geben wußte, denn es kommt ihm auf ein paar Sylben zu viel da und dort eben nicht an. Man sollte doch ums Himmels Willen in den Theatern dafür sorgen, daß an solchen Tagen ein festlich gestimmtes Publikum auch Gelegenheit hat, seine Gesinnung zu äußern, damit nicht wie diesmal sich keine Hand rührt, wenn der letzte Vers gesprochen ist. Wir bedauern Madame Crelinger, die sich vergebens durch schöne Declamation bemühte, dem Gedicht zu helfen, wir bedauern aber noch mehr, daß die Mißstimmung sich nicht aufheben ließ. — Herr Förster wird heut eben so allgemein und bitter getadelt, wie Professor Böckh über seine freisinnige Rede hoch gerühmt. Er sagte unter anderm darin, daß man in neuer Zeit von dem wahren Patrioten fordere, er solle, wenn er tadle, dies immer wohlmeinend thun. Dies sei jedoch ein ungerechtes Verlangen. Der wahre Patriot werde allerdings zuvörderst in milder Weise seinen Tadel ausdrücken, wenn man ihn jedoch nicht höre, so werde er unbekümmert um die Meinung Einzelner dem Vaterlande und der Wahrheit dienen, und seinen Tadel bitter und streng aussprechen, acerbe et gravissime wie Böckh sagte, und ohne Menschenfurcht. Morgen versammeln sich die Centralausschüsse der Stände, um über die ihnen zur Begutachtung vorgelegten drei Gegenstände zu berathen. Die öffentliche Stimme hat sich sehr entschieden darüber ausgesprochen, daß für die Verfassungsfrage in Preußen wenig oder nichts von dem Institut der Ausschüsse zu erwarten sei. Man stützt sich dabei darauf, daß dieser Versammlung alle Oeffentlichkeit und alle Rechte fehlen, um zum organischen Leben zu gelangen, sogar das Petitionsrecht besitzt sie nicht, vielweniger irgend ein Merkmal einer Volksvertretung. — Indeß tritt der Staat damit in das Dilemma, welches Wilhelm von Humboldt in dem merkwürdigen Actenstück hervorhebt, das Herr Dorow seinem Buche über Job von Witzleben beigefügt hat. Provinzialständische Ausschüsse beschäftigen sich mit allgemeinen Angelegenheiten, und man kann nicht absehen, wohin dieser Zwiespalt führt. Der einmal gegebene Impuls zur Bewegung setzt diese fort und treibt sie unaufhaltsam weiter. Mit dieser Hoffnung betrachtet man die Versammlung und tröstet sich über fehlgeschlagene Erwartungen. — Ob es wahr sei, daß in diesen Tagen ein Vorläufer zum allgemeinen Preßgesetz als Cabinetsbefehl erscheint, der die Censurbestimmungen mildert und Bücher über 20 Bogen davon befreit, darüber erfährt man nur Unbestimmtes. Drei Entwürfe zum Preßgesetz liegen zur Berathung vor, das weiß man, und da man manche Aussprüche Sr. Majestät zu Gunsten der Presse kennt, hofft man, daß das liberalste angenommen werde. — Eben so getheilt sind die Meinungen über das neue Ehegesetz, dessen Entwurf von der Gesetzcommissien sehr zusammengestrichen sein soll. Man meint nun, daß es vorläufig beim Alten bleiben, Andere, daß im Cabinet manches hergestellt würde, um es streng und wirksam zu machen; erwarten darf man wohl, daß die streng christliche Partei Alles anwenden wird, um zum Ziele zu kommen. —

Unsere Theater waren in letzter Zeit durch den Zuzug vieler Fremden ungemein gefüllt, obgleich wenig Neues und Anziehendes gebracht wurde. — Als Vermahlungsoper war endlich auch hier Rossini's Wilhelm Tell gegeben, ohne jedoch von Wirkung zu sein. Zum Geburtstage des Königs hatte man es zu keiner neuen Oper bringen können, man gab Gretry's Richard Löwenherz; im Schauspielhause ein neues Lustspiel von Vogel: Ein Handbillet Friedrich des Zweiten, in welchem Seydelmann's Spiel und seine Charaktermaske des großen Königs den Ausschlag zum Gefallen gab. — Auf der königl. Bühne gastirt die Sängerin Madame Schober-Lechner, bei der man wie von der Pasta sagen kann, sie kommt zwanzig Jahre zu spät zu uns. — Ueberdies singt sie auch nur italienisch, und so kunstgebildet sie ist, ist eine Sängerin ohne Stimme doch immer ein Krieger ohne Schwert. Draußen in der Königsstadt aber ist italienische Oper und zwei junge schöne Sängerinnen, die Assandri und die Zoje, die ihr Publikum entzücken. Man begreift daher nicht recht, wie die königl. Bühne nun Madame Schober-Lechner für drei Monate engagiren und derselben vier tausend Thaler und ganz freie Zehrung im Gasthause bewilligen kann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 215. — den 3. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen, von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Dabei muß der Theaterdiener ein starkes Gedächtniß besitzen, muß alle alten Stücke mit ihren Besetzungen wie seine Taschen kennen. Ja, er ist ein unentbehrliches Glied in der langen Kette, an der das ganze Personal zappelt. Ohne seinen Willen wird vielleicht Norma an dem und dem Abend nicht gegeben. Die Sängerin hat zufällig etwas Anderes zu thun, als der Oper zu singen, und klagt am Abend vor der Vorstellung ihrem Kammermädchen die Noth. Der Theaterdiener kommt ins Vorzimmer und sagt Lisettchen eine Probe an. „Ach, mein lieber Freund," entgegnet ihm diese, „ich glaube, wir können morgen unmöglich singen; ich versichere Sie, wir sind ganz heiser;" — die Zofen der Künstlerinnen reden nämlich immer in der Mehrzahl. — Der Theaterdiener denkt einen Augenblick nach und plötzlich fällt ihm eine schnippische Antwort ein, die ihm Mademoiselle E., die Soubrette, vor einigen Tagen gegeben. Er nickt mit seinem Kopf und geht nachdenkend fort. Der gute Intendant, der sich nicht wenig freut, die Norma endlich glücklich herausgeschält zu haben, wird sehr unangenehm überrascht, als ihm der Theaterdiener meldet, daß die erste Sängerin von einer so entsetzlichen Heiserkeit befallen wäre, daß sie kein Wort sprechen könne. Die Regisseure sind augenblicklich nicht bei der Hand, der Zettel für morgen muß in die Druckerei, und da weiß denn ein kluger Theaterdiener zu rechter Zeit schüchtern den Namen eines Stückes hinzuwerfen, das lange nicht gegeben wurde. Wird diese Idee von dem Chef aufgefaßt, so hat Jener gewonnenes Spiel und läuft mit Freuden nochmals herum, das andere Stück anzusagen, denn er kommt ja auch in das Haus der Soubrette, der er dadurch vielleicht einen genußreichen Abend verdirbt. Aber auch wegen anderer Motive läßt der Theaterdiener seine Minen springen. Der erste Held ist vielleicht gerade krank, und der zweite Held, der eben kein Held ist, möchte gern einmal den Wallenstein spielen; denn ein durchreisender Tourist, der sein Freund ist, möchte den großen Mimen gern einmal in einer Glanzrolle sehen, um mit ihm ein Capitel in seinen Reisetabletten ausfüllen zu können, und dies wäre nur unter diesen Umständen möglich. Ein Anderer möchte seinem Collegen gern den Spaß verderben und ihm einen Stein in den Weg legen, damit ein Stück, in dem Jener eine Lieblingsrolle hat, nicht gegeben wird. Doch wir schweifen zu weit ab und kehren lieber ins Zimmer des Regisseurs zurück, wo wir vielleicht bessere Gelegenheit haben, dergleichen physiologische Betrachtungen anzustellen.

Der Theaterdiener, der gegen den Regisseur noch viel geschmeidiger und unterwürfiger ist als gegen den Chef selbst, denn Ersterer ist ein praktischer Theatermensch und läßt sich nicht leicht etwas vormachen, rückt das Marmortischchen näher und legt den Rollenstoß mit einem gelinden Seufzer darauf hin. Der Regisseur läßt das Zeitungsblatt neben sich fallen und wirft die Rol-

len auf dem Tische auseinander. Da es dem Theaterdiener für jetzt nur darum zu thun ist, zu wissen, wie die Partien aufs Neue besetzt werden, damit er sieht, ob seine Protegés auch gehörig bedacht sind, so fängt er an, den Regisseur leise auszuforschen.

„Da haben der Herr Regisseur wieder eine schwere Arbeit." Keine Antwort. „Nun, die meisten Rollen werden bleiben, wie sie früher gewesen sind." Der Regisseur blättert emsig in den Papieren fort. „Seit Herr C., der den Alba zum letzten Male spielte, gestorben ist, ist das Stück nicht mehr gegeben worden. — Der Herr Regisseur werden Mühe haben —" — Das wär' das Wenigste," entgegnet ihm dieser, „Herr M. wird diese Rolle eben so gut spielen." — Das schreibt sich der Theaterdiener gleich hinter das linke Ohr und fährt so mit Fragen fort, bis er ziemlich mit der Rollenvertheilung im Klaren ist. „Befehlen der Herr Regisseur, daß ich wiederkommen soll?" — „Gegen Mittag, ja, Adieu!"

Der Theaterdiener empfiehlt sich und der Regisseur ist allein und hält in Gedanken einen ähnlichen Monolog wie König Philipp, als er seine Brieftasche durchmustert. Er sieht die Namen, die auf den vor ihm ausgebreiteten Rollen stehen, bald mit Lächeln, bald mit Kopfschütteln an. Ach, er ist ja auch nur ein Mensch, und ihm fällt ein, wie sich Dieser und Jener gegen ihn benommen, und wenn er auch zu rechtlich ist, um Jemand zu unterdrücken, so kann man es ihm doch nicht verdenken, wenn er gerade dem, der ihm beständig opponirt, eine Eselsbrücke bauen sollte. Auf diese Art hat Mancher den Sieg bei St. Quentin längst verwirkt und wird zu den Todten gezählt. Diese vergilbten Rollen zeigen mit den Namen der verschiedenen Schauspieler, die auf ihnen verzeichnet und wieder ausgestrichen sind, aufs beste die Laufbahn, die mancher Künstler gemacht hat. Hier ist die Rolle des ersten Bürgers von Brüssel und mit manchem durchstrichenen Namen versehen. Hier nahm manches junge Talent seinen Anlauf, manches kam höchstens bis zur Rolle des Gomez; der spielte einmal den jungen Herzog von Alba und wurde bei Seite gelegt, und von so vielen ist kaum ein einziger, der sich bis zu einer ersten Rolle durchdrang und sich da erhielt. Auch der Regisseur hat diesen Weg gemacht; aber er sieht mit stillem Vergnügen, wie die Rollenhefte, auf denen sein Name prangt, allmälig dicker wurden; er sieht einen ganzen Lebenslauf dazwischen liegen, und jede Rolle, die er durchsieht, bringt ihm traurige und angenehme Stunden ins Gedächtniß. Wo sind all' die Clärchen geblieben, mit denen er auf den Bretern, so wie im Leben gespielt. Auf dem Rollenhefte steht eine zahlreiche Liste von Namen, die einst schönen jungen Mädchen angehörten, aber die meisten sind alt geworden, verschollen, gestorben und verdorben. Andere sind weiter gerückt, doch wenn sie auch dickere Rollen bekamen, sind sie doch nicht aufwärts gestiegen. Aus jungen Liebhaberinnen wurden sie auf den Bretern und in der Wirklichkeit Mütter und keifende Matronen. Aber wenn man alle diese hört, geschah ihnen bitteres Unrecht. Sie wurden unterdrückt und würden Clärchen heute noch so gut spielen wie vor fünf und zwanzig Jahren. Doch still, es klopft, und ein lebendiges Beispiel tritt ein. Es ist Madame H., die vor etlichen zehn Jahren mit dem Regisseur Liebhaber spielte und auf die zarte Neigung, die sie früher so oft auf den Bretern verband, eine feste Freundschaft baute, welche sie jetzt bei kleinen Bitten geltend macht. Aus jungen naiven Mädchen ging sie ins Fach der zärtlichen Mütter über, wurde nach und nach Ehrendame der Königinnen, spielt auch in alten Stücken vornehme Personen selbst, denn sie hat eine stattliche hohe Figur, über welche sich der Königsmantel sehr schön zur Schau hängen läßt.

Obgleich es dem Regisseur nicht angenehm ist, unterbrochen zu werden, rückt er doch der Dame Anstandshalber einen Sessel hin, und sie läßt sich mit einer unnachahmlichen Grazie nieder. „Ach, guten Morgen, lieber Regisseur, hab' schon lange die Idee gehabt, Sie zu besuchen, komme aber nie dazu." — „So," entgegnet dieser ziemlich lang gezogen, „und was führt Sie jetzt zu mir?" — „Ach," declamirt die H. schmachtend:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

„Sie wissen ja, lieber Regisseur, daß mit dem nächsten Jahre mein Contract zu Ende läuft, und da Sie Alles bei der hohen Intendanz vermögen, so werden Sie doch, hoffe ich, einer alten Collegin, wollte sagen, einer Collegin, die schon lange mit Ihnen spielt, das Wort reden."

Der Regisseur hat während dieser Rede, die ihm nicht neu ist, in den Rollen des Stücks geblättert und ohne gerade der Dame auf ihre Bitte eine Antwort zu geben, legt er ein dünnes Heftchen vor die Madame H. hin, es ist die Rolle von Clärchens Mutter, auf der ihr Name prangt.

„Aber, lieber Freund," fährt diese überrascht fort, „was machen Sie denn da? Sie sind doch sehr zer-

streut. Sie dachten an mich und schreiben meinen Namen anf dies Rollenheft?"

„Ja," entgegnete der Regisseur, jedoch ohne aufzusehen; denn es ist gefährlich, einer Künstlerin, die Heldinnen spielt, bei Momenten, wo man ihr etwas Unangenehmes sagen muß, in das Auge zu blicken. „Ich that es nicht in der Zerstreuung; es ist gewiß besser, liebe H., daß Sie anfangen, sich in alten Müttern zu versuchen. Wissen Sie, die Zeit rückt vorwärts, ich werde auch allmälig alt, und ich versichere Sie, daß es mir sehr lästig wird, noch den Egmont und dergleichen jugendliche Rolle zu spielen."

War die Dame wirklich durch die ihr zugedachte Rolle so überrascht, oder affectirte sie nur die Bestürzung und den Verdruß, der sich auf ihrem Gesicht und an der ganzen Haltung deutlich blicken ließ, genug das drohende Feuer in ihrem Blick verschwand, sie wandte den Kopf recht würdevoll gegen den Regisseur, hob eine ihrer Hände mit einer unnachahmlichen Bewegung gegen das Herz und lispelte mehr, als sie sprach: „Aber lieber Regisseur, wie kann ich bei meinem edlen Wesen so ein Weib spielen, die Mutter einer solchen Tochter. Ah! Ich würde ganz meine gewöhnliche Natürlichkeit verlieren, und jeder würde mir ansehen, daß ich mit Widerwillen einen solchen Charakter darstelle."

Aber der Regisseur blieb trotz diesen Lamentationen fest. Er zuckte die Achseln und versicherte, vergeblich einem Auskunftsmittel nachgedacht zu haben. „Sehen Sie," sagt er und steckt sich eine neue Cigarre an. „Die M. ist krank, die W. auf Urlaub und der R. so wenig wie der Y. und Z. kann ich doch eine solche Rolle anvertrauen. Sie wissen ja selbst, liebe H., daß der Effect all' der Scenen zwischen Egmont und Clärchen sehr viel auf dem würdevollen Benehmen der Mutter beruht. Und darum habe ich Sie vorgeschlagen." Dann fährt er mit sanfter Stimme fort, „ich muß es Ihnen offenherzig gestehen, ist mir die Zeit, wo wir zusammenspielten, die Zeit, wo der Egmont eine meiner Glanzpartien war, noch so im Gedächtniß, daß es mir schmerzlich sein würde, die bekannten Züge — Sie wissen, liebe H., wie wir uns gekannt haben, gar nicht mehr vor mir zu sehen. Es bleibt ja doch in der Familie. Vor zehn Jahren liebt' ich die Mutter, heute die Tochter. Apropos, wie geht's Ihrer Emilie? Das Mädchen wird jeden Tag schöner; bei ihr möcht' ich gern einmal den Egmont spielen. — Sie wissen doch, daß ich ihr seit gestern freie Entrée verschafft habe? Der Intendant hat es sehr gern gethan, denn er ist mit mir einverstanden, daß hübsche Mädchen eine gute Decoration fürs Parterre sind."

Der Regisseur hatte die letzten Worte mit Herzlichkeit gesprochen und fällt jetzt wieder in seinen ruhigen Ton zurück. „Nicht wahr, liebe H., Sie werden das einsehen, und dann ist es auch wegen Ihres Contracts. In dem Rollenfach der komischen und polternden Alten können Sie sich noch lange erhalten."

Madame H., die ihren Freund kennt, weiß wohl, daß hier nicht viel mehr zu machen ist, legt also seufzend dem Regisseur noch einmal die Contractsache ans Herz und zieht sich gegen die Thür. In der Ecke des ersten Zimmers steht ein Sopha mit prachtvollen gestickten Kissen. Beider Blicke fahren unwillkürlich über diese Zeichen früherer glühender Liebe hin, und während der Regisseur listig lächelt, sagt die Dame: „Ach, Heinrich, die vergangenen Zeiten waren doch schön!" Er begleitet sie zur Thür, und wie sie zwischen den rauschenden Vorhängen verschwindet, ruft er ihr laut genug nach, daß sie es deutlich verstehen kann:

„Sie geht, und da sie geht, möcht ich sie halten!" Noch ein Blick, der Bediente macht mit seinem äußerst dummen Gesicht ein Compliment, und die Dame ist verschwunden. Rasch wendet sich nun der Regisseur ins Zimmer zurück, klopft unmuthig die Asche von der Cigarre und ruft dem Bedienten hinaus: „das verfluchte ewige Stören! Ich bin für Niemand mehr zu Haus!"

Er setzt sich nieder in seinen Fauteuil und fährt fort in den Rollen, so wie in den Büchern, die ihm nach und nach von seinen Freunden geschickt werden, zu blättern. Wenn ihm auch nicht gerade die Scene, die er mit der H. hatte, alte Jugenderinnerungen, weder traurig noch komisch, ins Gedächtniß zurückruft, so findet er dagegen auf den gelben Papieren manchen Namen, der ihm ein Lächeln oder einen stillen Seufzer ablockt. Auch Bemerkungen, die hier und da von den darstellenden Künstlern zwischen den Reden eingeschrieben wurden, kommen ihm äußerst komisch vor. Da heißt's bei einer Stelle: der rechte Arm wird ausgestreckt, der Kopf würdevoll zurückgeworfen, oder die Augen werden schmachtend geschlossen; bei einer andern: hier trete ich drei Schritte zurück, knirsche mit den Zähnen und stoße drei Seufzer aus; hinter einem langen Monologe stehen die Worte: als ich zum letzten Male diese Rolle spielte, geruhten Se. Durchlaucht der Fürst, der in Husarenuniform im Theater war, mich aufmerksam anzuhören und am Schlusse beifällig mit dem Kopfe zu nicken; auch applaudirte das Parterre dreimal. Ein anderes Notabene hieß: hier stützte

ich mich mit dem linken Arm auf mein Schwert, legte den rechten Ellnbogen, auf dem mein Kopf ruhte, darauf und bildete so, wie meine Freunde mich später versicherten, eine malerische Stellung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

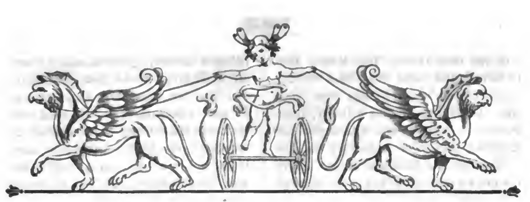
Aus Berlin, Mitte October.

[Die Kunstausstellung.]

Um Ihnen eine Uebersicht der Ergebnisse unserer diesmaligen Kunstausstellung mitzutheilen, muß ich damit beginnen, die Klagen zu wiederholen, welche an so vielen Orten einstimmig dagegen laut geworden sind. Theils sind dieselben allerdings gerecht, theils sind sie übertrieben und begründen sich auf ganz andere Ursachen als die, welche man gewöhnlich angiebt. — Der Katalog zählt an die sechzehnhundert Nummern Werke lebender Künstler, und es befinden sich darunter viele Namen, die seit langer Zeit mit Achtung und selbst mit Bewunderung hervorragenden Talents genannt wurden, dennoch aber heißt es überall, es sei fast nichts vorhanden, was zum Besuch einlade, und alle diese großen unabsehbaren Räume der Akademie seien zwar mit buntbemalter Leinwand in Goldleisten decorirt, aber die Kunst würde nicht böse darüber werden, wenn statt dieser schlechten Pinseleien ihre Verfertiger hier hingen. — Daß dieser Spott ein hartes und ungerechtes Urtheil enthält, darf ich nicht hinzufügen, besser könnte man sagen, es sei wenig hervorragend Ausgezeichnetes vorhanden, weniger vielleicht als in anderen Jahren, namentlich viel weniger als in der berühmten Ausstellung von 1832, wo das frische Leben der düsseldorfer Schule so anziehend, das Colorit ihrer Bilder so glühend und neu und der romantische und lyrische Inhalt derselben so aufregend war. Seit dieser Zeit aber hat sich der Kunstgeschmack bedeutend geändert, die Farbe aller Künstler hat sich gebessert, die Kunst zu malen ist weiter geschritten, allgemeiner geworden, Alle haben an Leben und Wahrheit gewonnen, und es ist jetzt viel schwerer als damals, sein Talent unter so vielen strebenden Talenten geltend zu machen. Man kann sich leicht von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen, wenn man einige der hiesigen Privatsammlungen besucht, und die Bilder betrachtet, welche früher der Gegenstand so vieler Lobeserhebungen waren. Die meisten würden jetzt nicht das geringste Aufsehen machen, sie würden zu der großen Classe des Mittelgutes gerechnet werden, manches vielleicht kaum zu dieser, so weit sind wir mit unseren Anforderungen gekommen. Setzen wir dies voraus, so ist es leicht begreiflich, woher die harten Urtheile jetzt sich erzeugen. Dazu kommt, daß man in der letzten Vergangenheit so viel französische und niederländische Gemälde hier ausstellte, Bilder, die in Kühnheit und Keckheit der Ausführung, in innerer Lebendigkeit und Wahrheit, wie in technischer blendender Gewandtheit eben so wohl wie durch ihren Inhalt allgemeine Theilnahme erhielten. Unsere Kunsthändler machten dies zu einem besondern Gegenstand der Speculation, die Kritik erhob die französische Kunst himmelhoch über die deutsche, welche allerdings auch maches von ihr lernen konnte, in Effect, Lichtgebung und Farbe, und viele junge Künstler besuchten Frankreich, lernten und kamen zurück, manche als schlechte Nachahmer, die nun mit französischer Keckheit, aber ohne französischen Geist Bilder hinsudeln; andere haben die deutsche fleißige Ausführung und Innigkeit nicht verloren, dagegen wirklich an Leichtigkeit, Kraft und Ausdruck gewonnen, aber sie erreichen, wie talentvoll sie auch zuweilen sind, doch ihre Vorbilder, jene großen französischen Meister nicht; und diese fehlen auf unserer jetzigen Ausstellung fast ganz. Denn man hat sie zwar bewundert und belobt, aber wenig gekauft, weil die Forderungen größtentheils enorm waren. So haben die Franzosen denn nichts mehr geschickt in das Land der Barbaren jenseit des Rheins, die Kunsthändlerspeculation ist gescheitert, aber der schlechten Nachahmungen giebt es genug, und diese wirken wie Scheidewasser, wenn man das früher Gesehene damit vergleicht. — Endlich ist auch noch von dem nachtheiligen Einfluß zu sprechen, den die vielen Kunstvereine auf die Kunst üben. Jeder Kunstverein will seinen Mitgliedern hübsche Bilder zum Verloosen erwerben, und das ist an sich ein sehr gerechtes Verlangen, eine Folge davon aber ist, daß junge Maler, die kaum durch irgend ein artiges Bildchen die Aufmerksamkeit erregten, mit Bestellungen und Anträgen von allen Seiten überhäuft werden, daß man ihre Erzeugnisse über den Kopf bezahlt, sie übermüthig und hoffärtig macht, und was das schlimmste ist, sie gleichsam dazu nöthigt, hinzupinseln, was Gott verlangt, nichts auszuführen, nichts mit Fleiß und Kunsttrieb zu vollenden, denn wie viele widerstehen denn wohl den Lockungen des Goldes, das diesen glücklichen Künstlern so überreich geboten wird?! Daher kommt es denn auch, daß so entsetzlich viele mittelmäßige Bilder selbst von Künstlern geliefert werden, die Besseres geleistet haben, und diese Bilderlieferanten, Fabricanten und ihre Niederlagen, die Kunstvereine, fügen somit der Fortbildung wahrer Kunst keinen geringen Schaden zu. Noch größer wird dieser aber, wenn, wie es so häufig geschieht, ein kläglicher Nepotismus sich damit verbindet, wenn die Gevatterschaften sich bestreben, ihren lieben Freunden und Vettern den Verdienst zuzuwenden, und die mittelmäßigsten Productionen den armen Actionären als wahre Wunderwerke auf den Hals laden. Der größte Theil dieser Kunstmecäne ist allerdings dumm genug, die Weisheit seiner Auserwählten im Comité anzubeten und gar nicht darüber nachzudenken, wie oft hunderte von schönen Louisd'oren für Productionen verzettelt werden, die kein Mensch kaufte, wenn's nicht Kunstvereine im kunstliebenden deutschen Vaterlande gäbe. Der Mißbrauch, der damit getrieben wird, ist in der That unerhört. Es gibt Leute, die gleichsam nur für die Vereine malen, denn sie sind überzeugt, bon gré, mal gré, ihre unsterblichen Werke werden gekauft und sehr gut bezahlt, was haben sie also nöthig, sich besonders anzustrengen, sich auszubilden, fortzuschreiten? So wird die Mittelmäßigkeit auch hier begünstigt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 216. — den 4. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen, von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Das Alles liest der Regisseur durch, vertheilt die noch fehlenden Rollen, schreibt die Zahl der Statisten auf, so wie das ganze Ballet, das er im Stück zu verwenden gedenkt; Einige sollen Pagen machen, Andere führen bei den Volksscenen in Brüssel Tänze auf, und der Nachwuchs des Ballets, die Kinder unter zehn Jahren, sollen die Straßen bevölkern, hin und her rennen und kleine Spiele treiben. So ist es elf Uhr geworden. Es schellt draußen, der Bediente bringt ein kleines Billet und meldet zugleich drei Tänzerinnen, die aufzuwarten wünschen. In dem Briefe bittet ein College, der bisher die Rolle des Vansen spielte, da er zufällig gehört habe, daß der Egmont auf dem Repertoire stünde, um Abnahme dieser Rolle und um Zutheilung des Herzogs Alba, da letzterer eigentlich mehr Intriguant sei als ersterer, und er für dies Fach doch engagirt sei. Der Brief wird ad Acta gelegt und die Tänzerinnen vorgelassen. Neue Klagen und Beschwerden. Die drei Grazien kommen eben aus der Tanzstunde, wo sie erfuhren, daß ihnen zu einem Tanz auf heut Abend, in dem sie die Soloparthien haben, keine neuen Schuhe gemacht werden sollen. Dem Regisseur werden die alten vorgezeigt, die von fleischfarbener Seide und jedenfalls sehr defect, sogar durchlöchert sind. Doch zuckt er die Achseln und rechnet ihnen vor, daß die ausgesetzte Summe für neue Schuhe fast überschritten sei und er also nichts mehr dürfe machen lassen. Aber das Kleeblatt läßt sich so bald nicht abweisen, sie bestürmen den guten Mann mit Bitten und Schmeicheleien, versichern ihm, daß sie auf den durchgetanzten Sohlen fast nicht mehr stehen könnten, eine sogar, die sehr schöne Waden hat, macht, während sie die Schuhe vorzeigt, ein kleines Battement, um zu zeigen, daß man bei der Vorstellung die Löcher deutlich sehen könne, was den Regisseur rührt, und sie erhalten endlich die Erlaubniß, die sehr nothwendigen neuen Schuhe machen zu lassen.

Nachdem sich die Tänzerinnen noch einige Secunden in dem Zimmer des Regisseurs umgesehen, da eine schöne Stickerei bewundert, hier die Stellung der Venus nicht ganz natürlich fanden, macht der Regisseur Anstalten, sich seines Schlafrocks zu entledigen, um Toilette zu machen, eine Bewegung, welche die drei alsbald in die Flucht schlägt. Jetzt wird dem Bedienten geschellt, doch kaum ist dieser eingetreten, um seinem Herrn die nöthigen Sachen zur Toilette hinzureichen, als draußen wieder heftig geschellt wird. Schon ist der geplagte Mann im Begriff, seinen Schlafrock wieder fester um sich zu ziehen, als er an dem lauten Gelächter der vor der Thür Stehenden erkennt, daß es ein paar gute Freunde sind, vor denen er sich nicht zu geniren hat. Er läßt also den Schlafrock fallen und läßt sich, nachdem er noch einen Blick zum Fenster hinausgeworfen hat, ein paar helle Beinkleider geben, die er dem Sonnenschein zu Liebe heute anziehen will. Indessen sind zwei junge Männer an die Thür getreten, die in ihrem Aeußern den schärfsten Contrast bil-

den. Der erste ist von einer langen, sehr langen Gestalt, auf der ein interessantes, aber sehr blasses Gesicht, von hellblonden Haaren umgeben, sehr von oben herab auf die Welt sieht. Er ist recht elegant gekleidet, trägt bunte carrirte Beinkleider, eine schwarze Atlasweste, auf der ein kleines Stückchen goldener Kette prangt; ein ähnliches Geschmeide verbindet die kolossalen Knöpfe zweier Tuchnadeln, mit denen der lange junge Mann das schwarzsammetene Halstuch verziert hat; ein Frack nach dem neuesten Schnitt mit pfundschweren Knöpfen, auf denen ein Fuchskopf ciselirt ist, vollendet das Ganze. Er schreitet mit großen Schritten durch den Vorsaal, wobei er einer Tanne zu vergleichen ist, die vom wilden Sturmwind bewegt hin und her schwankt. Der Andere, der wenigstens einen guten Schuh kleiner ist als der Erste, aber dagegen der Breite desto mehr zugesetzt hat, ist kaum im Stande, ihm zu folgen. Beide mögen vielleicht fünf bis sechs und zwanzig Jahre alt sein, sehen aber aus ganz verschiedenen Umständen weit älter aus und sind bei ihrem Eintreten über dies Capitel gerade in einen kleinen Streit verwickelt.

„Ich versichere Dich," sagt der Lange, „daß Du mit jedem Tage unförmlicher und dicker wirst. Alles Jugendliche ist aus Deiner Erscheinung verschwunden, und wenn nicht Dein kindischer Kopf wäre, der, beiläufig gesagt, weniger zu Deinem Körper als zu Deinen Neigungen und Gesinnungen paßt, so könnte man Dich für einen alten Kerl von funfzig Jahren halten." Das sprach der Lange finster und ernst und mit solchem Tone, als sei die Sache durch den Ausspruch abgemacht und ließe sich nichts weiter darauf entgegnen. Doch der kleine Dicke, der freundlich lachend hinter dem Langen hertrippelte und zu ihm emporsah, schenkte Jenem nichts und verglich ihn mit einem Streichhölzchen, von dem aber oben der Schwefel abgebrannt sei. So gelangten Beide in das Zimmer des Regisseurs, als Jener sich gerade beschäftigte, das helle Beinkleid anzuziehen. Der Lange bleibt bei diesem Anblick wie erstaunt unter der Thür des Zimmers stehen und sagt mit überraschtem Tone, während sich der Dicke in eine Sophaecke legt und nach einer Cigarre langt: „Ach, lieber Regisseur, Sie wollen heut ein helles Beinkleid anziehen? Welche Idee! Es gibt ja in einer Stunde Regen. Dann sollten Sie sich auch mehr in Acht nehmen und sich nicht hier bei den offenen Thüren anziehen. Ich habe Ihnen das schon oft genug gesagt."

Der Regisseur läßt langsam die Hand sinken und schaut noch einmal zum Fenster hinaus, dann sagt er ruhig: „Ja, Sie haben Recht, es wird doch in kurzem schlechtes Wetter. Johann, eine schwarze Hose!" Und der Dicke bricht in ein lautes Gelächter aus.

Von den beiden eben Eingetretenen, die ich dem Leser zwar bezeichnet, aber noch nicht vorgestellt habe, ist der Lange Schauspieler und der Dicke Schriftsteller. Daß der Mime ein Mann von Talent und Fähigkeiten ist, läßt sich daraus abnehmen, weil er mit dem verständigen, scharfblickenden Regisseur in so vertraulichem Verhältnisse steht, so daß dieser sogar auf die Meinung und das Urtheil des Untergebenen etwas hält. Was den Schriftsteller betrifft, so schweigt die Geschichte.

Der Lange ist indessen mit einigen großen Schritten im Zimmer umhergestürzt und hat in kurzem die Rollenhefte des Egmont auf dem Tische entdeckt. „Ah, der Egmont!" ruft er laut. „Ich bekomme doch den Oranien? Nicht wahr? Ich versichere Sie, ich habe mich lange darauf gefreut und schon lange über das Costüm nachgedacht, das mir am Besten dazu stehen wird. Was denken Sie zu einem schwarzen Sammetkleide? Ich nehme dazu eine kurze blonde Perrücke und einen rothen Bart." — „Wie Dein natürlicher ist," schaltet der Dicke ein. „Doch hoffe ich, wird Dir jetzt endlich einmal Befehl ertheilt werden, ihn abzuschneiden; denn Du, der so sehr auf Treue des Costüms inclusive Perrücke und Bart sieht, wirst doch wohl wissen, daß damals dieser Wangenschmuck nicht Mode war." Der Lange sieht ihn mit einem großen Blicke an und antwortet ganz ruhig: „Glaub' mir nur, daß ich besser weiß, was sich für meine Rolle paßt als Du." Schon droht wieder, wie beim Eintritt, ein kleiner Streit zu beginnen, wenn nicht der Regisseur gerade angezogen wäre, seinen Hut nimmt, und so das Zeichen zum Ausbruch gibt.

Die Drei gehen fort, und auf der Treppe wird dem Regisseur noch ein Billet gebracht. Es ist von dem Capellmeister, der anfragt, ob der Egmont wirklich in den nächsten acht Tagen gegeben werde, was ihm eigentlich nicht recht gelegen sei, denn er habe schon für das nächste Concert etwas von der Beethoven'schen Musik aus dieser Tragödie bestimmt. Kaum ist der Brief gelesen, so wird der Regisseur auf der Straße von einem jungen Diplomaten mit der Frage angehalten: „Sie geben nächstens Egmont? Wissen Sie, wir haben diesen Winter über die Tragödie einige Male gesprochen, und da gab ich Ihnen einige Stellen an, die bei uns gestrichen wurden und nothwendig auch hier wegbleiben müssen." Der Regisseur dankt ihm lächelnd und versichert ihm, daß er wohl daran gedacht habe. Für heute Morgen wäre Egmont nun glücklich beendigt, denn obgleich ihm hier und

da auf der Straße Collegen begegnen, die mit einer Bitte oder Klage auf ihn zulenken wollen, so thut doch der Regisseur, als sähe er sie nicht, nur um auf einen Augenblick von Allem, was Egmont heißt, befreit zu sein.

Indessen sind Nachmittag die Rollen vertheilt und ist auf den folgenden Morgen eine Probe angesagt worden. Schon in der Frühe sind eine Menge Leute da gewesen, die den Regisseur haben sprechen wollen, doch hat der Bediente den strengsten Befehl erhalten, Niemand vorzulassen, da er sonst mit den Vorbereitungen nicht fertig werden würde.

Auf dem dunklen Theater hat sich indeß das Personal versammelt und steht hier und da in kleinen Gruppen beisammen. Die Zimmerleute tragen die alten Coulissen herbei oder sind auf dem Schnurboden beschäftigt. Der Theaterdiener geht hier und da herum und äußert bald dem Einen, bald dem Andern eine Bemerkung zu. Die Leute, die bei dem Erscheinen des Regisseurs etwas anbringen wollen, halten sich an der ersten Coulisse auf, um ihn gleich überfallen zu können, und ihre Zahl ist nicht klein.

Wie der Theaterdiener in seiner Art ein ganz eigenthümlicher Mensch ist, gibt es deren beim Personal noch viele stehende Personen, die, wie die Masken auf dem italienischen Theater mit wenigen Variationen fast immer denselben Charakter haben. Unter den Choristen ist einer, der die andern in jeder Beziehung überragt oder zu überragen glaubt. Das ist meistens eine große starke Figur, der im Rittercostüm wie ein rechter Schlagetodt aussieht, und der sich durch allerhand Kleinigkeiten weiß bemerkbar zu machen. Gewöhnlich stellt er sich vorn hin, macht auffallende Gesten und Bewegungen, und wo der Chor sich in pleno zu freuen hat oder betrübt sein muß, drückt er seinen Schmerz noch heftiger aus, oder lacht mit lauter Stimme einige Secunden früher als die Andern. Er ist es, dem sich bei vorkommenden Gelegenheiten der erste Tenor an die treue Freundschaftsbrust wirft, und der mit starkem Arm den Ohnmächtigen aufrecht zu erhalten hat. Bei Balletten spielt er den Zauberkönig oder auch Ungeheuer und ist im Allgemeinen dadurch kenntlich, daß er an seinen Kleidern, die mit denen der übrigen Choristen gleich sein sollten, beständig eine kleine Auszeichnung hat. Bald ist es eine Tresse, bald eine Reihe Knöpfe mehr, bald eine farbige Feder, wo der ganze übrige Chor nur schwarze oder weiße hat. Da sich dieser Mann durch kleine Dienste bei den Regisseuren in Gunst zu setzen weiß, so hält es schwer, ihn von seinem Posten zu verdrängen, denn wenn er auch auf der Bühne nicht selbst mitzuwirken hat, weiß er sich doch immer hinter den Coulissen ein kleines Geschäftchen zu machen. Bald blitzt und donnert er, bald läßt er die Kanonen aus der Entfernung spielen, bald dirigirt er das kleine Gewehrfeuer und läutet mit den Glocken. Ihm gegenüber, doch weniger glücklich und anhaltend, regiert eine handfeste Dame die Choristinnen; doch ist dies weibliche Personal nicht gutmüthig genug, um einer Einzigen zu erlauben, daß sie sich immer vordränge, und dann fährt auch die rauhe Hand der Zeit weit unnachsichtiger über die Wange der Herrscherin. Bei stämmigen Bäuerinnen kann sie noch immer eine der Ersten vorstellen, doch bei jungen unschuldigen Gespielinnen irgend einer Prinzessin, wo sie vor fünf und zwanzig Jahren anmuthig glänzte, muß sie sich gefallen lassen, von dem jungen naseweißen Volk verdrängt zu werden. Dann fallen auch im menschlichen Leben allerhand Verhältnisse vor, die sie nöthigen, eine Zuflucht hinter der geschlossenen Phalanx ihrer Colleginnen zu suchen, wobei sie es dann nicht unterläßt, sich auf die Zehe zu stellen, um den Kopf so weit wie möglich vorstrecken zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die Kunstausstellung. Huß in Gestalt von Lessing.]

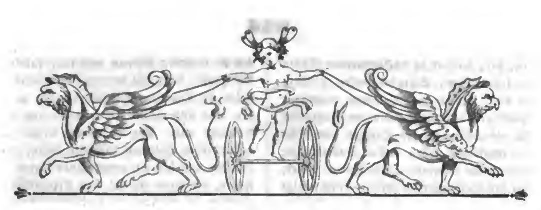
Was endlich den allgemeinen Vorwurf anbelangt, wie es möglich sei, daß die Akademie diesen Reihen von schlechten und unbedeutenden Sachen Zugang in die Räume der Ausstellung gestatte, so muß man sie wenigstens gegen das Verlangen in Schutz nehmen, daß nur wirklich gute, werthvolle Bilder aufgenommen werden sollen, selbst in dem Fall wenn blos ein Saal damit gefüllt werden könnte. — Mit einer solchen Anordnung würde sich zwar eine gewisse Anzahl wirklicher Kunstkenner und Kunstfreunde begnügen, sie würde jedoch eben so sehr gegen hergebrachte Sitte und gegen den Grundsatz einer allgemeinen Ausstellung von Werken lebender Künstler, wie gegen die materiellen Vortheile der Akademiker streiten. Denn die Einnahme, welche gewöhnlich zwischen zehn bis zwölf und zuweilen auch mehr tausend Thaler beträgt, würde bedeutend abnehmen. Bei der Menge gilt ewig das Sprichwort, daß wenn sie judiciren soll, sie das Maul auch recht voll verlangt und vor funfzehn oder sechzehn hundert Bildern in zwölf großen Sälen und Gallerien hat sie einen gewaltigen Respect, viel mehr als vor einem einzigen Saal voll wahrhafter Kunstwerke. Nach dem Schluß der Ausstellung erfolgt aber die christliche Theilung der Einnahme, und viele Hände thun sich auf, um zu empfangen, am weitesten die, welche, vermöge ihrer Leistungen, die geringsten Ansprüche hätten. Allein was hilft das! Hier, wie überall, heißt es: wer das Kreuz hat, segnet sich, und je gefüllter der Säckel ist, um so mehr kann

ausgeschüttet werden. — Darum auch sieht man auf den Ausstellungen die zahllosen Portraits von geringem Kunstwerth, die mancherlei kleinen unbedeutenden, nichtssagenden Sachen von Anfängern und Schülern hiesiger Maler. Für den Unbefangenen sind sie oft ein Aergerniß, für die Akademie aber haben sie doch Werth, denn jene Leute, Maler und Gemalte, haben Freunde, Anhänger und Familie, und Alle ziehen hin, um die lieben Angehörigen zu bewundern, um Vater, Bruder, Tante oder Nichte auf der Wand des Akademiesaales anzustaunen, und jeder Eintretende bezahlt für seinen Ehrgeiz vier gute Groschen und genießt dafür das schätzenswerthe Vergnügen, auch ein paar Dutzend andere gute abconterfeite Menschen von seiner Bekanntschaft beliebig aufsuchen und bewundern zu dürfen. — Eine andere Frage wäre es freilich, ob die Commission der Akademie, welche über die Annahme der Bilder entscheidet, nicht strenger zu Werke gehen und bei allen Rücksichten und Zielpunkten doch eine gute Anzahl abweisen müßte. — Ein Fremder rief über die Masse des Schlechten empört: Giebt es denn kein Comité hier, welches über den Kunstwerth richtet, und wenn es das gibt, warum wirft es nicht die Hälfte dieser Verunglimpfungen aller Kunst zum Tempel hinaus?! Er erhielt die spottende Antwort, daß bei so strengem Richteramte wahrscheinlich die Mitglieder jenes kritischen Rathes ihre eigenen Werke zuerst verdammen müßten, und so angreifend hart und boshaft auch dieser Ausspruch scheinen mag, er enthält viel Wahres und hängt mit der ganzen veralteten, der Reform so dringend bedürftigen Einrichtung unserer Akademie zusammen, über welche ich Ihnen schon neulich bei Gelegenheit der Hallmann'schen Schrift „die Kunstbestrebungen der Gegenwart" geschrieben, und auf welche ich weiterhin zurückkommen werde. Betrachtet man, was viele dieser Herrn Professoren der Akademie für die Kunst selbst leisten, so erklärt sich ihre Nachsicht gegen Andere, und man wird es dem Minister Eichhorn großen Dank wissen können, wenn recht schnell und gewaltig die Axt an diesen verrotteten Baum gelegt, und ein neuer schöner, der Zeit gemäßer, sich jugendlich kräftig dafür erhebt.

Was aber die diesmalige Ausstellung besonders arm erscheinen ließ — denn jene Uebel alle sind nicht etwa von heut und gestern — das war der gänzliche Mangel einiger sogenannten Zugbilder. Schlechte Sachen in Fülle hatte es auch sonst gegeben; die breite Mittelmäßigkeit, wie es weder in der Kunst noch im Leben anders sein kann, hatte sich genügend geltend gemacht, aber man ging eher darüber hin, weil man sich an dem Außerordentlichen entschädigte. Diesmal aber wanderte man vergebens durch die Säle, die ziemlich leer von Besuchern blieben, weil es sich bald aussprach, daß wenig zu schauen sei. Freunde der Kunst fanden allerdings Manches, woran sie sich erheitern konnten, im guten, wie im bösen Sinne, sei es hier gemeint; man ging und suchte sich unter der Masse das Anziehende heraus, bemerkte das Treffliche und bedauerte, daß es so bedrückt und vereinzelt sei. Die Akademie selbst war beunruhigt über den schlechten Erfolg ihrer Ausstellung und deren Einnahme, da endlich erbarmten sich Apoll und Carl Friedrich Lessing in Düsseldorf der Noth dieser armen Professoren und sandten ihnen ein Kunstwerk zu, das allein für sich im Stande ist, dieser Ausstellung einen noch nie erreichten Glanz zu verleihen. — In der That kann man, wenn man von derselben sprechen will, mit nichts Anderem beginnen als mit Lessing's: „Huß in Costnitz," ein vollendetes Meisterwerk, wie es wohl noch kein deutscher Historienmaler gemalt, und wie noch nie eines auf einer hiesigen Ausstellung gesehen wurde. Das Bild selbst ist nicht unbekannt. Es ward von dem kunstliebenden Grafen Raiggesky bestellt, später wünschte es das Museum in Frankfurt zu erwerben, noch immer waltet Streit darüber, und das Kunstwerk selbst ist eigentlich noch unverkauft. Unbedenklich aber paßt es am besten für eine Nationalgallerie im deutschen Lande und darf nicht das Schicksal haben, vielleicht auf einem Schlosse zu verkümmern, ähnlich den vielen edlen Kunstwerken, die in Schottland und Irland verborgen werden. — Würde endlich in Berlin eine Nationalgallerie errichtet, wie schon seit so vielen Jahren vergebens vorgeschlagen und eifrig gepredigt wird, so müßte Lessing's Huß darin den ersten Platz erhalten, aber auch ohne dies dürfte ein Werk nicht wieder von uns gehen, das meines Erachtens nach der Culminationspunkt von Lessing's Talent ist; es müßte gekauft und zu besserer Zeit aufbewahrt werden, wo es seinen würdigen Platz im Museum einnehmen kann. — Das Bild stellt ein Verhör dar, das Huß im Kerker vor drei Cardinälen zu bestehen hat, die von einem ganzen Schwarm von Bischöfen und Geistlichen begleitet sind. Wahrscheinlich soll es das Verhör am 28. November 1414 sein, nach welchem Huß in strenge Haft gebracht wurde und nicht wieder frei kam, obgleich er sehr krank war. Huß steht in der Mitte an einem Tisch, mit der linken Hand die Bibel haltend, die rechte auf seine Brust gepreßt, so redet er zu seinen Feinden, die zu beiden Seiten ihn umsitzen. Sein bleiches krankes Gesicht ist voll unerschütterlicher Energie, man sieht es ihm an, er kann und will nicht widerrufen. Hager, mit eingefallenen Wangen, hervortretenden eckigen Zügen und einer Denkerstirn, steht er voll ruhiger Würde, und seine schwarze Tracht mit Zobelverbrämung löst sich so wunderbar von der Wand ab, als träte er aus dem Bilde hervor und uns entgegen. — Vor ihm zur Rechten sitzen die drei Cardinäle, und hier zeigt sich die große Kunst des Malers; drei rothe Gestalten und doch welch Wechsel in dieser eintönigen Färbung! Die schöne Vertheilung und die Abstufungen des Lichts, der wundervolle Faltenwurf der weiten Gewandung und die Kraft und Verschiedenheit dieser greisen Köpfe, die Schlauheit hier, der starre Fanatismus dort, Alles wirkt so kunstvoll vereint, daß die rothe Masse ganz dabei verschwindet. — Die Gewandung überhaupt ist in diesem Bilde so meisterhaft behandelt, wie ich sie noch niemals gesehen habe. Alles fällt in so natürlichen Falten nieder, löst sich so leicht und zierlich bei dem Einen, so schwer und ungeschickt bei dem Andern, und stimmt so sehr überein mit dem Ausdruck der Köpfe und der körperlichen Eigenthümlichkeit, daß sie zur Charakteristik jedes Einzelnen kunstvoll paßt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 217. — den 5. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen, von F. W. Hackländer.

(Beschluß.)

Eine andere, nicht minder beachtungswerthe und sehr wichtige Person in dem Haushalte des Theaters ist der Inspicient. Da der Posten eines Inspicienten einen Mann verlangt, der eine Unzahl von Stücken fast auswendig weiß, der das Theater durch und durch kennt, so sind es meistens gediente Veteranen, denen ein solcher Posten anvertraut wird. Dieser Mann, der den ganzen Tag in seiner Rumpelkammer zu thun hat, wo er die alten rostigen Schilder hin und her wirft, zur Vorstellung herrichtet und wieder aufräumt, wo er die Deckelkannen und Becher, aus denen die tapfern Ritter getrunken, zusammenstellt, hat sich durch diese immerwährenden Arbeiten mit den leblosen klappernden Gegenständen ein finsteres, mürrisches Wesen angewöhnt, das er an allen seinen Collegen und selbst an den Vorgesetzten ausläßt. Dabei sind ihm seine alten Geräthschaften ein wahres Heiligthum, und ein Nagel, der ihm nach der Vorstellung an irgend einem Stücke fehlt, ist im Stande, ihn für mehrere Tage unglücklich zu machen. Der Inspicient ist gewöhnlich von Natur ein gutmüthiger Mensch, was sich auch auf seinem Gesichte ausdrückt, weshalb der Ingrimm und der Schmerz, der ihm durch die rohe Behandlung seiner Requisiten verursacht wird, auf seinem dicken lächelnden Gesicht nicht recht die Oberhand gewinnen kann. Sein Geschäft verbietet ihm, in der Kleidung sehr gewählt zu sein, und da ihm bei dem Herumstöbern in den Winkeln zuweilen die Perrücke etwas verschoben wird, so sieht der Mann nicht selten sehr possierlich aus, wenn er so mit einigen mächtigen Ritterschwertern unter dem Arm an das Tageslicht heraufsteigt. Des Abends bei der Vorstellung läuft er hinter den Coulissen umher, um jedem der Schauspieler zu sagen, wann der Augenblick da ist, daß er auftreten muß. Dann liest er das Stichwort, es mag einen noch so rührenden Monolog beschließen, mit näselndem Tone ab, gibt dem Schauspieler einen kleinen Puff, nimmt hastig eine Prise und eilt auf eine andere Seite der Bühne, wo es vielleicht eben blitzen soll, oder wo er den Befehl zu geben hat, daß ein paar kleine Balletmädchen, die als Genien in ihren Hänggurten zappeln, über die Bühne fliegen sollen.

Jetzt endlich schlägt es zehn Uhr; der Regisseur kommt in Begleitung des langen Schauspielers, von dem ich oben sprach, und der ihn regelmäßig zu den Proben abholt; denn der Regisseur, ein kleiner König in seinem Reiche, hat so gut Günstlinge wie jeder Andere. Hier auf der Probe hat sein Auftreten wirklich etwas Königliches, und er wird umringt von der Schaar der Supplicanten, die sich in der ersten Coulisse hinter leinwandenen Bäumen und hölzernen Steinen verbargen. Zuerst naht sich ihm der Machinist, der zugleich Decorateur ist, und entschuldigt sich über einen verunglückten Mondschein, oder daß eines der Garderobemädchen gestern bei der letzten Scene, wo der Hintergund das offene Meer darstellte, ins Wasser gegangen sei. Er habe sie zurückhalten wollen, doch sei es zu spät gewesen. Der Anfüh-

rer der Statisten, der, weil er in vorkommenden Fällen die Gefechte zu führen hat, Schlachtenlenker genannt wird, bringt die Liste, auf der die Soldaten verzeichnet sind, die im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, wo sie als Leibwache des Herzogs von Alba über die Breter marschiren sollen. Der Balletmeister, dem der Regisseur heute Morgen einige Zeilen schrieb, er möge doch bei den Volksfesten in Brüssel durch einige Tänzer im Hintergrunde einen kleinen Tanz aufführen lassen, steht auf der Bühne und macht nur einige Schritte gegen den Regisseur, damit dieser die gleiche Anzahl gegen ihn machen soll. Er thut dies nur, um seiner Würde nichts zu vergeben, obendrein, da er alle Ursache hat, sich über das Begehren des Regisseurs beleidigt zu finden, denn er sagt diesem, daß er es sehr geschmacklos fände, wenn man verlange, daß das Ballet im Hintergrunde tanzen solle. Der Regisseur weiß ihn nur durch das Versprechen zu beruhigen, daß dort ein kleiner hölzerner Hügel gebaut werden soll, auf welchem man vom Parterre aus die Tänze deutlich sehen könne. So hat der beschäftigte Mann nach allen Seiten zu fragen, zu beantworten, Bitten zu gewähren oder abzuschlagen. „Lieber Bruder," sagt der Herzog Alba zu ihm, „Du könntest mir zu der Rolle auch eine neue Perrücke machen lassen; ich versichere Dich, die alte paßt gar nicht mehr dazu." Vansen, der Schreiber, kommt und beklagt sich, daß er in der Garderobe keinen Rock finden könne, der zerrissen genug wäre. Kaum sind die Beiden abgefertigt, und der Regisseur ist glücklich an seinen Tisch gelangt, worauf die Klingel und sein Hut steht, so fühlt er sich leise am Rock gezupft. Es ist eine Choristin von kleiner Statur, die sich gern auszeichnen möchte, und da sie wegen ihrer unansehnlichen Gestalt von den Andern immer zurückgedrängt wird, hat sie sich auf die Gassenjungen und dergleichen verlegt und bittet den Regisseur, sie bei den Volksfesten in Brüssel einen solchen spielen zu lassen. Nach einer Zeichnung und Beschreibung, die er heute Morgen dem Decorateur zuschickte, hat dieser das Theater zu der ersten Scene, wo Zeller im Begriff ist, nach der Scheibe zu schießen, hergerichtet. Der Regisseur, der die Niederlande bereiste, hat dort einigen kleinen Festen der Art beigewohnt und die Häuser auf dem Theater geschmückt, wie sie daselbst verziert waren. Von den Giebeln hängen bunte Fahnen mit Namen verschiedener Ortschaften und Dörfer, die Theilnehmer zu dem Scheibenschießen sandten. Auf dem Boden sitzen Gruppen von Kindern, und der Regisseur zeigt ihnen, wie sie spielen und sich herumbalgen müssen; auch dürfen sie zuweilen schreien und laut jubeln. So beginnt die Probe, doch gibt es noch Unsägliches zu thun. Bald stehen die Landleute im Hintergrunde zu dick auf einander, bald sind die Reihen zu dünn und füllen das Theater nicht aus. Die Statisten, welche die gemüthlichen holländischen Soldaten darstellen sollen, marschiren ängstlich hin und her mit angezogenen Knien und steifen Fußspitzen, als wenn sie auf dem Exercierplatze wären. Die Damen des Ballets, die leichfüßige Bauernmädchen machen sollen, schweben wie Nymphen einher, machen statt natürlicher Bewegungen die ausgesuchtesten Attitüden, kurz, es ist noch nicht die Idee von einem wirklichen Leben in dem Gewühl. Der Regisseur läuft herum, stellt hier eine Gruppe zusammen, jagt dort die Kinder auseinander und fordert sie auf, laut zu schreien; endlich geht die Sache etwas besser; doch kaum wird es von neuem probirt, so haben die Meisten das eben Gemachte wieder vergessen und es muß ihnen abermals gezeigt werden; besonders die Kinder sind schüchtern und fürchten sich, bis vorn auf die Bühne zu laufen, weshalb der Regisseur einen Korb mit Aepfeln kommen läßt, und der Inspicient muß einen nach dem andern über die Bühne rollen lassen. Jetzt wird's besser, die Kinder laufen den Aepfeln nach, werfen einander um, überpurzeln sich und die Sache wird natürlicher. So geht die Probe fort. Die Scenen zwischen Egmont, Brackeburg und Clärchen erfordern weniger Mühe; doch hat der Regisseur auch hier immer noch genug zu thun, um dem Ganzen die gehörige Rundung zu geben. Da müssen die Farben der Decoration, der Möbel mit den Costümen übereinstimmen, und wenn er endlich nach seiner besten Einsicht alle diese Sachen ordentlich zusammengestellt hat, so kommt ihm oft noch die Meinung eines einzelnen Künstlers dazwischen, und er muß, um die Collegen bei guter Laune zu erhalten, die ganze Anordnung wieder umwerfen.

So glaubt Alba, daß ein rother Sammetmantel zu seinem Costüme besser stehen würde, was aber nun zu den Möbeln von derselben Farbe und demselben Stoffe nicht gut passen würde. Der lange Schauspieler, der den Oranien spielt, überzeugt den guten Regisseur in einer schwachen Stunde, daß er zu seinem schwarzen Kleide auf jeden Fall blaue Möbeln haben müsse, und so geht das fort, untermischt mit andern kleinen Störungen, die jeden Augenblick eintreten. Clärchen ist heiser und kann ihre Reden kaum sprechen, auch zerstreut und sieht oft hinter den Coulissen umher, als suche sie dort etwas. Die Mutter dagegen, die sich noch der seligen Zeit erin-

nerte, wo sie Clärchen spielte, verspricht sich jeden Augenblick und sagt oft in der Zerstreuung lange Sätze von den Reden ihrer Tochter. Hinter den Coulissen wogt und murmelt es durch einander, und der Regisseur muß oftmals seine Klingel gebrauchen und Ruhe gebieten, damit er die auf der Bühne Befindlichen hören kann. In Gruppen stehen die Schauspieler, die Choristen und Statisten vor und in den Garderoben zusammen, betrachten die Kleider, die dort ausgehängt sind, haben daran etwas auszusetzen, oder einer ärgert sich über den andern, wenn Jener ein besseres Kleid hat als Dieser. Vansen hat sich so in seine Rolle hineinstudirt, daß er den aufrührerischen Schreiber auch hinter den Coulissen fortspielt. Er beweist eben dem Brackeburg, der gerade seinen Contract in der Tasche hat, daß er danach den Egmont rechtmäßig für sich in Anspruch nehmen könne; zufällig kommt der zweite Tenor hinzu und ist voll Gift und Galle über den Regisseur, der von ihm verlangt, er solle die gemeinschaftlichen Reden der Bürger mitsprechen. Auf der andern Seite stehen die Choristinnen beisammen und Alle haben sich über den Regisseur zu beklagen. Diese wollte heute Morgen von der Probe dispensirt sein, und troß dem, daß sie eine große Wäsche hat oder ausziehen will, mußt sie doch bleiben; eine Andere, die unverheirathet ist, wurde von ihm auf das Gröbste beleidigt, indem er sie gestern ermahnte, zur heutigen Probe ihre Kinder mitzubringen; einer Dritten endlich, die beim wehmüthigsten Chor oder bei Ausbrüchen der Verzweiflung oder des Schmerzes ruhig ihren Strickstrumpf bearbeitet, wurde diese Thätigkeit auf der Probe untersagt und sie dadurch auf das Empfindlichste gekränkt.

So dauern die Proben fort, Morgens und Nachmittags, und allmälig taucht aus dem Chaos ein fester Kern hervor, und bei der Generalprobe sieht sich im günstigen Falle der Regisseur für seine viele Arbeit und Mühe belohnt, denn die Vorstellung verspricht eine glänzende zu werden. Auf dem Zettel von heute steht schon für morgen der Egmont angekündigt, aber noch ist manche Tücke des Schicksals zu fürchten, die vielleicht die ganze Vorstellung für längere Zeit hinausschieben kann, die wirkliche oder fingirte Krankheit eines Mitgliedes, und der Regisseur sieht an diesem Tage dem Theaterdiener immer mit Schrecken entgegen, weil er die unheilschwangern Worte zu hören glaubt: Herr oder Madame So oder So sind krank geworden. Doch kommt diesmal der Tag der Aufführung ohne Störung heran. Der Zettel wird gedruckt, öffentlich angeklebt, und jetzt ist so leicht an eine Veränderung nicht mehr zu denken. Während nun schon von drei Uhr Nachmittags an der Regisseur in den Garderoben und auf der Bühne herumkriecht, hier andere Costüme aussucht, dort noch Anordnungen für die Möbeln trifft, während der Mann dabei ermüdet und abgespannt von der tagelangen Arbeit obendrein seine Rolle hervorholen und noch einmal ablesen muß, schlendert man auf der Gasse gemächlich ins Kaffeehaus und liest an der Ecke den angeklebten Zettel. „Egmont," sagt Einer, „wäre mir schon recht." — „Mir auch," sagt ein Anderer, „und Der und Der, und Die und Die spielt mit; die Besetzung ist ziemlich." — „Ja," fügt ein Dritter gähnend hinzu, „wenn ich mich nur nicht bei Durchlesung des Theaterzettels immer ärgern müßte, da lesen die Schauspieler ihre Rollen ein halbmal durch, halten zu ihrem Vergnügen eine Stunde Probe, und dann macht sich so ein Regisseur wichtig und läßt auf den Zettel drucken: „Neu in Scene gesetzt!"

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die Kunstausstellung. Huß in Costnitz v. Lessing und die historischen Bilder.]

Hier dehnt sich ein Prälat auf seinem Stuhl und flüstert seinem Nachbar zurückgebeugt etwas zu. Sein grünes Faltenkleid schlottert auf dem nervigen, üppigen Köper, die goldgestickten Bänder heben sich von der breiten Brust, er lacht, und wie lacht er mit seinem braunen, wüsten, von Trinkgelagen und rohen sinnlichen Genüssen aufgeschwemmten Gesicht? Ein Anderer hat sich ganz fest in sein Kleid gewickelt. Die Falten spannen sich straff, er wiegt den listigen Kopf in der Hand; die Beine übereinander geschlagen, horcht er auf die Worte des Ketzers, seine Augen blitzen mit einer unnachahmlichen Bosheit und Feinheit, sein rothes Haar auf dem jungen unbärtigen Kopfe quillt dicht unter der Bischofmütze hervor. Ein dritter feister Prälat hat sich ganz zurückgelegt und spricht mit einem Vertrauten. Sein Gewand schlägt von den Füßen, er scheint den Huß gar nicht zu beachten, er denkt an Genüsse und flüstert wohl seinem Vertrauten zu, irgend einer schönen fahrenden Schwester eine Bestellung zu machen. — Es sind vier und zwanzig Köpfe und Gestalten auf dem Bilde, das eine ganze Wand einnimmt, und jede hat ihren eignen Reiz, jede drückt einen besondern Charakter aus, keine ist bedeutungslos und Alle sind mit derselben Vollendung gemalt. — List, Schlauheit, Leichtsinn, Bosheit, stumpfsinniger Fanatismus, Haß und Begeisterung für die Wahrheit ist mit Meisterhand diesen Köpfen aufgedrückt. — Aus der Schaar der Mönche und Priester ragt dann eine einsame hohe Gestalt auf. Im schwarzen Weltkleid mit schwarzen Locken, die bis auf den Kragen niederwallen, ein hartes kühnes Gesicht, mit wild blitzenden Augen, die sich fest auf Huß richten. Das ist ein Böhme, ein Begleiter des ange-

beteten Rectors von Prag, ein Hussite und in dieser einzigen markigen, fanatischen Gestalt hat der Künstler die ganze blutige Folge jener blutigen That componirt, den erbarmungslosen Krieg, der aus Huß's Asche aufloderte. Aus diesen Zügen spricht die Rache, die ohne Sättigung Feuer und Schwert von Ungarn bis zum baltischen Meere trug und nur mit dem Tode jener kühnen Männer endete. — Und mit welcher Schönheit, mit welcher Wahrheit und Kunst ist dies Bild gemalt. Die Behandlung der Farben darin ist eben so außerordentlich wie die Vertheilung des Lichts, die Klarheit und Tiefe, die äußerste Sorgfalt, mit welcher jede Einzelnheit behandelt ist. — Die Gestalten lösen sich ab und treten heraus, sie leben gleichsam vor uns auf und versetzen uns in ihre Mitte. — Lessing hat dies Bild auf geköperten Zwillich gemalt und hierdurch den Vortheil erhalten, die Untermalung nur sehr dünn auftragen zu dürfen. Die Steinwand des Kerkers erhält dadurch noch einen besondern natürlichen Ausdruck in ihren Quadern, wie denn auch der grau-gelbliche Ton des Bildes dabei gewinnt. — Dies großartige Meisterwerk hat die Säle der Ausstellung mit Bewunderern und Schaulustigen gefüllt; über seinen Werth herrscht nur eine Stimme, selbst der Neid schweigt davor. Die Maler selbst sind die Ersten, welche es anerkennen, daß es bis jetzt unerreicht sei, und mit Entzücken betrachten sie die tadellose Schönheit, an welcher sich auch nicht der geringste Mangel herausfinden lassen will. Natürlich treten die übrigen Leistungen um so mehr in den Schatten und namentlich dürfte Hensel's Bild: „die Todesahnung des Herzogs von Braunschweig auf einem Balle in Brüssel," nach Childe Harald's Pilgerschaft, von Lord Byron, wohl eine schärfere Kritik erfahren, als es von unseren alles lobenden, zuckersüßen, sogenannten Kunstrichtern in den hiesigen Zeitungen geschehen ist. — Zuvörderst sollte wohl kein Maler etwas malen, was mit dem Pinsel wohl von dem allergrößten Meister nicht darzustellen ist, was ewig Eigenthum der Poesie bleiben muß. Eine Todesahnung: wie will der Maler diese darstellen, ohne eine Beschreibung dazu zu liefern, was sein Gemälde bedeuten soll, und wenn die geliefert werden muß, so taugt das Ganze schon darum nichts. — So sehen wir denn auch hier einen hübsch gemalten jungen, wohl zu jungen, schwarz gekleideten Mann, der in horchender Stellung an einem Fenster steht. Seine Züge drücken eben auch weiter nichts als ein aufmerksames Hören aus, und damit doch etwas an den historischen Inhalt dieses Bildes erinnere, hat Hensel an der Tiefe des Nachthimmels ein feuriges Zucken gemalt, welches den Kanonendonner ausdrücken soll, den der Herzog prophetisch hört. — Auch der Hintergrund, jener Ballsaal der Herzogin von Richmont, mit einigen porträtähnlichen Figuren ist eine kalte, leere Staffage zu diesem Bilde, fast selbst als eine Todesahnung anzuschauen, daß das Ganze nicht zum Leben kommen werde. Hensel hat viel besseres früherhin gemalt, dies, obwohl viel Geschrei davon gemacht wurde, wird seinen Ruhm nicht sonderlich fördern.

Wenigstens eben so schlimm sieht es mit Begas' „Christus am Oelberge" aus. — Begas ist ein viel zu talentvoller Künstler, um ein geradezu schlechtes Werk zu liefern, aber von ihm verlangt man auch mehr als von manchem andern. Seine Farbe ist immer schön, sein Pinsel weich und zart, zuweilen zu kraftlos und glatt, besonders für historische Werke. — Christus auf dem Oelberge ist für eine pommersche Kirche bestimmt, ein Altarblatt. Der knieende Erlöser ist ein wenig theatralisch gemalt, am Fuße des Berges lagern die Jünger, eine unschöne Gruppe. Das Ganze macht einen unbefriedigenden Eindruck. — Wach's großes Bild „der heilige Otto die Wenden bekehrend," ist bis jetzt nicht auf der Ausstellung erschienen; dagegen sehen wir von Hermann Stilke, ein zwölf Fuß breites und neun Fuß hohes Gemälde: „Auszug der letzten Christen aus dem heiligen Lande, nach dem Falle von Ptolomais." Das Bild ist Eigenthum des städtischen Museums in Königsberg, nach einer Skizze gemalt, die wir schon kennen und welche besser war als diese kolossale Ausführung. Einzelne schöne Köpfe geben Zeugniß von dem Talent des Malers, viele Gestalten aber sind verzerrt, ein paar streifen an die Caricatur, der Maler war seinem Stoff nicht gewachsen. — Von einer ganzen Fülle anderer historischer Gemälde ist es genug, wenn ich Ihnen den Namen hersetze. Lasynsky aus Koblenz gibt uns einen Abschied Gustav Adolf's von den Reichsständen; Teichs in München, einen Abschied Heinrich des Löwen von seiner Gemahlin; Hopfgarten, eine heilige Cäcilie; Fielgraf, Martin Luther die Theses in Wittenberg anschlagend; Kannegießer, Armide und Rinald; Franz Wagner, Tetzel Ablaß verkaufend in Berlin; Heinrich Mücke, eine heilige Elisabeth u. s. w. — Noch ist von Lessing ein historisches Bild zu sehen: Heinrich der Fünfte, die Gefangennehmung des Papstes Paschalis befehlend, das jedoch keinen allgemeinen Beifall findet. Die Farbe ist etwas zu braun und lederartig, der Kaiser keine historische Gestalt, besser ist der Papst und die Gruppe der Mönche. Endlich aber hat die Ausstellung auch ein kostbares Bild von Eduard Ratti: „Kaiser Heinrich der Siebente in Buonconvento, beim Abendmahle von einem Mönch vergiftet." Das Bild nimmt eine halbe Wand ein. Der Kaiser ein junger Mensch mit einem Ziegenbart und ellenlangen Sporen, der ungefähr aussieht wie ein verunglückter Wundarzt dritter Classe, kniet vor einem Mönche, hinter dem man einen Pfandleiher vermuthen dürfte. Das ist der Bösewicht, der diesen edlen Jüngling vergiftet. Heinrich war jedoch 51 Jahre, als er in Buonconvento plötzlich starb. Die Farbe in diesem Bilde ist ganz dazu passend, etwas Pfirsichröthlich und Graublau, sonst ist das Bild sehr schön, schade daß die böse Welt es so verkennt und so viel darüber spöttelt.

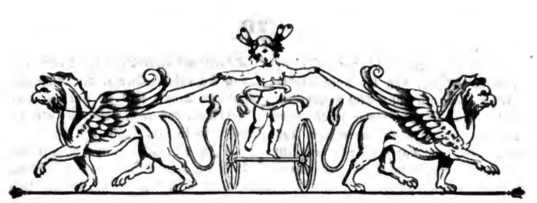
(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z.

[Mundt's Freihafen.]

Unter dem, was die letzten Hefte des Freihafens brachten, nehmen zwei Darstellungen die besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, die Charakteristik des alten Görres, von H. Merz, und die Betrachtungen über den Selbstmord, von Friedrich Saß.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 218. — den 7. November 1842.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

Mährchennovelle vom Verfasser des „Teufel Weltis."

Die goldne Zeit der Kunst in Rom war vorüber und Kirchen und Paläste mit Meisterwerken überfüllt. Man war des hohen Styles satt, geringere Talente kamen an die Tagesordnung, wetteiferten um die zweiten Preise und erstanden in solcher Menge, daß Bilder nichts Kostbares und Seltenes mehr waren. Das Genie aber strebt nach dem Höchsten und mag und kann nur Großes und Einfaches schaffen. — Nur ein Genie noch gab es unter allen römischen Malern. Cardenio stammte aus einem alten adligen Geschlechte, war jedoch arm, und daß er seine Kunst lediglich als Sache des Berufs und innerer Neigung ansah, besserte seine Glücksumstände nicht eben. Kenner lobten zwar seine reinen Formen, seine kühnen Compositionen und fleißige Ausführung; und reiche Sammler kauften hier und da seine Bilder als Merkwürdigkeiten. Im Grunde aber hatten untergeordnete Talente mit ihren leichtfertigen Arbeiten mehr Glück und spotteten seines höheren Strebens. „Schade um diesen Cardenio," sagten sie, „daß er sein Talent nicht besser zu benutzen weiß. Ein alter Maler, der seine Vergangenheit hat, darf wohl die guten alten Zeiten loben, allein der Jüngling muß sich der Gesinnungen der Mitwelt zu bemeistern wissen und sich den Richtungen der Gegenwart an die Spitze stellen. Cardenio will zwar hoch hinaus und thut, als wolle er die ganze Welt bekehren und umgestalten. Allein er wird schon fühlen, daß er der Mann dazu nicht ist. Die Welt läßt sich nicht zwingen und das Vergangene läßt sich nicht gewaltsam wieder herbeiführen."

Solche Reden verdrossen den stolzen Cardenio nicht wenig. „Was haben äußere Umstände und zufällige Verhältnisse mit wahrer Menschengröße zu schaffen?" rief er aus. „Welche Feigheit, sich herrschenden Ansichten und dem blinden Urtheile der Menge zu unterwerfen! Der echte Künstler fühlt seinen Werth in sich und sucht sich selber zu genügen. Ich bin zu stolz, der heutigen Welt als Tagelöhner zu dienen und mein Talent ihren Bedürfnissen zu weihen!"

Indeß wollte er nicht nur in seinen Werken, sondern auch in seiner äußeren Lebensweise es den hohen Meistern, die er sich zu Vorbildern gewählt, gleichthun. Zwar konnte er nicht wie sie mit einem glänzenden Hofstaate sich umgeben, prächtige Palläste bewohnen und in üppigen phantastischen Festen die Nächte durchschwelgen. Allein verschwenden konnte er, was er hatte, und suchte, der Aufregung gewohnt, wenn er in künstlerischer Begeisterung sich müde geschwelgt, die Freude und Wollust auf, um sich zu berauschen und zu betäuben. Und war er der Genüsse satt, so fühlte er wieder das Bedürfniß nach Höherem und Edlerem und kehrte fast reumüthig zur Kunst zurück.

Auch darin schlugen seine bei weitem minder befähigten Kunstgenossen den entgegengesetzten Weg ein. Sie beflissen sich eines sittigen Benehmens, schätzten es sich zur Ehre, bei vornehmen geistlichen und weltlichen

Herren schmarotzen zu können, und mieden gewissenhaft alles Anstößige, wohl wissend, daß ihr Künstlerruhm nicht ausreichte, einen verlorenen guten Ruf herzustellen. — Dies nannte der stolze Cardenio zwar verächtlichen Sklavensinn. Tägliche Erfahrung aber lehrte ihn, daß dieser Sklavensinn, wenn auch nur kriechend, doch sein Ziel erreichte, während er mit stolzem Schritte seinem unvermeidlichen Verderben entgegenging.

Wirklich auch gerieth er bald in eine trostlose Lage. Sein Eifer ermattete, seine Begeisterung erkaltete. Die Ausschweifungen, denen er sich um so zügelloser ergab, je weniger er Aufmunterung zur Thätigkeit fand, untergruben seine Gesundheit. Seine Mittel schwanden, seine Erwerbsquellen versiegten, böse Schuldner drängten ihn, und er hatte alle Ursache, sich seiner Armuth, seiner schlechten Kleider, seines kränklichen Ansehens und seines üblen Rufes in gleichem Grade zu schämen.

Schmach ist dem Künstler unerträglich; ändern mußte er sich, das fühlte er. Aber seinen Charakter verleugnen konnte er nicht. Seine Aenderung fiel am Ende eben so abenteuerlich aus wie sein ganzes bisheriges Treiben.

„Wozu noch ferner fruchtlos forschen und streben," sprach er zu sich selbst; „das Hehre und Heilige in Licht und Farbe zu bringen; da es heute gilt, erworbene Fähigkeiten und erlernte Künste zu Markte zu tragen und zu Geld zu machen. Ich tauge nicht für meine Zeit und will nicht länger meinen edlen Namen mit der Bezeichnung eines unglücklichen Künstlers verunglimpft sehen. Wer lebenslänglich unberühmt war, darf nur auf einen zweifelhaften Nachruhm hoffen, und ich verschmähe eine Bewunderung der Nachwelt, die sich mit Mitleid paart. Die Kunst ist nur ein Traum und Abglanz ewiger Wahrheit. Was mir als Künstler versagt ist, kann ich als Mensch noch erreichen und unmittelbarer mit meinem Selbst nach dem Ewigen streben. Ich will nicht ferner Heilige malen, sondern selber heilig sein; welch schönerer Ruhm, wenn dereinst meine Jugendwerke Anerkennung finden und es heißt: der junge Maler entsagte bald einer Kunst, die ihm nur Verkennung zuzog, verschmähte den Lorbeer der Nachwelt, um die himmlische Friedenspalme zu erringen." — Und dieser neue Lebensplan erfüllte dermaßen seine Seele, daß er die Zeit kaum abwarten konnte, ihn ins Werk zu richten.

Er verkaufte die wenigen Ueberbleibsel seiner Habseligkeiten, verschaffte sich ein härenes Gewand und einen breitkrämpigen Muschelhut, ergriff den Pilgerstab und verschwand aus Rom. Er durchwanderte Italien, die Schweiz und einen Theil von Deutschland und kam endlich nach Schwaben, allwo er die Menschen so frommen und schlichten Sinnes fand, so fern von allem Kunstsinn und Geschmack, daß er glaubte, hier oder nirgend völlig vergessen zu können, jemals ein Künstler gewesen zu sein.

In der Nähe einer gewissen ansehnlichen Stadt hatte ein Kloster sich über sein Fundament erhoben und eben seine Wölbungen geschlossen. Man arbeitete noch an seiner innern Ausschmückung. Die beschränkten, der Welt gänzlich entfremdeten Geistlichen hatten nie etwas Aehnliches gesehen, der Bau kostete große Summen, und sie hielten ihn für eine absonderliche Merkwürdigkeit, werth, von jedem Reisenden und Pilger in Augenschein genommen zu werden. Selten aber verirrte sich ein Wanderer in die entlegene Gegend, und Cardenio kam wie gerufen, das neue Kloster ansehen und bewundern zu können, noch ehe es ganz vollendet war.

Nicht alle Bauwerke des Mittelalters sind eben Meisterstücke. Guter Glaube pflegt auch Dummheiten und frommer Sinn Abgeschmackheiten zu veranlassen. Allein das gänzlich Unzweckmäßige und Abgeschmackte sagte der gegenwärtigen Stimmung des jungen Pilgers zu, und das Kloster entsprach dermaßen seinem inwohnenden Mißmuth und Kunsthaß, daß er hier ein Asyl gefunden zu haben glaubte, um ungestört ein neues gottgefälliges Leben zu beginnen.

Man führte ihn im Kloster herum, und seine Zufriedenheit mehrte sich bei Allem, was man ihm zeigte; zuletzt nahm er keinen Anstand, zu versichern: es gefiele ihm Alles so überaus, daß er sich glücklich preisen würde, sein ganzes Leben hier zubringen zu dürfen. Und dieser vortheilhafte Eindruck ihres Klosters auf einen Fremden, der geradenweges aus Rom kam, der Heimath aller Künste, und der selber Künstler war, schien den frommen Mönchen so erfreulich und erwünscht, daß sie seine Bitte mit eben der Hast und Begier erfüllten, womit er sie anbrachte.

Phantasie hat Wunderkräfte, um ihre Räume zu erfüllen, und Schwärmerei bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Cardenio widmete sich mit solchem Eifer seinen neuen Pflichten, daß das ganze Kloster voll seines Lobes war. Arm und ohne Mitgift war er gekommen; er wollte auch Niemandem zur Last fallen, nährte sich daher von Wurzeln und Beeren und von Brot, welches er beim Landvolk erbettelte. Mit einem Worte, er führte ein so erbauliches Leben, daß man nicht umhin konnte, schon nach Verlauf des ersten Monats sein Noviziat abzukürzen, und dies vermehrte nur seinen gottseligen Eifer.

Bruder Silvanus, — so lautete jetzt sein Klostername — war ein besonderer Mensch und wollte es auch sein. Stets mußte er Bewunderungswürdiges vollbringen, gleichviel, ob als Mönch oder als Maler. Seit seiner Einkleidung wusch er sich nicht mehr, ließ Haar und Bart und Nägel wachsen und trieb die Selbstverläugnung und Ertodtung der Begier so weit, daß er für sündlich erachtete, das harmlose Ungeziefer, welches seinen heiligen Leib benagte, durch ein leises Jucken, geschweige denn gar durch ein entschiedenes Kratzen in seiner kurzen Daseinsfreude zu beunruhigen.

Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich daher bald in der Gegend, und sein heiliges Aussehen unterstützte ihn dermaßen, daß Krüppel und alte Weiber, die ihm begegneten, sich von ihm heilen lassen wollten. Und vielleicht hätte der Bruder Silvan jetzt schon angefangen, Wunder zu thun, aber ein Heiliger darf nicht pfuschen, und um durch Wunderthaten den Glauben zu befestigen und frommen Seelen ein nacheiferungswürdiges Beispiel zu gewähren, galt es zuvörderst, auf glorreiche Weise dem bösen Feinde zu widerstehen.

Der Teufel hatte sich noch niemals in Schwaben blicken lassen, und wäre sein Dasein nicht durch die heilige Schrift beurkundet, so hätten ihn die redlichen Schwaben nicht einmal dem Namen nach gekannt. Es ist wahr, der Teufel kennt seine Leute, über den Köhlerglauben und die geistliche Armuth dort zu Lande durfte er nichts auszurichten hoffen, und sparte im voraus seine Müh. Cardenio aber, ein liederliches römisches Weltkind, hatte sich aus unbegreiflicher Künstlerlaune mit einem Male aus allen seinen Stricken losgewickelt, hatte die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, und war aus dem Stegreife ein Heiliger geworden. Er hätte nicht Teufel sein müssen, um sich dergleichen geduldig gefallen zu lassen, und überhaupt misset er ungern Künstler und Genies.

Da zog er eine härene Kutte an, gürtete einen Strick um den Leib, setzte einen Muschelhut auf und gelangte ebenfalls als Pilger nach Schwaben.

Er begehrte das Kloster zu sehen, und die frommen Väter fragten ihn: „Woher er käme?" Da war er so unverschämt und erwiederte: „Geradenwegs aus heiligen Landen." — „Welche Gnadenorte er besucht?" — „Alle!" — „Welches Wunder daselbst ihm das größte geschienen?"

„Fromme Väter!" sprach der gottlose Pilger. „Das größte Wunder in den heiligen Landen ist, daß die ungläubigen Saracenen aus ihrem blinden Heidenthume eben so viel Wesens und Aufhebens machen wie die frommen Schwaben aus ihrer erleuchteten Rechtgläubigkeit."

Hierauf wurde ihm das Kloster gezeigt, und weil er zu leben weiß und Niemandem ohne Noth einen Spaß verdirbt, lobte er Alles, was einmal da war, und billigte Alles, was sich nicht ändern ließ. — Dies behagte den frommen Vätern ausnehmend, und sie zeigten ihm auch ihre Kirche. Der Hochaltar war mit abenteuerlichen Zierathen überladen und große Engelsfittige spreizten ihre spitzen scharfen Federn so unverschämt aus, daß der Priester nur behutsam sich von der Evangelien- zur Epistelseite wenden durfte, um nicht etwa sich die Augen auszustoßen. Dies Alles ward aber von dem Altarstücke noch weit übertroffen. Es stellte eine heilige Jungfrau mit ungeheuer einfältigen Mienen dar, die eben nichts Besseres zu thun hatte, als den Teufel mit Füßen zu treten, und dieser war im Begriff, wie ein gefallenes Kind in ein bitterliches Weinen auszubrechen. Und der höllische Pilger, den alle vorhergehenden Wunderwerke schon ausnehmend belustigt hatten, vergaß seine heilige Rolle über diesem Anblick und schlug ein herzliches Gelächter auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die Kunstausstellung. Die romantischen und humoristischen Bilder.]

Das romantische Genre ist auch diesmal reichhaltig vertreten. Ein Bild von wunderbarer Farbenfrische und charakteristischer Kraft, hat der französische Maler de la Croix geliefert. Es ist die Einschiffung benannt. Ein Ritter führt seine Dame zu dem wartenden Boot, das sie zu einer Galeere tragen soll, welche in der Ferne ankert. Es ist eine Gluth in diesem Bilde, eine durchsichtige Klarheit, ein Duft, ein Ablösen der Figuren von der Wand, was außerordentlich schön und kunstvoll ist. — Nicht minder trefflich gemalt ist Riedel's Mädchen im Bade. Begas giebt ein schönes Bild: drei Mädchen im Walde mit Lichteffecte, die mit Recht allgemein bewundert werden. Von Magnus sehen wir Mädchen von Nizza und einen Fischerknaben, von Rustige eine Ueberschwemmung, Meyerheim hat ein sehr liebliches, sinniges mit feinem Pinsel gemaltes Bild: eine Mutter und Mädchen mit einem Kinde; Kretschmer Frauen aus Ischia, Jakobs, eine junge Griechin, Grimm, eine Mohrentaufe, Kolbe, Wallensteinsche Reiter, mit dem gewohnten Talent dieses Künstlers gemalt; Edmund Rabe: Kunstreiter in einer kleinen französischen Stadt, ist eines der besten Bilder dieser Art, voller Leben und Charakter mit französischer Grazie, mit keckem Pinsel ausgeführt, ein Beweis, daß unsere jungen Künstler wohl etwas lernen können, wenn sie Paris besuchen; von noch höherem Kunstwerthe ist Aurel

Robert's: Baptisterium der St. Markuskirche, ein Bild von trefflichster Ausführung, Architektur, Licht, Farbenklarheit und Tiefe, welches die höchste Achtung vor dem Meister erweckt. Auch die humoristische Seite des Genres hat manches Ausgezeichnete: so giebt Hosemann in seiner bekannten Manier eine Reihe kleiner Scenen aus dem Leben; Pistorius schildert italienisches Markttreiben; Jordan gibt mehre Lootsenbilder, namentlich ein Lootsenexamen, das sehr glücklich componirt und ergötzlich gemalt ist; Renzel's Darstellung einer verspäteten Abreise, wo ein Fuhrmann in das Zimmer einer reisenden Familie tritt, die, statt gepackt zu haben, sich noch in der größten Verwirrung befindet, hat nicht minder und mit Recht Beifall erworben, auch Mavon stellt mit Glück Vorfälle aus dem Leben dar, größere Theilnahme erregt jedoch Schröter's Münchhausen, das auf der vorigen Ausstellung als Skizze erschien, und damals vielleicht mehr Beifall fand als jetzt die Ausführung; weil man sich von einer Skizze immer mehr versprechen kann, als später geleistet wird. Der berühmte Baron sitzt hier in einem Kreise aufhorchender Jäger und Bauern, denen er seine unglaublichen Jagdgeschichten mit der ernsthaftesten Miene von der Welt vorträgt. Die lange dürre Gestalt, die Beine gekreuzt, den einen Finger an der gewaltigen spitzen Nase, die Jagdmütze weit auf die Stirn geschoben, in der rechten Hand die kurze Pfeife, ist vortrefflich erfunden. Rund um den Tisch vor ihm, auf welcher eine mächtige Bowle und viele Gläser stehen, sitzen die Zuhörer, unter denen mehre mit charakteristisch dummen, zweifelnden und unglaubigen Mienen von großer Wirkung sind. Das braune gleichmäßige, lederartige Colorit der Gesichter ist dagegen sehr zu beklagen, wie denn auch manche Gestalten bedeutender sein könnten. — Weit größeren Beifall erwirbt sich ein Bild von Hasenklever: aus der Jobsiade, das berühmte Examen des Candidaten Jobses. — Jobs steht vor einem langen Tische gelehrter Herren, deren allgemeine Verwunderung und Schütteln des Kopfes auf eine gar belustigende und kunstvolle Weise ausgedrückt ist. — Die Theologie des vorigen Jahrhunderts, die steife Pedanterie, der feiste Hochmuth, das pfaffische Wesen in allen Abstufungen, kann nicht schöner und charakteristischer dargestellt sein, als in diesem trefflichen Gemälde. Und welch ein Muster von Dummheit ist Jobs, der sich altklug vor den Examinatoren auf seinen Füßen wiegt, und die Frage so eben zu erörtern scheint, was ein Bischof sei? — Man hat dieser Gestalt vorgeworfen, sie sei zu sehr Caricatur. Das ist allerdings nicht unwahr, aber um Jobs darzustellen, mußte der Maler ihn in dieser unendlichen Dummheit auffassen. Das Bild ist aber auch zugleich vortrefflich gemalt und ausgeführt, mit feinem klaren Pinsel und einer Sauberkeit, die ihm doppelten Werth verleiht. Auch die Hochzeit des Comachio von Bouterweck, ein großes belebtes Bild mit vielen drastischen Figuren, ist vortheilhaft zu erwähnen. Manches andere muß ich hier übergehen, ich erwähne nur noch ein Bild von Julius Hübner, Felicitas und der Schlaf, das auch den Beweis mit liefern hilft, wie nachtheilig die Kunstvereine werden können. — Hübner hat dies Bild im Auftrage des breslauer Vereins gemalt und 100 Louisd'or dafür bekommen, dafür hat er ein Bild gegeben, drei Spannen hoch, zwei breit. Das machte nichts aus, die Menge thut's hier nicht, aber was hat er gegeben? Zwei recht schön gemalte Kinder, die zu den Füßen eines blondhaarigen jungen schlafenden Weibes liegen, eine der gewöhnlichen Figuren dieses Künstlers, und einen Engel des Schlafs, der sie überschwebt, der aber völlig mißrathen, dünn und jammervoll, halb verhungert, halb verrenkt aussieht. Man sieht, wie flüchtig dies Bild gemalt ist, wie der Maler fertig zu werden eilte, wie er gar nicht auf seinen Ruf bedacht war, und das betrübt. Tieck's Mährchen werden aber nicht allein von Hübner ausgebeutet, auch Steinrück hat diesmal wieder Elfen nach Tieck gemalt, die jedoch ziemlich unglücklich als ein Haufen nackter brauner Kinder ausgefallen sind, die zum Theil den Schönheitssinn beleidigen. Es ist ein Unglück, daß die Maler nicht einsehen wollen, was sich malen läßt, was ewig der Poesie allein gehören muß.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

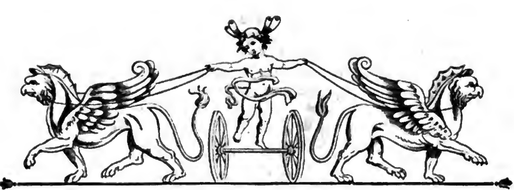
[Das tyroler Bauernspiel.]

Unter diesem Titel erschien in zwei Bdn. (Magdeburg, Baensch) ein historisches Gemälde des Landes Tyrol in den Jahren 1809—1816. Der Verf. gibt sich unter dem Vorwort mit den Chiffren J. F. L.....r. Wir haben hier getreue Localtinten, Autopsie, Frischheit erster Eindrücke. Es kann ein Poet kommen und uns das Herbe dieses Gemäldes mildern, die allzu dreiste Nähe der grobgeschnitzten Figuren in eine weniger beleidigende Form rücken, er kann, ist seine Darstellung wirklich Poesie, das Ganze glorificiren und in ein Licht rücken, wo ihm die künstlerische Beleuchtung und Verklärung wird; allein so sicher, fest, ursprünglich getreu malt niemand diese bäurischen Heldenherzen von Tyrol. Mosen hat den Sandwirth zum Balladenhelden gemacht. Immermann hat vergeblichen Versuch gemacht, ihn zum tragischen Helden zu machen, während nur ein Volksroman, der den Ton der Idylle festhält, ihn richtig nehmen könnte. Jetzt haben wir die getreuen Tagebücher aus jener Zeit, die Volksscenen aus erster Hand, oft roh und ungenießlich. Es wäre Zeit, daß nun ein Poet ans Werk ginge, uns den tyroler Aufstand zur Darstellung zu bringen.

[Wilhelm Vogl.]

Bäuerle erwarb sich das Verdienst in seiner Theaterzeitung, wiederholt auf den alten Theater-Vogl hingewiesen zu haben. Schließlich hat der greise Poet ein Lustspiel geschrieben, das zu den vier besten gehört, welchen die berliner Prüfungscommission das Accessit zuerkannte. Es heißt: Ein Handbillet Friedrich's des Großen. Bäuerle fordert die deutschen Bühnen auf, das Stück rasch zu geben und dem alten Poeten ein erhöhtes Honorar zuzuwenden. Er hat ihnen oft genug mit seinem Humor die Taschen gefüllt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 219. — den 8. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

(Fortsetzung.)

Die frommen Väter erschraken. Das Altarbild, das so verlacht wurde, war eben nicht das wohlfeilste in der Kirche. — Jeder Andere wäre in Verlegenheit gewesen, nur nicht der Teufel. „Ihr frommen Väter!" begann er heiter und unbefangen. „Denkt Ihr, ich lache über das Altarbild? O nein! Ich lache über Euch, die Ihr gar nichts von Kunst versteht. — Ein solches Bild beschaut und zeigt Ihr so gleichgültig? und habt nicht einmal einen Vorhang darüber, die neue Farbe zu schonen? — Ich meines Theils verstehe von der edlen Malerkunst eben so wenig wie Ihr! Aber so viel kann ich Euch sagen: dies ist ein Meisterstück, um dessen Besitz Euch Rom und die ganze Christenheit beneiden muß. Ich habe nicht erwartet, dergleichen hier zu finden, und wer vermuthet auch solche Schätze in Eurem entlegenen Kloster."

Die frommen Väter beruhigten sich wieder und der böse Pilger fuhr fort: „Befindet sich nicht hier bei Euch ein gewisser Cardenio, ein Maler der besten römischen Schule und der erste Künstler seiner Zeit. Er ist aus Rom gebürtig, allwo er eben so berühmt war durch sein Genie wie durch seinen reinen gottgefälligen Lebenswandel. Denn in der That, fromme Väter, er lebte in Rom ganz wie ein Heiliger, und malte auch nur Heiligenbilder. Und seine Heiligen alle wurden so sprechend ähnlich, daß man nicht umhin konnte, zu glauben, die Heiligen kämen vom Himmel hernieder zu ihm in seine Werkstatt, um sich abconterfeien zu lassen. — Freilich soll dieser Wundermann jetzt sein Licht unter den Scheffel gestellt haben, was sehr zu beklagen ist, denn ließe er es leuchten, wie seine Pflicht erheischt zu Nutz und Frommen des Klosters, so würde es Euch Ruhm und Vortheil bringen. Wer aber so viel mit Heiligen umgeht, muß am Ende selbst ein Heiliger werden. Rom und die Kunst haben viel an ihm verloren. — Da dieser Wundermann sich nun in Eurem Kloster befindet, fromme Väter, wie kommt's, daß ich ihn nicht sehe. In der That, das Beste, was Ihr habt, scheint Ihr noch nicht zu kennen, und Eure seltensten Kleinode verbergt Ihr."

Die guten Väter hörten dies mit Staunen. Bruder Silvanus war ein frommer gottseliger Mönch, aber für einen so großen Künstler hätten sie ihn nimmermehr gehalten. Eiligst ließen sie ihn herbeirufen.

Fromm und demüthig kam er daher, in einer Gestalt, die kaum eine menschliche schien. Der Pilger hingegen war ein großer schöner Herr mit feurigen Augen und schwarzen Locken, voll Adel und Würde in all seinem Wesen, denn natürlicherweise lag dem bösen Feind daran, den ästhetischen Sinn des jungen Heiligen recht wacker anzusprechen. „Ist's möglich?" begann er mit kräftiger und wohltönender Stimme. „Seid Ihr der schöne stolze Cardenio, der Abgott der jungen Römerinnen, der Haß ihrer Ehemänner, der Neid ihrer Geliebten? Ach, wie seid Ihr doch so heilig worden! Und Ihr malt gar nicht mehr, oder ist etwa dies himmlische

Altarbild Euer Werk. — Doch ich frage? Nur Cardenio's göttlichem Pinsel vermag solch Meisterwerk zu schaffen. Solch kühner Schwung der Phantasie ist ihm nur eigen. Rom, beklage nicht länger Deinen größten Maler, beseufze nicht ferner, ihn verkannt zu haben. Einsam übt er seine Kunst, aber sie wird die Welt erleuchten.

Der fromme Silvanus hörte ein Lob, das ihm gelten sollte, das er zu verdienen sich einbildete, verschwendet an solch Altarbild, dies war mehr, als seine heilige Geduld vertrug, und mit einem Tone und einem Wesen, der seiner gegenwärtigen Gestalt aufs Lächerlichste widersprach, rief er: „Wie, Herr, diese erbärmlichste aller Pfuschereien, die je ein Stümper auf Leinwand geklecst, soll mein Werk sein?"

„Ja!" sagte der boshafte Pilger; „und wisset nur, daß man in Rom jetzt anders von Euch denkt als bei Eurem Scheiden. Man bewundert Euch, oder vielmehr, man läßt Euch Gerechtigkeit widerfahren. Euer sterbender St. Stephan, Eure heilige Thaïs, Euer weissagender Johannes haben den Glauben eingeflößt, und das Gerücht hat sich verbreitet, daß die Heiligen selber Euch besuchen, um Euch Modell zu stehen zu Euern Bildern, damit Ihr verherrlicht ihre himmlischen Gestalten und sie verewigt in dieser Welt der Vergänglichkeit. — Auch aus diesem Bilde, dünkt mich, spricht Euer Geist. So heilige Einfalt wie in der bescheidenen Gottesmutter, solch niederträchtiges Flennen eines verlorenen Satans könnt Ihr nur hervorzaubern."

„Herr!" rief der fromme Silvanus, „wenn Ihr meine Jugendwerke gesehen und glauben könnt, dies Bild sei meine Arbeit, so versteht Ihr nichts, gar nichts, oder ihr seid blind."

„Ich verstehe nichts von der Malerei," sagte stolz der Pilger, „allein ich habe den Glauben. Wenn ich höre, ein Bild ist von einem guten Meister, so stelle ich mich davor und bewundere es. So machen es die reichen und vornehmen Römer alle, wie Ihr wissen werdet. Die Gegenwart ist zu wichtig, die Fragen der Zeit beschäftigen mich dermaßen, daß ich mit der Kunst mich nicht befassen kann! — Also dies Bild ist nicht von Euch!" —

„Nein!" rief der Heilige ärgerlich, und die frommen Väter fügten hinzu: „es ist nicht von ihm!"

„Dann thut mir leid, es bewundert zu haben," versetzte der teuflische Pilger, „und ich will nicht läugnen, daß es schlecht ist."

„Schlecht?" fragten die Mönche erschrocken.

„Schlecht!" sprach entschieden Silvanus. „Es ist nicht werth des Blickes, den man daran wendet."

„Und kostet so viel Geld!" rief der Prior; „und das sagt Ihr jetzt, nachdem es bezahlt ist?"

„Er wird Euch ein anderes Altarstück malen," versetzte der Pilger, „und da seid Ihr reichlich entschädigt." Hierauf verabschiedete er sich und sagte: „Es ist Gebrauch, und auch ich pflege die Sitte zu üben, fromme Väter! alle Klöster und Kirchen, die ich auf meinem Wege treffe, reichlich zu beschenken. Fromme Spenden bringen Heil, und Werke des Segens übe ich mit Leidenschaft! Eurem Kloster habe ich hier einen Schatz nachgewiesen, gegen den Alles, was ich ferner geben könnte, obschon ich reich bin, arm und lächerlich ausfallen würde. — Cardenio, oder vielmehr Bruder Silvanus, Ihr seid hier unter einfachen und unerfahrenen Menschen, doch sind es Menschen und haben Augen. Entwickelt einmal alle Pracht des Lichtes und der Farben. Gebt allen Zauber Eurer Kunst hier preis und Ihr werdet Wunder thun. — Eure Schule ist die beste auf der Welt, Euer Geist wußte sich unbefangen und natürlich zu erhalten. Hier hat man noch nie ein Bild gesehen, täuschet hier einmal mit edler Kunst die ahnungslosen Augen, und Ihr werdet Wunder thun. — Hier haftet noch das Vorstellungsvermögen am Nächsten, Wirklichen, hat sich von sinnlicher Umgebung noch nie gelöst. Eure Phantasie ist reich und überschwänglich! Gebt Ihr Form und Leben, verwirklicht das Unmögliche, bringt das Ueberraschende zur Erscheinung! und ich sage Euch: die ungeheuchelte Bewunderung, die Ueberraschung, das Staunen werden Euch entschädigen für alle Kränkung, die Ihr in der Heimath erlitten. Rom, die übersättigte, überbildete Weltstadt ist Eurer Wunder nicht mehr werth. Hier ist der Boden, dem sie entsprießen für alle Welt und Zukunft."

Hierauf verneigte er sich gegen die frommen Väter und ging. Diese wußten immer noch nicht sich in ihn zu finden, und der Subprior fragte: „Was hat er denn nun eigentlich gespendet."

„Dies," sprach Silvan und deutete auf sich. „Ich will wieder malen."

„Und seid Ihr wirklich ein so großer Künstler? bei Eurem Gehorsam antwortet auf Ja und Nein!" —

„Ich bin's!" versetzte der junge Heilige; „der erste Maler meiner Zeit. Was ich gelernt, kann heute Niemand! Was ich schaffe, ahmt Niemand heute mir nach. Gebt mir, was ich brauche, und Ihr werdet sehen, was ich vollbringe."

Die Zuversicht, mit der er sprach, bewog die frommen Väter, das ganze ungewöhnliche Ereigniß sogleich dem Abte zu hinterbringen.

Der Teufel frohlockte, er dachte Wunder, was er ausgerichtet und wie schlau er's angefangen. Er wollte mit dem Geiste eines Künstlers spielen und ward zum Propheten. Der Lügengeist sprach wahr, der Geist der Finsterniß weissagte gegen seine Natur und Willen. Seine Worte hatten den jungen Heiligen berührt, wie Stahl den funkensprühenden Stein. Alle Kunsttriebe waren in ihm wach geworden, aller Eifer entflammt, um sich zur Begeisterung zu erheben.

Er ward zum Abt gerufen, der also mit ihm redete: „Ist's wahr, mein Sohn, daß Du ein großer Maler bist?"

„Ja!"

„Warum hast Du uns dies verschwiegen?"

„Ihr würdet mir nicht geglaubt haben, und ich hätte nicht erhalten, was ich bedarf, um zu zeigen, was ich vermag."

„Was bedarfst Du?"

„Gott nur schafft aus Nichts. Ein Maler braucht viel."

„So fordere endlich!"

„Zwei Laienbrüder bitte ich meinen Befehlen zu unterordnen und sie jeglichen anderen Gehorsams zu entbinden. Denn sie müssen kaufen, holen, und wäre es noch so weit, und endlich auch bereiten, was ich bedarf."

„Es sei."

„Entbindet mich so lange ich male meiner Klosterpflichten."

„Ich thue es ungern, allein es sei, in Betracht der wichtigen Dienste, die Du dem Kloster leisten wirst."

Noch ein Drittes. Die Kost der Mönche erhält den Geist nicht frisch und aufgelegt zur Arbeit. Hochwürdiger Herr Abt, ich muß bitten, aus Eurer Küche gespeist zu werden."

„Das kann nicht sein, mein Sohn. Ich selber, ein achtzigjähriger Greis, der keinen Zahn im Munde hat, bin freilich darauf angewiesen, aber erst auf ausdrücklichen Befehl des Bischofs, in Betracht ich die harte Klosterkost nicht beißen noch verdauen kann, habe ich mich dazu entschließen können. Dir, mein vielgeliebter blutjunger Sohn, solche nahrhafte Speisen zu reichen, daß hieße dem bösen Feind Thür und Thore öffnen."

Silvan mit einem höflichen Achselzucken, das bei seiner heiligen Gestalt abermals gar lächerlich herauskam, entgegnete: „Hochwürdiger Herr Abt! wollt Ihr Meisterstücke der römischen Kunst in Eurem Kloster haben, so haltet und bewirthet mich, wie es einem römischen Künstler geziemt."

Der alte Prälat wußte nicht, was er thun sollte: „Ich will es Dir nicht geradezu abschlagen, mein Sohn!" sprach er. „Zuvörderst aber muß ich die Meinung des Bischofs darüber einholen."

Der Bischof war nicht so gewissenhaft, wo es galt, zu kostbaren Bildern auf so gute Art zu gelangen. Der Bruder Silvanus," so lautete seine Antwort, die der ausgesendete Klosterbruder heim brachte, „scheint uns von guter Hand empfohlen, und der erbauliche Wandel, den er bisher geführt, bürgt hinreichend für ihn. Er scheint seiner Sache gewiß zu sein, weshalb man wohlthun würde, nicht nur in diesen Stücken, sondern in all seinem Begehren, aufs Beste ihm zu willfahren. Es geschieht ja alles zu Nutz und Frommen der Kirche, und auch das Kloster wird, wie sich leicht vorhersehen läßt, seinen besten Vortheil davon ziehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

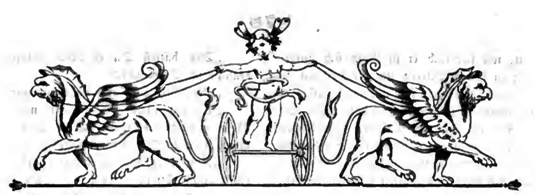
[Die Kunstausstellung. Landschaften, Schlachten, Seestücke, Portraits.]

Landschaften hat die Ausstellung viele; manche sehr schöne und eine gute Zahl, aus denen anzuerkennendes Talent spricht. Alexander Calame steht auch diesmal oben an mit drei Bildern, von denen eines, eine Waldlandschaft im Abendlicht, ein Meisterwerk durch Farbe, Wahrheit und Behandlung ist. Auch Lessing hat eine Abendlandschaft, eine flache norddeutsche Gegend voll Wasser und Busch, deren großartige Ruhe, das Licht des wolkenlosen Himmels und die außerordentliche Wärme und Innigkeit des Colorits, sie zu einer der schönsten machen, die er je gemalt. — Eine Waldlandschaft desselben Künstlers zeigt seine Meisterschaft in Behandlung des Baumwuchses, namentlich des Eichwaldes, dessen knorrig verschlungenes Geäst, wie die Kraft und Kühnheit alter Stämme wohl niemand so naturgetreu und prächtig wieder giebt. Die Landschaft hat aber einen kalten Ton, der ihr nachtheilig ist und die Wirkung theilweis aufhebt. Ein drittes Bild; die Beichte im Walde, gehört zu seinen schwächeren Arbeiten. — Schirmer gibt drei große italienische Landschaften, die trefflich gemalt, aber für italische Luft und Himmel viel zu kalt sind, Biermann's große Alpenlandschaft gefällt nicht so wie manche frühern Arbeiten; Agricola in Rom malt seine Landschaften nicht besser, nicht schlechter, ganz in derselben Weise wie seit einer Reihe von Jahren. Früher der Erste mit, ist er jetzt von manchem jüngeren Talent überflügelt. Ein sonderliches Bild liefert Heinrich Crola in Ilsenburg, die wüste Hochfläche des Teutoburge

Waldes, wo Varus geschlagen wurde. Die Malerei zeigt den Künstler, aber der Gegenstand ist nicht malerisch. Das Bild gefällt darum den Künstlern, die Perspective, Luft und Wolken daran studiren, die ästhetische Kritik findet den Inhalt zu gering. — Achenbach in Düsseldorf, der früher zu öfteren schöne nördliche Landschaften lieferte, hat diesmal ein paar ziemlich mittelmäßige Arbeiten eingesandt, dagegen fanden sich von dem jungen Maler Eichhorn eine Reihe griechischer und italienischer Landschaften, die von ungemeinem Talent zeugen. Ein vortreffliches Bild hat Eugen Le Poittevin gesandt, der Golf von Neapel zwischen Capri und Salerno. Die Felsenküste und ein Felsen im Meere, an welchem zwei Barken mit Schiffern landen, ist von hoher Schönheit und einer Farbengluth und Innigkeit, wie sie selten getroffen wird. In anderen Theilen, im Wasser und dem Hintergrunde zeigt sich die Flüchtigkeit und Manier Le Poittevin's, die so leicht die Grenzen des Naturwahren überschreitet, was man in seinem Vaterlande ihm mehr zum Vorwurf macht als bei uns. Schöne Landschaften von Scheuren, eine Jagdlandschaft von Schulten, andere von Alex. Herrmann in Dresden, von Seefisch, von dem Holländer Wagner Deins, drei vortreffliche Bilder von einer Schottin: Miß Franzisca Stoddart, Ansichten aus Schottland, mit so kräftigem kühnen Pinsel gemalt, daß man schwerlich vermuthen dürfte, eine weibliche Hand hätte ihn geführt, und manche andere von jungen Talenten, Schülern älterer Meister, namentlich Schirmer's, machen diesen Theil der Ausstellung reich. Sehr ärmlich dagegen sieht es mit Schlachten und Seemalerei aus. Schlachten und Gefechte sind eigentlich gerade nicht zu wenige vorhanden, aber das Talent fehlt darin, und Elsholz, der früher sich viel Ruhm erwarb, hat zwar sieben oder acht Tableaus aufgestellt, aber er ist zurückgekommen, das sieht man an allen. Nicht besser steht es mit Julius Schulz, der Dilettanten nicht zu gedenken, namentlich hat ein Artilleriehauptmann die Schlacht bei Dresden auf ein tüchtig Stück bemalte Leinwand gebracht, und eine einzige Passion darin entwickelt, Menschen ohne Nasen zu malen. — See- und Strandbilder gibt es dagegen wenige. Zwei und eine schöne Winterlandschaft hat der talentvolle Ludwig Herrmann gegeben. — Die naturgetreue Auffassung des stillen Wassers und alter Häfen und Baulichkeiten, besonders der französischen Küste, dürfte nicht leicht ein Zweiter in diesem Grade mit ihm theilen. Dabei unterstützt ihn ein warmes klares Colorit, geschmackvolle Composition und eine leichte glänzende Pinselführung, die seinen Bildern einen eigenen Reiz verleiht. — Französische Seebilder sieht man diesmal gar nicht, dagegen sind zwei junge Berliner bei den Franzosen in die Schule gegangen, und einer davon Charles Hoguet, der wenigstens einen französischen Namen hat, ist in kurzer Zeit ein ausgezeichneter Nachahmer Isabey's geworden. — Drei Seestücke, die er geliefert, und welche schnell verkauft wurden, zeugen von einem merkwürdigen Talent und sollten schwerlich selbst von den Kennern von den Werken einer jener berühmten Meister unterschieden werden. In ähnlicher Weise malt Hildebrandt aus Danzig jetzt in Paris, nur ist es schade, daß sich sein Talent ins Unwahre verirrt und Caricaturen erzeugt hat. — Unser einheimischer Seemaler Krause hat ein Bild von vielen Vorzügen und glänzender Farbengebung, die Fingalshöhle auf Staffa, producirt, was jedoch das Wasser betrifft, wird es mit Recht als Grau in Grau getadelt, und dem Maler vorgeworfen, daß er früher besseres Wasser zu malen verstand. — Reich endlich ist die Ausstellung an Portraiten, und so viel nichtsnutziges Zeug auch darunter ist, so findet sich doch auch manches Ausgezeichnete. — Das höchste Lob verdienen die Portraite von Magnus, Kabinetstücke an Wahrheit, edler Auffassung, trefflicher Kunst der Ausführung, Zeichnung und Farbe, neben ihm ist Hildebrandt zu nennen, auch Begas gibt mehre weibliche Portraite, die wirkliche Kunstwerke sind, nicht minder Otto, ein äußerst geschickter Maler, den viele als den ersten unserer Portraitmaler betrachten. Das Bild eines Kindes an einen Baum gelehnt, findet viele Verehrer. Der liebliche Kopf des kleinen Mädchens ist sehr schön, der Körper zu verwischt und in den Baum gedrückt. Wach hat seinen Damenbildern diesmal ein etwas kirschröthliches Colorit gegeben, das ihnen sehr nachtheilig ist. Außer den Genannten sind die Portraitmaler Legio und manche nicht ohne Verdienst. Die plastische Kunst ist bis jetzt ärmlich vertreten. Der schöne Marmorkopf einer Victoria von Rauch, ein Wasser schöpfendes Mädchen von Wichmann und ein liegender Knabe von Franz Drake, dürfte bis jetzt das Beachtungswertheste sein. Noch fehlt aber, dem Kataloge nach, vieles, möglich daß dies nachgeliefert wird. —

Ich schließe diese Uebersicht, zu der ich Ihnen eine Nachlese geben werde, mit der Erwähnung zweier historischen Bilder von Werth. Das Erste ist von Hildebrandt, Professor in Düsseldorf: Kardinal Wolsey. Wahrscheinlich soll die Handlung den Augenblick darstellen, wo der gefangene Kardinal, auf seinem Wege zum Tower, krank in die Abtei von Leicester gebracht wird, wo er stirbt. — Ein Zug von Mönchen kommt dem Prälaten im Kreuzgange entgegen, Angst und Betrübniß in den Gesichtern, und dieser Theil des Bildes dürfte der schönste sein. Der Kardinal selbst ist unbedeutender. Gemalt ist das Bild von bekannter geschickter Hand, mit schöner Farbe und großer Sorgsamkeit, es liegt jedoch ein sehr kalter, todter Ton darin, den man sonst nicht in Hildebrandt's Werken bemerkt. — Das andere Bild ist von einer Schülerinn des Professors Begas, Fräulein Sophie Miethe: Richelieu's Demüthigung vor Ludwig dem XIII. und Maria von Medici. — Der Kardinal kniet vor dem Könige und dessen Mutter, man sieht jedoch leicht, wer der Sieger ist, dieser schlau lächelnde kühne Priester oder die Königin mit dem hochmüthigen und doch ängstlichen Gesicht und ihr schwacher Sohn. — Die Köpfe sind voller Charakter, die Farbe gehört dem Meister Begas. Es ist ein talentvolles Bild, das viel von der jungen Malerin erwarten läßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 220. — den 10. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

(Fortsetzung.)

So waren denn nun alle Wünsche des kunstliebenden Heiligen erfüllt, und er sandte seine Laienbrüder weit umher, die nöthigen Einkäufe zu machen. Auch vergaß er nicht, sich Spiegel, Seifen, Balsame, Scheeren, Messer und was sonst zur vollständigen Toilette gehört, anzuschaffen, besorgte sich auch ein neues Ordenshabit und legte mit seinem heiligen Ansehen auch alle seine heiligen Gewohnheiten mit einem Male ab. — Die frommen Mönche freilich schüttelten die Köpfe, da er so jung und schön unter sie trat. Er aber sprach: „Mit langen Nägeln kann ich keinen Pinsel führen, und wo die Haare mir ins Antlitz fliegen, keine Zeichnung sehen. Das Innere des Menschen gibt sich im Aeußern kund, und wer nicht Anmuth und Adel in Gestalt und Wesen trägt, wird sie nimmermehr in seiner Seele finden.

Endlich war alles eingerichtet, der kunstliebende Klosterbruder begann seine Arbeit. Er hatte lange gerastet. Alle Begeisterung, alle Entzückungen hatten wieder neuen Reiz für ihn. Alles ging ihm leicht von Händen. Er selber bewunderte die Schöpfungen seines Pinsels, das Gelungene erhob seine Begeisterung, und der frühe Morgen und die späte Abendsonne trafen ihn auf dem Gerüst, Pinsel und Palette in der Hand, als könne er selber nicht erwarten, zu verwirklichen, was ihn erfüllte.

Es war obendrein nicht einmal ganz was Neues. Auch er malte die heilige Jungfrau, die einen Teufel mit Füßen trat. — Wer mag die tausend Veranlassungen bestimmen, die einer Künstlerseele Eingebungen gewähren, wer entscheiden, was sie aus sich erzeugt, was sie aus dem Vorhandenen entwickelt, oder was glückliche Launen, günstiges Ungefähr gelingen lassen. Aber der boshafte Teufel hatte das schlechte Altarbild wie ein gutes Meisterwerk bewundert, ja es für eine Schöpfung des Cardenio von Rom ausgegeben. Das wahrscheinlich vermochte den Wiederbelebten unwillkürlich die Idee festzuhalten, und den Unterschied seines Bildes vor einer Pfuscherei darzulegen.

Es gelang ihm über alles Hoffen und Erwarten. Kaum hob die Himmelskönigin in voller frischer Farbenpracht sich aus dem übermalten Grunde, als die Mönche, die zum ersten Male das Heilige und Hehre mit leiblichen Augen gewahrten, „Mirakel!“ riefen über den Reiz des Bildes. Die nie geahnte Macht der Kunst ergriff sie wie Zauber, und sie würden sie für Zauberei gehalten haben; nur mit der Gestalt der heiligen Jungfrau läßt füglich sich kein Zauber treiben. Sie urtheilten daher so: „Der Bruder Silvanus hat in Rom malen gelernt und war damals schon so fromm, daß die Heiligen sich von ihm portraitiren ließen; in Schwaben hat er sich eines so überaus gottseligen Wandels beflissen, daß jetzt sogar die Himmelskönigin ihn ihrer Erscheinung würdigt, und treibt er das so fort, so kann er dereinstens noch die ganze heilige Dreifaltigkeit abconterfeien.“ — Dem guten Silvanus verdroß es freilich, daß man ihm allen Erfindungsgeist absprach, aber

sollte er gestehen, wie liederlich er in Rom sich aufgeführt und außer in seinen Bildern um die Heiligen so wenig sich gekümmert, wie diese sich um ihn! Was er sonst dagegen einwenden konnte, half nichts. Die Erscheinung einer Heiligen war den redlichen schwäbischen Mönchen eine viel zu geläufige Vorstellung, als daß sie so leicht ihr entsagen und zum Glauben an die schaffende Phantasie eines Künstlers sich hätten bekehren können.

Der erzürnte Künstler gestattete von nun an Niemandem mehr den Zutritt auf sein Gerüst. Und nun glaubte man erst recht, er wolle sich in seinen Visionen und himmlischen Verzückungen nicht stören lassen. Die Kunde verbreitete sich auch außerhalb des Klosters, und man harrte sehnsuchtsvoll auf die Vollendung des Bildes und die Einweihung der Kirche, und ganz Schwaben war neugieriger als je darauf, wie die heilige Jungfrau eigentlich aussah.

Indeß malte Bruder Silvanus den Teufel, und er gelang ebenfalls, und wie er sich zu Maria's Füßen wand, konnte man ohne Abscheu und Entsetzen ihn nicht betrachten. Der Contrast zwischen Himmel und Hölle war so wirksam, daß man das Bild nicht ansehen konnte, ohne sich von diesem ganz eigenthümlichen Anblick hingerissen zu fühlen. Allein dem Bilde fehlte noch etwas, und was, wußte der fromme Silvanus selber nicht. Mißmuthig ging er eines Abends in seiner Zelle auf und nieder, um darüber nachzusinnen. Die Lampe brannte düster, er zog den Docht aus und füllte sie. Mit einem Male sah er, daß er nicht allein war, denn jener Pilger stand neben ihm, und wild und zornig rollten seine feurigen Augen. „Kennst Du mich?" fragte er gebieterisch den erschrockenen Maler. „Gleiche ich dem ohnmächtigen Wurm, der sich auf Deinem schnöden Bilde krümmt? — Bin ich der Geist, der sich mit Füßen treten läßt? Nicht einmal von Gott, geschweige denn von ihr. — O, Du elender jämmerlicher Pfuscher, wie Du dastehst — Du könntest mich dauern, obschon ich der Teufel bin."

„Pfuscher?" fragte Silvanus sich ermannend. „Du hast mich überrascht, erschreckt! doch einen Pfuscher soll mich der Teufel selbst nicht nennen. So weit Farben reichen, leiste ich das Weltmögliche, und nun ich Dich sehe, will ich Dich schon besser treffen. Dir soll die Lust vergehen, mich wieder einen Pfuscher zu nennen."

„Untersteh Dich!" rief der Teufel; „ich drehe Dir den Hals um."

„Das kann meinen Ruhm nur mehren!"

„Hör' mich an, ich kann Dir nützlich sein."

„Das hättest Du in Rom gekonnt, im Kloster brauche ich Dich nicht."

„Du willst Dich also nicht mit mir verständigen?"

„Warum nicht? wenn Du manierlich kommst? Mein geistliches Gewand scheint Dich wenig zu kümmern, aber als Künstler verlange ich Achtung von Dir."

„Nun wohl, ich bin bereit dazu! obschon Du mir einen bösen Streich gespielt. — Diese Gegend ist ohnehin nicht die beste für mich, die Menschen hier sind gar zu verstockt in ihrem Glauben, und Du wirst hier mein Bischen Kundschaft mit Deiner albernen Heiligen und meinem jämmerlichen Conterfei mir vollends noch verderben."

„Was begehrst Du?"

„Du magst Deine Heiligen immer ein wenig verunzieren, mir dagegen schmeichle ein wenig. Du bist ein geschickter Maler. Dein Bild bleibt immer ein Meisterwerk, und mir ist's um der Menschen willen zu thun!"

„Kein Wort mehr!" rief der stolze junge Römer. „Eh' soll die ganze Hölle vor Aerger bersten, eh' ich nur ein Pünctchen von meinem Altarbilde opfre!"

Und der Teufel dermaßen abgefertigt knirschte mit den Zähnen, ballte die bebenden Fäuste, seine rollenden Augen schienen Funken zu sprühen. „Wart, Pfuscher! Du sollst mich kennen lernen," drohte er und verschwand, indem er zum Zeichen seines Ingrimms einen pestilenzialischen Schwefelqualm hinterließ.

Danach fragte Silvanus wenig und öffnete nicht einmal ein Fenster. Mit großen Schritten ging er auf und nieder und rief einmal über das andere: „Herrlich! göttlich! nein, teuflisch! wahrhaft teuflisch! Habe Dank, böser Feind. Darauf wäre ich nicht gekommen!"

Er hatte nämlich gewisse Züge der Wuth im Angesichte des Teufels gesehen, die ihn auf glückliche Ideen brachten. — Glückliche Ideen sind ihrem Wesen nach so einfach, daß wir nicht begreifen, woher sie uns nicht längst schon eingefallen. Sie liegen schon in unserem Werke, Alles sehnt sich und verlangt nach ihnen, und wir allein mit unsern sehenden Augen sind blind. Auch müssen glückliche Ideen frisch benuzt werden. Denn nur im ersten Reiz der Ueberraschung sind sie siegreich, wunderwirkend. Läßt man sie liegen, so wuchern und wurzeln sie in jeder Ecke und jedem Winkel. Zuletzt blühen sie an allen Zäunen und knospen auf jeder Hecke, und dann sind sie häufig und gemein und haben nichts Reizendes mehr!

Dies Geheimniß kannte Bruder Silvan und erwar-

tete mit Ungeduld den Sonnenaufgang, um seine glücklichen Ideen sogleich seinem Werke einzupflanzen.

Mit wahrem Dankgefühl begrüßte er endlich die Morgensonne und eilte auf sein Gerüst. Trunken hing sein Auge eine Weile an der lieblichen Gestalt der Himmelskönigin, dann ergriff er den Pinsel und Palette und gab dem armen Teufel durch eine neue Falte über dem Auge und einen verworfenen Zug um den Mund noch so viel thierische Wuth und höllische Verzweiflung, daß ihm nun selber vor ihm bangte. Aber freilich stand die Himmelskönigin ein wenig matter da, ihr Antlitz war zu still in seiner Huld, zu süß in seinem Zorn. Mehr Ernst mußte von guter Wirkung sein. Und der Künstler, der Muth gehabt, den Teufel in seiner Wuth zu belauschen, besaß auch Geisteshoheit, den Zorn einer Königin des Himmels zu fühlen und zu malen. Die Augen ein wenig dunkler und blitzender, der Mund schärfer und fester geschlossen, und die glückliche Idee hatte gesiegt; die Himmelskönigin zürnte in allem Ernst himmlischer Huld, in aller Unschuld jungfräulicher Anmuth. Und jetzt waren die Hauptfiguren so farbig, daß die umgebenden Engel, wie vor Schreck über den feierlichen Moment, bleich und ohnmächtig in den Hintergrund wichen.

„Das ist ein Bild!“ jubelte Bruder Silvanus. „Das heißt gemalt. Nun, Satan, bin ich ein Pfuscher? Aber freilich, die besten Einfälle verdanke ich Dir! Was wahr ist muß wahr sein, Satan! Du hast mir genützt, mehr solcher Einfälle, wackerer Satan! und für jeden meinen Dank.“ Und er vertiefte sich in Betrachtungen und rief einmal über das andere, seinem Bilde zunickend: „Schönen Dank, wackerer Satan!“

Mit einem Male aber knarrten die Breter, auf denen er stand, die Balken krachten, die Pfosten wankten, und wie Sturmgebraus fuhr es heulend durch die Wölbungen der Kirche. Alle Fenster flogen auf, alle Thüren klirrten in ihren Schlössern und Angeln und in Trümmern krachte und stürzte das Gerüst zusammen. — Zugleich erscholl ein heiseres Hohngelächter und ein schwarzer, giftgeschwollener Drache wälzte sich zum offenen Kirchfenster hinaus. — Der begeisterte Maler war mit den Bretern und Balken gestürzt, doch mitten im Falle ward er von unsichtbaren Armen gehalten. Es waren die ungeschickten Engelfittige, deren scharfe Kanten sich in seiner Kutte festgehakt. Er sah die Breter und Balken hier- und dahin, ohne ihn zu beschädigen, auseinanderstieben und hörte sie krachend und polternd zu Boden schlagen, und wenn ihm sonst keine höllische Kloake tief genug war, um alle Pfuscherei hinein zu verdammen, mußte er nun zum ersten Male anerkennen, daß die Allweisheit Gottes auch in Pfuscherarbeit sich offenbaren könne, und keine Stümperei so niederträchtig und jämmerlich sei, um nicht auch einen Nutzen zu haben, und hätte Michael Angelo jene Engelsfittige aus dem Marmor gehauen, sie hätten nicht vermocht, den größten Maler seiner Zeit vom Falle zu retten.

Beim ersten Lärm eilten die erschrockenen Mönche herbei. Einige kamen zeitig genug, den giftigen Drachen zum Fenster hinaus sich winden zu sehen. Andere, die später kamen, halfen den frommen Künstler von den ungeschickten Engelsfittigen los und versicherten, obschon sie nichts gesehen hatten, die heilige Jungfrau habe die Arme aus dem Bilde gestreckt, um den stürzenden Maler zu halten.

„Wir!“ rief Silvanus, „das Altarbild fängt jetzt schon an Wunder zu thun? Die Farbe ist noch nicht trocken, wie leicht kann sich etwas verwischen, und das Beste, was ich heute erst gemacht, verunglücken.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden, 1. Nov.

[Wagner's Rienzi.]

In unsrer, so sehr speculativen und so wenig dramatischen, Zeit ist jedes bedeutendere Bühnenwerk eine Art Ereigniß, das die erschöpfte Phantasie wie eine Oase in der Sahara der Alltägigkeit mit Entzücken begrüßt. Es war und ist immer der Charakter einer Uebergangsperiode, sich mit fieberischem Durste auf die Quelle des Genusses zu stürzen; immer ging der Ueberreiz der Einbildungskraft der Revolution des Geistes voraus. Die Gegenwart bereitet viel Neues vor, im Politischen wie Socialen, im Wissen wie im Können. Auch ein neues Drama werden wir bekommen, ich meine, eine neue dramatische Poesie. Vielleicht verschmilzt mit ihr die Musik zu einem schönen Ganzen. Das wäre gut; denn nur so entzöge sich der jetzt alleinherrschenden Oper, der Alles erdrückenden, die arrogirte Macht, und das poetische Wort würde in sein angestammtes Recht wieder eingesetzt. Gegenwärtig muß es sich mit den Brosamen und Abfällen von der Tafel des Ruhmes begnügen; es steht an der Pforte des Hauses, das der Ton bewohnt, als Proletair, höchstens als ein armer Verwandter, zu dessen Krippenreiterei man vornehm lächelt und dem man ein Paar Thälerchen zusteckt, damit er die gute Gesellschaft so bald wie möglich wieder verlasse. Welche ungeheuren Summen verschwendet unsere Zeit für Musik, vom häuslichen Dilettantismus bis hinauf zur Oper, die über allen Genüssen steht! Und womit hat es die Musik zu thun? Mit dem niedern Seelenvermögen allein, das sie auf Kosten höherer Geistes-

thätigkeit überreizt. So verwandt sie auch mit der Mathematik, so wenig förderlich ist sie dem Denken; die größten Musiker waren ziemlich bornirte Menschen: Mozart konnte kaum lesen und schreiben, war trivial in seinen Ansichten und in seinen Urtheilen noch bizarrer als Händel und Beethoven; die Weltanschauung und Sprache des letztern war die eines halb Wahnsinnigen. Man sollte bei den, jetzt überall wieder angeregten, Turnübungen musiciren, denn sonst riskirt man eine Generation heranzubilden, die von der Oper nichts wissen will; die jungen Leute werden viel zu gesund und stark dafür werden und wohl gar lieber ein einfaches, markiges Drama sehen wollen. Was soll dann aus dem, noch lange nicht genug verzinsten, orientalischen Luxus an Garderobe und Decorationen werden? Man kann ihn doch nicht dem Trödelmarkte preisgeben! Nun, 's ist noch eine Weile hin, bis die schlanken Jungen Männer werden, und wir — wir haben durchaus nichts gegen die Oper, wir erfreuen uns hinlänglich sensibler Nerven und lehnen uns, blasirt durch Speculation, Abends mit namenlosem Wohlbehagen in den Sperrsitz, um bei guter Musik ein Paar Stündchen — nichts zu denken. Dauert diese süße Gedankenlosigkeit über die gewöhnliche Theaterzeit hinaus, beginnen wir allerdings wieder zu denken, an das Souper nämlich; besonders wenn eine Oper fünf Stunden währt, wie „Rienzi." Fünf Stunden ganz ohne Gedanken, ist doch allzu sybaritisch genossen; freilich sind bei fünf Acten — so viel hat diese tragische Oper — vier Zwischenacte; allein wenn die Musik so stürmisch, so unausgesetzt donnernd wie in dieser ist, kann man die Pausen nicht zur Frage benutzen, ob man seinen Verstand, — sondern blos, — ob man sein Gehör nicht eingebüßt. Diese Oper machte den ersten Abend Furore; der noch jugendliche Componist wurde viermal stürmisch gerufen mit Tichatschek (Rienzi), Mad. Schröder-Devrient (Adriano Colonna), Dlle. Wüst (Rienzi's Schwester) und dann mit Allen, glaube ich, denn ich ging dieses Mal schon um zehn Uhr fort. Zwei Wiederholungen, obschon mit erhöhten Preisen, fanden bei ganz vollem Hause statt. So viel über den äußeren Erfolg, wenigstens den augenblicklichen; denn ich zweifle, daß sich diese Oper als andauernd zugkräftig erweisen werde. Es ist ein bedeutendes, schönes Tonwerk, reich an glänzenden Momenten und durchweg trefflich gearbeitet; nur keine eigentliche Oper, keine dramatische Musik, so wenig als Fidelio oder Jessonda, einige Scenen abgerechnet. Zum Theile liegt das am Libretto, das der Componist sich selbst nach Bulwer's Roman zusammengestellt hat. Der Gang der Handlung ist mehr novellistisch als theatralisch. Es ist immer eine quälende Aufgabe für die Musik, politisches Leben, diplomatische Dialektik zu begleiten und zu ergänzen; läßt man sich solches Hin- und Herreden, wobei wenig Bedeutendes geschieht, doch kaum im historischen Drama gefallen. Ueberhaupt, ist denn die Musik, diese herrliche Schwärmerin, uns zugesellt, um uns im Geschwätze über die Prosa des Tages, über das gute oder schlechte Wetter der Politik Sonnen- und Regenschirme nachzutragen? Will man schon eine Oper gelten lassen, wohlan, ein romantisches Sujet, nicht blos romaneskes, was ich zu unterscheiden bitte; letztres mag für die Opera semiseria oder buffa gewählt werden: eine große, historische, tragische Oper ist ein Unding. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Vier Wochen in Berlin.]

Wir lasen die reizend geschriebenen Schilderungen berliner Zustände, welche das Morgenblatt unter diesem Titel brachte. Von besonderem Interesse erschien uns die Wanderung durch die Werkstätten der bildenden Kunst. An den Bemerkungen über plastische Werke verräth sich uns der Verfasser, der selbst sehr geschickt den Crayon führt. Nicht minder an dem blasirten Widerwillen gegen die allerdings noch sehr propädeutischen und unbeholfenen deutschen Bestrebungen in politischen Dingen. Der Autor theilt diese Blasirtheit mit der Meinung des bevorzugten Salons, mit dem er freilich Alles theilt, Glaubensbekenntniß, Stimmung, Süffisance, Ekel gegen die Regungen des Volks, die Ueberlegenheit in den Formen, das Voltaire'sche Lächeln, das sich im Fauteuil streckt und dehnt — er theilt mit der Salonbildung so ziemlich Alles bis auf die Grazie einer reizenden Darstellung; die ist sein eigen, denn er ist das Talent in jener Sphäre. Um so mehr nimmt uns die übertriebene Feier der Schriften der Gräfin Hahn Wunder, die mehr als diese Sphäre geben will, das gewaltsame Genie spielt und ridicule wird. Was über Amalie Winter gesagt wird, ist um so richtiger, als es sich auf Kenntniß der Person dieser Schriftstellerin stützt. Alles zu Allem genommen, ist A. v. Sternberg der Darsteller jener vier Wochen. Die Kenntniß Berlins darin läßt aber wenigstens auf eben so viele Monate eines dortigen Aufenthalts schließen. Soviel wir wissen, verweilt Sternberg noch in Berlin.

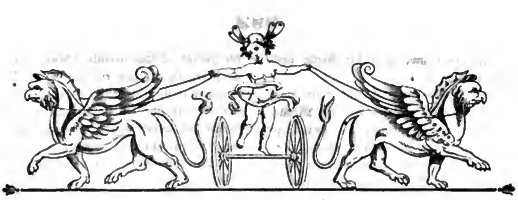
[Der Congreß zu Rastadt.]

In den Memorien des Ritters Karl Heinrich von Lang ist eine Schilderung der Personen und des Treibens auf dem Congresse zu Rastadt, die in vielem Betracht als classisch gelten kann. Wir erinnern uns nicht, etwas so scharf und glücklich Mokantes im Deutschen gelesen zu haben. Ein Genrebild aus historischem Stoffe geschaffen, verdient wohl ein historisches Bild zu heißen. Wirklich kann diese Schilderung keinem Historiker unbeachtet bleiben. Wie man die Xenien von Schiller und Goethe mit Noten herausgegeben hat, sollte man diese Portraits mit Noten herausgeben! —

[Deutsche Akademieen.]

Ueber die Akademieen der Wissenschaften zu Berlin und München sagt der Ritter von Lang in seinen Memoiren: „Sowie diese Akademieen dermalen niederliegen, sind sie Leichname, nicht des Balsamirens werth. Die berliner etwa könnte man noch an den Pascha von Aegypten vertauschen." Schade, das der Autor nicht sagt, was man dafür eintauschen sollte! Hr. von Lang ist übrigens correspondirendes Mitglied beider Akademieen. Ob sie den Briefwechsel wohl fortsetzen und ihm antworten? —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 221. — den 11. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

(Fortsetzung.)

Zur Beruhigung des Malers aber war nicht einmal Staub an das Bild gekommen, und in heiterer Künstlerfreude gedachte er kaum noch des Possens, den ihm der böse Feind gespielt, und sprach zu den frommen Mönchen also:

„Lieben Brüder! Mir ist ein Wunder geschehen, und Wunder geschehen nicht ihrer selbst, sondern der guten Sache willen, nämlich, um Ungläubige zu bekehren, Gerechte in ihrem Glauben zu bestärken und das Dasein der Heiligen zu bestätigen. Es ist daher eine der göttlichen Allweisheit abermals entsprechende Einrichtung, daß Wunder kein Incognito lieben, sondern mit Pomp und Glorie ins Leben treten. Meistens werden sie von Blitz und Donner begleitet, häufig fügt auch der Himmel erklärende Stimmen von Engeln, Tauben u. s. w. hinzu, damit man sicher weiß, was das Wunder soll, und nicht etwa in Irrlehren und Ketzerglauben verfalle. Bei dem gegenwärtigen Wunder hat das stürzende und krachende Gerüst das nöthige Donnergepolter redlich geleistet, und die erklärenden Stimmen vom Himmel übernehme ich selbst. Geliebte Brüder! Ihr denkt, die Himmelskönigin sei mir erschienen, um sich von mir malen zu lassen. Aber nein! ein Maler braucht nicht Alles mit leibhaftigen Augen zu sehen. Sein Geist sagt ihm, so muß die Himmelskönigin aussehen; denn — der Grund ist sehr einfach — sie kann nicht anders aussehen. Seht diesen Teufel, er ist ebenfalls Portrait, und Ihr müßt eingestehen, daß es derselbe ist, der mich vom Gerüste warf und zum Fenster hinausflog. Gesetzt nun, ich wäre so heilig, daß die Himmelskönigin ihrer Erscheinung mich würdigt, so kann ich doch nicht zugleich ein so geschickter Teufelsbanner sein, den Fürsten der Finsterniß zu vermögen, still zu halten zu seiner Schmach, von der Himmelskönigin mit Füßen getreten zu werden, bis mein Pinsel dies verewigt. Das Wunder wäre demnach folgendermaßen zu deuten: Ich bin kein Pfuscher! und das ist der ganzen Hölle ein großes Aergerniß, denn die wirkliche und wahre Gestalt ihrer Teufel kommt jetzt zu Tage. Deshalb wollte der Teufel mich vernichten, die Himmelskönigin schützte mich aber in ihren Armen. Aber sie will jetzt gesehen werden, deshalb hat sie zugegeben, daß das Gerüst ringsum einstürzte. Dies Altarbild hat gleichsam seine eigene Enthüllung vorgenommen, unter himmlischen Wundern und Tücken der Hölle. Darum schafft die Trümmer bei Seite, säubert die Kirche und weiht sie heute noch ein. Die Neugier frommer Christen nach dem Angesicht der heiligen Jungfrau werde heute noch befriedigt. Dies ist der Wille des Himmels. Wollt Ihr obenein den Heiligen recht wohlgefällig sein, der Hölle aber einen argen Possen spielen, so sagt, daß ich kein Pfuscher bin, sondern ein wackerer Maler und der erste Künstler meiner Zeit. — Amen!"

Die frommen Mönche hinterbrachten ihrem Abte, was Bruder Silvan in seiner Begeisterung gesprochen, dann eilten sie durch Land und Stadt, das Wunder zu

verkünden, und wie die Einweihung der Kirche noch heute vorgenommen würde.

Da strömte Alles herbei von nah und fern, und weit vor der Kirchthüre noch drängte sich die Menge. Die Mönche sangen ein feierliches Tedeum. Und Bruder Silvanus selber verkündete in einer Predigt, welch Wunder an ihm unwürdigen Menschen wegen seines großen Genies geschehen. Und andächtig hörte ihm die fromme Menge zu, und als er wieder Amen gesagt, siehe, da erhob sich eine vornehme Jungfrau, die schönste und reichste im Lande, und bat um Erlaubniß, an den Altar zu treten und der Himmelskönigin eine Spende darbringen zu dürfen.

Sie kniete vor Mariens Altar, entledigte sich all ihres Schmuckes und sprach: „O, himmlische Maria! Mutter der Gnaden! bisher glaubte ich und die Menschen sagten mir, ich sei schön, nun ich Dich aber sehe, verachte ich meine Körperreize dergestalt, daß ich sie jeglichen Schmuckes unwerth finde. Ich weihe daher all mein kostbares Geschmeide Deinem Bilde hier und gelobe Dir, nie wieder Gold und Edelsteine zu tragen. Auch was ich sonst an Geld und Gut besitze, erhabene Gottesmutter, weih ich Dir, und will dafür ein Kloster bauen zu Deiner Ehre, und in demselben ganz mich Deinem Dienste weihen. So hoffe ich, meine Zufriedenheit wieder zu finden, die ich von dem Augenblicke an, wo ich Dich von Angesicht zu Angesicht erblickt, verloren habe. Ich gefalle mir selbst nicht mehr und kann von nun an Dich allein nur lieben; verschmähe nicht mein Opfer und sei gnädig Deiner demüthigen Magd."

Mit Rührung hörte man die zarten Worte der holden, reichen Jungfrau. Tiefe Stille herrschte, die nur Seufzer und Schluchzen unterbrachen. Wie glücklich war der fromme Silvan. Die üppig schöne Jungfrau erklärte laut vor aller Welt ihre Liebe seinem Bilde, das war mehr, als hätte sie sie ihm erklärt. Diese Liebe machte ihn heilig, jetzt konnte er Freude und Weltlust verachten, wie unsauber garstig waren seine römischen Gefühle gegen diese seine schwäbischen. Und noch war das Maß seiner Glückseligkeit nicht voll. Solch ergreifend schönes Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung. Noch viele Junfrauen traten aus der Menge, dem Dienst der Himmelskönigin sich und ihren Schmuck zu weihen, und es waren allemal die schönsten und reichsten. Die armen und häßlichen wagten sich nicht hervor, was hatten sie zu weihen und was besaßen sie, das einer nie geahneten himmelsköniglichen Schönheit werth sei. Und der heilige Silvan weinte Thränen frommer Rührung. Er liebte all die schönen Jungfrauen wieder, rein und lauter, wie sie sein Bild, liebte er. O, diese Liebe ist allumfassend und kettet sich nicht an ein einziges Wesen, sie ist ein Bund, den Jugend und Schönheit schließen, der heiligen Kunst zu huldigen.

Nicht minder ergriffen waren die reichen und vornehmen Jünglinge, nicht von der Heiligkeit der Kunst! — An zwanzig der reichsten und schönsten Jungfrauen wollten den Schleier nehmen. Um wie viel mehr Ursache hatten sie selber nun, ins Kloster zu gehen, und wie viel triftiger waren ihre Gründe. Und dennoch thaten sie es nicht. Verstand allein regiert nicht das Menschenleben. Doch gaben sie dem Kloster reiche Spenden. Sie, die so viel Glück und Hoffnungen verloren, warfen ihr Geld auch noch hin! — O, heilige Jungfrau, Himmelskönigin, rührt Dich denn nicht ein solches Opfer?

Am lustigsten darüber war der Teufel. „Das hätte ich vom heiligen Silvanus nicht erwartet," jubelte er. „Dieser fromme Mönch ist für mich ein wahrer Schatz. Er erhebt die Phantasie auf den Thron, läßt Kunstschönheit in Schwaben anbeten. Das ist echt römisch und hier ganz neu. Jetzt habe ich gewonnen Spiel und kann endlich einmal feste Fuß hier fassen. Ich Dummkopf, aus einer fast menschlichen Empfindlichkeit und Uebereilung hätte ich meinen lieben goldenen Silvanus fast zu Tode fallen lassen. — Nein, ich will ihn lieber hoch erheben. Diesem Künstler will ich alle Reiche der Welt bieten, auf daß er niederfalle und mich anbete.

Das Kloster war an einem Tage reich geworden, und den ganzen Schatz wußte man keinen bessern Händen anzuvertrauen, als denen des frommen Silvanus. Auch ein Filialkloster mußte erbaut werden für die zwanzig schönen Nonnen, die sich dem Altarbilde geweiht hatten, und die Aufführung dieses Baues konnte man wieder Niemandem anvertrauen als dem heiligen Silvan. Bis zu seiner Vollendung hatte der Bischof ein Nebengebäude seiner Burg den schönen Jungfrauen eingeräumt, allwo sie ihr Noviziat auch antraten. Sie bedurften eines Beichtigers oder Kaplans und wußten abermals keinen besseren als den heiligen Silvan. Vielleicht daß nicht blos seine Heiligkeit, sondern ein wenig auch der zierliche Schnitt seines Ordenshabits sie zu dieser Wahl vermochte. Gewiß aber konnte Niemand den holden Seelenbedürfnissen so reizender Novizen geistliche Zusprache und Tröstungen spenden, konnte Niemand ihren Glauben an das Altarbild so aufrecht halten und befestigen wie der junge und schöne heilige Silvan.

Und willfährig und gefällig war er auch. Er erlaubte ihnen den Spiegel gegen alle Klosterregel, auf daß sie recht zierlich sich putzen und fleißig darin sich beschauen möchten, um eingedenk zu sein, wie viel schöner die heilige Jungfrau sei als sie. Dies hatte ihnen den frommen Entschluß eingeflößt, der Welt zu entsagen; dies mußte auch alle anderen möglichen frommen Entschlüsse einflößen, nähren, fördern, stärken und befestigen, und die lieben kleinen Novizen, wie mühten sie sich, recht schön und demüthig vor seinen Augen dazustehen, und wirklich dachte er mitten unter ihnen nicht allemal an die heilige Jungfrau. Aber die Erde war ihm ein Paradies, bewohnt von Engeln an Unschuld und Liebenswürdigkeit. Und solch ein Paradies sollte auch das neue Kloster werden. Das hielt freilich schwer, dem guten Silvan ward es nicht so leicht, einen Riß zu entwerfen, wie ein Bild zu malen. Der Bauplatz freilich war bald gefunden. In einer reizenden Gegend sollte es prangen, von allen Seiten gut sich ausnehmen, nach allen Seiten hin schöne Aussichten haben, und endlich auch mit zierlichen Gartenanlagen umgeben sein. Es galt aber auch, die möglichste Bequemlichkeit und Eleganz im strengen Klosterstyl versteckt zu halten, und das eben war die Schwierigkeit, womit der arme Silvan sich stets vergebens plagte. Seine schönen Beichtkinder waren ihm viel zu lieb, nichts wollte ihm genügen, und seine sonst so reiche und geschickte Phantasie wollte seinen Künstlerlaunen und eigensinnigen Wünschen diesmal sich durchaus nicht fügen.

Eines Nachts, als er mit großen Schritten seine kleine Zelle maß, unzufrieden mit sich selbst und der Unfügigkeit seines Geistes, pochte es leise an seine Thür.

Pater Silvanus sprach: „Herein!" und abermals erschien der große schwarzlockige Pilger, blieb jedoch höflich an der Schwelle stehen und sagte ganz manierlich: „Guten Abend."

„Nur näher!" sprach Silvan. „Zwar bin ich ein Heiliger, allein nicht stolz, und obschon Du, gefallener Geist, gänzlich meiner Nähe unwerth bist, will ich mich doch zu einem Zweigespräch mit Dir herablassen. Wohlan, böser Geist! was führt Dich her, wahrscheinlich kommst Du, mir zu wiederholen, daß ich ein Pfuscher bin."

„Davor bewahre mich in Gnaden der heilige Silvanus. Wie Ihr seht, habe ich mich bekehrt, ich rufe die Landesheiligen an und bin im Begriff, selig zu werden."

„Du?"

„So gut wie Ihr ein Heiliger geworden seid."

„Was hat dies Wunder bewirkt?"

„Wer anders als der heilige Silvanus. Wer thut Wunder hier zu Lande? Die Frage hättet Ihr sparen können."

„Was beginnst Du, um selig zu werden?"

„Ich baue Nonnenklöster."

„Du scheinst mir gut gelaunt."

„Künstlerfreude! Mein Nonnenkloster wird ein Wunderwerk. Ich lege mich nebenbei aufs Wunder thun!"

„Hast Du schon etliche vollbracht?"

„Das eben nicht; allein die Heiligen verdanken mir ihre besten Einfälle."

„Der Einfall meines Gerüstes war vielleicht ein Wunder, worauf Du stolz sein kannst."

„Mein Nonnenkloster macht Alles wieder gut. Wollt Ihr den Riß nicht sehen, Pater Silvanus?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschluß.)

[Wagner's Rienzi.]

Inzwischen, alles Bestehende hat, nicht blos seit Hegel, ein gewisses Recht der Anerkennung; und da nun diese Oper „Rienzi" einmal besteht, soll ihr auch ihr Recht werden. Ich fasse dieses in wenige Worte zusammen: sie ist kein originelles, kein geniales, aber ein wohldurchdachtes, fleißiges Tonwerk, das von einem schönen Talente zeugt und tüchtige Studien bekundet. Den Musiker von Profession kann sie nur durch ihren strengen Satz befriedigen; geniren müssen ihn manche gar zu auffallende Reminiscenzen und der gemischte Styl: den Laien entzückt darin, wie an einem Gemälde die Pracht der Farbe, die der Tonmassen; diesen aber, wie den Profanen noch mehr, stößt der Mangel an gefühlvollen Stellen, singbaren Melodieen, überhaupt an dem, der Musik so recht eigenthümlichen, süßen Frühlingsleben voll duftiger Blüthen und Blumen, kalt athmend ab. Ein Fehler aber für Alle ist ihre Länge, um nicht zu sagen, ihre Breite. Wer kann mit ganzer Seele durch fünf Stunden Musik hören, wenn er nicht zufällig ein Quartettspieler ist? Je besser die Musik, desto inniger die Wirkung, desto weniger lange darf sie währen; muß doch der Dichter Hunderte von Versen streichen, dem Totaleffecte zum Opfer bringen, warum nicht der Musiker Noten? Es gehört eine große Eitelkeit dazu, so viel lyrisches Zeug im dramatischen Werke als moralisch nothwendig vertheidigen und stehen lassen zu wollen; wie enge diese wuchernden Tontriebe auch verbunden sein mögen, aus einander mit ihnen: das Geplauder ihrer Liebe, wie, nach Kotzebue überhaupt jedes liebende Paar, ist ein Schauspiel für Götter,

für Menschen aber höchst langweilig. Ich begreife nicht, wie man diese Oper ungekürzt vorführen konnte. Nun kürzt man sie, aber immer noch nicht genug; will man sie zur Repertoire-Oper machen, muß noch eine ganze Stunde daran gestrichen werden, so daß sie gegen zehn Uhr zu Ende. Ich sprach von ihrem gemischten Style. So ist es; die Töne kommen darin aus allen Himmelsgegenden der modernen, hyperromantischen Musikwelt: deutsch ist daran nicht viel mehr als der strenge correcte Satz, das Meiste ist französischer Natur, Einiges italienisch, Manches sogar servil nachgeahmt. Trotz aller dieser Mängel jedoch und besonders als Erstlingsproduct betrachtet, ist dieses Tonwerk eins der bedeutendsten der Gegenwart, wenn auch nicht als Oper; gründliche Wissenschaftlichkeit, Schwung, Begeisterung sind ihm nicht abzusprechen: Eigenschaften, die bei näherem Vertrautwerden mit dem Wesen der Bühne, mit den unverletzbaren Gesetzen nämlich des musikalischen Dramas, noch Treffliches vom Componisten erwarten lassen.

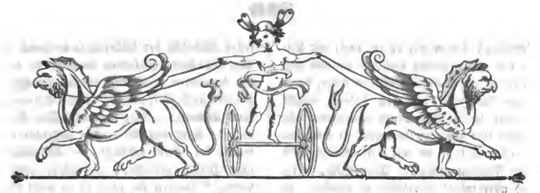
Die Darstellung dieses Werkes gehört zu den brillantesten und gelungensten des hiesigen Theaters. Die Capelle, unter Reissiger's umsichtiger Leitung, bewährt darin ihren guten, europäischen Ruhm. Die Ausstattung ist pracht- und geschmackvoll, vielleicht die Lictoren ausgenommen, die sämmtlich rothe Perrücken und mesquine Blousen tragen, der unwattirten Tricots der Friedensboten und des seltsamen Umstandes nicht zu gedenken, daß Adriano von Anfang bis zu Ende in demselben Kleide erscheint. Die mise en scène läßt nichts zu wünschen übrig; selbst das Ballet ist gut arrangirt, was hier nicht wenig sagen will. Die Chöre gehen vorzüglich. Um das Beste zuletzt zu nennen: die Hauptpartien werden mit Virtuosität gesungen und gespielt. Hr. Tichatscheck löste seine gewaltige Aufgabe mit Kraft, Geist und Geschmack; seine schöne Stimme hält bis zur letzten Note aus. Mad. Schröder-Devrient bewältigt zwar nicht ganz die allzu deckende Instrumentation ihres Parts, entschädigt dagegen durch hinreißendes Spiel, voll Leidenschaft und Begeisterung. Hr. Dettmer (Colonna) singt und spielt vortrefflich; leider ist sein Part, wie der der Herren Wächter, Vestri, Reinhold und Risse, nicht bedeutsam genug. Dlle. Wüst hat zwar eben so wenig Gelegenheit, von ihrer lieblichen, gut geschulten Stimme Gebrauch zu machen, singt und spielt aber ihre minder dankbare als schwierige Rolle mit Auszeichnung und verdienter Anerkennung. Auch Dlle. Thiele, Chorführer der Friedensboten, ist hier mit Lobe zu erwähnen. Hrn. Reinhold's schöner Tenor klang in meine Seele wie eine Frage an die Intendanz: Warum beschäftigt man mich fast gar nicht? Es quillt ja ein so frischer, gesunder Strom von Tönen aus meiner Brust und diese schlägt so glühend für die Kunst, der ich die Wissenschaft geopfert, daß sie mir zu brechen droht vor Wehmuth über diese Unthätigkeit! — Nun, vielleicht drang diese gesungene Frage auch ins Herz der Intendanz. ° ° °

Notiz.

[Dr. Jacoby's weitere Vertheidigung.]

Auf seine erste Vertheidigungsschrift hat Johann Jacoby eine „weitere Vertheidigung“ erfolgen lassen. Die 80 S. geben uns über wichtige Punkte mehr Licht als 80 Bände deutscher Gesetzsammlungen. Der Criminalrichter, der sich mehrfach gegen Jacoby auch als literarischer Kritiker geirrt, gesteht „Inculpaten“ zu, daß er „die Fähigkeit, sich klar und präcis auszudrücken, in einem nicht gewöhnlichen Grade sich zu eigen gemacht habe.“ Diese schriftstellerische Tugend, die eine Tugend des ehrlichen Menschen und der gesunden Vernunft ist, macht der Criminalrichter den Angeschuldigten zum Verbrechen, wenigstens motivirt er darauf einen „Grund zur Strafverschärfung.“ Der Richter suchte den Angeschuldigten durch eine naive Frage ad absurdum zu führen; „was aber will er, daß geschehe, wenn der Antrag der Stände abermals abgelehnt wird?“ Hierauf gibt Jacoby den einfachen Bescheid: Der Angeschuldigte wünscht, daß, wenn der Antrag abermals abgelehnt wird, die Stände immer aufs neue darauf zurückkommen mögen; er wünscht den preußischen Ständen die edle Beharrlichkeit Wilberforce's, der seinen Antrag auf Sklavenemancipation 19 mal im englischen Parlamente wiederholte und — so gering auch Anfangs die Aussicht auf Erfolg war — zuletzt doch den herrlichsten Sieg davontrug.“ Jacoby's Wunsch geht dahin, daß alle preußischen Stände den Antrag auf Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815 wiederholen. Eine solche Uebereinstimmung wäre der sicherste Beweis eines allgemein und tiefgefühlten Bedürfnisses, würde, sagt er, dem Fürsten die freudige Ueberzeugung geben, daß seine treuen Unterthanen zu Männern herangereift seien, die auch in den wichtigern Landesangelegenheiten ihm rathend zur Seite zu stehen verdienten. Größere Betheiligung des Volks an dem Staatsleben, innigere organische Einigung der verschiedenen Provinzen, sittliche Kräftigung Preußens und des gesammten deutschen Vaterlands würden die unausbleiblichen, nicht genug zu preisenden Folgen dieser königlichen Ueberzeugung sein. Das Erkenntniß hatte ihn von der Strafe freigesprochen, aber doch seine Gesinnung verdächtigt. An einer andern Stelle sagt Dr. Jacoby: „das preußische Volk, so hervorragend in sittlicher und intellectueller Hinsicht, ist an politischer Bildung weit hinter den andern Nationen zurückgeblieben. Der Grund dieser Thatsache liegt theils in äußeren Umständen, theils im Volke selbst. Wahr ist es, daß unsere Institutionen bisher der bürgerlichen Selbstthätigkeit nur einen geringen Spielraum verstatteten, nicht minder wahr aber, daß das Volk nur wenig Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten gezeigt hat. Hätten die Bürger nicht den Staat als etwas außer ihrem Bereiche Liegendes angesehen, hätten sie durch Wort und That einen lebendigern Gemeinsinn bekundet, so würde eine weise Regierung ihnen sicherlich einen größern Antheil am Staatsleben eingeräumt haben.“ Dies ist der schwermüthige Punkt unserer Ueberzeugungen. Das Volk sei und zeige sich würdig dessen, was es will! — Jacoby's meisterhafte Vertheidigungsschriften müssen Volksbücher werden, damit die feste Klarheit seiner Ueberzeugungen Gemeingut Aller wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.





Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 223. — den 14. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

Mährchennovelle vom Verfasser des „Teufel Weltis."

(Fortsetzung.)

Silvanus ließ sich keine Mühe verdrießen, ihr die Schönheiten des zukünftigen Bildes reizend auszumalen, bis er mit Erstaunen und Grauen bemerkte, daß die Geliebte ihn nicht verstand, und daß sie für Kunstwerke und Kunstworte gänzlich unzugänglich war.

Die arme Novize, wie sollte sie sich auch eine Vorstellung von einem Bilde machen, das nur in der Phantasie des Malers existirte; und in Worten wollte Silvanus dies Bild ihr malen! Allein der künstlerischen Ueberschwänglichkeit sind solche Mißgriffe eigen, und dem heiligen Silvan wandelte, wie gesagt, ein Grauen an vor dem reizenden Geschöpfe, das so unschuldig ihm zuhörte, und er bebte vor ihr zurück wie vor dem Teufel selbst. —

„Wohlan!" rief er im Muthe der Verzweiflung. „Ich bin zum Märtyrer meines Kunstwerks ausersehen, und wie alle Meister, die Schönes und Großes schufen, werde auch ich Unglück und Verkennung zu dulden wissen. — Wohlan, Unselige! beginne, was Du willst und magst, vernichte mein Ansehen, hetze Abt und Bischof gegen mich; mache mich zum Kinderspott, zum Thoren, auf den ganz Schwaben mit Fingern deutet. Mein Altarstück vermagst Du nicht zu vernichten! Eine späte Nachwelt noch wird es bewundern, in deren Augen ich durch erlittene Schmach und Noth noch achtungswerther und rührender erscheine, während Dich als Urheberin meiner Qualen ihre Verachtung und Verdammung trifft." — Nach dieser stolzen Rede verließ er die Argiose, die weder seinen Zorn noch seine Worte verstanden hatte.

Weh dem Künstler, wenn Kunst und Natur in ihm sich entzweien, und dreimal wehe ihm, wenn er nebenbei ein Heiliger ist und seine Stellung bedroht sieht. — Silvanus langte im Kloster an und wollte in seiner Noth Zuflucht zu seinem Altarbilde nehmen. Freilich nicht, um sein Herz im Gebet auszuschütten und Himmelstrost zu empfangen, sondern nur, um sich des Kunstentzückens wieder bewußt zu werden, dem solch hohes Ideal entsprungen war, und vom höchsten Standpunct des Künstlers aus alle gemeineren Leidenschaften niederzuschlagen. Allein was vermag ein vergangener Kunstrausch wider gegenwärtige Naturgefühle. Zum ersten Male ließ sein Altarbild ihn gleichgültig, und während er dastand, es zu betrachten und zu bewundern, beschäftigte sich seine Phantasie mit Huida und schmückte sie mit tausend Reizen, welche alle viel mächtiger und farbiger waren als die der majestätisch zürnenden Himmelskönigin.

„Ach, was ist ein Kunstwerk!" seufzte er; „am Ende auch nur eine Speise, die nicht jedem Gaumen behagt, an der man sich satt und vielleicht übersatt ißt und dann lange nichts genießen mag. Wer hätte je gedacht, daß meine Himmelskönigin sobald eine irdische Nebenbuhlerin finden würde? Das Heilige, ach, wie

leise und geheimnißvoll finden wir es in uns; die Leidenschaften, wie keck und gewaltig verstören sie uns von außen. — O, daß ich ein Heiliger geblieben wäre, dann würde das Heilige Wahrheit für mich haben, würde mich beseligen, mir Kraft und Muth verleihen, alle Kämpfe zu bestehen und jegliches Ungemach zu ertragen. Ich aber habe alles Heilige in mir, in Rausch und Selbstfreude, zur Illusion gemacht. Dies Bild, geeignet, tausend und abertausend Sterbliche zu erheben, zu erbauen und fürs Ewige zu stimmen, mir ist es eine Chimäre, und jede derbe Wirklichkeit hat Macht genug, sie über den Haufen zu stoßen. — Der Künstler ist nur ein Gespenst auf Erden! Mit der schöpferischen Kraft der Phantasie vermag er wohl zum Gott oder zum Heiligen sich aufzublähen, doch geistig eint er sich mit den Himmlischen nicht. Die Menschen wiederum sind zu stumpf und zu blödsinnig, um seinen Geist und seine Schmerzen zu begreifen; da freilich muß er der Hölle anheimfallen, die ihn nicht wieder aus ihrem Garne läßt."

Am folgenden Morgen mit dem Frühestrn war er wieder in der bischöflichen Burg und ließ Hulda rufen. Sie erschien still und leidend. Silvanus machte ihr noch einmal Vorstellungen, die sie geduldig anhörte, das war alles. S i e wußte, w a s sie wollte: im kornblumenblauen Sternenkleide mit goldner Glorie auf dem Altarbilde gemalt sein; sie hatte nur den einzigen Gedanken und war keines andern fähig. Ein Künstler hingegen hat viele Gedanken, er denkt Alles und wählt und wählt, bis seine Wahl getroffen, dann glaubt er zu wissen, was er gewollt hat. — Silvanus war fähig nachzugeben, Hulda nicht. — Daher gab am Ende Silvanus nach.

Eines Tages ward das Gerüst wieder aufgeschlagen, mit welchem der heilige Maler so glorreich eingestürzt war, und unter dem Vorwande, die Farben bedürften einer Auffrischung, bestieg es Silvan mit Pinsel und Palette. Lange Zeit vermochte er nicht, die reinen Formen zu übermalen, ihm fehlte die Kraft, wie dem feigen Selbstmörder, der die Todesschmerzen fürchtet. Mit dem ersten Pinselstriche aber verlor sich die Scheu, und aus der schwarzäugigen Himmelskönigin wurde allmälig die blonde Hulda. Das Bild gewann ein mährchenhaftes Ansehen. Es schien unbegreiflich, was diese üppige Heilige von dem Teufel wollte, warum sie ihn haßte, und woher dies schmachtende Weib Grimm und Kraft hernahm, ihn mit Füßen zu treten. Allein die Gestalt war mit Liebe behandelt; eine ganze Atmosphäre von Wollust schien sie zu umfließen, und die leisesten Wünsche der Lüsternheit versprach sie zu erfüllen. Mit andächtigen Gefühlen konnte man das Bild unmöglich betrachten, und bei jedem gelungenen Pinselstriche glaubte noch Silvan eine heisere Stimme zu hören, die ihm zuraunte: „Mir verdankst Du Deine besten Einfälle." Aber das Bild war vollendet und das Gerüst wurde bei Seite geschafft. — Die Mönche, welche die neue Heilige erblickten, erschraken. „Aber, Pater Silvanus!" fragten sie, „das ist ja nicht die Mutter Gottes? Das ist die Novize Hulda von Hirschau."

„Nun freilich!" entgegnete Silvan. „Hulda von Hirschau ist eine gottselige Jungfrau, sie gab hier zu Lande das Beispiel, der Himmelskönigin zu huldigen, und ihre Frömmigkeit verdient solchen Lohn, denn es steht geschrieben, wer sich erniedrigt, soll erhoben werden. Ueberhaupt aber ist es nicht Sitte römischer Künstler, die heilige Jungfrau selbst zu portraitiren. Sie nehmen Bäckerstöchter, Blumenmädchen, die eigenen Frauen, auch etwas Schlimmeres als das, kurz, was sie finden und sich gut ausnimmt."

Mit diesem Bescheide aber begnügten sich die schlichten Mönche nicht, die Himmelskönigin war Allrn theuer geworden, das jetzige Bild hingegen verursachte weltliche Gefühle, und sie beklagten sich beim Abte, daß es unmöglich sei, davor andächtig zu bleiben. Auch der Abt erschrak über das Verschwinden der Himmelskönigin. „Es ist nicht möglich!" rief er einmal über das andere und ging, sich mit eigenen Augen zu überzeugen. —

Kopfschüttelnd stand der achtzigjährige Greis vor dem Bilde und seufzte, murmelte etwas von dem gestörten Frieden seiner alten Tage, schalt auf römische Kunst und neumodische Heiligkeit, dann wandte er sich aufgebracht zu dem bestürzten Maler und erklärte ihm mit ausdrücklichen Worten seine völlige Ungnade.

Und dennoch vermißte Niemand die Himmelskönigin schmerzlicher als Silvanus! — Kann Natur für solch ein Opfer entschädigen, wie er es gebracht, so gab ihm Hulda freilich Anlaß, zufrieden zu sein. Natürliche Reize aber verlieren nur gar zu bald ihre Macht, während der vollendete Gedanke ewig ist. Bald beschäftigte sich Silvanus eifrig wieder mit seinem Ideal, und wie es bei unausgeführten Werken geht, denn die Phantasie hört nimmer auf zu schwärmen und zu täuschen, er hoffte die Himmelskönigin noch viel schöner und herrlicher herzustellen.

Schon entwarf er in seiner Zelle eine Skizze dazu, als er eines Tages zu dem Abte gerufen wurde. Er war auf Verweise und Vorwürfe gefaßt; wie groß aber

war sein Erstaunen, als der alte Abt ihn in die zitternden Arme schloß und mit wankender Stimme sprach: „Heil Dir, mein lieber Sohn, der Herr ist sichtbar mit Dir, denn nur ein Heiliger, wie Du, wird mit so absonderlichen Eingebungen begnadigt! Vergib mir, weil ich Dir zürnte und schnöde Worte sagte. Mir hätte ich zürnen, mich hätte ich schelten sollen, weil ich achtzigjähriger Diener der Kirche noch an einem Bilde solch Aergerniß nehmen konnte. Dieses Bild, jetzt erst ist es eine Goldquelle für unser Kloster! Vergib, mein Sohn, einem alten Manne, daß er sich in die jetzige Gestalt der Dinge und in den heutigen Lauf der Welt so recht nicht mehr finden kann."

Nach vielem Hin- und Herfragen erfuhr endlich der heilige Silvan, daß Hulda von Hirschau, dereinst das Ziel aller zärtlichen Jugendwünsche, von ihren reichen und vornehmen Anbetern nicht vergessen worden war. Ihr Bild hatte fort und fort in den treuen Jünglingsherzen gelebt, ihr Conterfei auf dem Altarbilde erschien denen, die am schmerzlichsten um sie litten, ein Wink der Vorsehung, ihre gebrochenen Herzen der heiligen Jungfrau zu weihen und in der segensreichen Abgeschiedenheit des Klosters die ihnen auf Erden geraubte Geliebte als Himmelskönigin anzubeten, deren Platz sie jetzund einnahm. — Und die im Leben als Nebenbuhler sich feindlich entgegenstanden, hatten einmüthig, ohne sich gegen einander auszusprechen, diesen Entschluß gefaßt; die sich um Hulda's willen haßten und verfolgten, vor ihrem Bilde versöhnten sie sich und lernten sich wie Brüder lieben. Ganz in der Stille wollten sie sich einkleiden lassen, denn ihre Liebe, eben so keusch als unglücklich, vermied jegliches Aufsehen. Das Kloster gewann dadurch aber beträchtliche Domainen.

„Mein Sohn!" fuhr der Abt fort. „Auch die anderen Novizen haben reiche und trostlose Anbeter in der Welt zurückgelassen. Ich zweifle nicht, daß Du geschickt genug sein wirst, eine nach der andern zu malen. Auch diesen Unglücklichen möge unser Kloster, ein sicherer Port wider die Leiden der Zeitlichkeit, sich erschließen, damit sie die Ruhe, die sie in der Welt verloren, in diesen stillen Mauern wiederfinden."

„Hochwürdiger Herr!" rief Silvanus erschrocken. „Soll ich die Himmelskönigin nicht wieder in ihrer früheren Majestät herstellen, und vielleicht schöner, herrlicher noch als vorhin treffen, denn die Gedanken veredeln sich, je länger man sie herumträgt!"

„Nein, mein Sohn! ein für allemal nein! So ist der Wille des Bischofs! — Male der Reihe nach alle Novizen, eine nach der andern, und suche den Stand und Namen ihrer Freier in der Beichte zu erforschen, damit nöthigenfalls Dieser oder Jener, dem das ewige Heil noch sogleich nicht einleuchtet, durch die Bemühungen und Zusprache frommer Klosterbrüder, die wir ihm zusenden wollen, von der irdischen Liebe zur himmlischen bekehrt werde."

Silvanus wollte Einwendungen machen, aber der Abt befahl ihm Schweigen und Gehorsam. „All Deine Kräfte und Fähigkeiten gehören der Kirche," fügte er hinzu, „und wir alle sammt und sonders haben ein einziges Werk zu fördern und zu betreiben."

„Weh, weh mir!" seufzte Silvanus in der Einsamkeit seiner Zelle. „Ich, der meine Kunstgenossen in Rom verachtete und verläßerte, weil sie sich den Tageslaunen und den Wünschen der Alltagswelt fügten, ich bin jetzt ein Klosterknecht und muß mit Geist und Talent Frohndienste leisten."

Endlich war das prächtige Nonnenkloster vollendet, und es wurde aufs feierlichste eingeweiht, indem alle zwanzig Novizen an diesem Tage den Schleier nahmen. Traun! es war ein rührendes Schauspiel, die zwanzig schönen Jungfrauen das Gelübde ablegen und einkleiden zu sehen. Doch eine von ihnen war nicht mehr schön zu nennen. Es war die bleiche, abgehärmte Hulda von Hirschau. Silvanus liebte sie nicht mehr und hatte seine Aufmerksamkeit der schönen Bertha von Reiherstein gewidmet. Das wollte der armen einfachen Hulda nicht einleuchten, sie hing an dem Geliebten mit eben dem treuen Eigensinn, womit sie ihn vermocht, sein Ideal ihrem Bilde zu opfern. Indem sie ihn verlor, verlor sie auch ihre Reize und war die Einzige von Allen, die aus Gründen, und mit Recht, den Schleier nahm. — Bald darauf auch nahm Bertha von Reiherstein ihre Stelle auf dem Altarbilde ein. Wohlweislich hatte Silvanus bis dahin gezögert. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Kiel, im October.

[Das neue Gewächshaus. Die Revue des Jägercorps. Harms' Predigt über die Liebe.]

Die Erwartung der kieler Honoratioren, den König auch dieses Jahr auf längere Zeit in ihrer Mitte zu sehen, ist getäuscht worden. Se. M. verweilten hier dieses Mal nur einen halben Tag und sind gegenwärtig schon wieder in Kopenhagen angelangt. Anfänglich soll sogar der Plan gewesen sein, Kiel gar nicht zu besuchen, und nur der Wunsch, das neue Gewächshaus im botanischen Garten in Augenschein zu nehmen, die Abänderung der Reiseroute veranlaßt

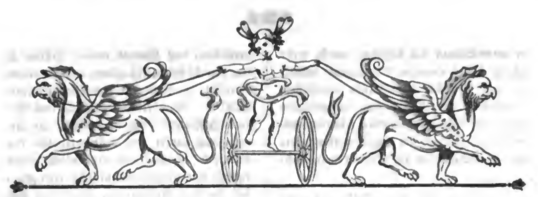
haben. Das neue Gewächshaus hat nämlich viel Geld gekostet, und da ist es allerdings echt königlich, gern wissen zu wollen, wofür das Geld ausgegeben ward. Wir andern kieler Bürger bekümmern uns darum nicht, wir sind zufrieden, wenn der König es nur weiß; denn hier wie in so manchen andern Fällen, heißt es: Non cuivis contingit adire Corinthum. Korinth war nur theuer, weil die schöne Lais dort residirte. Im botanischen Garten ist die, so viel ich weiß, nicht zu finden. Wenn sie es aber auch wäre, und wir Kieler wären so reich wie Aristipp — was hälfe es uns? Der Zutritt bliebe verschlossen! Ich sage das aus wahrer Achtung von den Aufsehern des botanischen Gartens, welche sicher zu eifrige Botaniker sind, um den Spruch Wieland's zu kennen und anzuerkennen: Nur Gold genug, so ist die Welt zu Kauf; ein goldner Schlüssel, Herr! schließt alle Schlösser auf! Das Princip der Unzugänglichkeit ist aber vielleicht wirklich hier ganz richtig angebracht, so sehr es immerhin auf andern deutschen Universitäten frappiren mag. Es würden viele Aufseher dazu gehören, um die keuschen Blumen vor begehrlichen Händen zu bewahren; das Geld aber, das an Aufwärtern erspart wird, kommt den Blumen zu Gute.

Bei der Revue, welche der König über das hier garnisonirende Jägercorps hielt, fanden bedeutende Reibungen, einestheils zwischen der neu errichteten reitenden Bürgergarde und dem hochansehnlichen kieler Pöbel, andrerseits, jedoch mehr nachträglich, zwischen jener und der sogenannten Gilde Statt. Zum Empfange des Königs in der Stadt war die Bürgerschaft Kiels unter Wehr und Waffen und bildete Spalier. Um desto minder war der populus, ein Wort, das leider durch ungünstige Verhältnisse in Pöbel travestirt wurde, verhindert, die ersten, das heißt die nächsten Plätze bei der Revüe zu usurpiren. Die Uebelstände, welche davon die nothwendige Folge sein mußten, blieben nicht aus; der Statthalter, Prinz von Augustenburg, requirirte erst fünf, dann zehn Mann von der reitenden Garde, endlich die gesammte Garde zur Aufrechthaltung der Ordnung. Gerade dieser successive Aufruf war aber das Haupthinderniß ihrer kräftigen Wirksamkeit, weil zuletzt Militär und Pöbel schon blindlings durch einander gewürfelt war. Ohnehin hatte die reitende Garde bis jetzt noch keine gesetzlich bestimmte Wirksamkeit; in Holstein aber finden die Leute es noch ehrenvoller, vom Militär, als von ihren eignen Mitbürgern, zur Ordnung gerufen zu werden. Als es daher auf mehrfach wiederholte Aufforderungen des Statthalters und nach den gräulichsten Excessen des Pöbels zu einigen flachen Säbelhieben kam, ward dies von der Gilde, die vielleicht unrecht berichtet war, übel vermerkt. Einige Mitglieder derselben bedienten sich des ehrenrührigen Ausdrucks: „Prachervögte" (Bettelvögte), und die reitende Garde hat sich endlich veranlaßt gesehen, einen Injurienproceß gegen diese Individuen einzuleiten.

Außer dem Könige hat uns dieses Jahr auch die Königin und der Kronprinz mit Gemahlin, Schwiegermutter und dem Prinzen Georg von Meckleuburg besucht. Die Königin unterhielt sich längere Zeit mit dem Consistorialrath Dr. Harms und fühlte sich von frommem Sinne gedrungen, am folgenden Sonntag eigens nach Kiel zu kommen, um den Wundermann (man kann ihn wohl in doppelter Beziehung so nennen) predigen zu hören. Er predigte (bei Harms etwas Seltenes) über die Liebe. Seine andächtigen Zuhörer lernten indeß aus der Predigt, „daß nicht die Liebe, sondern der Glaube, das höchste Gebot sei; denn die Liebe stamme aus dem Glauben, nicht umgekehrt." Ferner vernahmen sie, „daß das Gebot der Liebe nicht das Charakteristische des Evangeliums, vielmehr schon vom alten Testamente eingeschärft sei." — Der Prediger hat gut reden; denn wenn er auf der Kanzel steht, hat er das einzige und letzte Wort, und was außer der Kirche gezischelt wird, kümmert ihn nicht, am wenigsten Bemerkungen in der Zeitung für die elegante Welt. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Was wollte er sonst erwiedern, wenn man an Christus, unsern Herrn und Meister, appellirte, der in Beziehung auf das alte Testament spricht: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst deinen Freund lieben, und deinen Feind hassen; ich aber sage Euch: liebet Eure Feinde, thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder seid Eures Vaters im Himmel. Denn er lässet seine Sonne scheinen über Böse und Gute, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte." Was wollte er erwiedern, wenn man ihm Christus citirte, wo er erklärt: Liebe Gott über Alles, das ist das erste Gebot, das andre aber ist ihm gleich: du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. In diesen beiden hängen das Gesetz und die Propheten.?" — Aber freilich, der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist noch immer nicht zum Eckstein worden. Der Jünger ist noch über seinen Meister, und der Consistorialrath über den Jünger. Zur Demüthigung der Theologen reicht es nicht hin, daß wir Christi Aussprüche nur vermittelt durch Evangelien und Apostelgeschichten erhielten, wir bildeten vielmehr, statt der katholischen, eine neue protestantische Tradition. In ihr erhebt der Glaube über Gott und Christus hinaus das Haupt. Und warum das? Damit der Zweifel ausgerottet werde, der doch nur im sächsischen Dialekt auf Teufel reimt. Nicht der Zweifel an sich ist das Verderbliche, sondern die Zweifelsucht. Der Zweifel gibt das Unhaltbare auf und schließt sich um so fester an das Uebrigbleibende an; die Zweifelsucht läßt Alles dahin gestellt sein; sie bestreitet nichts, sie bejaht auch nichts, und in der allgemeinen Ungewißheit, die sie verzehrt, macht sie keinen Unterschied zwischen Bösem und Gutem. Das aber ist eben die unselige Folge der Halbheit, der von der Hand gewiesenen Consequenzen, und auch in dieser Beziehung gilt der uralte Spruch: Ein wenig Philosophie führt die Leute von Gott ab; die Tiefe derselben führt sie zu ihm zurück! Zweifelsucht aber herrscht eben vorzugsweise bei den sogenannten orthodoxen Mitgliedern der Kirche, die alle äußern Ceremonien derselben mitmachen und sich weder mit ihr, noch mit dem Hrn. Consistorialrath Harms überwerfen, bei ihnen, deren Kinder er tauft und confirmirt und copulirt. Sie huldigen der Form, sind Formularmenschen und orthodoxe Christen pro forma.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 224. — den 15. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

(Fortsetzung.)

Für Silvanus kam jetzt eine wüste Zeit, deren er sich in seinem nachmaligen ruhigeren Leben nur mit Grauen erinnerte. Dem Befehle des Bischofs zufolge malte er eine Novize nach der andern; die Farbe auf dem Altarbilde ward immer dicker, er immer magerer; je mehr Farben er auffetzte, desto mehr verlor er die seinige.

„Ach!" seufzte er, „wie glücklich war ich ohne es zu wissen in Rom. Vertändelte ich dort ein Stündchen mit schönen Weibern, so blieb es Tändelei. Hier in Schwaben aber wird aus Allem ein grausamer Ernst gemacht, und ich muß alle genossenen Freuden mit meinen Portraits bezahlen. In Rom erlaubte ich mir die wildesten Ausschweifungen. So muß es der Künstler. Er muß das Thier in sich austoben lassen, um es verachten zu lernen. Damit sein besseres Selbst erwacht und sein Geist sich auf den Fittigen der Begeisterung wieder himmelan schwingt; zu hoch freilich, um sich behaupten zu können; allein er fällt, um sich wieder zu erheben! Die Kunst, sie kann ja doch nur tändeln. Weh mir! der grausame Ernst, der hier zu Lande epidemisch ist, ergriff mich, und ich machte Profession von der Heiligkeit und ward in allem Ernst und mit dem besten Willen ein Heiliger. — Ja, wer dermaßen sich selbst verkennen kann, darf sie nicht wundern, wenn ein tolles Schicksal mit ihm Fangeball spielt!"

Wirklich fielen die Portraits auf dem Altarbilde immer nichtssagender, gemeiner aus, und die Arbeit ward immer leichtsinniger. Die jüngste Novize hieß Elisa von Guldenstädt und zählte erst sechzehn Jahre, sie war noch halb Kind, und indem sie junglächelnd den Teufel mit Füßen trat, glich sie etwa einer kleinen Kunstreiterin, die unter dem jauchzenden Beifall der Menge geschickt auf einem wilden Rosse sich behauptet. — Das Kloster aber hatte beträchtliche Güter und Schätze gewonnen, und Dank sei es der Zusprache und den Bemühungen der ausgesendeten Klosterbrüder, die Anzahl der Mönche hatte sich dermaßen vermehrt, daß entweder das Kloster erweitert, oder ein neues gebaut werden mußte, und zum Unglück für den armen Silvan entschloß man sich aus Sparsamkeit zum Ersteren. Als der Abt ihm auftrug, einen Riß zu entwerfen, um einige Flügel anzubauen, ganz in dem geschmacklosen Style des Hauptgebäudes, wollte er schier verzweifeln. Aber was half alles Betheuren, daß er nicht im Stande sei, sich in dieses Genre hinein zu arbeiten? Hatte er nicht schon einen Riß gezeichnet? Folglich konnte er auch einen zweiten liefern; und seine Betheurungen, daß er sich für solch ein Werk unmöglich begeistern und erwärmen könne, wurden ihm dadurch widerlegt, daß er fein beten sollte, der Herr verließe die Seinigen nicht und gebe es ihnen im Schlafe. Ueberhaupt war der Abt bei dem Vorurtheile alt geworden, daß man von seinen Talenten und Fähigkeiten keinen besseren Gebrauch machen könne, als zu Ehren Gottes und zum Nutzen der Kirche,

und je mehr der arme Silvan sich sträubte, um so mehr fühlte Jener sich in seiner heiligen Consequenz bestärkt und geschmeichelt und ließ sich keine Mühe verdrießen, die überlegene Weisheit des Alters dem jugendlichen Heiligen angedeihen zu lassen. Silvanus erkannte endlich die Nothwendigkeit, der er sich fügen mußte, oder er gab nach, weil er nachzugeben im Stande war, nicht aber der Abt.

Da saß er nun wieder in seiner Zelle und marterte sich bei einer Zeichnung, die, höchst widerspenstig seinen Wünschen und Fähigkeiten, immer nicht fertig werden wollte.

Wie glücklich war er noch vor kurzem bei einer ähnlichen Beschäftigung, wenn sie gleich nicht eben besser gerieth. Wie anders aber war ihm, wenn er trunken von der Gelungenheit und Vollkommenheit seines Altarbildes nach der bischöflichen Burg sich begab und bei der Unschuld seiner reizenden Beichtkinder sich selber schuldlos wähnte und ihnen einen Heiliger erschien! Jetzt herrschte Zwist und Hader, Neid und Eifersucht im Kloster, und er hatte Mühe, sein Ansehen zu behaupten und sich Gehorsam zu verschaffen. — Das Schlimmste freilich war, daß er sein Altarbild vernichtet hatte, und bei seinen vielen mechanischen Beschäftigungen, bei seinem leichtfertigen Leben war die Eigenthümlichkeit des Bildes seinem Gedächtnisse entschwunden, er hatte nur noch eine oberflächliche unsichere Erinnerung davon.

„Ich werde solch ein Bild nie wieder malen,“ seufzte er. „Jedes Leben, so auch das Leben des Malers, hat seinen Gipfel, es erreicht ihn und dann geht's bergunter. Es gibt einen Moment im Künstlerleben, wo der unbewußte Drang des Genies sich zur Künstlerweisheit verklärt, und die jugendliche Begeisterung am eigenen Feuer zur männlichen Besonnenheit reift und sich vollendet. Diesem Momente gehörte meine heilige Jungfrau an. Die kühne Himmelsstürmerin Phantasie hatte die äußerste Kraft zum Fluge aufgeboten und wäre erlahmt; aber glücklicherweise hatte sie sich dem Heiligen zugewendet. Im Heiligen fand sie zuerst Ruhe und Klarheit, die mit dem Reize der Neuheit sie umfingen; und sie verklärte sich, nicht aus eigenem Antriebe, sondern um des himmlischen Stoffes willen, dessen sie sich bemächtigen wollte. — In Zukunft werde ich wohl mit Ruhe und Klarheit malen können, aber die Jugendfrische der Geistesgluth, die Jungfräulichkeit der Begeisterung, die über ihre eigenen Kräfte erschrickt und über die eigene Verklärung erstaunt, die werde ich nicht wiederfinden; das Kleinod meines Lebens habe ich vernichtet, den höchsten Lichtglanz meines Ruhmes geflissentlich verlöscht. — Nun hat das Malen keinen Reiz mehr für mich! — Wundersame Einfälle und Gestalten! die ihr kindisch spielend mich umgaukelt, die ihr anfangs chaotisch euch zanket und anfeindet, bis der Gott erwacht und sich offenbart in tiefsinnigen Combinationen, und endlich den seligen Kunstrausch erzeugt, und die Selbstlust an dem Gelungenen, welche das Gelungene vervollkommnet und das Vollkommnere gelingen läßt! Und wenn nun Alles harmonisch sich durchdringt und schöpfungsfrisch sich durchjauchzt, und der Künstler mit Sabbatfreude dasteht vor dem Fertigen und wie Gott spricht: Siehe da, Alles ist gut! — O, das ist nun hin, hin für immer! Ich habe keine Künstlerfreuden mehr!“

„Warum so trostlos, heiliger Silvan?“ unterbrach ihn eine wohlbekannte Stimme, und der schwarzlockige Pilger stand plötzlich neben ihm. „Seid guten Muthes!“ begann er. „Die wahrhaft fruchtbaren Jahre des Künstlers stehen vor der Thür und haben auch ihre Wundererscheinungen. Nur wollet nicht die Himmel erstürmen! Hat nicht die Erde der Herrlichkeiten genug? — Ich selber gelte für einen ganz passabeln Virtuos in allen Künsten, und wo was Außerordentliches geleistet wird, da hat's gleich der Teufel geschaffen, und doch bin ich ausgemachter Widersacher von allem Heiligen.“

„O, nenne Dich nicht Virtuos. Du bist ein Meister! Freilich nicht im Schaffen, wohl aber im Zerstören. Mich, böser Geist, hast Du vernichtet!“

„Warum nicht gar! Ihr seid übler Laune. Und wahrlich, wer ohne Lust die Arbeit liefern soll, die man Euch aufgegeben, der möchte des Teufels werden. Je nun, Euer Freund läßt Euch nicht sitzen! Hier ist, um was Ihr Euch müht.“ Hiermit langte er in die Falten seines Pilgerkleides und zog ein zusammengerolltes Papier hervor. „Ihr habt mir meinen Riß des Nonnenklosters so großmüthig vergolten. Ich zweifle nicht, daß Ihr mir dieses Mönchskloster eben so freigebig lohnen werdet.“

„Wie meinst Du das?“

„Ei nun! mit der heiligen Jungfrau, wie sie jetzt beschaffen ist, bin ich zufrieden. Es bleibt nur noch, daß Ihr mein Bild auch ein wenig ändert.“

„Daraus, böser Geist, wird nichts! Ich bin's dem Andenken meiner heiligen Jungfrau schuldig, unberührt zu lassen, was an sie erinnert. Wer ein Bild versteht, der wird ahnen, daß dieses einst ganz anders war. Meine heilige Jungfrau, sie war zu schön für diese Erde, und

wie alles Schöne verschwand sie nach kurzem Dasein. Aber sie hinterläßt ihre Geschichte. Zwanzig Jungfrauen hat mein Bild der Himmelskönigin zugeführt, zwanzigmal hat es der Maler geändert und dadurch ein Mönchskloster bevölkert. Es lebt fort in der Sage und der Maler mit ihm. — Auch ich scheide über lang oder kurz von hinnen, hier ist meine Rolle ausgespielt."

„Ihr, der Ihr auf dem besten Wege zum Prälaten seid? Der Abt ist alt, der Bischof auch."

„Soll ich mein Leben bei Arbeiten wie diese verbringen."

„Gehorchet einige Jahre, nachdem werdet Ihr befehlen. Und Arbeiten wie diese übernehme ich."

„Mit nichten, Deine Hülfe läßt Du Dir allzutheuer bezahlen! Doch trotz sei Dir geboten, ich will meine Himmelskönigin wieder haben, ich muß sie wieder haben, soll ich ferner leben. Und dies Gehirn, dem sie einmal schon entsprungen ist, wird sie herrlicher, himmlischer wieder schaffen; laß sehen, schwarzer Geist, was Du vermagst, wenn ich sage: ich will, ich will es mit dem Leben!"

„Hört an, ich will Euch eine Geschichte erzählen: Es war einmal ein Geizhals. Doch nein, ein Geizhals ahnt in frühster Jugend, wie viel ein lebenslängliches fleißiges Sammeln und sorgfältiges Sparen aufhäufen kann, und das wußte der Held meiner Geschichte nicht, er war mehr Egoist und Schwärmer als Geizhals. Sein karges Glück wollte, daß er anfangs nur Kupfermünzen fand, und er hatte schon ein beträchtliches Häuflein zusammen, als ein Silberstück in seine Hände fiel. Das Silber gefiel ihm dermaßen, und seine Kupfermünzen erschienen ihm dagegen so werthlos und abgeschmackt, daß er sie ins Wasser warf, wo sie ihm und allen Menschen verloren waren, um in Zukunft lediglich Silberstücke zu sammeln, die ihm jetzt einzig und allein besitzenswerth erschienen. Als er indeß wieder ein ansehnliches Häuflein zusammengebracht, fand er mit einem Male ein Goldstück, und er machte es mit dem Silber wie früher mit dem Kupfer. Er warf es ins Wasser, um ausschließlich Gold zu sammeln. Endlich hatte er auch ein ansehnliches Häuflein Gold zusammen, aber ein Goldstück liebte er vor allen andern wegen seines schönen Glanzes und seines besondern saubern Gepräges. Dieses Goldstück kam ihm leider abhanden. Nun gefielen ihm die übrigen Goldstücke auch nicht mehr, er warf sie ins Wasser, um in Zukunft zu sammeln, er weiß selbst noch nicht was?"

„Armseliger Teufel!" rief der verdrießliche Silvan. „Mit welchen langweiligen, abgeschmackten Geschichten trägst Du Dich herum."

„Es ist die Geschichte des heiligen Silvan. Nicht wahr? Mein Geizhals hätte klüger gehandelt, für das Kupfer Silber einzuwechseln, für das Silber Gold, und das Gold zu bewahren, weil Alles dafür zu haben ist. Der heilige Silvan war anfangs Maler in Rom, und seine Kunst brachte ihm nur Kupfer ein, und er warf sie ins Wasser, um ein Heiliger zu werden. Seine Heiligkeit trug ihm selber blankes Lob und Ruhm ein, und selbstgefällig bespiegelte er sich eine Weile in Allem, was selber blank war, bis ich ihn lehrte, die Kunst mit seiner Heiligkeit zu einen und sein Leben, gegenwärtiges und vergangenes, in Einklang zu bringen. Und siehe, der heilige Silvan hatte Alles, was er wollte. Alle Wünsche, Lüsten, Freuden, selbst sein Ehrgeiz fanden Nahrung und Sättigung vollauf. Aber das eine glänzende schöngeprägte Goldstück kam ihm abhanden, und wieder will er Alles ins Wasser werfen und sich einer armseligen ungewissen Zukunft Preis geben."

„Fluch mir, daß ich so feige und schwach war, mein Bild zu opfern, von nun an kann ich mich selbst nicht mehr lieben noch achten!" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Kiel. (Beschluß.)

[Anekdoten. Einziehung der holst. Fahne mit dem Nesselblatt. Holsteinisch-deutsche Richtung. Eisenbahnhof.]

Die Popularitat des Königs ist seit dessen letzter Anwesenheit im Lande fortwährend im Steigen. Eine Menge Anekdoten sind im Umlauf von dessen „humaner Herablassung," wo denn freilich Beiwort und Hauptwort nicht ganz kritisch gewählt scheinen. So hat der König sich nach dem Gesundheitszustande eines angesehenen Gutsbesitzers sehr speciell erkundigt und ihm schließlich gegen Steinschmerzen ein an ihm selbst erprobtes Recept zu senden versprochen. Ein ander Mal erkundigte er sich bei Tafel, ob der Professor .... in Kiel ein Jude sei. Der Befragte wußte darüber keine bestimmte Auskunft zu geben, rief aber einen hoch gestellten Beamten aus Kiel herbei, damit er die Frage löse. Dieser antwortete, der fragliche Professor sei kein Jude, er, vielleicht auch schon dessen Vater sei getauft. „Aber," soll dieser Beamte, der schon unter dem verstorbenen Könige gewohnt gewesen, dem absoluten Willen entgegen zu kommen, hinzu gesetzt haben, „dies würde kein Hinderniß sein, wenn Ew. Majestät vielleicht die Absicht hätten, jüdische Professoren an die Universität zu berufen. — „Also das Recht dazu hätte ich?" — „Ja!" — „Auch an die theologische Facultät?" — Eine Veebeugung. — „Nun, so habe ich doch wenigstens auch das Recht, mich nicht lächerlich zu machen."

Solche und ähnliche Anekdoten erzählt man sich in den hiesigen geselligen Cirkeln mit Vergnügen.

Dieses Vertrauen zu dem ungeschminkten Wohlwollen und reinen Willen des Monarchen konnte indeß nicht verhindern, daß die gebildetere Nationalität im Lande sich durch Einziehung der alten Fahne und Ersetzung derselben durch die dänische tief verletzt fühlte. Es herrscht hier in der That nur Eine Stimme, und das tiefe Schweigen darüber in den wenigen Blättern der Heimath, welche sich mit der Politik befassen, erklärt sich nur daher, daß man lieber schweigen, als der geschehenen Kränkung ohne Indignation erwähnen will, was doch die Censur erzwingen würde. Auch der beredte Mund des Königs hat in diesem Falle die Verletzung nur noch vermehren können; denn seine Worte: die Armee ist nur Eine! enthielten eben die quaestio litis. Jene Worte wären zu den Holsteinern nicht gesprochen worden, wenn der in Kopenhagen früher gefaßte Plan, diesem Herzogthume einen besondern Statthalter zu geben, nicht an der Festigkeit des Prinzen von Augustenburg gescheitert wäre. In diesem Falle hätte das Herzogthum vermuthlich deutsches Commando und eine von Dänemark getrennte Militärverfassung, wie sie sich für ein deutsches Bundesland eignet, erhalten. Die augustenburger Fürstenfamilie dachte aber: alles oder nichts, und so ward denn die dänische Regierung, welche früher auf dem Puncte stand, Schleswig mit Holstein zu compensiren, nunmehr, um doch nicht auch jenes Herzogthum vorzeitig aufzugeben, in die Nothwendigkeit des militärischen Amalgamas hineingetrieben. Die holsteinische Fahne, das altehrwürdige Nesselblatt, hatte wohl ein besseres Geschick verdient, als gewissermaßen als Eroberungstrophäe in Kopenhagen deponirt zu werden, und Holstein, das unabhängige Land, welches in der Vorzeit die Eroberungspläne der Dänen so oft zurück gewiesen, ja, was mehr sagt, welches die schon einmal verloren gegangene Unabhängigkeit wieder zu erobern verstand, welches dann Dänemark einen Fürsten gab, unter der Bedingung ehrlicher und ewiger Union und scharfer Verwahrung gegen alles dänische Wesen, konnte selbst, wenn einmal die Einheit des Heeres gelten sollte, dafür so gut die Ehre des Nesselblattes, als die Dänen die des Dannebrogs, in Anspruch nehmen. — Ob Holsteins ständische Abgeordnete bei der ersten Nachricht von diesem Ereigniß von anderweitigen Geschäften zu abgespannt waren, um darauf zu merken; ob sie, ermüdet, vor Allem zum Schlusse eilten; ob sie in nordischem Phlegma die Fahnenpoesie unter der Würde ständischer Erörterungen hielten — Wer mag dieses bestimmen? das Volk aber war dieß Mal wenigstens poetischer und ist durch dieß Schweigen befremdet worden. — Unter solchen Verhältnissen ist nun natürlich die Erwartung auf die Bestätigung oder Widerlegung des Gerüchtes von der Schwangerschaft der Kronprinzessin doppelt gespannt. Daneben richtet sich der Blick auch auf den Gang, welchen die schleswigsche St. V., welche gestern eröffnet ist, nehmen wird. Daß der Antrag auf Beitritt des Herzogthums zum deutschen Bunde gestellt werde, leidet keinen Zweifel mehr, und man spricht von 20 Stimmen, welche schon jetzt für diesen Antrag gewonnen sein sollen. Wie aber der Beschluß auch ausfallen möge — die Regierung wird niemals darauf eingehen, und in diesem Falle werden unsre schleswigschen Halbbrüder doch wohl erkennen, daß die Politik der holsteinischen Abgeordneten künftig, der Vernunft gemäß, nur eine holsteinisch-deutsche, in allen Consequenzen durchgeführte sein könne. War diese Richtung leider! in der letzten holsteinischen St.V. noch nicht die vorherrschende, spielte sie vielmehr nach Zahlenberechnung nur eine sehr untergeordnete Rolle, so haben sich die dort geltend gemachten Gründe doch desto mehr Anerkennung im Lande errungen, die jüngere Generation vor Allem neigt sich mehr und mehr ihr zu, und selbst die Mitglieder der St. V. sprechen mit Achtung von den Vertretern derselben und dem Scharfsinn, womit sie ihre Ansicht vertheidigten. Es ist aber freilich auch wahr, daß eine doppelte Portion Scharfsinn zu einer, wenn auch nur scheinbaren, Widerlegung der geltend gemachten Gründe gehören würde.

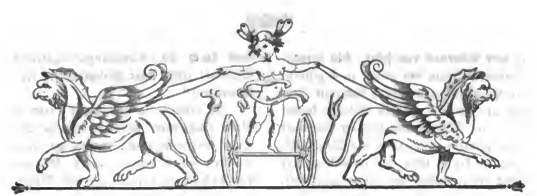
Außer diesen politischen Erörterungen beschäftigt die Einwohner Kiels jetzt vor Allem der Eisenbahnhof. Man streitet über den Ort, wohin derselbe zu verlegen sei. Daher Petitionen und Gegenpetitionen an den Magistrat der Stadt, welche doch zuletzt wohl nur durch Stimmenmehrheit der Actionäre, denen hier die Hauptstimme gebührt, entschieden werden können. Werden die Kosten dadurch nicht unverhältnißmäßig vermehrt, so wird der Plan, den Bahnhof innerhalb der Stadt anzulegen, wohl große Unterstützung finden.

Notiz.

[Raumer's historisches Taschenbuch.]

Der Jahrgang auf 1843 bringt uns sechs Monographien und Abhandlungen. Von E. Gervais erhalten wir eine sorgfältig gearbeitete Lebensskizze des Landgrafen Hermann von Thüringen. Von Professor Heinrich Escher in Zürich einen Beitrag zur Gelehrtengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, eine Monographie des Erasmus von Rotterdam. Von H. Scherer lasen wir in einem frühern Jahrgang eine mit patriotischem Feuer geschriebene Geschichte des Raubes der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun; ein Seitenstück dazu ist, was der Autor diesmal gibt, „der Verrath Straßburgs an Frankreich im J 1681." Frankreichs einheitliche Stärke neben Deutschlands aufgelöster Zerfallenheit ist hier wie dort das Thema. W. A. Arendt bringt eine Darstellung der brabantischen Revolution in den J. 1789 und 1790. A. Kurtzel erzählt den kitzlichen Proceß, den der Jesuit Girard auf die Anklage seiner jungen Beichttochter zu bestehen hatte. Dieser französische Proceß aus den Acten des vorigen Jahrhunderts ist der schlimmste Beitrag zur Geschichte des Cölibats, dessen Abschaffung der deutsche Katholicismus von der römischen Hierarchie erzwingen sollte. Es würde ihm im Verein mit den deutschen Regierungen so gut gelingen, wie es die maronitische Geistlichkeit durch die bloße Drohung eines gänzlichen Abfalls von Rom zu erzwingen weiß. — Zum Schluß des Jahrgangs gibt Fr. v. Raumer seinen Vortrag über die französischen Verfassungsformen seit 1789. Er hielt diesen Vortrag im Laufe des vorigen Winters im berliner wissenschaftlichen Vereine.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 225. — den 17. November 1842.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

(Fortsetzung.)

„Euch lüstet doch nur nach den Herrlichkeiten und Freuden dieser Welt, darum werft Euer Heiligengewand nicht von Euch, Ehrgeiz und Wollust verstecken sich darin am besten."

„Ich bin es satt, den Scheinheiligen zu spielen, ich bin der Lüge anheim gefallen, und die Kunst ist treu und wahr."

„Lernt Euch nur selbst erkennen, so werdet Ihr Euch auch mit der Kunst versöhnen, die Euch bald peinigt, bald in den Himmel erhebt, die Euch unzufrieden macht mit Allem außer Euch, und selten Euch zu Euch selber kommen läßt. Der Mensch ist nur eine Wagschale, wenn die Begeisterung den Himmel berührt, muß die Sinnlichkeit an den Abgrund streifen. Bisher habt Ihr immer geschwankt zwischen Liederlichkeit und Begeisterung. Ein wildes Balanciren verdirbt aber die feine Wagschale. Ihr wollt Euch verlieren im Rausche der Kunst und dann verlieren im Rausche des Lebens, und das werdet Ihr nicht lange mehr treiben können. Es täuscht die Kunst und es täuscht das Leben. Warum nicht mit Ruhe und Behaglichkeit sich beiden Täuschungen hingeben? Und was nützt Ueberschwänglichkeit, mit der man sich Täuschungen ergibt? Wenn aber beide Schalen ruhig schweben. Wohin deutet die Zunge? Nach oben! Nicht? Nun seht, werdet ein Prälat. Die Schalen mögen balanciren zwischen Weisheit und Thorheit, zwischen Geist und Fleisch, wenn nur die Zunge nach oben deutet. Denkt über meinen Vorschlag nach. Den Riß behalte ich einstweilen, Ihr werdet meiner schon bedürfen, und dann stehe ich Euch zu Diensten."

Er verschwand, und Silvanus blieb trostlos sitzen und seufzte: „Was hilft das Alles! ohne mein Ideal kann ich zeitlebens weder glücklich noch zufrieden sein."

Eines Tages, als er in der Sacristei die Schreine erschloß, um einige werthvolle Stücke zu dem bevorstehenden Allerheiligen-Feste in Bereitschaft zu halten, ward ihm beim Anblick der funkelnden blitzenden Kleinode gar wundersam zu Muthe, und unheimliche Stimmen in und um ihn regten sich und flüsterten: „Dir verdankt das Kloster all diesen Reichthum, und doch bist Du hier Sklav, alle diese Kleinode sind Dein wohlverdienter Künstlerlohn, Du aber mußt Frohndienste leisten. Was hier unbenutzt liegt, wäre in Deinen Händen der Schlüssel zu allen Freuden, Schätzen und Herrlichkeiten. Greif zu, weil Du noch jung und wohlgebildet, fähig und berufen zum Genusse bist. Wage es frei zu sein und Dein Ideal wirst Du wieder erlangen. Der Künstler gehorcht der Welt, nicht dem Kloster, und Reichthum ist die gediegene Künstlerglorie, die die Menge anstaunt. Mit diesen Schätzen stehen Dir alle Länder offen, Du wirst ein Großer unter Großen sein, und an Pracht und Aufwand es den berühmten alten Meistern gleich thun."

Neue Pläne, neue Gedanken haben einen unbesiegbaren Reiz für die bewegliche Künstlerseele, und nur

allzu bereitwillig war Silvanus von jeher, sein vergangenes Leben zu verwerfen, um ein neues zu beginnen, das seine glühende Phantasie zum voraus ihm mit allem Reize und Zauber ausschmückte. Sein Gelübde konnte ihn nicht halten; sein Künstlerstolz sträubte sich nicht einmal gegen das gemeine Verbrechen des Diebstahls. Die Abhängigkeit, in der er lebte, der Gehorsam, der ihn mühseligen und verdrießlichen Geschäften unterwarf, dünkten ihm bei weitem schimpflicher. Und zur Ausführung seines Vorsatzes bedurfte es nur seines Entschlusses. Im Kloster war er Alles in Allem, und selbst die Klosterschlüssel wurden seit kurzem nicht mehr dem Abte, sondern Nacht für Nacht ihm ausgeliefert.

Todtenstille herrschte im Kloster, die Mönche waren ihrer Gewohnheit nach mit Sonnenuntergang schlafen gegangen, und das Lämpchen in der Linken, in der Rechten ein Bund Schlüssel, schlich Silvanus sich in die Klosterkirche, öffnete die verschlossenen Schreine, bemächtigte sich der werthvollsten Kleinode, verschloß die geleerten Behältnisse wieder sauber und behutsam, und indem er sich durch die düstere Kirche zurückschlich, sprach er leise für sich:

„Leb wohl, du finstre stille Klause! Ja, Finsterniß gehört hierher, nicht Tageslicht, Du bist reich durch mich, und doch herrscht hier Armuth und Dürftigkeit. Was ich hier mit mir nehme, wird Niemand vermissen. Was soll es hier? Kleinode gleichen dem Künstlergeiste, sie sind nicht für die Dunkelheit geschaffen, sie wollen blitzen und leuchten und bewundert sein! — Licht ist ihr Element und den Sonnenstrahlen sprühen sie ihre schönsten Farben zu. Nicht länger sollen träge Mönche, deren trübselige Gedankenlosigkeit nicht über die Marken des Klostergebietes hinaussieht, sie in finsteren Behältnissen gefangen halten, nicht länger will ich selber hier den Knecht abgeben. Licht und Freiheit sei unsere Losung! — Du schönes Altarbild, leb' wohl! Um deinetwillen könnte ich bleiben, wärst du noch, was du warst, du aber, böser Feind, den ich zur Schmach hier abconterfeit, du hinterbleibe als Spur meines Daseins! Nimm vorlieb mit diesem Andenken, Satan! Es ist für die Ewigkeit."

Er ging, gelangte glücklich bis zur äußersten Klosterpforte und wollte sie eben öffnen, aber der Schlüssel wollte im Schlosse sich nicht drehen, und eben so wenig ließ er sich wieder herausziehen. Vergebens bot Silvanus alle Kräfte auf, er stak fest mit dem ganzen Bunde. Und mit einem Male fingen alle Klosterglocken an zu stürmen und heisere Stimmen schrieen gellend durch die Kreuzgänge. „Erwacht, Ihr trägen Schläfer! rettet Eure Heiligthümer, die ein frecher Dieb entwendet!"

Es bedurfte so gewaltigen Lärmens nicht, die mäßigen nüchternen Mönche auf die Beine zu bringen. Bald waren sie wach, warfen die Kutten über, traten aus den Zellen, fragten, riefen, schlugen Kreuze, zündeten Fackeln an, durchsuchten das Kloster und fanden an der äußersten Pforte endlich den heiligen Sacristan, mit wildem und verstörtem Wesen das Verbrechen in all seinen Zügen.

Kaum sah er sich entdeckt und ohne Rettung verloren, als seine Schmach noch einmal das bessere Selbst in ihm erweckte. Er ließ die erstaunten Klosterbrüder nicht zu Worte kommen, die ihn aller Anzeichen ungeachtet nicht für einen Verbrecher hielten, sondern warf ihnen die geraubten Kleinode vor die Füße und rief: „Ja, ich bin der schnöde Klosterdieb, der sich bei Nacht und Nebel mit den anvertrauten Schätzen davonschleichen wollte; denn wißt, zu Höherem bin ich bestimmt, als mit Euch zu fasten und zu beten, Ihr trägen Einfaltspinsel! Weniger schäme ich mich ein Dieb, als Eures Gleichen zu sein. Das Kloster taugt einzig Eurem Sklavensinne. Die Freiheit, nach der ich mich sehne, werde ich im Tode finden! Euer Leben aber ist ein Tod, und Euer Tod wird Euch keine andere Seligkeit bringen als ewige Schlafsucht statt der zeitlichen."

Die Mönche, die anfangs ihren Augen mißtrauten, wollten jetzt, da sie den heiligen Silvan so lästern hörten, ihren Ohren nicht trauen; da kam der alte achtzigjährige Abt herbei, gestützt auf zwei kernige Laienbrüder, und begann mit wankender Stimme:

„Pater Silvanus, warum habt Ihr mir das gethan, ich liebte Euch wie einen Sohn, setzte so unbedingtes Vertrauen in Euch. Konntet Ihr mir diese herbe Täuschung nicht ersparen? Gern wäre ich gestorben und hätte bis zu meinem nahen Ende Euch für einen Heiligen gehalten."

Die Milde des Greises würde die Beschämung des Verbrechers vollendet haben, wäre Silvanus fähig gewesen, sich zu demüthigen. „Kann ich dafür," rief er, „daß Ihr mich heilig glaubtet? Seht, was Euer Glaube ist! Mir hat Gott einen Feuergeist gegeben. Ich sehne mich nach Freiheit und glühe für alle Erdenlüste. Jetzt verdammt mich, denn verstehen könnt Ihr mich nicht."

Da wußte der arme Abt nicht mehr, was er thun noch was er lassen sollte. Gutmüthig fragte er noch einmal: „Pater Silvanus! nicht wahr, Ihr habt den

Verstand verloren? Ihr raset im Fieber, oder treibet einen losen Scherz, uns zu prüfen. Wie kamt Ihr darauf, zu stehlen. Wolltet Ihr vielleicht diese Kleinode vor Räubern sichern? Das Kloster liegt so öde und so einsam. Ganz recht. Ihr wolltet diese Schätze dem Bischof überbringen, der eine wohlbemannte Burg bewohnt."

Ein Hohngelächter diente zur Antwort, und der Abt überließ sich einer fast kindischen Trostlosigkeit. Die Patres glaubten ihn erinnern zu müssen, wie nothwendig es sei, den Verbrecher in enge Haft zu bringen, und auch Silvanus wünschte den schmachvollen Auftritt abgekürzt zu sehen; willig bot er seine Hände den Ketten und folgte den Laienbrüdern in einen wohlverwahrten unterirdischen Kerker.

Die Chorherren geleiteten hierauf den Abt ins Refectorium, um in Gemeinschaft sich mit ihm zu berathen. Es ergab sich jedoch, daß guter Rath zu keiner Zeit theurer gewesen, und die guten redlichen Patres hatten sich bisher eine ganz andere Vorstellung von einem Diebe gemacht, um ihn hinter einem heiligen kunstverständigen, allgemein geachteten Sacristan zu suchen. Die Gesetze sprachen sich freilich deutlich genug über die Strafe eines Kirchenräubers aus. Indeß galt es, Aufsehen zu vermeiden, und die meisten hielten es für gerathen, den Missethäter sobald wie möglich heimlich im Kerker bei Seite zu schaffen, um den geistlichen Stand nicht in den Augen der Menge herabzusetzen und fromme Christen nicht in ihrem Glauben an lebendige Heilige zu stören; dies konnte freilich nicht ohne Zuziehung und Genehmigung des Bischofs ausgeführt werden. Zwei Patres erboten sich daher, ihn herzubitten, und ließen ihre Maulthiere satteln. Die übrigen geistlichen Herren hoben einstweilen die Sitzung auf, begaben sich auf ihre Zellen und benutzten die Nacht, weil die Klosterregel ihnen kein Licht erlaubte, den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.

Silvanus hatte indessen Muße und Gelegenheit, über sein Schicksal nachzudenken und seufzte, daß er leichten Herzens in den Tod gehen würde, hätte er nur sein Altarbild nicht verunstaltet. Da wünschte eine wohlbekannte Stimme ihm „Guten Abend" und fuhr fort: „Braucht Ihr auch meine Hülfe, heiliger Silvan, oder wollt Ihr still im Kerker Euch erwürgen und verscharren lassen, denn also hat der Convent über Euch beschlossen."

„Frohlocke! denn Du hast Dein Aeußerstes an mir gethan."

„Nichts! was ich nicht ungeschehen machen könnte."

„Du kannst meine Ketten lösen, meinen Kerker öffnen, kannst Du aber auch meinen unbescholtenen Ruf mir wiedergeben."

„Warum nicht? so spiegelblank und silberrein, als er jemals war."

„Das wäre ein Wunder."

„Ihr seid ja lange genug im Kloster, um zu wissen, daß man mit List und Schlauheit Wunder thut, und manches Werk des Teufels wie ein Wunder Gottes aussieht."

„Was verlangst Du dafür?"

„Ihr wißt, ich kann Gerüste einstürzen lassen, aber auch wieder aufbauen. Das Gerüst ist aufgebaut, könnt Ihr auch bei Lichte malen?"

„Ich bitte Dich, Deine Physiognomie verträgt Alles. Verlangst Du auch nichts weiter."

„Ich bin kein Jude, nicht einmal ein getaufter, das habe ich vor Gottes eingebornem Sohne voraus."

„Und nicht der leiseste Verdacht wird auf mir ruhen?"

„Seid ohne Sorgen! Es ist Euch kinderleicht geworden, hier ein Heiliger zu werden, aber Euch als Dieb zu erkennen zu geben, ward Euch sauer, Ihr mußtet Eure ganze Beredsamkeit aufbieten, und an dem alten Abt wäre sie dennoch fast gescheitert. Die Leichtgläubigkeit hat ihre Gränzen, wo das Allereinfachste ihr unglaublich wird."

„Wohlan, ich will mich Dir anvertrauen."

„Und Ihr werdet sehen, wie wohl Ihr thut, Freundschaft und Frieden mit mir zu halten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schlesien.

[Eisenbahnen.]

Mit den Anfängen der oberschlesischen Eisenbahn, deren letzte fahrbare Strecke bis Brieg am 3. August eröffnet wurde, ist augenscheinlich in unserm öffentlichen Leben eine bedeutsame Periode eingetreten. Unwillkührlich knüpfen sich an die kurze Bahnstrecke von kaum sechs Meilen so manche Betrachtungen im Vergleiche der geschichtlichen Vergangenheit und Gegenwart. Zu Brieg war es, wo 1765 der letzte Piast, Georg Wilhelm, im 16. Jahre starb. Noch erinnert neben diesem Umstande das Dorf Piastenthal in der Nähe an den eingeborenen slawischen Herzogsstamm Schlesiens, der sich so vielfach verzweigte; dort drüben aber, im Gesichtskreise der Bahnlinie, mahnt der Thurm von Mollwitz an die bekannte Schlacht, wo 1741 Friedrich II. sich die Sporen zu seinen spätern welthistorischen Kämpfen verdiente. Die Einnahme der damaligen Festung Brieg war

die nächste Folge jenes Sieges, mit dem für Schlesien eine so ganz neue Ordnung der Dinge begann, und die preußischen Bomben hatten während der Belagerung das schöne Piastenschloß zerstört, wiewenn sie recht augenscheinlich an dem alten Herzogssitze demonstriren wollten, daß die alte Zeit der Oberlehnsherrlichkeit vorüber sei, und die reine Monarchie ihre Periode begonnen habe.

In der Gegenwart deutet das Eisenband auf einen andern würdigern Geist hin, als jene Periode entwickelte. Es bedeutet symbolisch das Band des Gemeinsinnes, welcher Städte und Länder verknüpft, und nicht mehr die zufällige Geburt, sondern die individuelle Intelligenz den Massen gegenüber bevorzugt wissen will; den Gemeinsinn, der überhaupt nach des reinern Menschenthums Erlösung aus der historischen Zwangsjacke strebt. Es ist namentlich in Breslau seit zwei Jahren ein neuer Geist nicht zu verkennen, der Geist des Welt- und Staatsbürgerthums, der sich selbst erkennt, und nicht mehr in blinder mittelalterlicher Rauflust sich drohend vor die Thore des städtischen Palladiums stellt, blos weil die pfahlbürgerliche Eitelkeit verletzt wurde; aber ebenso wenig mit hündischem Respect seiner Existenz wegen den Adel gleichsam um Vergebung bittet, wie in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nein, es ist der Geist der Freiheit, der aus der errungenen Wahrheit hervorgeht, wie Christus es verheißen hat; es ist der Geist, der für die Landwehrdevise: „mit Gott für König und Vaterland!" auch die Erkenntniß verlangt. Aus dem streitenden Dämmerlichte der Forschung ringt sich diese Erkenntniß allmälig hervor, und hoffentlich als eine fortdauernd herrschende geistige Sonne des Nordens, nicht als ein blendender vergänglicher Nordschein.

Das erhöhte Interesse an freisinnigen publicistischen Schriften, dann das in alle Lebenskreise eindringende Bewußtwerden, es handle sich doch wohl um etwas mehr im menschlichen Leben als um das liebe tägliche Brot im Vaterunser, ja selbst um mehr als den obligaten Schinken dazu; endlich die Volksstimme und Volksstimmung, welche sich in der Presse und im Gesellschaftsleben des Worts in öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt und, nach dem Ursprunge der Zustände forschend, ein Urtheil zu haben sich erdreistet, welche Keckheit sonst unter die Rubrik „Ungebührnisse" gesetzt wurde, — das Alles sind Merkmale, in denen sich die endlich erwachte höhere Theilnahme der Schlesier und zunächst der Breslauer am Menschheitsleben ausspricht, wonach die eigenen Interessen nur als Mittel zum Zwecke, nicht als dieser selbst gelten sollen. — Vor zwei Jahren schrieb ich Ihnen ganz anders; aber ich sagte auch, daß in Schlesien nur die Erweckung eines neuen Lebensgeistes fehle, um einen bedeutsamen Antheil an der deutschen Entwickelung zu haben. Manche meiner damaligen Bemerkungen werden freilich noch lange dieselbe Geltung behaupten, insofern sie sich auf eigenthümliche historische und geographische Verhältnisse begründeten, wie z. B. auf das des Katholizismus zum Protestantismus, des Slawenthums zum Deutschthume. Nimmt man aber Breslau als Haupt- und Mittelpunkt der schlesischen allgemeinen Gesinnung und Bildung an, dann ist nicht zu leugnen, daß ihr Maßstab sich seit zwei Jahren wesentlich verändert hat, und daß man sich immer mehr von der alten guten Zeit entfernt, wo die Distelköpfe blühten und die Strohköpfe geriethen.

Die oberschlesische Eisenbahn hat schon manches Bürgerfest herbeigeführt. Die Breslauer besuchten im festlichen Zuge die Ohlauer; auch die Brieger zogen nach Ohlau, und die Ohlauer erwiederten bald darauf die nachbarliche Aufmerksamkeit. Alles ging ohne polizeiliche Conflicte ab. Die Bahnhöfe der drei Städte sind ebenso viele originelle Gesellschaftsplätze geworden, wie es der ganze reformirende Einfluß der Eisenbahnen auf die Gesellschaftsverhältnisse mit sich bringt. Bahnhöfe sind überhaupt beständige reiche Fundgruben für Berichterstatter vom öffentlichen Leben, sobald diese die rechten Augen und Ohren mitbringen. Neben ihnen aber fände insbesondere das Talent eines Boz interessante Charaktere und Situationen genug für die von ihm begründete niedere Romangattung.

Die oberschlesische Eisenbahn durchschneidet einen flachen Landstrich, der nur den Anfang der Hauptstraße von Breslau nach Wien bildet, und, außer der Neuheit der Dampfkraft, keine weitere Anziehungskraft für das größere Publikum hat. Dessenungeachtet hat der bisherige Bahnertrag ein auf die kurze Strecke so günstiges Resultat geliefert, daß in der vor Kurzem stattgefundenen Generalversammlung der Actionaire der Fortbau der Bahn, welche bis zu dem Städtchen Löwen bereits vollendet ist, von Oppeln aus über Kosel und Gleiwitz nach Neu-Berun an die Weichsel definitiv beschlossen worden ist, nachdem man seit zwei Jahren über diese Fortführung der Bahnlinie sich durchaus nicht einigen konnte. Nach der Bekanntwerdung des Beschlusses stiegen die Actien der oberschlesischen Bahn sogleich um mehre Procente. — An der über Schweidnitz und Freiburg von Breslau nach dem Gebirge führenden Bahn wird mit allen Kräften gearbeitet, und man hofft, die neun Meilen lange Strecke bis Johannis künftigen Jahres fahrbar zu machen. Auch für die niederschlesische Bahn, welche Breslau mit Dresden und Berlin verbinden soll, ist jetzt großer Eifer vorhanden, und die schlesischen Eisenarme werden also binnen wenigen Jahren nach Südost, Südwest und Nordwest reichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Schillerfest.]

Vom diesjährigen Schillerfest in Leipzig heben wir einige Momente hervor. Robert Blum sprach beim Fest über dessen Bedeutung. Roswitha Kind, Friedrich Kind's Tochter, verheirathete Kind in Leipzig, sprach ihr Gedicht „Schiller's Haus in Gohlis." Theodor Döring trug die Kraniche des Ibycus vor. — Die Theilnahme von Seiten des Publicums war sehr lebhaft. Unter den eingesandten, bei Tische gesungenen Liedern war eines von Julius Hammer; die andern waren leider herzlich schlecht. — Am Tage zuvor ward Schiller's Haus in Gohlis neu bekränzt. Im Theater gab man Wallenstein's Lager, die Rütli-Scene aus Tell und die Glocke.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 226. — den 18. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

(Fortsetzung.)

Hiermit streifte der Teufel dem heiligen Silvan die Ketten ab, öffnete Schlösser und Thüren und führte ihn in die Kirche. Dort hatte er ein Gerüst von Bretern, Leitern und was sich eben vorfand, zusammengesetzt, welches sie bestiegen. Silvanus fing an zu malen und der Teufel hielt das Lämpchen und bemühte sich, die edelsten Züge, deren er fähig war, anzunehmen. Silvanus, der immer etwas Eigenes, oder wenigstens mehr that, als man von ihm verlangte, veredelte nicht nur gänzlich das schwarze Antlitz, sondern gab ihm noch einen so stolzen Zorn, als spreche er zur Heiligen: „Höre Kleine! laß diese Ungezogenheit. Treibe Deinen Muthwillen mit Engeln, denn sie sind geduldig, ich aber verstehe keinen Spaß.“ Und der böse Geist, der jetzt sein Conterfei sah, fühlte sich höchlichst geschmeichelt, ja als Lügengeist selbst konnte er nicht umhin, aus vollem Herzen „Bravo“ zu rufen.

Aber schon graute der Morgen, und es war keine Zeit mehr zu verlieren. „Zuvörderst müssen die Kostbarkeiten wieder an Ort und Stelle,“ sprach der böse Geist, „und Du mußt die Klosterschlüssel wieder haben.“ Er schlich sich in die Zelle des Abtes und stahl Beides unter dessen Kopfkissen weg.

„Da nimm!“ sprach er zu Silvanus zurückkehrend. „Geh auf Deine Zelle und thue, als sei nichts vorgefallen. Ich werde indessen im Kerker Deine Rolle spielen und es dahin bringen, daß die heiligen Männer Alles für einen meiner gewöhnlichen Possen halten müssen. Führe sie nur bald in den Kerker hinunter, denn Du kannst Dir vorstellen, daß es keine der angenehmsten Rollen für den Teufel ist, einen Heiligen in Ketten vorzustellen.“

Silvanus schlich sich behutsam auf seine Zelle, und kaum hatte er sich auf sein Lager begeben, als ein Pochen an der äußeren Klosterpforte sich vernehmen ließ. Es waren die heimkehrenden Mönche und der Bischof, der ihnen sogleich gefolgt war, und den die außerordentliche Kunde vermocht hatte, weder die kalte Morgenluft, noch die schädlichen Frühnebel zu scheuen. Die Mönche kamen aus ihren Zellen hervor, man fragte nach den Klosterschlüsseln, aber die Vorfälle der Nacht hatten Alles verwirrt, Niemand wußte sich genau auf etwas zu besinnen. Indeß verstärkte sich das Pochen, und man eilte, den Abt zu wecken, sagte ihm, der Bischof stände vor der Pforte, und man vermisse die Schlüssel.

„Lieben Brüder!“ hub der Abt an. „Ich habe die Schlüssel hier unter meinem Kopfkissen. Seit gestern verlasse ich mich auf Niemand mehr. Nur mir selbst noch kann ich trauen, alle andere Menschen kommen mir vor wie Schelme, Schufte und Spitzbuben, denen ich keine Schlüssel in die Hände zu geben wage. — Aber was ist denn das?“ fuhr er fort. „Heilige Jungfrau! wo sind die Schlüssel! O, Jesus Maria, das ganze Kloster ist voll Diebe, Mörder und Räuber. Ich armer alter Mann bin im Schlafe nicht mehr sicher.“

Was blieb den armen dermaßen gescholtenen Mön-

chen übrig, als zu suchen. Das Pochen verstärkte sich indessen mit jedem Augenblicke, und sie suchten überall, selbst an Orten, wo die Schlüssel nimmer sein konnten. So kamen sie auch auf die Zelle des Pater Silvanus.

Allein was glich ihrer Ueberraschung, als sie ihn auf seinem zierlichen Bette daliegen sahen und laut schnarchen hörten. Nur der Schreckensruf der erstaunten Klosterbrüder vermochte ihn aus seinem Todtenschlafe zu wecken; er rieb sich die Augen und fing an auf ungebührliche Weise zu gähnen und zu heulen. „Heilige Dreifaltigkeit, das heiße ich geschlafen."

„Um aller Heiligen willen! wie kommt Ihr hierher?" fragten die bestürzten Mönche.

„Wie ich hierher komme? Dies ist ja meine Zelle!" antwortete der Heilige unbefangen.

„Aber der Bischof steht vor dem Thore, hört Ihr's nicht pochen, das ganze Kloster bebt davon."

„Ach! da bitte ich um Verzeihung, daß ich so lange geschlafen. Nun geht nur, ich öffne schon."

„Aber die Klosterschlüssel, wo sind sie?"

„Hier!" sprach Silvanus, indem er sie hinter seinem Lager hervorholte, und in allem, was er that und sprach, lag so viel Ruhe und Gelassenheit, daß die frommen Mönche vollends irre wurden und nicht wußten, ob sie die vergangene Nacht geträumt oder jetzt am frühen Morgen.

Silvanus indessen ging, die Klosterpforten zu erschließen. — Der Bischof, ohnedies schon ungehalten über die Zögerung, gerieth vollends in Zorn, als er den Kirchendieb, den er zu verurtheilen herberufen war, die Schlüssel in der Hand an der Pforte sah. Silvanus aber that, als verstände er nichts von Allem, und entschuldigte sich nur, daß er so ungewöhnlich fest diesen Morgen geschlafen.

„Aber sagt mir doch," begann der Bischof zu den Mönchen, „warum eigentlich habt Ihr mich im besten Schlafe gestört. Warum bei Nacht und Nebel mich hierher berufen? Um aller Heiligen willen, warum? Um mich vor der Thür stehen zu lassen, damit ich mir Schnupfen und Erkältung hole?"

Niemand wagte etwas zu erwiedern. Nur Silvanus nahm das Wort und sprach gar kläglich: „Hochwürdiger Herr! mein ist die Schuld, gegen meine sonstige Gewohnheit habe ich wie betäubt im Schlafe gelegen."

„Freilich ist es Eure Schuld!" riefen die Väter und warfen ihm seinen Kirchendiebstahl vor. Aber Silvanus blieb unbefangen. „Ihr müßt geträumt haben, lieben Brüder," sprach er, „wenn Niemand anders als ich den Klosterschatz entwendet hat, so ist Alles in der besten Ordnung. Ich habe die Schlüssel in meinem Guardian und lasse sie nicht vom Leibe."

Der Abt ließ nach den Kleinoden sehen, die er auf seiner Zelle zu haben glaubte. Doch waren sie da nicht zu finden. Man folgte daher dem heiligen Silvanus in die Sacristei; er erschloß die Schränke, öffnete die Behältnisse, nahm die Hüllen ab, und überall herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung. Die Schätze funkelten und blitzten so munter, als ob sie eben neu aus der Werkstatt kämen, und der Bischof äußerte seinen Beifall und meinte, im ganzen Kloster sei nichts in Ordnung, außer was der Sacristan unter Händen habe.

„Es kann nicht anders sein!" rief der Abt, „wir müssen Alle einen und denselben Traum gehabt haben."

„Habt Ihr etwa im Traume auch zu mir geschickt, und träumt Ihr etwa, weil Ihr mich hier seht?" fragte der Bischof.

Da kamen die Patres dem armen alten Abt zu Hülfe und meinten: entweder müsse der Sacristan ein Schwarzkünstler sein, der ihnen ein Lug- und Blendwerk vorgemacht, oder der Teufel habe es gewagt, an heiliger Stätte sein Wesen zu treiben. Auch die Laienbrüder wurden gerufen, um zu bezeugen, daß sie den heiligen Silvan Ketten angelegt und in einen unterirdischen Kerker gebracht hätten, und Silvanus, eingedenk der Worte seines höllischen Freundes und Helfers, sprach: „Wenn das ist und der böse Feind hat meine Gestalt angenommen, um hier sein Wesen zu treiben, so muß er entweder sich noch im Kerker befinden, oder er hat sich aus demselben befreit, gewiß aber nicht ohne Spuren seines finsteren Wesens zurückzulassen. Ich bitte, dies zu untersuchen, damit meine Unschuld endlich an den Tag komme."

Der Bischof war bereit, selber die Untersuchung anzustellen. Fackeln wurden angezündet, der Abt und die Patres stiegen mit hinab in die Kellergewölbe und wurden von den Laienbrüdern zu dem Kerker geführt, den man wohl verschlossen fand und ohne alle verdächtige Spuren.

Die Laienbrüder erschlossen ihn, traten ein, prallten aber erschrocken wieder zurück und meinten, der Pater Sacristan sei doppelt, einmal stände er beim Bischof und einmal läge er mit Ketten geschlossen im Kerker.

Der Bischof befahl zu leuchten, trat selber in den Kerker, und weil er die Aussage bestätigt fand, rief er: „Ha! wer ist der Heilige, wer der Teufel. Ich bin der

Mann ihm zu begegnen. He, bringt Weihkessel, Wedel und die heiligen Evangelien herbei!"

Aber der Eingekerkerte ließ es so weit nicht kommen. Er flehte gar jämmerlich um Gnade, klagte über die Pein, welche die Nähe eines so hochheiligen Mannes, wie Seine Hochwürden der Herr Bischof, ihm verursache, und war bereit, Alles zu bekennen, wofern Seine Hochwürden ihn nur mit Ihren Litaneien und Weihwasser verschonen wollten.

Der Bischof gebot ihm zu reden: wer er sei und was er hier wolle. Worauf der böse Geist folgendes Bekenntniß ablegte:

„Ich heiße Menubal und bin der Teufel der Häßlichkeit, einer der wildesten und unseligsten Höllenfürsten. Vornehmlich die Künstler hasse ich und unterdrücke sie entweder durch Armuth und Elend, oder ersticke sie in Gold und Wohlleben. Ueberhaupt bin ich ein Feind aller Derer, die einen frommen und gerechten Wandel führen, über einfältige Prälaten aber, die sich sehr heilig dünken, mache ich mich nur lustig und bestärke sie in ihrer Dummheit, indem ich thue, als müßte ich sie gewaltig fürchten! — Die Künstler bilden sich bisweilen ein, mir ihre besten Einfälle zu verdanken, ich aber stehle ihnen die Ideale aus dem Leben und vereitle ihre größten und rühmlichsten Werke. Pater Silvanus war mir längst ein Dorn im Auge, nicht sowohl durch seinen überaus keuschen und züchtigen Lebenswandel, als vielmehr durch seine besondere Kunst, Altarstücke zu verändern und dem Himmel dadurch gläubige Seelen zuzuführen. Gern hätte ich ihm den Hals umgedreht, aber leider ist er so heilig und rein, daß ich ihm nicht zu nahe kommen kann. Ich mußte mich also darauf beschränken, ihm einen meiner gewöhnlichen Possen zu spielen, wobei mir die Leichtgläubigkeit des hochwürdigen Herrn Abtes, sammt der frommen Herren Patres wohl zu Statten kam. Was ich ihnen vor die Füße warf, war eitel Tand und Blendwerk, denn vermöge meiner diabolischen Natur kann ich dem heiligen Schrein in der Sacristei nicht zu nahe kommen, und mich eben so wenig an den darin aufbewahrten heiligen Gefäßen vergreifen. Mich selbst aber, obgleich ich gar schmälige Lästerworte ausstieß, hielt man für den heiligen Silvan, und als solchen ließ ich mich einsperren in der Absicht, mit entsetzlichem Getöse auszubrechen und die frommen Patres noch einmal im Schlafe zu stören, vornehmlich aber, um dem guten Pater Silvan noch ein rechtes Donnerwetter auf den Hals zu ziehen. Ich hatte aber nicht bemerkt, daß die Kerkerschlüssel mit dem Klosterwappen, welches das Lamm Gottes im Schilde führt, bezeichnet sind. Thüren, welche unter solchen Zeichen verschlossen sind, kann ich nicht öffnen, meine Ketten aber, welche mit gewöhnlichen Schlüsseln mir angelegt wurden, schüttle ich ab."

(Der Beschluß folgt.)

Döring auf der Leipziger Bühne.

Theodor Döring gab auf der leipziger Bühne bei seiner Durchreise einen kleineren Cyclus von Rollen. Seit dem Sommer des Jahres 1841, wo er in einer großen Reihe von Darstellungen den ganzen Zusammenhang seiner Kräfte vor uns entwickelte, haben wir diesen genialen Künstler außer Augen gelassen. Die Eigenthümlichkeit seines Naturells auf der Bühne ward damals für mich Veranlassung, ihn in zwei längeren Artikeln zu charakterisiren, seine Leistungen mit den Forderungen des Zeitalters in Ausgleich zu bringen. Namentlich legte ich an seinen Lear und seinen Shylock meinen Maßstab, faßte die Summen dessen zusammen, was die Intelligenz von heute in diesen beiden Charaktergemälden verlangt und was der Darsteller in ihnen gibt. — Döring hat, nicht so spät wie Seydelmann, aber doch immer eine späte Blüthe; er ist etwa ein Vierziger; er steht in dem Jahrzehend, wo sein geistiger und physischer Mensch den ganzen Reichthum seines Naturells beherrscht, vielleicht sogar die ganze Möglichkeit seines Werdens fertig überblickt. Tritt eine solche Natur, der wir nach ihrer Tendenz und nach ihren Mitteln die höchsten Wirkungen zuschreiben, innerhalb dieser Blüthe männlicher Kraft nach Jahr und Tag wieder vor uns; so stellt sich uns gewissenhaft und dringend die Frage: Sind hier die Götter noch lebendig, weht hier noch ein schaffender Athem, springt noch ein Quell neuen, unerschöpften Lebens in dieser Natur; oder ist hier ein Gewordener, ein Fertiger vor uns, der sich begnügt, in einem abgesteckten Umkreis stereotyper Figuren Liebling des Publikums zu sein und zu bleiben. Der Punkt des Stillstandes schleicht sich oft ungesehen ein, und doch ist er der verhängnißvolle Moment, wo die Wetterscheide eintritt, nicht für das, was man Glück nennt; Lorbeern und Triumphe sind dann erst recht in Ueberfluß da, Bewunderung steht bereit und der Weihrauchduft hält den Gefeierten in einem Rausche des Wohlbehagens fest. Verhängnißvoll aber bleibt der Moment, wo das Talent nicht ferner den Berg hinanklimmen zu müssen vermeint. Von nun an, wo es Liebling der Massen wird, finnt es auch, productiv zu wirken, es zündet nicht mehr Kräfte, der Mosesstab, der aus Felsen Springwasser schlägt, ist ihm entwunden, ein breiter Strom trägt es auf seinen Rücken, aber der Zauber der Ursprünglichkeit, der Reiz der Entdeckung neuer Welten ist dahin, es erweckt weder in Andern, noch erfindet es in sich selbst neue Elemente. — Steht Theodor Döring an dieser Grenzscheide, wo er Bewunderung einflößt, aber kein neues Leben mehr zündet? Ist er noch ein Werdender und hat er noch eine andere Zukunft als seine jetzige Errungenschaft? — Wir hörten, daß Döring seitdem den Malvolio in der Viola, in dem verwienerten „Was Ihr wollt,"

gibt. Er spielt außerdem in zwei Gutzkow'schen Stücken einen Steele, einen Wolf, in zwei Laube'schen Stücken einen Bedienten und einen Abbé. Es ist diesem Darsteller damit weder etwas Bedeutendes in die Hand gegeben, noch eine neue Bahn eröffnet. Die Literatur von heute sollte die Blüthezeit dieses Talentes nicht vorüberlassen, ohne es benutzt, beschäftigt, beflügelt zu haben. Gerade nach der Seite scharfsinniger Charakteristik kündigte sich der jüngere literarische Zeitgeist bedeutend an und erweist sich hier in der Production nicht eben reich und glücklich. Für Emil Devrient z. B. hat die heutige Literatur einige Helden geliefert, Helden des Gedankens und Helden der Empfindung; die Production des heutigen französischen Situationsstückes, sowie die bürgerlichen Gemälde einer königlichen Prinzessin haben diesem feinen Charakteristiker im Helden- und Liebhaberfache eine ganze Reihe dankbarer Gestalten der heutigen Welt geliefert. Döring hat dagegen mit seinem sogenannten Charakterfach fast gar kein neues Repertoire. Es ist dies einer der vielen Uebelstände, unter welchen keine Schauspielkunst bestehen kann. Die alten Dramen gehen so sparsam über die Bühne, das französische Situationsstück übt in der Gewandtheit der Conversation; eine eigentliche Schauspielkunst kann sich dabei weder halten, noch gestalten, und wird das Mißverhältniß dieser Hemmung zwischen Publicum, Bühne und Production der Literatur nicht bald gehoben, so ist die nächste Generation unserer Schauspieler ein beklagenswerther Haufe charakterloser Schwätzer. Nur am Geist des eignen Jahrhunderts läßt sich Nahrung finden für die Kunst; entzieht ihr das Mark des eignen Zeitalters, so weiß sie nicht mehr, wo sich erwärmen, wo Begeisterung hernehmen, wo die darstellende Kraft an dichterischer entzünden. Ist es vielleicht schon so weit, daß die Einzelnen, die wir hervorheben und feiern, uns bereits nur als Ausnahmen erscheinen?

Wir haben Döring jetzt wiederholt in einer Reihe kleiner Figuren gesehen. Als Banquier Miller im „Liebesprotokoll" ist er die liebenswürdigste Geißel eines gottvergnügten modernen Judenthums. Als Elias Krumm überrascht er durch die Neuheit, wie er den seit Ludwig Devrient festgewordenen Typus dieser Rolle umstößt. Als Commissionsrath Frosch im „Verschwiegnen wider Willen," gibt er ein vortreffliches Musterstück provincieller Charakterfärbung, als Schewa die rührende Elegie des alten Bibelthums, als Zolky weiß er die unsterbliche Poesie der polnischen Nationalität auf dem gemeinsten Boden eines miserablen Gelegenheitsstückes festzuhalten. Döring beweist uns, wie man mit alten Fetzen sich neu kleiden kann. Ein gewissenhafter Darsteller hat mit dem Jammer der alten Scharteken kein leichtes Spiel, er muß aus der Misère der flachsten Inconsequenzen ein Menschenbild herausretten. Aber er kann damit keine Triumphe mehr feiern, die in der Geschichte der Kunst dauernde sind. Döring ist in der Maske dieser Figuren so fertig, daß der Humor, mit dem er sie gibt, ihn nur verleiten könnte, seine Wirkungen zu überbieten. Schaffen, lebendig sein, sich erneuen, das ist so sehr Lebensbedingung der darstellenden Kunst, daß sie, ohne diesen Proteusdrang zu befriedigen, kein Heil für sich sieht. Wir haben alle diese Rollen mit Genuß wiedergesehen und nicht entdecken können, ob in Döring's Natur noch ein eigenthümlicher Schaffenstrieb lebendig ist. Er scheint uns namentlich im Lustspiel so fertig, daß diese Anerkennung, dieses Lob uns kaum die Garantie gibt, hier sei für Döring noch eine Zukunft. Er hat sie in der Tragödie. Sein Lear beweist mir das. Die Art und Weise, wie er jetzt die Rolle nimmt und gibt, ist eine Entfaltung ungeahneter Kräfte, der Schwung einer großartigen Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Auf Lermontoff's Tod.]

Nicht rufe, Jüngling, die Begeistrung nieder
Aufs Haupt, das eines Sternes Strahl verklärt;
Nicht bringe Du die Fülle hoher Lieder
Der Menge dar, die antheillos Dich hört.

Hat sich die Kunst in Deiner Brust entfaltet,
Bist Du der Himmelsflamme Dir bewußt,
Sei auf der Hut! Das rohe Schicksal waltet,
Und schickt die Kugel in die Künstlerbrust.

O trübe Zeiten! Unsrer Sünden wegen
Verurtheilt wohl die ew'ge Macht uns heut
Zum bittern Loos, so früh ins Grab zu legen,
Was schönen Träumen freudig sich geweiht.

Dies kalt Geschlecht, ungünstig ist's dem Schönen,
Dem Unbrauchbaren für der Habsucht Sinn;
Gewissenlos zerstört, mit blindem Höhnen,
Es sein Gefäß; und gleichviel dünkt es ihn,

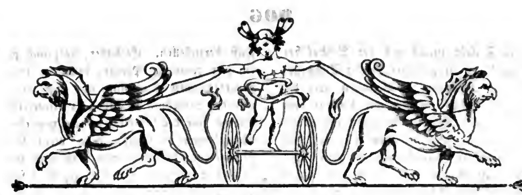
Ob eines Morgens Klarheit sich umwölkte,
Ein Schmetterling vom Sturm zermalmet ward,
In üpp'ger Blüthe eine Rose welkte,
Ein rascher Felsquell im Gebirg erstarrt,

Ob ein Geschoß den Adler traf, zur Stunde,
Wo er sich aufschwang zu des Lichts Gebiet,
Ob, schmerzlich greifend an des Busens Wunde,
Ein Dichter fiel, nicht endigend sein Lied! —

November 1841. Schewüreff.

Die gelungene Uebersetzung dieser auf das Grab des jungen russischen Dichters gestreuten Blume verdanken wir der kundigen Hand der Frau von Pawloff, geb. von Jänisch, die schon früher manche Blüthe russischer Poesie glücklich ins Deutsche übertragen hat. Lermontoff, gleich Puschkin im Zweikampfe gefallen, war unstreitig das schönste aufstrebende Talent der neusten russischen Literatur. Seine herrliche Novelle „Bela" ist ins Deutsche übersetzt worden, nicht aber die Ausführung und Folge, die er selbst ihr nachher gegeben hat. Einige seiner lyrischen Gedichte finden wir in den eben erschienenen, sehr vorzüglichen Gedichten des Freiherrn von Budberg (Berlin, Lesekabinet, 1842) mit Treue und Gewandtheit nachgebildet; wir empfehlen dem Leser besonders das schöne Gedicht: „Die Novize." —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 227. — den 19. November 1842.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Freundschaft des Teufels.

(Beschluß.)

Der Teufel wäre in diesen Bekenntnissen fortgefahren; aber die Weihbecken und Evangelien langten an, und kaum sah er diese entsetzlichen Marterwerkzeuge, als er von neuem ein fürchterliches Geschrei erhob, seine Ketten abschüttelte, sich in eine schwefelblaue Schlange verwandelte und, seines Vortheils gewahrend, zischend und Feuer sprühend, mitten durch die erschrockenen Väter hindurch glitt. Zugleich — sei es nun um seine Flucht zu decken, oder aus höllischer Schadenlust, die ihn nimmer rasten läßt — blies er alle Lichter aus, glitt mit ungeheurem Lärm durch die offene Kellerthür und ließ die ganze hohe Geistlichkeit mit ihren Weihkesseln und Evangelien im Finstern; allwo sie sich in Geduld fassen mußten, bis die jammernden Laienbrüder an den feuchten Kellerwänden herumtappend, die Treppe fanden und endlich mit Licht zurückkehrten.

„Dies wäre mir nicht geschehen," seufzte der Bischof, „hätte ich heute schon den Morgensegen, die Messe und den Receß hergesagt."

Pater Silvanus hub an: „Lieben Brüder, da seht Ihr nun, wohin Leichtgläubigkeit führt, in dunkle Kellergewölbe. Denn was sind die Blend- und Gaukelwerke der Hölle anderes als unterirdische feuchte Kellerfinsterniß, wie uns gegenwärtig hier umgibt; und was ist das Leben des Gerechten anderes als reine Luft und heller Tagesstrahl. Ich bin lange genug einer der Euren gewesen, daß Ihr mich endlich kennen solltet. Ich habe tadellos und vorwurfsfrei unter Euch gelebt, Ihr habt meinen Wandel und meine Thätigkeit Eures vielfältigen Lobes gewürdigt, und die wichtigsten Aemter und Angelegenheiten dieses Klosters mir übertragen. Wie vermochtet Ihr mit einem Male in mir einen schnöden Klosterdieb, einen frechen Gotteslästerer zu erblicken? Ja, nachdem sich ergab, daß Eure Kostbarkeiten nicht entwendet und ich nicht aus meiner Zelle gekommen war, habt Ihr mich immer noch für einen Schwarzkünstler halten wollen, so daß, wären nicht glücklicherweise die Schlüssel mit dem Lamm Gottes auf dem Klosterwappen versehen, daß der böse Menubal nicht entwischen konnte, und wäre der hochwürdige Herr Bischof nicht ein so heiliger Mann, daß der Teufel ihm unumwunden Alles gestehen mußte, meine Unschuld nimmermehr an den Tag gekommen sein würde. Ich fühle, meine Freunde, wie sehr das Vertrauen und die Brüderlichkeit zwischen uns gestört ist, denn wie gern ich Euch den Argwohn auch christlich vergebe, so werde ich doch stets scheu und ungewiß sein, ob Ihr mir nicht in Zukunft ebenfalls so mißtraut wie diesesmal. Da nun einmal so gröbliche Mißverständnisse zwischen uns Statt gefunden, ist es am besten, wir trennen uns. Fern von Euch darf ich hoffen, daß Ihr einsehen werdet, was ich Euch war, und die höllische Tücke beseufzen, die mich aus Eurer Mitte gerissen."

So sprach der fromme Silvanus, und Jedermann fühlte, wie recht er habe. Aber die Laienbrüder kehr-

ten mit brennenden Fackeln zurück und der Bischof begann: „Theurer und in Gott geliebter Bruder Silvanus, was redet Ihr von Trennung! Verlassen wir die feuchte Kellerfinsterniß und entsagen wir hiermit dem Lug und Trug der Hölle! Kehren wir zurück zur reinen Luft und zum Tageslicht, und vergessen wir nie, daß der Wandel des Gerechten, der so wacker streitet und so andächtig den Beistand des heiligen Geistes anruft wie unser würdiger Pater Silvan, die Einzige Wahrheit des irdischen Daseins sei. Fluch Jedem, der in Leumund und Verdacht ihn zu bringen wagt."

Man verließ den düstern Keller, gelangte glücklich ans Tageslicht, und der Bischof hatte nichts eiliger zu thun, als die versäumte Morgenandacht nachzuholen. Inzwischen war in der Zelle des Abtes ein leckeres Frühstück bereitet, und Pater Silvanus, als Held des Tages, wurde der Ehre theilhaftig, mit beiden Prälaten zu speisen. Der Bischof war froh und guter Dinge, der Wein mundete ihn und nebenbei war es ihm schmeichelhaft, daß der berühmte Mennbal seiner persönlichen Heiligkeit alle gebührende Rücksichten erwiesen hatte. Er verließ endlich das Kloster, das er in der übelsten Laune betreten, in der heitersten Stimmung von der Welt, nachdem er beiden Tischgenossen aufs dringendste zur Pflicht gemacht, ihn bald möglichst auf seiner Burg zu besuchen.

Von minder gesegneten Folgen waren die Ereignisse für den Abt. Er konnte, so gern er auch wollte, sein Mißtrauen gegen den frommen Silvan nicht unterdrücken. Das vielseitige, anspruchsvolle Wesen des neumodischen jungen Heiligen war ihm ein- für allemal zuwider. Aber auch sich selbst konnte er nicht mehr trauen. Was er in diesem Augenblicke that, vergaß er im folgenden, sah nach, ob es wirklich gethan war, vergaß, daß er nachgesehen hatte, sah immer ängstlicher nach und vergaß es wieder. Die Spuren des kindischen Alters wurden täglich auffallender. Er selber fühlte sich am Ende untauglich zu jeglichem Geschäft, wünschte in den Ruhestand versetzt zu werden, und der Tod gewährte ihm unversehens den Wunsch, bevor die Lebenden es vermochten.

Wer anders konnte sein Nachfolger sein, als der heilige Silvanus. Zur Freude aller frommen Christen ward er einstimmig vom Kloster erwählt und vom Capitel bestätigt.

Silvanus hatte jetzt die Zügel in Händen, und benutzte all seine Macht und richtete die ganze Energie seines Charakters dahin, den Klerus auf echt römischen Fuß herzustellen. Er selber, stolz und prachtliebend wie ein echt römischer Prälat, bewährte überall seinen außerordentlichen Kunstsinn und den feinsten Geschmack, und der vornehme prachtvolle Gottesdienst erbaute ganz anders wie der schlichte einfache von ehedem. Je mehr Reichthümer er zeigte, desto mehr Gut und Segen strömte ihm zu, und was man auch immer von seiner Heiligkeit munkelte und flüsterte, man fuhr dennoch fort ihn zu lieben und zu verehren, und was er that und sprach, wurde angestaunt und bewundert.

Trotz seiner vielen und mannichfaltigen Geschäfte aber vernachlässigte er auch seine Kunst nicht. Nur daß er nichts Heiliges und Erhabenes mehr malte. Seine Phantasie hatte sich vom Ideellen ganz dem Reellen zugewendet, und nicht mehr in seinen Werken wollte er glänzend, groß und staunenswerth sein. Mit all diesem Schmuck umgab er sich selbst. Seine Gemälde aber waren in technischer Hinsicht bewunderungswerth, und er ward der Erfinder der in einem spätern Jahrhunderte so beliebten Genrebilder, wo man minder die geistige Größe des Künstlers bewundert als das, was er gelernt hat.

Sein Wahlspruch war: „Es täuscht die Kunst, es täuscht das Leben! Mit Behaglichkeit sich jeglicher Täuschung zu ergeben, ist Lebensweisheit." Er hütete sich daher wohl, wieder in seine frühere Schwärmerei und jugendliche Ueberschwänglichkeit zu verfallen. Und weil ein Ideal ihm fehlte, war er thätig und behauptete, die That versöhne mit dem Leben. Das Göttliche, Bewundernswerthe wollte er nicht mehr in sich finden. Er fand sich von aller Welt bewundert, und das genügte ihm. Erwachte in ihm ein Gewissen, eine Sehnsucht nach seinem Ideal, so tröstete er sich mit seiner Thätigkeit und meinte, nach seinem Tode würde ihm die Natur schon wieder ein anderes Feld der Thätigkeit anweisen. So ward er auch Erfinder einer Lebensphilosophie für alle Diejenigen, die, sie mögen thun und lassen, was sie wollen, auf herkömmliche Weise bewundert werden. — Er erreichte ein hohes Alter und blieb bis an sein seliges Ende ein wahrer Freund des Teufels. Beide liebten sich nicht eigentlich, aber sie fühlten, wie behaglich sie sich in einander täuschten, und bemühten sich, einander stets behaglicher zu werden. Ihre Freundschaft hatte weder Seelenharmonie noch Uebereinstimmung der Gemüther geschlossen, von beiden war keine Rede. Aber auch Philosophie kann Freundschaften knüpfen, und diese Freundschaft war ihr Werk.

Vielleicht klingt es unwahrscheinlich von dem Teu-

fel, daß er sich wirklich an einen Menschen attachirt. Damals aber lebte, zum Aergerniß der ganzen Hölle, der biedere deutsche Luther und stiftete sein Himmelswerk. Man weiß, wie er den Teufel behandelte, wie er ihn bald eine stinkende Sau nannte, werth alles dessen, was kein Mensch in den Mund nimmt, und wie er selbst in seinen Tischreden nicht unterließ, ihn mit Ausdrücken zu begrüßen, die unmöglich den Appetit reizen können. — War's dem armen Teufel da wohl zu verargen, daß er, über solche Mißhandlungen empört, Trost und Entschädigung bei einem prachtliebenden hochgebildeten Prälaten suchte? —

Gewiß war das Verhältniß Beider ein merkwürdiges und rührendes. Und als der Abt Silvanus nach Vollendung seines zweiundachtzigsten Jahres sein thaten- und genußreiches Leben beschloß und seinen bewunderungswürdigen Geist aufgab, da weinte der Teufel. Der Teufel weinte und setzte ihm ein Grabmahl, auf welchem mit Flammenschrift zu lesen war: „Hier liegt mein bester Freund!" —

Döring auf der leipziger Bühne.

(Beschluß.)

Ich kannte früher an hervorstechenden Leistungen in dieser Rolle den Lear Ludwig Devrient's und den Lear von Anschütz. Der Devrient'sche war der launisch krankhafte Greis, der im Aufbäumen der empörten Sinne den tragischen Anblick einer sich selbst zerstörenden Ruine gab. Anschütz gibt den Lear in der zweiten Hälfte, den milden, den aufgelösten, den kindisch weinenden Lear vortrefflich. Döring's Lear ist weder ausschließlich das Eine, noch das Andere. Sein Lear ist der Tyrann in voller Blüthe seiner höchsten Machtvollkommenheit, er ist aus Ueberkraft so humoristisch und übermüthig, sich seines Aeußeren zu begeben, im Hochgefühl seiner Zuversicht, er werde innerlich derselbe bleiben, die Majestät, die unverlierbare, auch in der Welt behaupten, hat er gleich die Macht zerpflückt und zertheilt. Die schmerzliche Tauschung bringt ihn zu sich; da sie aber unüberwindlich ist, bringt sie ihn um den Verstand. Dieser Lear, so in aller Kraft und üppiger Hoheit genommen, ist der eigentliche Lear Shakspeare's, ist auch der wohlthuendste, weil er nie an Größe verliert, selbst wo er nur die Wirkung des Mitleids gibt. In diesem Sinne gibt ihn jetzt Döring; für Alle überraschend, die ihn früher als Lear gesehen; für ihn selbst eine ganz neue Leistung. Gleich der erste Act entwickelt fertig das Charakterbild; Schlag auf Schlag war hier meisterhaft; immer üppig, humoristisch, dabei königlich groß, immer launisch, zerstreut, ganz im Vollgefühl seiner unverlierbaren Hoheit; — ohne diese Züge wird die Intensivität seines spätern Wahnsinns nicht begreiflich. Im zweiten Acte erschien mir Döring's Spiel, vielleicht nur momentan, an manchen Punkten zu schleppend. Er gefällt sich in der mimischen Ausmalung der Uebergänge; er entwickelt freilich darin die feinste Meisterschaft; allein die Einzelheit thue nie dem Ganzen Abbruch, und eine Figur wie Lear, auf dem Boden so reichhaltiger Situationen, hat nicht nöthig, am einzelnen Moment so lange zu haften, um ihn ganz zu erschöpfen; bei solcher drängenden Fülle großer Eindrücke ist rasches Spiel doppelt nöthig. Der dritte Act, das Spiel des Wahnsinns, die Behandlung des armen Toms, gibt uns die Entfaltung von Döring's eigenthümlichsten Kräften. Die grause Schönheit seiner Mimik, sein schlürfender Gang, die Macht seines Organs, die Hoheit im Schmerz, das dumpfe Murmeln, das leise Zischen der Stimme, alles das in der Art und Weise, wie er den Philosophen in Lumpen als Schicksalsgefährten behandelt, wie er zu Gericht sitzt und die Schlangen von sich schüttelt, ist so hinreißend großartig, daß es die Leistungen aller Darsteller des Lear überflügelt. Weniger gelungen erschien mir die Begegnung mit Cordelia im vierten Act. Wer so groß den Lear faßt, darf jetzt auch als kindisch blöder Mann an das Mitleid appelliren, sogar weniger zurückhaltend, als Döring es hier that. Döring läuft sonst eher Gefahr, sich an die weichen Momente gefangen zu geben; hier ist er enthaltsamer als nöthig. Seine letzte Scene, sein Tod war ganz so vollendet wie die Hauptactionen seiner Darstellung und schloß das große Charakterbild fertig ab.

Wir haben in der Reihe der Döring'schen Darstellungen noch seinen Richelieu in Bulwer's ungeschicktem Drama zu erwähnen und seinen Michel Perrin, eine jener Rollen, wo Döring die tiefe Gemüthlichkeit seines Humors mit so vielem Glück entwickelt.

Der beschränkte Raum verhindert uns, einige gute Leistungen der hiesigen Kräfte zu gleicher Zeit hervorzuheben. Es sind die vorgeführten Stücke freilich meist der Art, daß sie nur um des einen Darstellers willen, der sie so mitschleppt, sich auf der Bühne halten. Es ist schon viel, wenn ein Darsteller aus einem Nichts durch Zuthun eigner Einfälle ein leibliches Etwas macht. Wir haben in diesem Bezug eine kleine Rolle in Cumberland's „Juden" zu erwähnen, Schewa's Diener, den Meschores, den Hr. Reger mit so meisterhafter Charakteristik hinstellt, als hätt' er Jahre lang in der prager Judenstadt Studien gemacht; so sehr ist die ganze humoristische Bettelhaftigkeit eines gottverlassenen Judenjungen, wie er sie gibt, aus der Wirklichkeit gestohlen. Publicum jauchzte auf; ein Psycholog konnte fast erschrecken vor der Naturtreue dieser Gestalt. — Sonst gab nur König Lear Gelegenheit zu andern Leistungen. (Der Kaufmann von Venedig ist, während ich dies schreibe, erst angekündigt.) Hr. Lincke gab wieder den Bastard. Eine Unmöglichkeit bei bestem Wollen. Hr. Hesse müßte ihn geben; die Rolle würde diesen talentvollen Schauspieler zwingen, seine Weichlichkeit und Verzärtelung abzuthun, um sich in der angespannten Kraft eines Shakspeare'schen Naturmenschen zu versuchen. Hr. Baudius gab diesmal den Gloster; sehr brav. Düringer's Edgar ist eine anerkannt gute Leistung. Hrn. Lortzing's Narr machte diesmal eine sehr richtige Wirkung; er hielt ihn discreter, weniger aufdringlich, und die wehmüthig humoristische Zutraulichkeit des guten Burschen gelang dem Darsteller in jeder Scene. Hr. Saalbach nahm als

Kent dies Mal die Backen zu voll; freilich poltert der unwirsche Zorneseifer des Biedermannes, aber der Schauspieler muß Geschmack genug haben, um zu wissen, wie weit er in solchen Affecten, die ans Lächerliche streifen, zu gehen hat.

Correspondenz.

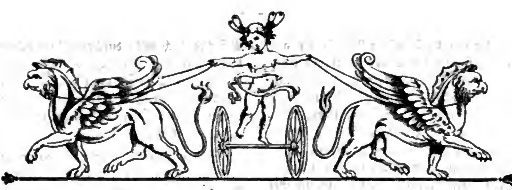
Aus Schlesien. (Fortsetz.)

[Die Doctorwürde.]

In Folge eines Artikels in der Leipz. Allg. Ztg., wonach der Titel eines Doctors der Philosophie künftig nur dann in den preußischen Staaten vor dem Gesetze eine Geltung haben soll, wenn er auf dem Wege der Promotion erworben wurde, ist in der Bresl. Ztg. ein sehr verständiger Vorschlag in Betreff des Doctorats der Medicin gemacht worden. Chirurgen aller Art nämlich und selbst gewöhnliche Barbiere, welche weder Doctores promoti noch bullati sind, wissen diesen respectbringenden Titel für sich in Gebrauch zu bringen, während er dem Mediciner eine Dissertation, eine Disputation über diese und dabei schweres Geld kostet, ohne daß er dadurch dennoch ohne vorgängige Staatsprüfung zur Praxis berechtigt würde. Es meint daher jener Verfasser, diese unerläßliche Staatsprüfung solle künftig dem bloßen und bedeutungslos gewordenen akademischen Gradus vorhergehen, und dem Arzte dann freigestellt bleiben, ob er ihn noch erwerben wolle, oder nicht. Ich stimme dieser Ansicht ganz bei. Kann der Deutsche sich durchaus von seinem Titelzopf nicht trennen, so wäre das ehrenvolle deutsche: „Herr Arzt" wohl leicht einzubürgern, und dem lateinischen Doctor vorzuziehen, während jetzt im Gesellschaftsleben durch Frage und Antwort erst der Facultätsressort eines solchen Doctors ermittelt werden muß. Durch den „Arzt" würde der Sohn Aeskulap's auch mehr als Künstler, was er doch seiner wesentlichen Bestimmung nach ist, wie als Gelehrter bezeichnet werden. Freilich würden dann viele, namentlich die Aermern, den Doctor promotus in den Wind schlagen, und es entstände anfangs vielleicht eine Art Eifersucht, wie nach Einführung der Gewerbefreiheit zwischen zünftigen Meistern und unzünftigen. Freilich würde dann mancher solenne Schmaus in der Geschichte des wissenschaftlichen Lebens wegfallen, dabei manche Indigestion, aber auch manche schöngedrechselte und mühsam memorirte lateinische Phrase in der herkömmlichen Disputation. Allein es bliebe ein hübsches Sümmchen für den nächsten dornenvollen Weg zur Praxis in der oft schwachen Börse der Candidaten, und wir hätten darum doch wohl nicht weniger tüchtige Aerzte. Wenn gewisse Universitäten, unter dem Wahlspruche: „mundus vult decipi!" — ihren philosophischen Facultäten die von der Landesregierung ungehinderte Handelsbefugniß mit Doctordiplomen als Dutzendwaare zu möglichst billigen Preisen einräumten, mit dem Troste: „die Menge muß es bringen!" so war dies industriöse Verfahren, welches von der eiteln Titelsucht Tribut erhob, wenigstens unschädlich; denn ein nach jenem Principe gleichsam mit Dampf erschaffener Doctor der Philosophie ist durch diesen Titel durchaus kein Anderer in Wissen und Wirkungskreis geworden. Ist es aber wahr, daß die medicinische Facultät einer gewissen großherzoglichen Universität sogar Doctores medicinae bullati fabricirt, und zwar unter dem eidlichen Versprechen des neuen Würdenträgers: im Lande, wo zur Zeit noch keine Staatsprüfung für die Praxis erforderlich ist, durchaus nicht zu prakticiren, so ist dies ein unverantwortlicher strafwürdiger Mißbrauch in dem originellen akademischen Industriezweige, der seine möglicherweise wurmstichigen Früchte für das Ausland gut genug glaubt. — Um von dem Mißbrauche in der Ertheilung der Doctorwürde überhaupt zu reden, kann derselben von Seite der graduirten Philosophen nicht solche Bedeutungslosigkeit erwachsen, als von den dazu unberufenen Subjecten in der Sphäre der Heilkunst, wo Wundärzte niedern Ranges, Quacksalber aller Art und Barbiere, bei denen oft kaum von einem gewöhnlichen Bildungsgrade, vielweniger von einem eigentlich wissenschaftlichen die Rede sein kann, den Doctortitel recht gern annehmen, so oft ihn die Menge spenden will, und diese ist vorzugsweise bereitwillig damit bei Personen, denen sie die geringste ärztliche Bedeutung beilegen kann. Solcherweise kann ein wirklicher Arzt seinen mit Geld und Studien wohlerworbenen akademischen Gradus, um dessen Echtheit der vulgäre Begriff sich aber nicht kümmert, freilich nicht mehr als eine besondere Auszeichnung betrachten. — Anders steht es indeß um die Philosophen. Bei ihnen sind die Doctores bullati doch meist Leute von classischer Bildung, wenn sie auch nicht gerade immer ein akademisches Triennium durchmachten, fertig lateinisch sprechen und in systemgerechter Dialektik zu philosophiren wissen. Es sind Schriftsteller und Zeitungsredacteure, welche mit der encyklopädischen Wissenschaft und den höhern Lebensinteressen stets in einer gewissen Verbindung bleiben, und jedenfalls die Würde eines Doctors eher repräsentiren können, als ein empirisch gebildeter und manuell gewandter Chirurg. In dem Sinne, in welchem Kant unserm Garve das Prädicat eines wahren Philosophen zugestand, fände man vielleicht unter den Doctoren, deren ordnungswidrige Creation jetzt das Gesetz anfechten will, mehr Individuen, als unter den promovirten, sobald eine unparteiische Würdigung der wesentlichen Qualification stattfände, wobei es sich mehr um das Bewußtsein als um das Wissen handelt. Jene hat das praktische Leben gebildet und bildet sie fort; die Letzteren dagegen erwuchsen unter grauen Theorien und gehen darin mehr und weniger ohne Frucht für den goldnen Lebensbaum unter. Und sind denn nicht die höchsten Staatsbeamten, — in Schlesien ein sehr hoher, — ja sogar Professoren an Universitäten, Oberärzte und Oberconsistorialräthe, jetzt die ersten Examinatoren im Staate, Doctores bullati?! — Keine philosophische Facultät wird übrigens einen Doctor bullatus ernennen, ohne sich vorher über seine Erziehung, Studien und Leistungen einigermaßen genügende Beweise verschafft zu haben; denn keine wird sich wegen der paar Louisd'or Taxgebühren für das Diplom geradezu lächerlich machen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 228. — den 21. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vogesenfahrten.

Von

Heinrich Marr (in Paris).

I.

Barr. St. Odilienberg.

Scheiden thut weh! — Mein Weg ging abermals, wenn auch nicht direct, doch desto gewisser wieder in die Fremde durch einen Theil der Vogesen; dann über Colmar, Mühlhausen und die nördliche Schweiz wollte ich wieder nach Paris zurück. Acht Jahre lang hatte mich der Zufall in der Welt hin- und hergeworfen. Ich hatte mich an die Heimathlosigkeit gewöhnt. Hier in Straßburg fand ich eine treue Schwester und alte und neue Freunde wieder, lebte ein paar Monate wie daheim, hörte die deutsche Sprache aus dem Munde deutscher Frauen, durfte den Gefühlen meines Innern unübersetzt Luft machen, und war so glücklich und so unglücklich, wie ich kaum glaubte, daß ich je es wieder werden könnte. Jeder Tag spann einen neuen Faden an, mit dem das Herz an Geistes- und Gefühlsverwandtes sich anhing. Eine Minute sollte sie Alle wieder zerreißen. Ich lernte von neuem wieder, was Abschiednehmen heißt, und fühlte die Thränen vom Herzen nach dem Auge aufsteigen. Scheiden thut weh!

Der Conducteur des Postwagens schien einiges Mitleiden mit mir zu haben und wollte mir den Uebergang erleichtern. Ich war auf drei Uhr bestellt, aber es dauerte bis beinahe halb fünf Uhr, ehe wir endlich abfuhren. Vom Rebstückli bis zum Thore ist's höchstens zehn Minuten für einen Spaziergänger. Wir brauchten wenigstens zwanzig Minuten und hielten wenigstens fünfmal an; und einmal, ich weiß nicht mehr an welchem Bierhause, um uns auf die große Reise gehörig durch einen letzten Schluck vorzubereiten. Erst vor dem Thore setzten sich die Pferde in Trab.

Barr liegt etwa sechs Stunden von Straßburg. Nichts desto weniger mußten wir uns unterwegs in Klöpselsberg noch einmal von den Reisestrapazen erholen und füttern, die Pferde und die Reisenden. In der Wirthsstube war ein Sprüchlein unter Glas und Rahmen, das für die Gastfreundschaft der elsasser Wirthe Zeugniß ablegte. Es hieß:

> „Es ist nicht möglich aufzuschreiben,
> Wir wollen gute Freunde bleiben,
> Meine Herrn und Gäste, ich bitte Euch,
> Seid so gut und zahlet gleich."

Ob denn das so ernst gemeint sein mag? ob denn die Wirthe im Elsaß so wenig Vertrauen haben, oder die Gäste so wenig Vertrauen verdienen? Ich entsinne mich, nur einmal in Rouen ein ähnliches Aushängeschild gesehen zu haben. Doch war es nicht einmal so gerade heraus, sondern bildlich, durch die Blume gegeben, und stellte einen Leichenzug dar. Le credit est mort.

Wir kamen gegen acht Uhr in Barr an. Die Stadt liegt am Fuße der Vogesen. Schon eine Stunde, bevor man dieselbe erreicht, fuhr man durch die schönsten, üp-

pigsten Obstgärten, die mit dunkelgrünen Weinbergen abwechseln. Die ersten Häuser der Stadt lagen auf einer Art Terrasse, von der sich eine wundervolle Aussicht in die Ebene öffnet. Das Städtchen selbst ist alterthümlich, aber lebendig und freundlich; mehrere klare, sprudelnde Brunnen beleben die Straßen. Gegen Abend versammeln sich hier die Mägde, um Wasser zu holen und das schmuzige Leinen ihrer Nachbarinnen durchzuwaschen. Ich sah mehrere sehr schöne, schlanke, in Gesundheit strotzende Gestalten an denselben stehen. — Die Anzahl der Bewohner beläuft sich auf etwa 4500. — Das Flüßchen Kirneck, das durch die Stadt fließt, treibt mehrere Lohmühlen und befördert eine Menge Gerbereien. Ueber zwei hundert Familien beschäftigen sich mit dem Stricken wollener Fausthandschuhe. Endlich ist der Handel mit Wein und Branntwein sehr lebendig; auf den umliegenden Bergen werden jährlich etwa 25,000 Ohm Wein gemacht. —

Ich hatte noch Zeit genug, ehe es völlig dunkel wurde, die Straßen zu durchlaufen. Sie gehen bergauf, bergab. Die Kirche liegt auf einer Anhöhe, die steil genug ist, um dem Engbrüstigen den Kirchenbesuch zu einem nicht unbedeutenden Werke der Abtödtung des Fleisches zu machen. An den Flüßchen geben die Gerbereien und Mühlen oft ganz artige Bilderchen.

Vor einem Hause am Flusse sah ich einen Auflauf, Alles drängte sich an die Fenster des Erdgeschosses heran. Ich hörte schon aus der Ferne ein fürchterliches Geheul, das mir um so mehr auffiel, als die Zuschauer darob nichts weniger als erschreckt zu sein schienen, sondern recht lustig dazu lachten. Dies jämmerliche Heulen und dies frohe Lachen waren für mich um so größere Widersprüche, als ich recht gut wußte, daß die Elsasser sonst nichts weniger als hartherzig und mitleidlos sind. Ich drängte mich hinzu und fragte, konnte aber aus der Antwort: „Es macht Einer ein wildes Thier," nicht klug werden. Zuletzt kam ich bis ans Fenster heran. Es war eine Schneiderstube. Ein funfzigjähriger Mann hatte einen Besenstiel in der Hand, tanzte wie ein Bär in der Stube herum und heulte jämmerlich. Ich fragte meinen Nachbar: „Ist der Mann verrückt?" — „Bei Leibe nicht, er amüsirt sich und seine Freunde!" — Wahrhaftig, ich habe selten ein wunderlicheres Amüsement gesehen. —

Die Barrer sind aber solche wunderliche Käuze. Alle Pfingstmontage ist daselbst und auf dem Odilienberge ein großes Fest. Am Sonntage vorher läßt der Herr Maire feierlichst austrommeln, daß die Barrer die Besucher doch nicht durchprügeln möchten. Das verhindert dann aber keinesweges, daß ganz besonders die schlettstädter Offiziere meist schlecht bei dem Feste wegkommen. Im letzten Jahre ging's ruhig zu, die beiden vorhergehenden Jahre aber desto wilder. Genug, es ist ein wunderliches Völkchen.

Ich meinerseits aber hatte gar nicht zu klagen. In dem Wirthshause gab's besonders gute Forellen, überhaupt ein sehr gutes Abendessen, guten Wein, gutes Bett, und das Alles für spottwenig Geld. Es thut mir leid, daß ich den Namen des Wirthshauses vergessen habe. Ich könnte es empfehlen. Es liegt in der untern Stadt, rechter Hand.

Am andern Morgen wollte ich den St. Odilienberg besteigen. Dieser ist unstreitig einer der merkwürdigsten Puncte des Elsasses. Die Geschichte und die Volkssage, der Glaube und der Aberglaube, die Kunst und die Natur haben hier gemeinsam Alles aufgeboten, um demselben ein allseitiges Interesse zu geben.

Im siebenten Jahrhundert baute hier eine fromme Frau, Odilia, ein Kloster und eine Art Hospital zur Pflege der Kranken. Daher der Name Odilienberg. Die Liebe des Volkes füllte die Lücken der Geschichte durch Sagen aus. So erzählte es, daß die heilige Odilia die Tochter des ersten Herzogs des Elsasses, Attich oder Etticho, gewesen. Sie wurde blind geboren, worüber ihr Vater so erzürnte, daß er seinen Knechten befahl, sie zu ermorden. Diese aber hatten Mitleiden mit dem armen Kinde und brachten es in ein Kloster, wo es durch ein Wunder in der Taufe sehend wurde. Hier wuchs Odilia in Tugend und Frömmigkeit auf, und erst als sie eine Jungfrau geworden ward, fand sie dort ihr Bruder wieder. Der wollte sie mit ihrem Vater wieder aussöhnen, führte denselben eines Tages auf der Jagd in die Nähe des Klosters, wo Odilia lebte, und gestand ihm hier, daß seine Tochter nicht getödtet worden sei. Darob ergriff diesen ein solcher Zorn, daß er seinen Sohn erschlug. Odilia, die in der Nähe war, eilte hinzu und besiegte durch ihre Schönheit und ihre Sanftmuth den Zorn des Vaters, der später Buße that und der Heiligen, nachdem er vergebens versucht, sie zum Ehestande zu bereden, sein schönstes Jagdschloß zur Erbauung eines Klosters abtrat. — Bald aber zeigte sich in diesem Kloster die Wunderkraft der Heiligen so wirksam, daß das Hospital, das dabei erbaut war, die Kranken nicht mehr alle faßte, so daß Odilia im Berge selbst noch ein zweites Kloster und Spital errichtete. Beson-

ders wohlthätig für die Augen war der Odilienbrunnen, den die Heilige durch ein Wunder aus der Erde hervorgerufen. Eines Tages ging sie in dem Walde unter dem Kloster spazieren. Da fand sie einen kranken Pilger, der den Berg nicht mehr erreichen konnte und vor Durst verschmachtend auf der Erde lag. Mit ihrem Stocke schlug sie wie Moses an den Felsen, und das schönste, klarste Wasser sprudelte aus demselben hervor. Von da an thut das Wasser Wunder für Augenkrankheiten. —

Das für die Gläubigen. Für die Ungläubigen, die Ketzer und Heiden, hat aber der Berg noch ein ganz anderes, viel höheres Interesse. Es gibt dort eine Heidenmauer und einen Römerweg, Steine, über die die Gelehrten streiten, an denen die besten Alterthümler sich die letzten Zähne ausbeißen können, und die daher bei Leibe kein Gelehrter, kein Alterthümler zur Seite liegen lassen darf. Diese Heidenmauer, die früher funfzehn Fuß hoch und sechs Fuß breit war, und noch heute an einzelnen Stellen fünf, sechs bis sieben Fuß Höhe erreicht, soll 9 bis 10,000 Klaftern Umfang haben, und einen Raum von 816,400 Quadratschuh einschließen. Sie umfaßt übrigens die Kuppe des Odilienberges, nebst zwei Hochebenen, auf der Bloß und auf dem nördlichen Berge. Ich bin kein Archäolog und mag daher mich mit diesen nicht in Streit einlassen. Uebrigens gehört diese Befestigung in die Reihe derjenigen, von denen die Gelehrten nicht wissen, ob sie dieselben den Römern oder den Galliern zuschreiben sollen, und die wahrscheinlich Beiden eben so gut angehören, wie die Festungen des Rheins bald französisch, bald deutsch waren. Die Gallier mögen den Grundstein gelegt haben, die Römer bauten dort fort, wo Jene angefangen; sie waren klug genug, die gegen sie geschmiedeten Waffen gegen Diejenigen zu richten, die sie geschmiedet hatten. Nach der Sage baute Maximianus Herkules zu Ende des dritten Jahrhunderts eine feste Burg und einen Tempel auf der Stelle, wo jetzt das Odilienkloster steht. Eine von Ottenrot auf den Berg führende, theils noch heute brauch- und fahrbare Römerstraße und eine Menge römischer Münzen und Vasen, die man oben auf dem Berge ausgrub, bekunden unbestreitbar die Gegenwart der Römer, und wohl die eines römischen stehenden Lagers auf dem Berge. —

Das für die Archäologen.

Ich holte für mich, der ich weder ein sonderlicher Gläubiger, noch ein sonderlicher Alterthümler bin, ganz andere Ausbeute. Ein schönes Bild, eine schöne Landschaft, ein paar Genrestückchen. Et voilà tout. Ich fand, was ich suchte, weil ich bescheiden war.

Es regnete bösartig, als ich mein Frühstück zu mir genommen hatte, und der Wirth versprach mir einen noch böseren Tag. Ich hatte aber nicht Lust, mich gleich beim Anfange meiner Fußreise aufhalten zu lassen, und beschloß daher, trotz Sturm und Regen, die Pilgerfahrt zu beginnen. — Ein zwölfjähriger Knabe war mein Führer, ich sollte eigentlich sagen, mein Träger; denn, zu meiner Schande sei's gesagt, ich hatte meine Jagdtasche mit in den Führerlohn einbedungen und mehr an die Tasche als an den Wegweiser gedacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

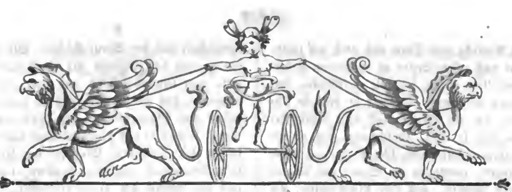
Aus Schlesien. (Beschluß.)

[Doctores promoti et bullati. — Friedrich von Sallet.]

Mancher wahrhaft Gelehrte, der wohl Geist und Wissen genug zu der Promotion hätte, hat doch das Geld nicht dazu und ist und bleibt Candidat, weil auch die Kosten des Doctoris bullati seine Kasse noch übersteigen. Mancher Schriftsteller und Redacteur verschmähte dagegen dies Diplom, weil ihm das Geld für solche nichtige Titelbedeutung reute, während er durch seine Thätigkeit an seinen simpeln Namen eine Bedeutung zu knüpfen wußte, welche jedenfalls eigenthümlicher und daher werthvoller war als das von dem mindestfodernden Dekan acquirirte Doctorat. Ist denn aber der Unterschied in der Erwerbung durch Promotion, gegenüber der magna carta der bloßen Creation, wirklich so ungeheuer groß? O nein. Man hört vielmehr, daß die feierlichen Promotionen hier und da immer mehr zu bloßen theatralischen Scenen und lateinischen Spiegelfechtereien herabsinken, daß es sich dabei weit mehr um bloße Phrasen, als um die Darlegung wirklicher wissenschaftlicher Intelligenz handele, daß die Dissertationen oft nicht von den Candidaten, sondern von wissensreichen armen Hülfsgeistern ausgearbeitet und diesen bezahlt werden, daß alle Disputationen vorher abgemacht und auswendig gelernt werden können, wie Katechismusfragen und Antworten; in Summa: daß viel Geschrei und wenig Wolle ist, und die Promovirten besonders deshalb scheel sehen, weil die Bullati mit geringern Kosten und Förmlichkeiten ans Ziel kommen. Angenommen aber, es ginge der akademische Actus mit aller ehrenhaften Strenge vor sich, welche sein Zweck fordert, — kann denn eine vielleicht kümmerlich zusammengehaspelte Dissertation und deren öffentliche Vertheidigung nach dem heutigen Standpunkte des wissenschaftlichen Strebens noch wie vor einigen hundert Jahren genügen? Ist nicht vielmehr gerade bei der so viel umfassenden Philosophie dieser Maßstab ein sehr kleinlicher und unsicherer geworden, insofern es sich doch heute mehr um die geistige That, um die Reproductionskraft des Wissens, wie um dieses selbst als todten Stoff und dessen geist- und fruchtlose Magazinverwaltung handelt? — Viele wohl

sind berufen, aber Wenige sind auserwählt! Unsere ausgezeichnetsten publicistischen Schriftsteller und alle tüchtigen Gelehrten können sich getrost den Doctor promotus nehmen lassen, sie bleiben, wer sie sind; die Nation knüpft ihre Bedeutung an ihre Namen, nicht an den Titel. Auf diesem beruht bei den Meisten diese Bedeutung freilich; aber die Promoti haben dann keinen andern Unterschied als die Förmlichkeit seiner Erwerbung gegen die Bullati voraus. Für die Aufrechthaltung dieser mittelalterlichen Förmlichkeit soll jetzt ein Gesetz einschreiten, und sogar rückwirkend die erkauften Titel vernichten, wie ein neuerer Artikel in der Lpz. Allgem. Ztg. verlangt. Das wäre in diesem Falle eine um so größere Ungerechtigkeit, da ein akademischer Titelmißbrauch nicht ein so entsetzliches Unglück ist, um sie zu entschuldigen. Sind die auf dem Wege der Promotion erlangten Titel nicht erkauft, blos weil sie theurer sind? — Wollte die Regierung die Doctores bullati zur öffentlichen Titelführung und dessen Verkündung durch die Zeitungen im Allgemeinen nicht als berechtigt ansehen, so hätte schon längst, mit der Hinweisung auf weitere gesetzliche Bestimmung, erklärt werden müssen, daß dafür künftig ein jeder solcher Doctor entweder die specielle Regierungserlaubniß oder die Promotion auf einer preußischen Universität zu erlangen habe. — Nach meiner Ansicht gibt es für diese Angelegenheit zwei Wege, welche beide der heutigen Würde und Bedeutung der Wissenschaft ebenso wie der allgemeinen Intelligenz entsprechen. Es ist klar, daß die Doctorwürde ihrem mittelalterlichen Begriffe und der Art ihrer Erwerbung nach sich für unsere Zeiten längst überlebt hat. Wir sind zu weit in der Erkenntniß eines wahren geistigen Lebens und der Berufsweise hierzu vorgeschritten, um dies nicht einzusehen, um nicht endlich das Wesen mit dem Schein, die Form mit der Formel vertauschen zu wollen, und nur das Herkommen hat auf unsern Universitäten die hohl gewordene Form noch festgehalten, deren sich die Mittelmäßigkeit zu einer Art Bedeutung bedient. Ja, nur die Mittelmäßigkeit könnte es schwer empfinden, wenn die Doctorentitel mal plötzlich verdürben wie die Fliegen in der ersten Winternacht. Mein erster Vorschlag wäre unter solchen Umständen, diesen akademischen Gradus ganz ordinär zu machen und einen förmlichen Ausverkauf tief unter dem Einkaufspreise, im Dutzend billiger, damit zu halten. Mit dem geringen Ladenpreise für eine Dissertation — von welcher Schriftgattung eine leidliche Auswahl in den Buchhandlungen schon gedruckt zu haben sein müßte, — dann mit den Druckkosten des Diploms und den Portis müßten alle Bösenbeschwerden für die Doctorwürde abgemacht, und übrigens Alles, was geht, kriecht, fliegt und schwimmt auf Erden, zu ihrer Erlangung durch ein zahlendes Menschenkind berechtigt sein. Dann würde bald Europa doctormüde sein; wie jetzt manche Doctoren europamüde sind. Wollen wir dies aber nicht, wollen wir mit dem Doctor durchaus noch das letzte Endchen des deutschen Zopfes retten, nun dann geschehe es auf eine großartige und der Zeit entsprechende fruchtbringende Weise. Dieser Titel sei dann dem Lorbeerkranze gleich, womit sonst Dichter und Denker gekrönt wurden. Er verschwinde aus der Verleihungsmacht der Hochschulen, und werde nur vom Staate, ja vom Könige selbst mittels eines von ihm eigenhändig unterzeichneten Diploms gespendet, und zwar als Lohn für ein so ausgezeichnetes Geisteswerk, daß nicht der Ausspruch einer kritischen Commission, sondern die Stimme des Volks ihm die Unsterblichkeit zusichert. Um solchen Ruhm zu erreichen, wird der Inhalt des Buchs publicistisch-ästhetisch sein müssen. Es wird nicht irgend eine wissenschaftliche Bagatelle behandeln, z. B. wie Pickwick's Theorie der Flohsprünge, sondern eine große Wahrheit, welche tief in das Staats- und Volksleben eingreift, neu und schön beleuchtet zur Erkenntniß und praktischen Anwendung bringen. Der Staat würde dann die Nation in einem solchen Manne ehren, in welchem eine neue geistige Sonne aufging, und nicht mehr könnte, wie heute, von den Krämerinteressen gelehrter Eitelkeit die Rede sein. Da das Werk den Meister loben müßte, und nicht ein Heer bezahlter Zeitungsschreier, so entstände natürlich auch nicht die heute noch so wichtige und doch so äußerst überflüssige Frage, welche Schule der Mann genoß und welchem Stande er angehöre, um ihn für competent zum Ausspruche einer Wahrheit zu halten. Aber so bornirt ist man zum Theil noch, den Geist zur Abhängigkeit von bestimmten Formen zwingen zu wollen, und ein Buch nur so lange vortrefflich zu finden, als der Autor unbekannt ist, oder ein bereits angesehener Mann als solcher genannt oder in ihm vermuthet wird. Daher möchte, bis zur Unterordnung der Persönlichkeit unter die Sache, der erste große Schriftsteller, der auf ein so ertheiltes Doctordiplom (mit dem Genusse eines anständigen Jahrgehalts, entstanden aus der Aufhebung irgend einer unverdienten Sinecure) Anspruch zu machen hätte, anonym auftreten, und die Sache für sich sprechen lassen. — — Schon wüßte ich übrigens einen solchen Mann der großen geistigen That vorzuschlagen. Es ist Friedrich von Sallet, der Verfasser des „Laien-Evangeliums." Wer hat dies Buch vom wahren Geiste Christi gelesen, und es ist ihm nicht als die größte poetische Exegese erschienen, von der wir seit achtzehnhundert Jahren Kunde haben! Eine Strophe darin ist mehr werth für König und Vaterland als ein ganzer Ocean Becker'scher Rheinlieder! Wer staunt nicht hier die Größe der politischen Gesinnung in eminenter Glaubenserkenntniß an! Friedrich v. Sallet ist der erste Bischof der neuen poetischen Kirche Christi und daher auch ein Doctor der Theologie und Philosophie im Geiste der Wahrheit, wenn auch nicht der Promotion. — Wir leben in einer wunderbaren Zeit. Während die Zeitungen uns verkünden, daß die evangelische Kirche Preußens künftig nach den trüben Hengstenberg'schen Principien regiert werden solle, steckt uns in diesem Sallet ein preußischer Officier eine Glaubensfackel auf, welche in reinem Lichte, wie noch keine, durch achtzehn Jahrhunderte auf das Evangelium zurückstrahlt. Dem Verdienste seine Kronen! Wer da glaubt, daß sie hier unangemessen für Sallet herbeigefodert werden, der lese sein Buch, und er wird sich in Ehrerbietung vor dem Gottesgeiste darin neigen, der es unsterblich macht. —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 229. — den 22. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vogesenfahrten.

(Fortsetzung.)

Seit beinahe zehn Jahren zum ersten Male versuchte ich wieder eine größere Fußreise zu machen und hatte gar kein rechtes Vertrauen zu mir selbst. Deswegen wollte ich mit dem weniger Mühsamen anfangen und erst die Beine erproben. Später sollten dann auch die Schultern in Anspruch genommen werden.

Anfangs geht der Weg fast eben und meist durch Weinberge bis nach Heiligenstein, einem Dorfe am Fuße des Odilienberges. Hinter Heiligenstein tritt er dann bald in den Wald und fängt hier an allmälig immer steiler zu werden. Nach einer Stunde etwa öffnet sich der dichte Tannenwald bei Niedermünster und erlaubt schon eine schöne Aussicht ins Thal. Niedermünster war jenes Schwesterkloster, das von der Heiligen erbaut und gemeinsam mit dem ihrigen verwaltet wurde. Erst nach ihrem Tode erhielt es eine besondere Aebtissin. Bei dem Kloster war eine Kirche und ein Hospital für Kranke, denen etwa der Weg auf den Berg zu beschwerlich gewesen wäre. Gegenwärtig sind nur noch Reste der Ruine des Klosters übrig, und nach ein paar Jahren werden auch diese wohl spurlos verschwunden sein. — Ich fing an, meine Glieder zu fühlen, und hätte gar gern hier etwas ausgeruht. Mein kleiner Führer rieth mir erst selbst dazu und sagte mir, daß es nicht mehr weit bis auf den Berg sei, und daß, wenn ich hier bleiben wollte, er mich bäte, mich verlassen zu dürfen, da er zu Hause sehr nothwendig sei. Ich hatte nicht Lust, meine Jagdtasche selbst zu tragen, und so entschloß ich mich, weiter zu gehen. Später wollte ich noch ein paarmal ausruhen, aber mein Führer trieb mich stets so, daß ich zuletzt ganz neugierig wurde und ihn fragte, weswegen er denn zu Hause so nothwendig sei. „Ach," antwortete er mir, „ich soll in acht Tagen zur ersten Communion gehen, heute um 1 Uhr ist Vorbereitung, und ich habe noch den Katechismus nicht gelernt. Komme ich nicht höchstens um zwölf Uhr wieder nach Hause, so kann ich um ein Uhr meinen Katechismus nicht, und dann setzt mich der Herr Pfarrer zurück." — Es lag dabei in Ton und Geberde so viel Angst, daß mir selbst bange wurde. „Wie viel Zeit brauchst Du denn vom Berge bis ins Dorf?" fragte ich. — „Anderthalb Stunden!" — Ich sah auf meine Uhr, und es war erst halb Zehn. — „Wie lange brauchen wir noch, bis wir oben sind?" — „Wenn wir frisch zugehen, höchstens noch eine halbe Stunde!" — „Also frisch zu!" — An Ausruhen war nun nicht mehr zu denken, denn ich wollte das grausige Unglück, das meinem kleinen Mentor drohte, nicht auf dem Gewissen haben.

Dies Gespräch hatte nahe an der Ruine von Niedermünster Statt. Hinter derselben traten wir wieder in den dichten Tannenwald. Bald wurde hier der Berg so steil, daß der Weg eher einer Treppe ähnlich sah; aber einer Riesentreppe, in der hausgroße Felsblöcke die Trittlinge waren. Selten sah ich etwas Schaurig-Großartigeres. Die Tannen standen gelichtet, aber doch dicht

genug, um jede Aussicht nach Oben und auch auf zwanzig Schritte weit nach allen Seiten zu versperren. Ueberall zwischen denselben lagen kolossale Felsblöcke, mit schillerndem Moos überzogen. Es war so öde, so einsam hier, als ob nie ein Menschenfuß diese Wüste betreten habe; es war so ernst, so schaurig, als ob ein Gott hier seine Geheimnisse feiere. Gerade als wir durch diese Wildniß zogen, durchbrach die Sonne auf Augenblicke die schweren Wolken, und ihre Lichtstrahlen, die hier und dort das nasse Moos auf den Felsblöcken belebten, gaben dem ganzen Tannenwalde das dunkele Schauerlicht eines gothischen Tempels. Mir wurde fromm zu Muthe. Das ist der rechte Weg einer Pilgerfahrt. Alle jene Tannen rechts und links wurden zu Wegweisern der Ewigkeit und des Glaubens und zeigten nach Oben. Dort thront Er! — Alles Leben strebt zu ihm hinauf, und nur das Todte, die Leiche, senkt sich der Erde zu, sucht in ihr ein Grab, nachdem der Geist die Schaale gebrochen und seiner Sehnsucht gefolgt ist. —

Wahrlich, die Heilige hätte keine schönere Vorhalle zu ihrer Kirche finden können. Aus derselben tretend kamen wir an die Quelle der heil. Odilia. Ich hätte die Augencour gebrauchen können, aber leider bin ich kein Gläubiger, und so mußte ich denn auf die Wunderheilung verzichten. Dagegen standen und knieten mehrere Frauen vor derselben und beteten und wuschen sich mit dem Wasser. In Erwägung der ersten Communion meines Führers hatte ich keine Zeit, schon jetzt mit ihnen anzubinden; doch sah ich sie später auf dem Berge wieder, und die Aelteste unter ihnen versicherte mich, daß sie aus Colmar komme, um der Heiligen für ihre geheilten Augen zu danken.

Endlich erreichten wir den Berg. Ein scharfer, feuchter Wind, mir um so unangenehmer, als ich doppelt durchnäßt vom Regen und vom raschen Gehen war, erlaubte mir nicht, schon jetzt mich der Aussicht zu freuen. Das erste, was ich that, als wir in dem klösterlichen Wirthshause eingekehrt, und ich meinen Führer aus seiner Qual erlöst hatte, war, mich umkleiden. Dennoch hatte ich einen ganz anständigen Schnupfen bekommen.

Ueber dem Umkleiden fing es von neuem an zu regnen, was mir denn Zeit und Weile gab, mir das ehemalige Kloster, seine Bewohner und die Kirche in Augenschein zu nehmen. Es war Mitte August, aber der Wind blies so kalt durch die schlecht schließenden Fenster der scheunenartigen Zimmer, daß ich instinctartig das Feuer suchte und in der Küche auf einem Riesenherde fand. Hier machte ich dann auch nähere Bekanntschaft mit der Soeur-Köchin. Sie war gerade alt genug, um das Gelübde der Ehestandslosigkeit abzulegen, war ziemlich häßlich und trug eine Brille. Wir besprachen das Mittagessen, und sie bot mir Speck, Kartoffeln und Pfannenkuchen zur Wahl an. Ich wählte Speck, Kartoffeln und Pfannenkuchen, um der guten Soeur keinen Korb zu geben. Während wir diesen höchst wichtigen Gegenstand ins Reine brachten, und ich mir überdies den Rücken am Herde erwärmte, kam eine zweite Soeur, ich glaube die Soeur-Schaffnerin, in die Küche. „Bénit soit Dieu!“ sagte sie, und ich dankte freundlichst. Bei dieser schwöre ich nicht, daß sie eben so zum ewigen Jungfrauenstande resignirt ist als die andere. Sie hatte in den Augen etwas, das an Zeit und Fleisch erinnerte. Auch lächelte sie, wenn man sie ansprach, weit freundlicher als die andere, obgleich auch die Soeur-Köchin recht zuvorkommend war. Nach diesen beiden Schwestern wollte ich nun auch den Herrn Bruder kennen lernen. Die Soeur-Schaffnerin meldete mich bei dem Monsieur le supérieur, wie sie ihn nannte, und so wurde ich demselben in seiner Wohnstube vorgestellt. Der Herr Superieur war eine wahre Cuirassiergestalt, und der abgeschabte, grau gewordene schwarze Priesterrock stach wunderlich ab, gegen die scharfen, ungeistlichen Züge, die hagere, aber kräftige Figur, und den raschen, keden Schritt, mit dem er durch die Gänge und selbst durch die Kirche zog. Das Kloster, die Kirche, nebst Zugabe, d. h. ein tüchtiger Wald und einiges Feld, gehören dem Herrn Superieur in Verbindung mit zweien seiner Brüder. Er hat es nicht geerbt, nicht gekauft, nicht geschenkt bekommen und auch nicht gestohlen. Das sind ungefähr die verschiedenen Arten, wie sonst ehrliche Leute und Spitzbuben Güter zu erwerben suchen und erwerben. Aber der Herr Superieur und seine zwei Brüder kennen noch ein weiteres Mittel, das zwar sonst in Frankreich verboten ist, aber das der Priesterrock stets entschuldigte, und das die Bettelorden einst förmlich organisirt hatten. Die drei Brüder hielten im ganzen Lande eine Collecte, „um das geweihte Heiligthum, den Tempel der heil. Odilia, aus der Hand der Profanen zu retten,“ brachten ein rundes Sümmchen zusammen und kauften Kirche, Kloster, Hof, Wald und Felder; Alles zu Ehren der heiligen Odilia.

Nachdem wir eine Weile mit einander geplaudert hatten, erbot sich der Herr Superieur, als Cicerone mich durch das Kloster in die Kirche zu begleiten. Er zeigte mir sämmtliche Zimmer des ersten und zweiten Stockes. Alles scheunenartige Räume. In der Kirche erklärte er

mir die verschiedenen Capellen, nur habe ich leider ihre Namen wieder vergessen. Er zeigte mir ein Buch, wo ich mich einschreiben könne. Da ich solche Bücher gern durchblättere, so sagte ich, daß ich dazu Zeit und Weile haben müsse. Ich schlug dasselbe wirklich später wieder auf und fand ein, in zwei Colonnen — noms — dons — getheiltes Bettelbuch. Doch scheint es nicht, als ob dieser Baum sonderliche Früchte getragen habe. Nur bei dem ersten Namen standen 6 Fr. angemerkt. Die weitern hatten diesen Zusatz vergessen. Deswegen mag denn auch das ganze Fremdenbuch nach und nach an seinem Werthe verloren haben. Zu Anfang muß wenigstens Feder und Tinte da gewesen sein; ich fand nur noch einen Bleistift, und schon seit langer Zeit hatten die durstigen Blätter kein Tintenlabsal mehr erhalten.

Neben der Kirche war ein Kram von Rosenkränzen, Litaneien, Medaillen und Bilderchen. Der Herr Superieur verkaufte dieselben zur Unterhaltung der Kirche.

Zuletzt führte mich der Herr Superieur noch in den Garten, wo man von einer Terrasse aus eine Fernaussicht hat, wie es deren wenige gibt. Der ganze Kessel zwischen Vogesen, Alpen, Schwarzwald und Odenwald öffnet sich hier dem Blicke. Die Regenwolken erlaubten nicht, denselbe ganz zu überschauen. Aber gerade diese Wolken gaben dem Bilde heute ein wunderbares Leben, indem sie geisterartig über die Erde hingleiteten, nach und nach den Berg zu erstreben suchten, dann auf Augenblicke jede Aussicht versperrten und als Regenschauer über uns herzogen. In dem Tannenwalde rechts und links stiegen sie oft, erst unbedeutend, als ob hier der Herd eines versteckten Hauses rauche, auf, zogen über die Tannen hin, wurden immer größer und deckten zuletzt die ganze Kuppe des Berges. Ich hatte früher kaum je geahnt, daß selbst ein solcher Unglücks- und Langeweiletag der Städte und Ebenen hier auf den Bergen so hochpoetisch sein könne. Ich fühlte zum ersten Male, warum Ossian sich nach seinen Nebeln, wie der Schweizer nach seinen Bergen sehnt, warum er Heimweh bekommt, so oft sie ihm das Haupt befeuchten. Leben, Leben, — das ist das Geheimniß der Poesie, und diese fliegenden und fliehenden Wolken und Nebel, die mit jeder Minute ein anderes Bild geben, sind so voller Leben, daß es ganz natürlich war, wenn die alten Schotten hinter ihnen das Geheimniß des ewigen Lebens suchten.

Es war unterdeß Mittag geworden. Die kleine Fußtour von Barr bis auf den Berg hatte überdies gewirkt; ich verspürte einen sehr gesunden Appetit und ging daher, mich bei der Soeur-Köchin zu erkundigen, ob es nicht bald Etwas zu essen gebe. Mein Tisch war gedeckt und das Essen harrte meiner. In der Küche saß das Gesinde am Tische. Ich sah mir die Weiber an, und ich wette darauf, die Soeur-Köchin hat sie sämmtlich ausgesucht, denn sie waren classisch, ausgesucht häßlich, und die Soeur trat wie ein Edelstein zwischen ihnen hervor. Was doch die Fassung nicht thut! — Mein Kuchen war nicht schlecht, die Kartoffeln etwas fett, der Speck ganz leidlich. Genug, ich söhnte mich halbwegs mit der Soeur-Köchin wieder aus.

Nach Tisch langte Gesellschaft an. Eine Wallfahrt, aus zwei Männern und vier Weibern bestehend. Sie hatten nicht weniger als zwanzig Stunden von Mitternacht bis gegen zwei Uhr zurückgelegt, kamen aus dem Lothringischen und waren sogenannte Romans, weder Franzosen noch Deutsche, Reste der alten römisch-gallischen Bevölkerung, die noch heute ein aus Latein, Celtisch und Deutsch gemischtes Patois sprechen. Ich stand eben im Hofe, als sie ankamen, und hatte ganz besonderes Mitleiden mit einem schwachen, kränklich aussehenden funfzehnjährigen Mädchen, dem zu Liebe die Familie die Wallfahrt unternommen hatte. Der Himmel gebe, dachte ich, daß ihr die Fahrt nicht den Himmel gebe. Aber der Glaube macht ja selig.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Von der Donau, 1. November.

[Eröffnungsfeier der Walhalla.]

Wenn auch Ihren Lesern über die Eröffnungsfeier der Walhalla aus frühern Tagesberichten Manches bekannt geworden, dürften doch über eine Erscheinung, die in den Augen vieler ausgezeichneten Männer und insbesondere eines genialen Königs von allgemein vaterländischer Bedeutsamkeit ist, ein paar nachträgliche Bemerkungen eines Augenzeugen, den nichts hinderte, den Standpunkt allgemeiner Auffassung zu behaupten, nicht unwillkommen sein.

Die Bemerkung deutscher Künstler, daß es störend und in der Idee vergriffen sei, das Andenken an deutsche Größe in einem griechischen Tempel zu verewigen, wie auch den Tadel über das Gebäude selbst, will ich hier nicht erörtern und beurtheilen. Nur kann ich den allgemeinen Eindruck nicht verschweigen, den der an sich wunderschöne, grandiose Tempel gewiß auf alle Unbefangenen, die ihn in der Nähe sahen, gemacht haben muß. Vom Strome aus gesehen ist freilich, wie oft schon gerügt ward, die weiße Fläche des enormen Treppengebäudes so unverhältnißmäßig groß, daß das Hauptgebäude unbedeutend, fast winzig erscheint; das ist jedoch ein Uebelstand, der von Jahr zu Jahr mehr ver-

schwinden wird, wenn man die kahlen Wände mit Epheu u. dgl. bewachsen läßt, oder den ganzen Abhang mit Busch- und Strauchwerk bepflanzt, was hoffentlich bald geschehen wird. Doch, wie gesagt, nicht über das Gebäude selbst will ich hier sprechen, sondern über die Feier der Eröffnung desselben am 18. October d. J.

Früh Morgens hatte sich ein kalter Nebel über das ganze Donauthal so dicht gelagert, daß selbst von den nächsten Hügeln nichts zu sehen war, und diesen Nebel trieb ein rauher Ostwind den von Regensburg zur Walhalla Wandernden gerade ins Gesicht; dennoch war nicht allein die Chaussee mit Wagen und Fußgängern dicht besetzt, sondern auch am Ufer hatten sich Männer und Frauen gesammelt, um mit großen Nachen den Strom hinab zu fahren. Die Dampfschiffe konnten leider des niedrigen Wassers wegen gar nicht benutzt werden. Der Gesellschaft ist dadurch eine bedeutende Einnahme entgangen, die jetzt vielleicht dreifach in die Taschen der glücklichen Lohnkutscher floß; diese Lehre wird aber hoffentlich auch an der Oberdonau zu der Ueberzeugung führen, daß die gewöhnliche Dampfschiffconstruction auf seichten Flüssen und Stromstrecken der bessern und fast überall anwendbaren französischen weichen muß. Denn diese an sich trefflichen Communicationsvehikel haben für das Publicum, wie für die Unternehmer nur Werth, wenn sie ununterbrochen benutzt werden können.

Das Donauthal ist unterhalb Regensburg, wie auch weiter oben bei Donauwörth, sehr breit, indem sich das rechte Ufer in flacher Ebene weit nach Süden hin ausdehnt; am linken dagegen zieht sich eine freundliche, meist bewaldete Hügelreihe, mit netten, reinlichen Kirchdörfern ostwärts hinab. Auf einem der vorspringenden Hügelkuppen liegt die schöne Ruine der Burg Stauf, unmittelbar über dem Flecken Donaustauf, wo sich der Fürst von Turn und Taxis ein schönes großes Schloß erbaut hat. Auf dem nächstfolgenden Hügel, etwa in der Höhe von Rolandseck am Rhein, steht die Walhalla, von Süden her aus weiter Ferne ringsum sichtbar, an jenem Morgen aber dichtverschleiert, bis gegen 11 Uhr die Sonne den Nebel durchbrach und nun die ganze bunte Herbstlandschaft unter der klaren Himmelswölbung um so frischer und glänzender erscheinen ließ.

Um den königlichen Gründer des Tempels auf seinem Zuge dahin zu begrüßen, waren auf dem ganzen Wege Ehrenpforten errichtet, eine sehr schöne, scheinbar gemauert im gothischen Styl vor der regensburger Brücke, und eine in Form eines Tempels mit gewölbter Kuppel und Spitzbogendurchfahrt, ganz von grünen Zweigen mit vergoldeten Leisten, auf der Gränze des turn und taxischen Gebiets; hier hatten sich die Abgeordneten vieler umliegenden Dorfschaften versammelt und hinter ihren Fahnen aufgestellt, umgeben von unzähligen Landleuten in ihren zum Theil recht eigenthümlichen, wenn auch nicht eben schönen Sonntagskleidern, die für die Weiber z. B. aus vielen faltigen, aber sehr kurzen Röcken, steifen Miedern und kleinen gestickten Hauben bestanden, während die Männer fast durchgehends über schwarzen Lederhosen ziemlich lange Westen und Jacken oder Röcke mit vielen Silbermünzen als Knöpfen und runde breitkrämpige Hüte mit Blumensträußen und Goldtroddeln trugen.

Von dieser Ehrenpforte an bis nach Donaustauf und zur Walhalla hin war um Mittag Alles mit Tausenden von Menschen besetzt, im Flecken selbst jedes Haus geschmückt, alle Fenster und alle Schenkstuben dicht gefüllt, namentlich auch das Gasthaus „Zur Walhalla," wo neben Landleuten und Kutschern Officiere und elegante Herrn, zum Theil des höchsten Ranges, ja selbst Damen sich aus- und eindrängten; meist wohl in der Hoffnung, Hunger und Durst zu stillen, wer aber dieses prosaische Ziel erreichen wollte, mußte sich mit starker Geduld, oder derber Dreistigkeit waffnen und sein eigner Diener sein, auch kleine Münze zur Hand haben, denn an Wechseln war hier nicht zu denken. Am Fuß des Walhallaberges und auch am Fahrwege hinan waren viele hölzerne Buden errichtet, wo insonderheit Wurst und Bier ausgeboten und auch reichlich genossen wurden. So kam denn die Menge, wohl mit wenigen Ausnahmen, wohlgenährt auf dem Hügel an, — und wer nicht so glücklich war, den bedaure ich, denn hier war eine andere Geduldprobe zu bestehen. Die Majestäten waren durch die vielen Anreden und Bewillkommnungen in Versen und Prosa sehr lange unterwegs aufgehalten worden; aber der ganze Raum zwischen Donaustauf und der Walhalla füllte sich mehr und mehr, und man bemerkte kaum ein Zeichen der Ungeduld, bis ein aufgescheuchter Hase plötzlich einen unendlichen Jubel hervorrief und tausend Hände und Füße in Bewegung setzte. Dabei gab es denn vielfachen Spaß, zumal unter den derben Burschen und Mädchen vom Lande, die den glatten Bergabhang hinabrutschten und zum Theil recht ungraziös hinfielen. Wären die Pforten des Tempels, aus welchem bald ein Bardengesang hervortönen sollte, schon geöffnet gewesen, man hätte sicherlich Klopstock's Stimme vernommen, wie er dem zu eiligen Freunde rief: „Scheuche die Rossa nicht weg!" — Der arme Hase ward zweimal erhascht, an den Löffeln emporgehoben und wieder losgelassen; das dritte Mal kam er in unbehaglichster Angst davon und konnte so einigermaßen als Bild des Antheils gelten, den das Volk an dem beginnenden Feste nehmen sollte, der ihm aber unter den Händen entschlüpfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Der Verf. der Pentarchie.]

Riedel's Hypothese ist beseitigt. Dr. Goldmann in Warschau, der geborne Herrnhuter, ehemalige Student in Leipzig, jetzige Katholik, Censor und Berichterstatter über die deutsche Presse im Bureau des Fürsten Paskewitsch, ist der unbezweifelte Autor des Buches, welches ein Freund, ebenfalls ein Deutscher, zum Theil überarbeitete, wenigstens mit Notizen bereicherte. Dieser Freund des Dr. Goldmann, ein enragirter Russenfreund, war vor kurzem in Leipzig; seine Aussagen haben die Sache bestätigt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 230. — den 24. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vogesenfahrten.

(Beschluß.)

Ich ging mit den Leuten in die Kirche. Hier las der Herr Superieur eine Art Segen über dieselben, wofür sie Etwas opferten. Dann zogen sie aus einer Capelle in die andere und beteten mit Inbrunst vor jedem Altare. Zuletzt kamen wir an den Sarg der heil. Odilia, auf dem ein Bild dieser Heiligen in knieender Stellung ausgehauen ist. Alle Pilger steckten ihre Schnupftücher auf ihren Wanderstab, strichen dieselben an den Augen der Heiligen an und wuschen sich dann selbst die Augen mit dem auf diese Weise geweihten Schnupftuche. Eine kleine Alte aber wollte sich damit nicht begnügen. Sie kletterte mit Gefahr, den Hals zu brechen, auf die Kniebank, von dieser auf das Grab und ging dann an die Heilige selbst heran, küßte sie auf Mund, Wange, Stirn, Nase, Augen und Kinn zu verschiedenen Malen, und kreuzte sich nach jedem Kusse. Dann stieg sie mit derselben Gefahr wieder herab, und erst jetzt wusch sie mit der Hand über den durch die Küsse geweihten eigenen Mund und dann mit der so geweihten Hand über die Augen. Ehe sie die Capelle verließen, opferten sie abermals sämmtlich und zwar eine ziemliche Menge Sous; und wenigstens mehrere Franken fielen in dickem Kupfergeld in den Opferstock, zu dem nur der Superieur den Schlüssel hat.

Noch vor ein paar Jahren hätte ich über all' das vielleicht hell auflachen müssen; heute aber machte es einen ganz andern Eindruck auf mich. Ich hätte weinen mögen, wenigstens fühlte ich mich aufs Tiefste und Wehmuthvollste ergriffen. Ich hatte in der Hauptstadt Europas so vielen Aberglauben und Aberwitz, so viele Abgötterei und Gottlosigkeit erlebt, daß ich kaum noch recht wußte, ob ich hier oder dort größern Unsinn gesehen hatte. Nur so viel war mir klar, daß der Unsinn der gläubigen Pilger wenigstens aus einer geheiligten Quelle floß, dem des Gottglaubens, dem des Vertrauens auf die Ewigkeit der Wohlthaten einer wohlthätigen Seele. Ja, hütet Euch, der Armen zu lachen, die hier Trost finden, denn wenn ihnen dieser Trost nicht mehr wird, welchen andern seid ihr denn im Stande, ihnen für ihre Armuth, ihr Elend, ihre Noth, ihre Leiden zu reichen?

Nur Eines empörte mich. Als diese rohen, armen Leute, die wahrlich ihr Reisegeld sauer verdient hatten, außer dem bereits geopferten Gelde dem Priester Christi noch 30 Sous für eine Messe gaben, da mußte ich mich abwenden, um nicht meinem Ekel Luft zu machen.

Später sprach ich viel mit den Pilgern, wenigstens mit den Männern, die Beide französisch verstanden. Sie erzählten mir, daß sie wirklich ihrer kranken Tochter wegen gekommen, und daß sich dieselbe bereits viel besser befinde. Der Glaube macht selig! Sie glaubten's und das Mädchen ebenfalls. Ich fragte, ob sie denn in ihrer Kirche den lieben Herrgott nicht eben so gut um Hülfe hätten anrufen können? Da sah mich

der Aeltere ganz verwundert an und sagte: „Unser Herr Pfarrer sagt auch, es gebe Altäre in unserer Kirche, vor denen man eben so gut zu Gott beten könne, als auf St. Odilia! Aber das wissen wir besser. Der Herr Pfarrer gehört auch zu der jungen Welt!" Es sollte das ein Hieb für mich und den Herrn Pfarrer zugleich sein.

Gegen vier Uhr klärte sich das Wetter allmälig mehr und mehr auf. Ich benutzte diese heitern Stunden, um den Männelstein und die Heidenmauer zu besuchen. — Von dem Kloster der heil. Odilia geht man durch einen Wald in etwa einer halben Stunde zum Männelstein (427 Toisen oder 833 Metres über der Oberfläche des Meeres), einem haushohen und breiten Felsblock, der auf der Kuppe des Berges, theilweise über denselben hinaushängend liegt, und von dem man abermals eine prachtvolle Aussicht in den Elsaß und besonders den Oberelsaß hat. Nähe und Weitaussicht sind hier gleich schön. Links die ferne Ebene, der Rhein, der Schwarzwald, in der Mitte die Alpen, rechts das nahe barrer Thal, mit den Ruinen von Andlau, Landsberg, Truttenhausen und den dunkeln Tannenwäldern, in denen die hellgrünen Buchen und Eichen wie Blumen hervorstechen. Ich ruhte auf dem Männelsteine aus, sonnte mich, und wenn der Wind nicht gar zu unverschämt gewesen, würde ich gewiß noch lange dort gelegen und mich der schönen Gegend, der tiefen Einsamkeit, dem Andenken an eine große Vergangenheit überlassen haben.

Dieser Männelstein griff in die Befestigung der Heidenmauer, die gleich neben demselben rechts und links fortläuft, mit ein. Ich ging derselben etwa eine Viertelstunde entlang und sah bald bedeutendere, bald weniger bedeutende Reste der Mauer. Uebrigens bekunden diese noch heute ein Riesenwerk, denn die Mauerruinen würden noch heute an den meisten Stellen hinreichen, einen Feind mit wenig Mühe abzuhalten, die Kuppe des Berges zu besteigen. Bedenkt man, daß die Geschichte nicht weiß, wem dies Werk zuzuschreiben, daß es jedenfalls beinahe ein paar Jahrtausend hinter uns liegt, so setzen uns diese furchtbaren Ruinen nur um so mehr in Erstaunen.

Da ich aber keine antiquarische Reise machte, so gab ich die Heidenmauer auf, als sie nicht mehr am Abhange vorbei lief, und so auf jedem Schritt eine neue, schöne Aussicht in die Thäler bot. Ich kehrte zurück zum Wirthshauskloster und fand dort die Gesellschaft abermals um vier neue Pilger, die aus der Nähe von Colmar waren, vermehrt. Eine Frau behauptete, daß ihr Kind von einer Augenkrankheit geheilt worden sei, weil sie der heiligen Odilia eine Wallfahrt versprochen.

Ehe es dunkel wurde, machte ich noch einen Spaziergang ums ganze Kloster, wobei ich an der hängenden Capelle, die wirklich gleichsam über einem Abgrunde hängt, die entgegengesetzte Aussicht vom Männelstein bewunderte. Hier lagen der Unterelsaß und der Schwarzwald rechts, die Vogesen in der Mitte, und links, immer näher tretend, bis nur noch ein zu unsern Füßen liegendes Thal uns von der schönen dreigethürmten Ruine Dreistein und dem Schloß Birkenfels trennt. Von hier aus sieht man auch die Römerstraße, die nach Ottenrot führt. Der Herr Superieur begleitete mich zu dieser Stelle, erklärte mir, wie alt die Capelle sei, u. dgl. m. Dann zeigte er mir ein Haus an dem Wege nach Ottenrot, und erzählte mir, daß erst am Tage vorher hier ein Bursche ein Mädchen todtgeschlagen oder todtgeworfen habe. Ich fragte weswegen und hoffte wenigstens auf eine halbfreisprechende Sünde der Eifersucht. Der Herr Superieur aber erzählte mir, daß die Ermordete Magd in einem Wirthshause gewesen, daß der Mörder viel in diesem Wirthshause geborgt, und die Magd ihm zuletzt keinen Wein und Branntwein mehr ohne Geld habe geben wollen oder dürfen. Deswegen habe er ihr am Sonntage aufgelauert und ihr, als sie zur Kirche nach Ottenrot gewollt, mit einem Steine die Hirnschale eingeschlagen. —

Von dieser Capelle gingen wir dann wieder auf die Terrasse im Klostergarten, wo sich auch die übrigen Pilger versammelt hatten. Hier erinnerten mich zwei kleine Kanonen daran, daß man in Barr von einem merkwürdigen Echo gesprochen. Der Herr Superieur war gleich erbötig, mich dasselbe hören zu lassen. Er holte Pulver, lud die Kanone, steckte eine Kohle an eine lange Haselstange und brannte so die Kanone ab. Ich gestehe, daß es mir sehr leid that, diese kleine Scene nicht malen zu können. Sie wäre eines Griffels des geistreichsten Zeichners nicht unwürdig gewesen. Der knochenstarke Kanonier im schwarzbraunen Talar, die erstaunten, verdutzten und verblüfften Gesichter der frommen Pilger gaben gar artige Gegensätze. Ich weiß nicht, ob die inwendige Ironie, die ich verspürte, sich auswendig kund gab, sonst hätte ich im Bildchen ebenfalls als unschuldiger Mephisto meinen Platz gefunden. Genug, der Eigenthümer-, Wirth-, Kramhalter-, Kanonier-Superieur war ein Weltsmännchen, und ich freute mich mit ihm, als — während wir später wieder in der Küche

waren — eben ein Brief ankam, und er mit einer selbstzufriedenen Seelenfreude sagte: „Madame la Baronne M. commande une Messe pour demain à 7 heures!“

In der Küche wurde natürlich der Küchenzettel gemacht, d. h. die Pilger zahlten baar und voraus, was sie erhielten. Eine Suppe 3 Sous, ein einschläfriges Bett 6 und ein zweischläfriges 8 Sous. Außer den Messen, außer den Opfern und außer meiner Rechnung, die übrigens ganz anders klang als die in Barr, verdiente die priesterliche Wirthschaft heute nicht weniger als etwa 10 Franken an den Pilgern, und die Soeur-Köchin versicherte mich, das schlechte Wetter sei Ursache, daß nur so wenige Pilger da seien. Als diese übrigens zu Bette gehen wollten, sonderte die Soeur-Schaffnerin die Böcke von den Schafen und that den Machtspruch, daß es nicht erlaubt sei, verschiedenen Geschlechtes in derselben Stube zu schlafen. Die Soeur hatte sehr verliebte Augen. Nach einem frugalen Souper ging ich ebenfalls zu Bett, und es that mir ordentlich leid, daß der schwesterliche Urtheilsspruch für mich nicht die entferntesten unangenehmen Folgen nach sich zog. Als ich mich ins Bett legen wollte, fehlte das Deckbett, und die schlecht schließenden Fenster und mein Schnupfen ließen mich fürchten, daß ich desselben bedürftig sein könnte. Ich klingelte, aber vergebens. Da entschloß ich mich, zog mich wieder an und ging selbst hinab, das Deckbett zu reclamiren. Der Herr Superieur brummte, daß man mir's nicht gleich gegeben, und die beiden Soeurs liefen gesammter Hand, um es zu suchen, und brachten es auch zusammen auf mein Zimmer, obgleich dasselbe ganz natürlich federleicht war und Eine sicher genügt hätte. Ich habe lange darüber nachgegrübelt, warum sie Beide gekommen sein mögen, und schlief ein, ehe ich es ins Reine gebracht hatte.

Im Vertrauen auf das schlechte Wetter hatte ich unterlassen, mir vorzunehmen, mich zu wecken, um die Sonne aufgehen zu sehen. Es muß das hier ein großartiges Schauspiel sein, denn die Berge, hinter denen sie aufsteigt, liegen dreißig, vierzig Meilen weit, und jeder neue Sonnenstrahl macht seine Wirkung auf das ganze zwischen dem Odenwalde und dem Odilienberge liegende Thal geltend. Gegen fünf Uhr wurde das Angelus geläutet, und da die Glocke dicht vor meiner Thür hing, und überdies noch ein Hund ganz erbärmlich zu heulen anfing, so war es um meinen Morgenschlaf geschehen. Das Wetter hatte sich gebessert, und ich glaube fast, ich habe viel versäumt, nicht früher aufgestanden zu sein. Bereits fingen die Nebel, die der gestrige Regen gezeugt, an, sich zu heben, die Sonne, von Zeit zu Zeit das dichte, aber schöne und gutes Wetter versprechende Gewölk trennend, durchstrahlte diese Nebel und gab dadurch der Aussicht einen neuen Reiz. Die Art der Beleuchtung, das Licht schien von hinten in das ganze Bild hinein, hob Alles viel reiner als gestern hervor. Der straßburger Dom stand klar vor uns. Der Rhein leuchtete von den Alpen bis zur Pfalz hinab wie durchglühtes Silber. Ueber demselben lag in der Luft ein zweiter Fluß, ein Nebelrhein. Da die Sonne fast aus der Mitte des Bildes hervor ihre Strahlen durch diese Nebel goß, so wurde sie zum Mittelpuncte eines riesenhaften Glanzfächers. — Ein solches Bild allein ist die Reise nach dem Odilienberge werth.

Als ich unten in dem Gesellschaftszimmer ankam, waren Madame la Baronne nebst ihrer Tochter und Schwester oder Base bereits angekommen, und der Herr Superieur machte sich eben fertig, die bestellte Messe zu lesen. Ich war gezwungen, derselben mit beizuwohnen, oder wenigstens sie abzuwarten, da die beiden Soeurs sie ebenfalls mit anhörten, und ich keinen Beruf verspürte, mich leeren Magens in die Welt hineinzuwagen. Nach so begonnenem Tagewerk bekam ich zuletzt mein Frühstück, das ich in Gesellschaft der baronlichen Familie und des Herrn Superieur, den die Baronin eingeladen hatte, zu mir nahm. Dann besprach ich noch mit dem Herrn Superieur den Preis, für den er mir seinen Knecht als Führer borgen wolle, und zog gegen neun Uhr mit diesem aus. —

Trotz des schlechten Wetters reicht, was ich hier oben gesehen, hin, um die Bilder dieser zwei Tage mit zu den schönsten meiner nicht kleinen Sammlung zu machen. —

Correspondenz.

Von der Donau. (Fortsetz.)

[Eröffnungsfeier der Walhalla.]

Der ganze südliche Bergabhang zu beiden Seiten der Treppe war mit Menschen übersäet, die sich mehr und mehr in einzelne Gruppen zusammenzogen, doch wogten die meisten noch hin und her, weil eigentlich Keiner wußte, wo er von der Feier selbst etwas sehen könnte, denn nicht nur die Walhalla, sondern auch die großen Seitenplätze an den Wendungen der Treppe waren für alle nicht Eingeladenen militärisch gesperrt. Diese Absonderung der Menge gab übrigens, von oben herab betrachtet, dem ganzen Berge ein höchst malerisches, buntbelebtes Ansehen, um so mehr, da der Aufgang zum Tempel auf der Sonnenseite liegt, mithin Alles in hellster Beleuchtung schimmerte und blitzte, wozu die Gal-

latkleider der hohen Beamten und Gäste, besonders aber die schönen Uniformen des baierschen Militärs gar Vieles beitrugen. Endlich gewahrte man auf der Straße hinter Donaustauf den Staub der heranrollenden königlichen Equipagen, und Viele eilten von der Höhe wieder hinab an den Fußweg, der die Herrschaften zur Treppe führen sollte. Doch immer noch zu früh. An der erwähnten grünen Ehrenpforte ward abermals eine Anrede gehalten, und der König, selbst etwas ungeduldig über den häufigen Aufenthalt, fragte: ob er denn nun ohne weitere Hemmung bis zur Walhalla gelangen werde? Diese Frage ward auf Anlaß des Fürsten Turn und Taxis bejaht, und so gelang es diesem, den Majestäten eine wahre Ueberraschung zu bereiten. Es war nämlich an dem Punct der Chaussee, wo die Herrschaften ihre Wagen verlassen mußten, um auf dem breiten Fußpfade zur Treppe hinzugelangen, seitwärts über 3 Stufen ein grüner Teppich ausgebreitet; oben stand, als Germania, eine hübsche Jungfrau in langem weißem Gewande mit purpursammtnem Mantel, durch goldne Spangen an den Schultern befestigt und hinten bis zur Erde herabwallend; über den blonden Locken ein goldnes Diadem und einen vollen Eichenkranz. An jeder Seite dieser anmuthigen Figur stand ein Kind, ein in blauem Atlas gebundenes Gedicht auf rothem Sammetkissen haltend; hinter ihr ein drittes Kind, gleich jenen in langem weißem Gewande; weiter zurück und an den Seiten des Teppichs noch 32 Jungfrauen, die sämmtlichen Staaten Deutschlands repräsentirend, alle in weißen Gewändern und Tuniken von den Farben der verschiedenen Staaten und goldne Stäbe mit weißseidenen Fahnen tragend, worauf die Wappen dieser Staaten gestickt waren. In der Mitte des Weges standen die hohen Gäste, die Kammerherren und andere Hochwürdenträger. — Als der König den in angemessener Weite mit Militär umstellten Platz betrat, war er sichtlich überrascht und drückte in freundlichen Worten den Zunächststehenden, und besonders dem Fürsten Turn und Taxis, den lebhaftesten Beifall aus über dessen schöne Idee, hier am Fuß der Walhalla das ganze Vaterland und alle deutschen Staaten so lieblich sich darstellen zu lassen. Während dieser Zeit war die Germania mit den Genien die Stufen herabgestiegen und trug das Gedicht, welches die beiden ersten Kinder dem Königspaare überreichten, mit Freimüthigkeit und gefühlvollem Ausdruck vor*, löste dann den Eichenkranz aus ihren Locken, legte ihn auf das Sammetkissen des dritten Kindes und ließ ihn so dem Gründer der Walhalla überreichen. Der König dankte sehr freundlich und gerührt und schüttelte dem Fürsten bieder die Hand, sein Wohlgefallen an der „schönen Idee" wiederholend. Darauf setzte sich der Festzug unter fast ungestümem Gedränge des Volks in Bewegung, der König, Prinz Wilhelm von Preußen, der Kronprinz, Prinz Luitpold, Prinz Karl von Baiern, rc. sämmtlich deren Gemahlinnen oder andere fürstliche Damen an der Hand führend, dann die vielen zur Feier geladenen Herren, endlich die schönen Jungfrauen mit ihren Fahnen, alle, wie es hieß den höhern Ständen angehörend, während an den untern Stufen der Treppe eine Schaar Jungfrauen aus dem Bürgerstande, in die baierschen Farben gekleidet, das Herrscherpaar im Namen der Stadt Regensburg begrüßten und sich dann gleichfalls dem Zuge anschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Anrede der Germania an den König Ludwig I. von Baiern, an den Stufen der Walhalla, den 18. October 1842.

O gönne huldreich, daß Germania Dir säume
Den Schritt, den Du beflügeln möchtest jubelvoll
Empor zum kühnen Ziel erfüllter Jünglingsträume,
Von denen mächtig Dir die Feuerseele schwoll.

Ihr hast Du muthig ja des Ruhmes Mal gedichtet,
Als noch an ihrer Hand des Zwingherrn Kette klang;
Fest grundend prangt's und glänzt, gigantisch aufgeschichtet
Und seine Weihe ward der Freiheit Siegessang.

Wie freudigstaunend ihm Walhallas Geister lauschen
Die Du verherrlichtest durch aller Künste Pracht,
Als hörten sie der Nornen Born prophetisch rauschen,
Germanien verkündend Herrlichkeit und Macht.

Sie ist's, die Dir in goldner Zukunft Ahnungsschauer,
In eintrachtseliger, hochedler Töchter Mitt',
Verbürgend gottgewährten Glückes ew'ge Dauer,
Mit huldigendem Festeskranz entgegentritt.

Sie bietet Dir mit Stolz, sich ehrend und Dich zierend,
O nimm sie hin! — die Krone der Beharrlichkeit
Und treuer Zuversicht, wie Keinem Dir gebührend;
Es hat Germanias Begeist'rung sie geweiht.

Notizen.

[Die leipziger Allgemeine.]

Man klagt mit Recht, daß die leipziger Allgemeine, die mit Biographien obscurer preußischer Generale, mit den kindischen Mandaten des glückseligen Reiches der Mitte und mit dem langweiligen Detail der französischen Debatten ihre Spalten füllt, sich so wenig um die dringendsten patriotischen Fragen des nächsten Vaterlandes kümmert. Während die sächsischen Vaterlandsblätter, das adorfer Wochenblatt, die Sonne zu Chemnitz, der Wart am Colm und andere kleine sächsische Blätter die Lebensfrage über Mündlichkeit und Oeffentlichkeit im Strafproceß mit aller Wärme verhandelten, nahm die leipziger Allgemeine lange Zeit die Miene der Verwunderung an, daß die inländische Presse hierüber so wenig zu sagen wisse. Als ob dies nicht die größte Selbstanklage wäre! Erst jetzt hat sie für das obige Thema einen sächsischen Publicisten gefunden. Ist es weise Politik dieser Zeitung, den publicistischen Cunctator zu machen?

[Ulrich v. Hutten.]

Von Ernst v. Brunnow's Hutten erschien Lief. 2 u. 3., jede mit einem interessanten Stahlstich. Seines Inhaltes wegen haben wir das Buch bereits früher bevorwortet. Ueber die Behandlung des Stoffes steht uns jetzt noch kein Urtheil zu.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 231. — den 25. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die spanische Geistlichkeit.

Von Loning, Hauptmann a. D.

Eine Schilderung des spanischen Klerus sei hier, so viel in meinen Kräften steht, versucht. Der vielfache Umgang, den ich mit Geistlichen gehabt, der fortgesetzte Reiz, den ich darin fand, sie zu beobachten, setzt mich in den Stand, genau und treu zu berichten. Unparteilichkeit aber halt' ich auch hier für meine heiligste Pflicht und werde dieser, wie in meiner ganzen Erzählung, stets nachzukommen suchen.

Der spanische Klerus kann in drei Classen eingetheilt werden. Er zählt entweder reguläre oder Klostergeistliche, oder höhere und niedere Weltgeistliche. Die Klostergeistlichkeit, als die wichtigste und mächtigste, verdient, obgleich sie jetzt für den Augenblick gänzlich aufgehoben ist, die größte Aufmerksamkeit. Unabhängig von allen geistlich-weltlichen Oberbehörden, wurde sie durch einen eigenen Vorstand regiert. Jeder Orden hatte seinen General, welcher immer nach sechs Jahren seine Würde niederlegte und seinen Sitz wechselsweise in Spanien und Rom hatte. Die gewöhnlichen Klostervorsteher, welche alle zwei Jahre erwählt wurden, standen unter Obhut eines Provinzialvorstehers, Provinzial genannt, dessen Pflicht es war, wenigstens einmal im Jahre sämmtliche Klöster seiner Provinz zu besuchen und dem General des Ordens einen gewissenhaft genauen Bericht zu erstatten. Die Versetzungen von einem Kloster nach einem andern hingen von ihm ab und geschahen unwiderruflich auf sein Gutdünken, durften aber nur unter Klöstern derselben Provinz Statt finden. Nur dann konnten Mitglieder des Ordens aus einer Provinz nach einer andern versetzt werden, wenn hierzu ein eigener Befehl des Generals die Provinzialen bevollmächtigte. Die Provinzialen standen unter ihrem Ordensgeneral, und dieser unmittelbar unter dem Papste. Ein jeder Orden hatte seine eigenen Gesetze oder Regeln, und nur dann konnte die weltliche Macht Hand an Ordensglieder legen, wenn hierzu die Erlaubniß der klösterlichen Oberbehörde anlangte, welches dann aber als eine Ausstoßung aus dem Orden zu betrachten war.

Eine jede Familie zählte wenigstens einen Mönch unter ihren Hausfreunden. Hinter ihren Rücken ward über die Frayles oft genug gespottet, Aug' in Aug' genossen sie stets die größte Hochachtung; selbst wo sie lästig erschienen, glaubte man ihrer nicht entbehren zu können. Knaben von vierzehn Jahren wurden als Novizen in Klöster aufgenommen, und früh schon prägte man ihnen die Maximen derselben ein. Hunderte von Armen fanden in den Klöstern ihre tägliche Nahrung, Faulheit und Müßiggang wurden regelmäßig unterstützt, und während die Regierung nach Aufhebung der Klöster und Einziehung ihrer Güter diese Classe preis gibt, ohne sonst für Arbeit und Thätigkeit der Armen zu sorgen, sind Scharen von Bettlern zu furchtbaren Elementen im Staate erwachsen. — Nie waren in Spanien Diebereien so an der Tagesordnung, als eben jetzt nach Aufhebung der Klöster, und Tausende legen sich aus Hunger förmlich auf Diebstahl wie auf ein Gewerbe. In den Städ-

ten, wie auf dem Lande, wünschen gewiß Diejenigen, welche Klostergüter in Pacht haben, diese in die Hände der Mönche zurück, weil diese nicht nach abgelaufenem Termine mit Hartnäckigkeit auf Zahlung drangen, wenn irgend ein Unglück dem Pächter widerfuhr und ihn außer Stand setzte, seine schuldige Zahlung zu leisten. Die Verwalter der nunmehrigen Nationalgüter bedrängen dagegen den armen Landmann, und Mancher muß seine Hütte mit dem Rücken ansehen, weil er die Habsucht dieser gierigen Commissaire nicht befriedigen kann.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Bettelorden bestand darin, daß sie ihre Priester überall zum Predigen ausschickten, die dann in milden Gaben ihren Unterhalt suchten. — Wer in Spanien Gelehrsamkeit suchen wollte, der fand sie nur bei Mönchen; alle freien Stunden widmeten diese den Studien. Man mochte eine Klosterbibliothek besuchen, zu welcher Zeit man wollte, stets waren mehre Mönche hier emsig beschäftigt. Auch hat es keinem Orden zu allen Zeiten an Männern gefehlt, die sowohl durch ihre große Gelehrsamkeit als auch durch wahrhafte Frömmigkeit der Welt zum Muster dienten und noch dienen. Zu allen Zeiten, bis auf den heutigen Tag, hielten Ordenspriester mehrere Katheder der Universitäten besetzt. — Andere Orden, wie die Ligurianer und Augustiner, ertheilten Bürgersöhnen unentgeltlichen Unterricht in Religion und sonstigen, ihrem Stande angemessenen Dingen, als im Rechnen, Schreiben, in der Weltgeschichte und Geographie; auch konnten Diejenigen, die sich den gelehrten Studien widmen wollten, Latein und Griechisch bei ihnen lernen. Eine vollständige Uebersetzung des neuen, und ein Auszug aus dem alten Testamente wurde den Kindern von diesen Orden zum Unterrichte in der Religion gegeben. Ich würde dieses kaum bemerkt haben, wenn ich es nicht für Pflicht hielt, leichtgläubige Eiferer und Fanatiker eines Bessern zu belehren, die oft durch öffentliche Blätter behauptet haben, daß man in Spanien, Frankreich, Belgien und Italien von Gotteswort nichts wisse, und ihre Behauptungen blos auf die Aussage ambulirender Bibelgesellschaftsagenten gründen, die, wie genug bekannt, nur wie Zugvögel über die Länder wegziehen, sich daher um das Heil und Wohl der Seelen wenig oder gar nicht bekümmern, und wo es sich um die Erreichung ihres Zweckes handelt (d. h. Geld zu verdienen), mit der Lüge und der Verläumdung es nicht sehr gewissenhaft zu nehmen scheinen. Wären die spanischen Klöster ohne Besitzungen gewesen, so würden sie zweifelsohne jetzt noch bestehen. Aber ihr unermeßlicher Reichthum, den sie theils ihrer eigenen Betriebsamkeit, theils frommen Vermächtnissen zu verdanken hatten, war ihren Feinden von jeher ein Dorn im Auge. Gegenseitige Habsucht erzeugte hier die gegenseitige Feindschaft. Wären die Klöster etwas nachgiebiger und die Liberalen bescheidener in ihren Forderungen gewesen, beide hätten vielleicht eine Partei gebildet, und die Devise: „Viva la libertad y religion" würde sie zum Heil für die Nation unter Einem Banner vereinigt haben. — Die Mönche der Betteiorden wurden Frayles, ihre Klöster Conventos genannt, dahingegen hießen die reichern Monjes und ihre Klöster Monasterios. Da die Mönche ihr Haar völlig glatt schoren und blos einen Kranz stehen ließen, so unterschieden sich Erstere durch einen breitern von den Letztern. So emsig sich die ärmere Classe der Mönche mit Allem, was nicht der Würde eines Priesters zuwider war, beschäftigte, und ihr Wissen der Welt mitzutheilen bemüht war, so karg war die reichere hierin, der Benedictinerorden ausgenommen, der immer noch einige hohe Schulen inne hatte. Die Ursache hiervon lag vielleicht in ihrem großen Reichthume, und bei Einigen, wo es auch den Ordensregeln zuwider, sich viel mit dem Weltlichem abzugeben. Beiden aber war das dolce far niente sehr willkommen. Das große Uebel der Klöster war, daß ihrer zu viele, die Einkünfte zu groß und sie selbst von dem wohlthätigen Zwecke ihrer ersten Bestimmung abgewichen, mithin, wie es bei allen Einrichtungen dieser Welt geschieht, entartet waren. Auch war es ein großer Mißbrauch, vierzehnjährige Novizen aufzunehmen, noch mehr, daß manche Eltern schon von der Geburt an Kinder für diesen oder jenen Orden bestimmten, sie schon von der Wiege an in ein Ordenskleid steckten und mit Sehnsucht das bestimmte Jahr abwarteten, sie loszuwerden. — Da die Mönche im Allgemeinen von früher her schon sich in politische Dinge gemischt und, insofern es ihr eigenes Interesse betraf, von Anfang an weit die Gränze überschritten hatten und jede Gelegenheit, die sich darbot, stets benutzten, den Liberalismus mit den schwärzesten Farben zu schildern und von allen Kanzeln ihr Anathema gegen die Constitutionellen herabschleuderten, aber auch diese es nicht unterließen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, so ist es leicht zu begreifen, woher der beiderseitige Haß entstand, und wie die Begierde nach Rache immer größer wurde, jemehr man das Maß in gegenseitigen Beschimpfungen häufte. Es war vorauszusehen, daß die erste Gelegenheit nicht unbenutzt bleiben würde, diese Rachsucht zu sättigen, wie sich dieses bei der Ermordung der Mönche zu Madrid, Barcelona, Saragossa und Reus

gezeigt hat. — Einen Haufen habsüchtigen Gesindels aufzufinden, ihn in seiner Leichtgläubigkeit zu bestärken und seine Gier noch mehr zu reizen, fiel Männern wie Mendizabal und Consorten gar nicht schwer. Man verbreitete überall, vorzüglich in der Hauptstadt, das Gerücht, die Mönche hätten die Brunnen und Quellen vergiftet, ein Gerücht, dem die damals wüthende Cholera Glaubwürdigkeit zu geben schien. Von der andern Seite aber zeigte man dem aufgebrachten Pöbel die theils wirklichen, theils eingebildeten Schätze der Klöster, und dieser, lüstern gemacht nach dem Besitze derselben, bequemte sich zu Allem, was die Parteimänner nur wünschten. Die Behörden wurden früh genug von dem drohenden Verderben in Kenntniß gesetzt, thaten aber nichts zu dessen Verhinderung. Martin de San Martin, dermaliger Xefe politico der Provinz Madrid, stand selbst an der Spitze dieser wüthenden, blutgierigen Horde und schien sich beim Anblicke der erdrosselten Priester zu ergötzen. Triefend vom Blute so vieler ehrwürdiger Greise, durchzog ungehindert die von der Hölle beneidete satanische Schar die Straßen der Hauptstadt, um beim ersten besten Kloster von neuem diese Mordsceenen zu wiederholen, bis endlich der Staatsminister Martinez de la Rosa Maßregeln ergriff, diese Gräuel zu enden.

In Barcelona ward es noch ärger. Da die wilde Rotte in der Stadt nichts mehr fand, ihre Mordlust zu kühlen, durchzog sie das Land, brannte und sengte Alles, was nur irgend einen religiösen Zweck hatte. Escala Dei, nach dem Escorial das prächtigste und in Hinsicht der Kunst eines der merkwürdigsten Klöster Spaniens, so wie auch Montalegre, wurden dem Erdboden gleich gemacht. Beide gehörten dem Karthäuserorden und lagen das erste fünf und das andere zwei Stunden von Barcelona. Mehr als 35 Ordensbrüder fielen hier als Opfer ihres Standes. Kurz nach diesen Ereignissen wurden die Klöster allmälig aufgehoben, die Novizen und jungen Laienbrüder in die Armee gesteckt, den ältern und den Priestern aber eine tägliche Pension von 5 Reales Vellon, d. i. nach unserm Gelde 7 gGr. versprochen, die aus dem Klosterfonds bezahlt werden sollte, wovon sie aber bis heute noch die erste Auszahlung zu erwarten haben, weshalb achtzig-, ja neunzigjährige Greise, die 60 bis 70 Jahre im Kloster zugebracht, sich gezwungen sehen, das Mitleiden ihrer Mitmenschen anzusprechen, um nicht vor Hunger zu sterben. Den Nonnen ergeht es nicht besser; man hat ihnen nicht einmal Das, was sie bei ihrem Eintritte ins Kloster erlegt haben, zurückbezahlt.

Die höhere Weltgeistlichkeit ist die gebildetste und übertrifft in vieler Hinsicht die Mönche. Diesen ist ein bestimmt beschränktes Gebiet vorgeschrieben, jener aber steht ein weites Feld offen, sie kann sich den Wissenschaften nach Neigung widmen. — Es gibt kein Land — zum Lobe Spaniens sei es gesagt, — wo man weniger auf Herkommen sieht, und wo einem Jeden, der sich durch Tüchtigkeit empfiehlt, der Weg zu den höchsten Würden mehr gebahnt ist, als eben in Spanien. Will die dem geistlichen Stande sich widmende Jugend später Ansprüche machen auf höhere kirchliche Würden, so muß sie sich den gehörigen Studien unterwerfen, und nach dem Seminar noch die Universität besuchen, wo nur durch Fleiß, nicht durch Geld, der Doctortitel zu erlangen ist. Alsdann werden sie, ohne Ahnen zu zählen, in Collegiate aufgenommen, in den bischöflichen Seminarien als Professoren angestellt, wo sie allmälig zu den höchsten Stellen gelangen. — Der hohe Klerus war ein beständiger Feind der Mönche, und eben darum größtentheils Anhänger der Constitution, so daß beide Classen von jeher in Opposition standen.

Der niedere Welt-Klerus besteht meistens aus Söhnen wohlhabender Landleute und besitzt die Vicarienstellen, oder wie man sie in Spanien nennt Beneficios, als Familieneigenthum. Diese Beneficios müssen von Söhnen und, wenn es an diesen fehlt, von Verwandten versehen werden, wenn die Familie ihr Recht nicht verlieren will. Es wird daher wenig Rücksicht auf Beruf genommen, ja dieser so wichtige Punct wird ganz außer Acht gelassen. Ein wenig Latein und etwas Moral-Theologie ist hier hinreichend, die genannten Stellen zu behaupten. Einmal geistlich, legen sie sich auf die Bärenhaut, lassen von Mönchen ihre Pfarrdienste verrichten und nehmen, außer dem Brevier und zuweilen einer Uebersetzung der Bibel, selten ein Buch zur Hand. Jagd und sonstige Vergnügungen sind ihre Beschäftigung; meistens bestellen sie eigenhändig ihre Felder. Ausnahmen sind sehr selten; es sind wenige, die die Würde ihres Standes erkennen und sich gänzlich ihrem edlen Berufe widmen. Dieser Theil des spanischen Klerus gehört größtentheils zur absolutistischen Partei und ist es, der durch seine Unwissenheit und seinen blinden Fanatismus das Verderben der Karlisten herbeigeführt hat.

Correspondenz.

Von der Donau. (Fortsetz.)

[Eröffnungsfeier der Walhalla.]

Ein zahlreicher Sängerchor erwartete den König auf dem zweiten Treppenabsatz und sang, von Blasharmonie begleitet, ein

vierstimmig gesetztes, schönes Walhallalied, während der Zug die hohe Treppe weiter hinanstieg bis vor den Eingang des Tempels, wo der Regierungspräsident, Freiherr von Zu-Rhein, in seiner Anrede an den König, in Stimme und Vortrag als trefflichen Redner sich kund gab*. Jetzt ward dem Gründer des Tempels der goldne Schlüssel zu der großen Pforte überreicht, die sofort weit aufsprang und den ersten Blick in das Innere gewährte; der König, tief ergriffen von den Worten des Präsidenten, weilte noch im Portikus und sprach: „Möge der Gedanke dieses neu eröffneten Heiligthums der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes förderlich sein;" — umarmte dann die Königin und wandte sich zu Klenze, mit den Worten, ihm dem Erbauer der Halle käme es zu, der Erste in dieselbe einzutreten. Die hohen Herrschaften waren sichtlich gerührt, namentlich auch der Kronprinz mit seiner jungen Gattin, als sie die Schwelle überschritten. Die feierliche Stimmung ward noch erhöht durch einen, gleich jenem Walhallaliede von Stunz componirten Bardengesang, der mit Posaunenbegleitung von der Gallerie herab die weite Halle durchbrauste, in welcher sich nun die Festtheilnehmer, das Einzelne des Tempels und die aufgestellten Büsten betrachtend und vielfach bewundernd,

* Die Rede ist in verschiedenen Zeitschriften schon im Druck erschienen; ich hebe deshalb nur den folgenden Mittelsatz hervor:

„Noch hallet jener Jubel zu uns herüber vom ehrwürdigen Dome in Cöln, als jüngst der erste Stein hinaufgehoben ward zu den durch deutschen Gemeinsinn ihrer Vollendung entgegen harrenden Thürmen, auf daß an den Marken des Vaterlandes die letzte Erinnerung an deutsche Halbheit schwinde; diesem Jubel einet sich das noch in den Lüften hinrollende Tosen der Befreiungsschlacht, die heute vor neunundzwanzig Jahren auf Leipzigs Ebenen geschlagen wurde und aus Ketten der Schmach das reine Gold deutscher Freiheit und Selbstständigkeit geprägt hat, jenes Gold, das die Kronen unsrer Könige in neuem Glanze leuchten läßt, jenes Gold, das die kostbarste Perle ihrer Diademe umschließt, die freigebotene, ungetheilte Liebe ihrer befreiten Völker, die, stolz auf die Farben ihres Landes, um die sie, wie um ein Ehrenbanner sich schaaren, dem deutschen Sinne deutscher Regenten es danken, daß in Palästen, wie in Hütten dem ungetrennten, Einen deutschen Vaterlande in engverbundenen Bruderherzen die Opferflammen heiliger Vaterlandsliebe lodern. — Empfangen darum E. M. in diesem, durch so hehre Erinnerungen geweihten Augenblicke Deutschlands Dank an der Schwelle dieser Halle! — Wie jetzt auf Ihr königl. Geheiß die Thore sich öffnen werden, daß Baierns deutscher Ludwig einziehe in den Tempel der Unsterblichkeit, so schlagen E. M. huldigend die Herzen Ihrer getreuen Baiern, wie des gesammten Vaterlandes entgegen. Dank, tausendfacher, im deutschen Herzen ewig fortlebender Dank dem Herrscher, der des Vaterlandes Ehre nie vergessen, deutschem Verdienste solche Kronen reicht!" —

zerstreuten, bis die Damen zur feierlichen Präsentation vor die Königin berufen wurden. So gestaltete sich denn die Eröffnungsfeier der in antikem Style neuerbauten Ruhmeshalle des Vaterlandes zu einem modernen Hof-Cercle — gewiß ein seltsamer Contrast. Das Volk aber und die vielen, das Vaterland einigermaßen vertretenden Fremden sahen und hörten von der ganzen Feier gar nichts, und selbst vornehme Herren, die aus entlegenen deutschen und auswärtigen Staaten, zum Theil nach erfolgter Einladung, nur des Festes wegen die Reise nach Regensburg unternommen hatten, konnten keine Zutrittskarten erlangen, wenn sie ihre Uniformen oder Ballakleider nicht mitgebracht hatten. So wird denn hoffentlich für das deutsche Vaterland, zu dessen Ehre und Ruhme der schöne Tempel errichtet ward, im kommenden Jahre noch eine zweite allgemeine Walhallafeier veranstaltet werden.

Die draußen harrende Menge wünschte sehnlich das Ende der unsichtbaren Feier herbei, weil laut vorher erlassenem Programm die Pforten alsdann Allen geöffnet werden sollten. Allein auch dieser geringe Antheil sollte den Neugierigen entzogen werden. Es war so spät geworden, daß die noch übrige Zeit bis zur Dunkelheit durchaus erforderlich war, um die Vorbereitungen zur Beleuchtung der Walhalla von Innen und Außen zu treffen. Das ungestüm andrängende Volk mußte daher vom Militär zurückgewiesen werden, und ich muß gestehen, daß dies, wenn auch hin und wieder nachdrücklich, doch mit bewundernswürdiger Gelassenheit und selbst Freundlichkeit geschah. Glücklicherweise eilte ein großer Theil der oben versammelten Menge den Abhang auf nächstem Wege hinab, um unten die Herrschaften und Festmitglieder in ihren zum Theil prächtigen Equipagen noch einmal in der Nähe zu sehen. So trafen denn zugleich mit den Wagen aller Art Tausende von Fußgängern in der nicht breiten Hauptstraße von Donaustauf zusammen, und das Gedränge ward so groß, daß es wahrlich als ein günstiges Geschick betrachtet werden muß, wenn bei dem gänzlichen Mangel an polizeilicher Aufsicht und Anordnung kein Unglücksfall eintrat. Die herrschaftlichen Wagen fuhren durch die Gartenanlagen zum Schlosse des Fürsten Turn und Taxis zum Diner, und der reiche, freigebige Fürst hatte außer der königlichen Tafel auch ein großes Buffet mit trefflichen Speisen und Getränken reich besetzen lassen für die große Zahl der Damen und andern Gäste, die an jener keinen Platz fanden und nach so langem Harren — es war 4½ Uhr — solche Gastlichkeit mit gebührendem Dank erkannten. Das Diner aber dauerte bis gegen 9 Uhr, und der König blieb bis zum Ende sichtlich in freudigster Stimmung, die bei manchem der Gäste einer gewissen Abspannung oder Müdigkeit weichen mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Jung's Literaturblatt.]

Man schreibt uns, daß Alexander Jung's königsberger Literaturblatt durch ein Regierungsdecret suspendirt ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 232. — den 26. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Toaste
zu den leipziger Schillerfesten.

1841.

(Gleich nach dem Toast auf den Dichter.)

Dem freien Geist gebührt ein freier Leib! —
Dich mein' ich, vaterländisch deutsche Erde,
Die Du noch harr'st auf ein allmächtig Werde,
Dich, vielgegliedert, vielzerrissen Land! —
O, würde doch Dein deutscher Bund ein Band,
Daß nicht die Zungen, nur die Herzen bindet,
Damit sich frei das Glied zum Gliede findet.
Seid, Deutsche, einig, und Ihr seid 'ne Welt,
An der der Irrthum, Lug und Trug zerschellt.
Dann seid Ihr fest in allen Ungewittern.
An Eurer Treue wird der Neid zersplittern.
Es lebe hoch, wer seine deutschen Brüder liebt,
Die Eintracht hoch, die uns ein freies Deutschland gibt!

1842.

Laßt einen Dom uns bauen,
Nicht den zu Cöln am Rhein;
In allen deutschen Gauen
Soll er ein Denkmal sein.

Den Grundstein legt der Glaube
An deutsche Willenskraft.
Die Mauern nur steh'n sicher,
Die sich ein Volk erschafft.

Jedweder Stamm des Volkes
Baut seinen Pfeiler aus,
Dann ruht auf festen Stützen
Das deutsche Gotteshaus.

Der Mörtel, der es bindet,
Was wir ihm anvertrau'n,
Der Mörtel sei die Liebe,
Wenn wir den Altar bau'n.

Und wo die Mutter Gottes
Sonst pflegt im Schrein zu steh'n,
Da laßt vor Aller Augen
Uns Schiller's Büste seh'n.

In diesen Dom komm beten,
Wes Geistes Kind Du bist;
Gott steht bei seinem Volke,
Wenn es in Nöthen ist.

Wenn wir — so spricht die Hoffnung, —
Ans Werk mit Eintracht geh'n,
Wird auch dereinst die Freiheit
Von Deutschlands Zinnen weh'n.

Der Dom der deutschen Freiheit,
Der Dom sei unsre Welt,
Er hebe hoch die Mauern
Bis in des Himmels Zelt!

Anregung zu einem deutschen Literaten-congreß.

So oft ich nach Deutschland komme, erscheinen mir die geistigen Bewegungen seiner Männer wie die zuckenden, sich ringelnden und mit sich selbst kämpfenden Theile einer in hundert Stücken zertretenen Schlange. Der Kopf sucht seinen Rumpf, der Rumpf den Schweif, der Schweif ringelt sich wieder nach dem Kopfe, — vergebens. Der Feind sieht lächelnd diesem Spiele zu. Der Kampf selbst ist ihm Spiel. Wenn jeder Theil sich lange genug gekrümmt und geringelt hat, wenn er sich endlich verblutet, dann liegt er plötzlich ruhig da und ist todt. — So geht es uns mit unserm Streben, unserm Wirken. Ein Jeder kämpft eine Zeit lang, so lange er Jugendkraft und Kampflust fühlt, der Eine mehr, der Andere weniger; aber unsere allgemeinen Feinde können getrost unser spotten. Es dauert dies nicht lange; bald wirft der erzürnte Herkules die Keule weg und sucht sich einen abzuspinnenden Rocken. Es nutzt ja doch nichts! so heißt es allgemein, es ist ja Alles vergebens, ich stand ja ganz isolirt, es fehlt uns an Einheit! — Ach ja, es liegt ein Fluch auf Deutschland, es ist dies der Fluch der Zerstückelung des Geistes, der Fluch des Egoismus. Weil Jeder sich als einen Hauptpfeiler des Gebäudes ansieht, glaubt er, das Ganze beruhe auf ihm, er bedürfe Anderer Kräfte nicht, und wenn die eigenen Kräfte schwinden, verzweifelt man lieber am Ganzen, — es ist dies so bequem! — ehe man die Kräfte Anderer zu vereinigen sucht. Es hat schon viele Samsone in der deutschen Literatur und Politik gegeben; statt aber sich selbst mit den Philistern zu begraben, zogen sie es vor, noch einige Jahre zu warten, und ließen sich von den Philistern selbst begraben, und zwar als Bruder und Cumpan. Wie oft habe ich über solche zartfließende Thränen herzlich gelacht, und immer kam es mir vor, als seien die sogenannten Philister, gegen die wir kämpfen, klüger als wir selbst; denn sie wenigstens haben eine innere Einheit, der Eine denkt und thut in Braunschweig wie der Andere in Frankfurt. Sie kennen sich schon an der Nase, sie versammeln sich auch alle Jahre, und zwar unter verschiedenen Formen. Heute als Geographen, morgen als Naturforscher, übermorgen als Oekonomen und dann wieder als Philologen oder Architekten. Das Philisterium ist polypenartig, aber einig ist es dennoch und kennt seine Einheit. Es ist dies die einzige Einheit in Deutschland, die Einheit des Philisteriums, und für diese Einheit gibt es weder Preußen, noch Oesterreich, sondern ein einiges Deutschland, so fest wie seine Berge und seine Mauern!

Nirgends wäre die Freiheit der Presse weniger gefährlich als in Deutschland! Das kann man deutlich an dem Maße der jetzt schon bestehenden Freiheit sehen. Was ist seit Jahren schon gegen die alles Recht, alle Vernunft verletzende Willkür der Post hinsichtlich des Aufschlags auf die Zeitungen geschrieben worden! Das Verfahren der Post ist eben so empörend als lächerlich. Die Hottentotten würden sich so etwas nicht gefallen lassen. Was hat sich der Fürst Thurn und Taxis darum bekümmert, daß man seinen journalistischen Beamten einen Nachdrucker, d. h. einen öffentlichen Dieb, hieß! was kümmern sich die miserabeln Zeitungen mit ihren noch miserablern Beiblättern und 7000 Abonnenten darum! Das Philisterium des Publicums ist für sie. Lichtenberg sagt schon, das deutsche Volk sei das indolenteste in ganz Europa, und das Traurigste für uns Deutsche, fügt er hinzu, ist unstreitig, daß seit der französischen Revolution man jede vernünftige und von Gott und Rechtswegen verlangte Fortsetzung als einen Keim von Empörung ansehen wird. Weber, der das beste deutsche Buch über Deutschland schrieb, charakterisirt den Deutschen in einigen Worten. „Der Deutsche ist ein Mann," sagt er, „der seine Thür zehn Jahre lang knarren hört, ohne sie zu schmieren."

Man sagt, ein neuer Zeitgeist regt sich in Deutschland. Bis jetzt sah ich nur einen neuen Zeitungsgeist. Das freilich ist ein Fortschritt, dem wir folgen müssen. Aber einzeln ist das unmöglich. Wir sollen den Zeitungsgeist zum Zeitgeist, zu der Herren eigenem Geist machen, wie Goethe sagt, aber dies ist nicht möglich ohne Einheit. Man verwechselt in Deutschland oft den Begriff „Einheit", mit dem der Einigkeit. Einheit existirt nur gegen das Aeußere, Einigkeit nur im Innern. Die neueste deutsche Einheit ist bis jetzt nur gegen das Ausland gerichtet, von Einigkeit im Innern kann vorläufig noch gar keine Rede sein. Eben so verhält es sich mit den Interessen der Literatur und den Literaten. Wir können ganz gut eine Einheit haben, ohne deswegen einig zu sein. Die Literatur repräsentirt den Kampf und die Meinungen verschiedener Parteien, verschiedener Richtungen, aber jede dieser Richtungen hat ein und dasselbe Interesse gegen Außen, und dies Interesse ist es, das durch Einheit geschützt werden kann und muß.

Es ist unstreitig, das Materielle der Literatur hat bereits schon eine kleine Revolution erlebt. Immer mehr ersetzen die Journale die Bücher, und früh oder spät

wird der Verlagshandel dem Journalismus gänzlich den Platz einräumen müssen.

Der Journalismus selbst aber sucht sich zu concentriren. Nicht lange wird es mehr dauern, daß die politischen Journale entweder gezwungen werden, sich mit einem literarischen zu verschmelzen, oder die literarischen werden sich in politisch-sociale Blätter umwandeln müssen. Es handelt sich alsdann um zwei Lebensfragen. Die blos referirenden politischen Blätter mit nachdruckendem Localblatt müssen verschwinden. Es müssen Gesellschaften gebildet werden, deren Zweck ist, den bessern Journalismus einzuführen, den schlechten abzuschaffen, oder es müssen sowohl andere Männer als andere Mittel an die Spitze jener Blätter treten.

Dies Alles ist möglich durch Einheit, ja durch Einheit allein. Es muß, da wir uns doch allein helfen müssen und vom deutschen Bunde gar nichts zu erwarten haben, ein Ehrengesetz gegen den Nachdruck der Journale gemacht werden; ferner ein Ehrengericht in journalistischen Fehden, so wie es die französische Gesellschaft der Schriftsteller ebenfalls beabsichtigt. Dies Alles kann unter den Augen der Polizei und der Regierung geschehen. Aide toi et tu n'as pas besoin que le ciel t'aidera!

Zu diesem Behufe nun ist ein Literaten- und Journalistencongreß von der höchsten Nothwendigkeit, und ich lade hiermit alle deutschen Blätter ein, denen die Zukunft der deutschen Literatur und Literatoren am Herzen liegt, die Sache weiter anzuregen.

Es sind noch gar viele Dinge auf einem solchen Congreß vorzubringen, z. B. unsere Verhältnisse mit den Theaterdirectoren und dem Buchhandel. Auch wäre eine Abtheilung für Schauspieler höchst nöthig. Es gibt in Deutschland weder eine Schule für Gesang, noch für Nationalkunst. Das einzige Nationaltheater ist in — Frankfurt am Main. Es betitelt sich nämlich so.

Ich muß hier schon wieder auf einzelne Verhältnisse zurückkommen. Ich kann es nicht verschweigen. Andere, wenn sie gegen Jemand schreiben, schlagen oft auf den Sack und meinen den Esel, ich schlage auf den Esel und meine Herrn Lewald.

Dieser Congreß wäre vielleicht in diesem Sommer schon zu Stande gekommen, hätte ihn Herr Lewald, der Erfinder des deutschen Styls und Georg Herwegh's, nicht unterdrückt. Er fürchtete wahrscheinlich, man würde zu sehr gegen Uebersetzung und Nachdruck eifern. Gutzkow, der sich dafür interessirt, unterhandelte längst schon mit Lewald ob der Anregung dieses Congresses. Jener versprach Alles. Sein Organ sollte alle Literaten und Künstler nach Baden einladen. Aber Lewald unterdrückte die Sache. Bald mußte er ein schlechtes Buch über Hamburg schreiben, mit dem Motto: „Seid einig, einig, einig!", bald mußten die Dombausteine ohne Speculation zusammengestoppelt werden. Am Ende konnte dies nicht geschehen wegen des großen Brandes in Kasan? Soll aber die Sache unterbleiben, weil es auch Saule unter den Propheten gibt? Ich denke nicht. Ich habe mehr Hoffnung und Zuversicht zu der guten Sache Deutschlands.

A. Weill.

Correspondenz.

Von der Donau. (Beschluß.)

[Eröffnungsfeier der Walhalla.]

Das auf der Höhe zurückgebliebene Volk hatte sich inzwischen in die vielen Buden vertheilt und bei Wurst und Bier in harmloser Unterhaltung Trost gefunden für die getäuschte Hoffnung, auch in das Innere des Tempels eingelassen zu werden; überall zeigte sich die unverkennbarste Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, als allgemeines Erbtheil der Süddeutschen; auffallend aber war dem Fremden der unverkennbare Einfluß der genialen Kunstrichtung des königl. Gründers der Walhalla. Ueberall, wo einer der Sänger, der Arbeiter, oder auch ein kecker oder begünstigter Eindringling von dem Innern des Tempels zu erzählen begann, sammelte sich ein Kreis von aufmerksamen Horchern, und man sah deutlich wie die Freude an Kunstschöpfungen sich hier schon bis in die untersten Classen des Volks sehr allgemein verbreitet hat*. Das ist ohne Zweifel ein Gewinn, wofür die Nachwelt dem königlichen Beschützer und Beförderer der deutschen Kunst für immer verpflichtet bleiben wird.

Als die Herrschaften zur Beleuchtung wieder hinauf fuhren, hatte sich fast alles Volk schon verlaufen, da die reichen Vorräthe in den Buden erschöpft waren; nur hin und wieder standen noch einzelne Gruppen um flackernde

* Oft hörte ich auch namentlich darüber Lob und Freude ausdrücken, daß König Ludwig so rasch und doch so wohlfeil all die schönen Sachen vollenden lasse. So wird eine kolossale Bronzestatue, die früher 45,000 fl. gekostet hätte, jetzt für 9000 geliefert, und die ganze grandiose Walhalla hat mit allen darin aufgestellten Bildsäulen und Büsten nicht über 2 Millionen, der Marmortempel allein mit seiner Riesentreppe nur 1,800,000 fl. gekostet. Dadurch wird künftig auch dem Privatkunstsinn die Ausführung größerer Werke gestattet sein, und das ist gewiß sehr erfreulich und dankenswerth, denn nicht immer wird die Kunst einen Ludwig von Baiern zum Beschützer haben, und wo sie dauernd gedeihen und blühen soll, da muß sie in dem Kunstsinn und der Liebe des Volkes ihren festen Halt finden.

Holzfeuer. Jetzt eilten jedoch viele wieder hinan und freuten sich zunächst des eigenthümlichen Anblicks der Ruine Stauf, die der fürstliche Besitzer mit Tausenden von L... prächtig erleuchtet hatte. Bald darauf strahlte auch Walhalla sonnenhell in bengalischem Lichte, der ganzen Umgegend, bis weit über Regensburg hinauf sichtbar, erst weiß, dann roth, zuletzt bläulich. Obgleich die Lichter nicht so vortheilhaft vertheilt waren, wie bei ähnlichen Festlichkeiten, am cölner Dom und andern Gebäuden des Niederrheins, gewährte doch der hehre Tempel in diesem feenartigen Farbenglanze einen wunderschönen Anblick, in der Nähe aber erschien mir die matte Beleuchtung des hellen Vollmondes fast noch schöner, und diese Beleuchtung wird an schönen Sommerabenden gar oft wiederkehren, mithin den vielen Deutschen und Fremden zu Gute kommen, die der herrliche Prachtbau ohne Zweifel alljährlich in wachsender Zahl aus allen Gauen heranlocken wird, und so schließe ich mit den Worten aus der Rede des Freih. von Zu-Rhein: „mögen Enkel und Urenkel fortan zu diesem Tempel wallen und sich erstarken an den Bildern deutscher Große!"

Notizen.

[Des Ritters von Lang Besuch bei Goethe.]

„In Weimar ließ ich mich vom Teufel verblenden, mich bei seinem alten Faust, dem Hrn. von Goethe, in einem mit unterthänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb Eins. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndikus trat mir entgegen, in einem Schlafrock, winkte mir, wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Baiern sagte, und brach dann in die Worte aus: „Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem anspacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben." Antwort: „Ja wohl." — Nun erging die Einladung, alles im kleinsten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiederte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen." Ich blies also mein Feuer an und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich sausen, die Herren Landrichter vergeblich brausen: rücke andern Tags mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschätzen, von der Schatzung so viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbaurisse machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baraken und Kellern schmachten, und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entschädigungssümmlein heraus. Das hörte der alte Faust mit an und sagte: „Ich danke Ihnen." Dann fing er weiter an: „Wie stark ist denn die Menschenzahl von so einem Rezatkreis bei Ihnen?" Ich sagte: „Etwas über 500,000 Seelen." — „So! so!" sprach er, „Hm! hm! das ist schon etwas." Ich sagte: „Jetzt, da ich die Ehre habe bei Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen." Darauf gab er mir die Hand zum Abschied, dankte mir für die Ehre meines Besuchs und geleitete mich zur Thür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte." — Dies artige Histörchen gereicht dem alten Goethe nur zum Vortheil. Was konnte er mit dem anspacher Besuch Besseres anfangen? Sollte er von der Hammelburger Reise sprechen und „unterthänige Kratzfüße" machen, wie der Besuchende schriftlich gethan? — „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen!" Eine köstliche Ironie! Wir müssen nur Hrn. von Lang loben, daß er so ehrlich berichtet und keine Rücksicht darauf genommen hat, welchen stattlichen Beitrag er selber zu dem komischen Gemälde liefert! —

[Döring auf der leipziger Bühne.]

Döring gab noch den Shylock und schloß mit einer Wiederholung des Banquier Miller und des Commissionsrath Frosch sein Gastspiel. Von der Art und Weise, den Shylock zu geben, habe ich eine Vorstellung, die vielleicht nicht bühnengerecht ist. Es ist die humoristische und die mythische Seite des Charakters, die ich hervorgehoben wissen will. Mir däucht, Ludwig Devrient that den Griff, der dahin führte, dies zur Erscheinung zu bringen. Wie Döring den Juden auffaßt und hinstellt, ist höchst imposant; so dreist, so sicher, so mächtig und fertig steht er als ein Rothschild des Mittelalters vor uns, der mit aller Ueberlegenheit des scheinbaren Vortheils seinem Rachegefühl nachhängt und überlistet mit seiner ganzen Existenz zusammenbricht. Döring macht die Scene vor Gericht zur fertigen Tragödie. Seine Auffassung des Juden ist eine durchaus eigenthümliche, die Ausführung eine höchst sorgsame und meisterhaft schattirte. — Hr. Heese gab den Bessanio. Er ließ anfangs die noble Haltung vermissen, welche Hr. Düringer, der sonst diese Partie gab, dieser Gestalt zu verleihen wußte. Im dritten Acte, in der Hauptscene mit Porcia, hatte Hr. Heese sehr gute Momente; in der Gerichtsscene machte er mit den Mitspielern sehr gute Tableaux. — Hr. Düringer gab den Antonio diesmal. Ob er damit einen Uebergang zum Charakterfach gefunden hat? Er hat es vielleicht schon mit andern Rollen, z. B. dem Oheim. Den Antonio charakterisirte er gar nicht; er schien blos auf die Momente zu warten, wo das Gefühl losbrechen kann.

[Hoffel's Buch für Winterabende.]

Diese interessante Sammlung, recht eigentlich fürs Volk bestimmt, ist eine literarische Beilage zum Volkskalender auf 1843 (Karlsruhe, Gutsch und Rupp). Stahlstiche, Lithographien und Holzschnitte zieren das Volksbuch aufs mannigfaltigste. Von Karl Andree's patriotischer Feder lesen wir eine Geschichte der Stadt Mainz, ein Charakterbild der alten Dithmarsen. Von ihm ist vielleicht auch der Aufsatz über Dahlmann. Karl Buchner steuerte eine interessante Criminalgeschichte bei; Lewald eine Parallele „deutsche Alpen und deutsche Küste."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 233. — den 28. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wie Shakspeare und Goethe im Jahre 1777 vom Licenciaten Albrecht Wittenberg in Hamburg beurtheilt worden.

Es ist nützlich und nothwendig, aus dem Gedränge der Gegenwart bisweilen in frühere Zeiten zurückzublicken, um an den Bildern der Vergangenheit ein Gleichniß und einen Maßstab für das zu gewinnen, was der heutige Tag liefert. Wir lernen dann erkennen, daß unser Gutes und Schlimmes nicht einzig ist, daß wir in Freud und Leid gewöhnlich nur ein allgemein menschliches Loos erfahren, daß auch vor uns das Vortreffliche geschmäht, das Armselige gepriesen worden, und daß jeder Strebende auf Kampf und Noth angewiesen ist. Zwar bedarf es hier kaum eines andern Beispiels als der Geschichte des Christenthums, dessen Ursprung dem blinden Juden- und Römerthum für strafbare Neuerung, Aufruhr und Lästerung galt und durch den Tod des Stifters erstickt werden sollte. Allein zu so hoher Vergleichung wagen geringere Thatsachen nicht emporzuringen, sondern diese suchen ihre Gegenstücke lieber in dem Bereiche verwandter nächster Lebenserscheinungen. Auch finden sich diese Beispiele reichlich ausgestreut, wir brauchen nur hinzusehen und sie zu beachten.

Wie nichtig, leer und falsch erweisen sich bei solchem Rückblick oft die Klagen und Anklagen des Tages, welche als neu, unerhört, unerträglich und strafbar verdammen, was die Kunde früherer Zeiten als längst vorhanden, gebräuchlich und zulässig, ja als vortheilhaft und lobenswerth nachweist und rechtfertigt. Nirgends begegnet dies häufiger, als in der Literatur, und hauptsächlich in der deutschen, welche das Schicksal hat, immer wieder sich selber zu vergessen, und in welcher die Lust vorwaltet, immer nur den Blick auf den neuesten Kreis zu beschränken, gleichsam vom Ertrage des Tages leben zu wollen, und die aufgehäuften Ernten der Jahrhunderte unbeachtet liegen zu lassen.

Wir haben das in dem beklagenswerthen Kampfe gesehen, den vor einigen Jahren die Staatsbehörden und die gelehrten Innungen gegen die frischen Bewegungen junger Schriftsteller erhoben, die sich selber — mit nicht glücklichem Griff — den Namen des jungen Deutschlands beigelegt hatten. Diese Schriftsteller hätten ihre Sache blos mit Lessing, Herder, Goethe, Schiller, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Fichte, Jacobi und Schelling sehr gut führen und ausfechten können, aller ihnen nöthige Kriegsbedarf lag bereit für ihren Gebrauch, blank und scharf, in den Schriften und Lebensereignissen dieser Vorstreiter; allein die Jugend mißkannte und verschmähte diese Zeughäuser, sie wollte lieber mit eigener Hand die Stecken aus dem Busche brechen, mit denen sie sich zu wehren meinte, und die weder hart genug trafen, noch gehörig aushielten.

Ebenso, wie hat man nicht gewehklagt und geeifert, als die Literatur ihre Gaben häufiger aus dem nächsten Leben zu schöpfen begann, und in Reisebildern, Denkwürdigkeiten, Briefen, Personen- und Sittenschilderungen den lebendigen Inhalt der Welt unmittelbar ihr selber als Spie-

gel vorhielt! Die Unwissenheit berief sich auf die frühere Zeit, wo dergleichen niemals geschehen sei, wo solche Mittheilungen unbekannt gewesen. Es war eben die Unwissenheit, die baare, verächtliche Unwissenheit, die sich so frech und unschicklich geberdete. Um nur bei der uns nächsten Zeit stehen zu bleiben, — der Reformation und ihrer kampfheißen Literatur nicht zu erwähnen, — so ist kein Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts, das nicht in Menge eben solche und schärfere Einbrüche in das unmittelbare Leben darzeigte als diejenigen sind, die man in unsern Tagen so albernerweise als vorher nie dagewesene hat rügen wollen.

Aber auch ihr eigenes Bild hätten die Unwissenheit und der Blödsinn, die anmaßliche Philisterei und der dumme Glaubens- und Sittlichkeitseifer, welche noch heutiges Tages lärmen und toben, in dem Spiegel der früheren Zeit unverkennbar wiederfinden können, denn niemals haben die Ankläger und Lästerer des Genies, die Feinde des Lichts und der Freiheit gefehlt.

Vor kurzem hat Dr. Meyen auf die Verunglimpfungen aufmerksam gemacht, welche Lessing noch am Ende seiner Laufbahn, nach Erscheinung seines Nathan erfahren mußte. Der frömmelnde Arzt Tralles schrieb ein dickes Buch gegen das unsterbliche Gedicht, das er als ein gottloses, in aller Art verfehltes, selbst in Betreff der Sprache und Ausdrucksweise gemeines und verwerfliches darzuthun bemüht war. Man muß dergleichen mit Augen sehen, um es zu glauben!

Wie Schleiermacher im Beginn seiner Laufbahn begrüßt wurde, nicht nur von einem Garlieb Merkel und solchem Gelichter, sondern auch von namhaften Gelehrten, von Amtsbrüdern, vom Prediger Jenisch zum Beispiel, der sogar Schleiermacher's kleine, verwachsene Gestalt in schmähendem Abbilde vorführte, — das verdient wohl in unsern Tagen nachgelesen und mit neuern Erscheinungen zusammengehalten zu werden. „Le bon vieux temps“ gibt wahrlich der heutigen schlechten Zeit nichts nach!

Uns kommt sehr gelegen im jetzigen Augenblicke ein solcher literarischer Sünder wieder vor Gesicht, der sich ehemals gegen Lessing, dann auch gegen Goethe, und beiher gegen Shakspeare freventlich vergangen, und durch die Strafe der Vergessenheit, in die er mehr und mehr verfiel, doch zu leicht abkommen würde. Zwar sein Name ist in Lessing's Werken aufbewahrt, und einige Worte über ihn kommen auch in neueren Denkwürdigkeiten * vor; allein dies genügt nicht, man muß dergleichen Leute persönlich vor Augen haben, das heißt in ihren eigenen Aeußerungen.

Der Mann, der hier gemeint wird, war ein hamburgischer Rechtsgelehrter, Licenciat Albrecht Wittenberg, der über alle Tagesgegenstände eine Autorität sein, den Redner und Richter machen wollte, über Gottesdienst und Theologie, obrigkeitliches Walten, Theater und Literatur. Er hat viele Theaterkritiken geschrieben, in Wochenblättern und Flugschriften, und bemühte sich besonders, die Schröder'sche Bühne zu bekämpfen, ihre Richtung als eine sitten- und geschmackverderbende darzustellen. Seine Bemühungen sind ihm nicht gelungen, das ist wahr; aber er hat sie auf sinn- und geistverwandte Vettern vererbt, die nun heutiges Tages gleich ihm geschäftig sind und an neuen Gegenständen das alte Treiben fortsetzen. Unsere Nachkommen werden einst mit gleichem Ergötzen die Blätter unserer * und ** und † und †† lesen, mit dem wir heute die hier mitzutheilenden des Licenciaten Albrecht Wittenberg vornehmen!

Im J. 1777 gab derselbe zu Hamburg das bekannte Schreiben Voltaire's an die französische Akademie über Shakspeare in deutscher Uebersetzung heraus und that eine Vorrede und Anmerkungen hinzu, durch die er die Aussprüche seines Autors verstärkte und auf die nächsten deutschen Erscheinungen anwandte. Hören wir zuerst einige Proben seiner Vorrede! Nachdem er ein damals beliebtes Stück: „Es ist nicht alles Gold was glänzt,“ mit rohen und unanständigen Tadelworten geschimpft und die „Zwillinge“ von Klinger heruntergemacht, fährt er also fort:

„Auch die Stella von Goethe ist auf unserer Bühne erschienen, ein schändliches Stück, worin der Bigamie öffentlich das Wort geredet wird. Aber dies Stück ist, mit Freuden mache ich's bekannt, von Allen, die noch einiges Gefühl von Moralität hatten, verabscheut worden und hat nicht wieder zum Vorschein kommen dürfen. Ich für meinen Theil kann den Wunsch nicht bergen, daß es noch einmal, aber mit dem von einem andern Verfasser hinzugefügten sechsten Acte, in welchem Fernando, zur wohlverdienten Strafe, karrt, aufgeführt werden möchte.“

Sodann geht er zu Shakspeare über:

„Shakspeare's Othello muß gleichfalls zu denen Stücken gerechnet werden, die mehr Schaden als Nutzen stiften. Beispiele teuflischer Bosheit, wie uns des Jago Charakter geschildert wird, gibt es genug im gemeinen Leben; solche abgefeimte Bösewichter gehören gar nicht auf die Bühne, die sich nur eigentlich mit solchen Fehlern

* Berliner Taschenbuch, 1843. S. 32. 33.

beschäftigen sollte, welche die Gesetze nicht bestrafen, und welche zu rügen die Würde der Kanzel nicht erlaubt."

Hierzu gehört die denkwürdige Anmerkung:

„Das Schreckliche ist im Othello bekanntlich auf das höchste getrieben. Bei der Vorstellung auf der hamburgischen Bühne machte es einen so starken Eindruck auf einige Personen des zarteren Geschlechts, daß man schlimme Folgen davon zu besorgen hatte. Man mußte sich also entschließen, den Ausgang des Stücks zu ändern. Der Desdemona hat man das Leben geschenkt, und Othello, der seinen Irrthum noch eben zu rechter Zeit einsieht, kommt gleichfalls mit dem Leben davon. Treffliche Verbesserung! Man weiß jetzt selbst nicht mehr, was man aus dem Stücke machen soll. Nicht Lustspiel, nicht Trauerspiel; ein unglücklicher Zwitter, dergleichen jetzt viel auf den deutschen Bühnen erscheinen. Besser ist's, Shakspeare's Ungeheuer gänzlich von unsern Bühnen, die ihnen so lange verschlossen gewesen sind, zu verbannen, als sie so verstümmelt auf selbigen erscheinen zu lassen."

Wir sehen, der Mann hat in seiner Verblendung doch einigen Takt des Rechten! Doch vernehmen wir einen weitern Ausfall, der gegen ein Erzeugniß Gotter's gerichtet ist:

„Die Medea, ein musikalisches Drama von Gotter, hat man ebenfalls neulich auf die hamburgische Bühne gebracht. Ein höchst langweiliges Stück, wenn man von der schönen Musik, die es begleitet, abstrahirt, und von keinem moralischen Nutzen. Die grausame Rache, die Medea an ihren mit dem Jason erzeugten Kindern, an Jason's neuer Gemahlin ausübt, und endlich triumphirend davonfährt, kann keine guten Wirkungen in den Gemüthern der Zuschauer hervorbringen, wohl aber rachgierige Gemüther zur Sättigung dieser grausamen Leidenschaft ermuntern."

Nun aber kommt er zur Hauptsache und fährt fort:

„Und was soll ich endlich vom Hamlet, dem so sehr gepriesenen, in Hamburg so sehr bewunderten und mit dem übertriebensten Beifall aufgenommenen Hamlet sagen? Kann dies Stück die Zuschauer im geringsten bessern? Macht es nicht vielmehr die schädlichsten Eindrücke? Wie gottlos ist nicht die Stelle, da Hamlet den mörderischen König in Gebet antrifft und die Reflexion macht: „Nun könnte ich ihn tödten. Aber nein! ich würde ihn in den Himmel schicken, und ihm eine Wohlthat erzeigen, anstatt ihn zu strafen." Muß ein solcher Gedanke wohl in eines Christen Herz kommen? Ueberhaupt ist Rache bei dem Hamlet die einzige Triebfeder, so zu handeln, wie er handelt. Man zeige mir den geringsten moralischen Nutzen, den dieses Stück stiften kann, so will ich verloren haben. Will man etwa sagen, es liege die Lehre darin, daß kein Verbrechen, es sei noch so heimlich vollzogen worden, verborgen und ungestraft bleibe, so ist es ungereimt, daß, um dies zuwege zu bringen, allen Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums zuwider, ein Geist aus der Hölle, oder wenigstens aus dem Fegefeuer, erscheinen und den Hamlet zur Rache auffordern muß. Mit Einem Worte, Shakspeare's Hamlet ist, von der moralischen Seite betrachtet, nicht von dem geringsten Nutzen, und von Seiten der Kunst, aller seiner einzelnen Schönheiten, starken Gedanken und interessanten Situationen ungeachtet, ein Ungeheuer, das auf unserer Bühne nicht geduldet werden muß."

Er schließt diese Musterung mit der unwilligen, ärgerlichen und eben deshalb uns höchst ergötzlichen Jammerklage:

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle abgeschmackte, unanständige, unsittliche, abscheuliche Schauspiele, die auf der deutschen und besonders auch auf der hamburgischen Bühne erschienen sind und zum Theil ihr Glück gemacht haben, namhaft machen wollte."

Er geht hierauf zu der eifrigen Anempfehlung einer strengen Theater-Censur über, wobei er nicht ermangelt, sich auch auf das Wort des berüchtigten Pastor Goeze zu berufen. So weit die Vorrede!

Nun aber kommen noch die Anmerkungen zu dem Voltaire'schen Schreiben, durch welche der fanatische Pedant hauptsächlich gegen Goethe bellt und geifert!

So heißt es bei Gelegenheit, daß er das französische Wort morbleu durch Schwerenoth wiedergibt: „Ich weiß den abscheulichen Fluch morbleu nicht anders zu übersetzen. Herr Goethe, der jetzige Abgott der deutschen Genies, hat sich dessen bereits in seiner Claudine von Villa bella bedient; und theatralisch muß der Schwur also wohl sein."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Hr. v. Zschoppe. Anonym eingesendet.]

Was Sie in Nr. 194. über Zschoppe gesagt, veranlaßt mich, einige Fingerzeige zu der Charakteristik beizufügen. Zu einer solchen gehört wesentlich Zschoppe's treulose Gesinnung gegen sein altes Vaterland Sachsen. Ich studirte mit ihm in Leipzig, ich kannte ihn, schätzte seinen Geist, seine Kenntnisse. Die verhängnißvolle Theilung Sachsens im J. 1815 trennte alsbald unsere Ansichten, später unsere

Personen. Die Schmerzgefühle eines Sachsen über ein Ereigniß, das in deutschen Sachen erst noch wieder ausgeglichen werden muß, waren damals noch gerechter; jetzt theilt sie jede Rechtschaffenheit, jede deutsche Gesinnung; damals war diese Empfindung heftiger, wir Studenten brachten sie laut und ehrlich zum Ausspruch. Der görlitzer Tzschoppe allein, der Neupreuße, kannte keinen patriotischen Schmerz; sein Egoismus sah nun eine größere Laufbahn vor sich, er war sofort enragirter Preuße, ein erklärter Feind Sachsens und seiner ehemaligen Brüder. In der Allee vor dem grimmaischen Thore entstand darüber ein Wortwechsel. Der tobende Tzschoppe, sehr klein von Statur, geberdete sich lächerlich und schrie: „kleine Kröten haben auch Gift!“ Die Wahrheit seines Ausspruches bewies er später hinlänglich — daß er den Verstand verlor, als das neue Regiment ihm die Gunst entzog, würde tragisch sein, wenn er mehr erobert hätte, was er doch nur erschlich.

[Das Buchhändlerbörsenblatt und Preßfreiheit.]

Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ wird von den Deputirten des Buchhändlervereins zu Leipzig herausgegeben. Dieß muß man vorausschicken, will man die wunderbare Consequenz zwischen diesem Blatte mit den sonst zum Ausspruch gebrachten Glaubensbekenntnissen deutscher Buchhändler andeuten. Dieses Blatt gab sich öfters die Miene, die Wohlthätigkeit der Censur zu behaupten. Es stellte die Frage, ob es den Regierungen zu verdenken, wenn sie die Presse nicht frei gäben, so lange es gewissenlose Schriftsteller gäbe. Die allgemeine Preßzeitung rügte dies, und das Börsenblatt gab nun die Entschließung zum Besten, die persönliche Meinung der Gesammtmeinung willig unterzuordnen und ruhig abwarten zu wollen, welche Früchte eine unbedingte Preßfreiheit tragen werde, würden wir mit einer solchen beglückt. Dies die Stellung des amtlichen Organs. Während dessen bringt die von dem außerordentlichen Ausschusse des Börsenvereins deutscher Buchhändler ausgegebene „Denkschrift über Censur und Preßfreiheit in Deutschland“ darauf, daß die Bestimmung im Art. 18. a. der deutschen Bundesacte durch die Wiederherstellung der vollkommenen Preßfreiheit endlich zur Wirklichkeit werde. Diese Denkschrift hebt ganz besonders die Nachtheile hervor, welche der Buchhandel unter dem Druck der Censur erleidet. — Wir bedauern die Unklarheit dieser Inconsequenz nicht allein; die „Eisenbahn“ sprach sich in N. 134. darüber aus.

[Gertrud von Waldburg.]

So nennt sich ein Trauerspiel (Eutin bei Griem) vom Verfasser des „Trinkers.“ Es ist schwer, in deutscher Literatur etwas Trivialeres aufzufinden. Wir erwähnen es nur einer Merkwürdigkeit halber. Im Personenverzeichniß findet sich ein Haufe Handwerker, Gewürzkrämer, Klempner, Sattler, und gleich darunter: „Jobst, ein Geistesschwacher.“ Dieser Witz wider Willen, daß einer da ist, der im Stück Geistesschwachheit wie ein Metier übernimmt, ist das einzig Ergötzliche am Drama; man müßte denn den sanften Gallimathias dieser ganzen Posse amüsant finden. Das Stück spielt zur Zeit der deutschen Befreiungskriege. Ein Haufe Handwerker läuft auf der Straße zusammen und schreit: Die Preußen haben gesiegt! Ein anderer ruft aus Furcht: Vivat Napoleon! Im Schlosse geht es tragisch zu. Gertrud muß auf den Referendar verzichten. Der Referendar zieht als Freiwilliger in den Krieg und bleibt. Gertrud nimmt einfach Gift. Alles ist höchst simpel abgehandelt. Jobst, der Vertreter der Geistesschwachheit, spielt unsichtbar und wider Willen des Verfassers in allen Scenen als Hauptperson mit.

[Ein Wort über Frömmigkeit.]

„Es scheint, daß wir jezt in einer Zeit leben, wo das Aeußere der Frömmigkeit Mode ist. — Desto besser, wenn das Innere dem entspricht. Aber ich werde es glauben, wenn ich sehe, daß man sich wahrhaft in der Welt bessert, daß man die vergangenen Ungerechtigkeiten gutmachen, und sich enthalten wird, neue zu begehen; wenn ich sehen werde, daß der Stolz und die üble Nachrede aufhört, kurz wenn ich jene Liebe unter den Menschen werde herrschen sehen, welche der Prüfstein der wahren Liebe Gottes ist. Sonst ist es nichts als Bigotterie. Ich finde häufig eine dauerhaftere Tugend bei denjenigen, welche nur als rechtschaffene Menschen zu handeln vorgeben, als bei diesen Gascognern der Frömmigkeit, welche über die Bagatellen außer sich gerathen.“ Diese Worte sind an eine hohe Fürstin in Berlin geschrieben von einem großen Pilosophen; aber nicht in unserer Zeit, sondern schon im Jahre 1692 von Leibnitz an die Kurfürstin Sophie Charlotte, nachmalige Königin von Preußen. S. das eben erschienene treffliche Werk von Dr. Guhrauer: „Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie. Breslau, 1842. 2 Theile.“

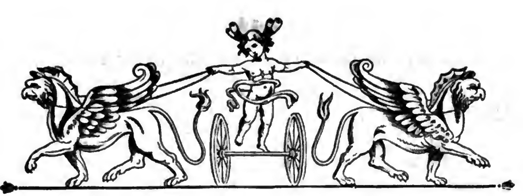
[Wappenalmanach.]

Bei Tiedemann in Rostock erschien eine zweite Ausgabe des Wappenalmanchs sämmtlicher europäischer Souveräne, in guten Lithographien, mit Geschlechtstabellen und Wappenbeschreibungen. Der Herausgeber nennt sich Masch, Pastor zu Demern. — Nicht blos für den Freund der Heraldik, auch historisch von Interesse. Man findet hier alle die zwei- und vierfüßigen Bestien erklärt, welche die Fürsten durch Jagd- und Kriegsrecht zu dem machten, was sie im Mittelalter wurden, und die sie dankbar in ihre Wappen aufnahmen. Naturgeschichte und Staatengeschichte gehen hier Hand in Hand. Frankreich hat sich der wilden Thiere in seinem Wappen entledigt. Sonst führen oft die kleinsten Fürsten die meisten Bestien im Wappen; Schwarzburg z. B. drei Löwen, drei Adler, darunter ein zweiköpfiger, einen Hirsch, sonst noch viele Geweihe, und links und rechts ein wildes nacktes Menschenpaar, ein Männlein und ein Weiblein, kaum geschürzt. Solchen Verein von wilder Barbarei und Unschuld führt Schwarzburg im Schilde.

[Hr. v. Tzschoppe.]

Gutzkow schildert in einem Artikel des Telegraphen den Götzendienst, den der kleine geadelte Tzschoppe mit dem Portrait Alba's getrieben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 234. — den 29. November 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Kutscher Karl's des Fünften.

Der Aufstand der Cressers zu Gent war mißlungen und den Hauptanführern der Empörer das Urtheil gesprochen. Neun derselben endigten am 17. März 1540 ihr Leben auf dem Schaffotte; sechs andere sollten dieselbe Strafe am 5. Mai erleiden, so lautete der ausdrückliche Befehl Kaiser Karl's. Unter der Zahl dieser Letzten war ein reicher Schiffer, Julian Teursten, der neben den während vieler Jahre aufgesparten Summen seines Vaters auch noch eine Schwester besaß, ein Mädchen, dessen Liebenswürdigkeit unter den Gentern fast sprüchwörtlich geworden war. Vier Jahre vor dem Aufstande hatte ein gar geschickter und vielgewandter Jüngling, der Sohn eines Tuchhändlers, um die Hand der schönen Renilda geworben, aber Julian Teursten wollte nicht in die Verbindung einstimmen; Michel Weber, so hieß der junge Mann, war ihm nicht reich genug. Das nahm Weber sich dermaßen zu Herzen, daß er in halbem Wahnsinn das Land verließ und nach Spanien zog, wo er, auf mannichfache Weise von seinem Schicksale umhergeworfen, endlich Kutscher bei Kaiser Karl wurde.

Eben war er mit seinem hohen Herrn zu Gent angekommen, als er schon nach dem Hause der so sehr Geliebten und noch immer nicht Vergessenen eilte. Wiewohl sie ihm gleich treu geblieben war, beharrte sie doch auf dem schon früher gefaßten Entschlusse, nichts ohne den Willen ihres Bruders zu thun; sollte dieser wirklich enthauptet werden und keine Gnade bei dem Kaiser finden, was man immer noch hoffte, dann wollte sie in ein Kloster gehen und ihre letzten Tage der Trauer und dem Dienste des Herrn weihen. Weber erschrak aufs Höchste, als er hörte, daß Julian unter der Zahl der Empörer sei, und noch mehr, als Renilda ihm ihren unabänderlichen Willen zu erkennen gab. Dennoch meinte er noch eine Hoffnung haben zu können; er eilte so schnell er konnte nach dem Kerker, wo er Julian's Einwilligung zu bekommen gedachte. Als er dem Gefangenen Alles erzählt hatte, was er um Renilda gelitten, blickte dieser ihn lange stumm an, fuhr dann aber plötzlich auf und sprach: „Hört, Weber; ich mache Euch einen Vorschlag. Sucht mich zu befreien oder mir Gnade zu erwirken, und Ihr sollt mein Bruder werden."

Trostlos verließ Weber das Gefängniß, denn es waren nur noch vier Tage übrig, und was wollte er in so kurzer Zeit beginnen. Endlich faßte er doch Muth, schrieb einen tief rührenden Brief und stellte sich mit demselben an die Thür der Kaiserwohnung, als Ferdinand, der römische König, eben heraustrat; aber die Leibwachen desselben drängten den armen Bittsteller weg, und er war nicht weiter als vorher. Am andern Tage versuchte er dasselbe, jedoch mit eben so wenigem Erfolge. Den dritten Tag machte die immer mehr nahende Gefahr ihn schon kühner, und er wandte sich mündlich an Maria von Ungarn; doch hatte diese kaum verstanden, wovon die Rede war, als sie ihm mit den härtesten Strafen drohte, wofern er noch ein Wort zum Vortheile der Verurtheilten wagen werde. So blieb nur ein Tag noch übrig.

Am vierten Mai ging Weber noch einmal in das Gefängniß; Julian war wie verzweifelt.

„Dir hat wohl nichts glücken wollen, Michel?“ fragte er mit nassen Augen.

Weber schwieg.

„Gott, Gott!“ fuhr Julian fort, „so ist denn Morgen schon der schreckliche Tag und Du weißt kein Mittel, mir zu helfen?“

„Ich habe Alles versucht,“ sprach Weber niedergeschlagen, „und nichts hat gefruchtet.“

„Und doch hast Du noch Eins vergessen!“ rief Julian nach einer Weile stummen Sinnens, „Du bist der Kutscher des Kaisers — begegnet dieser einem Verurtheilten, den muß er begnadigen — führe den Kaiser auf unsern Weg, Michel!“

„Ja, das wäre nicht übel,“ seufzte Michel Weber, „aber der Kaiser befindet sich recht wohl, und so reitet er lieber, als daß er in der Kutsche herumholpern ließe.“

„Geht er morgen aus?“ fragte Julian.

„Um zehn Uhr muß er auf das Stadthaus, und um zwölf Uhr kommt er zum Mittagessen in den Prinzenhof,“ war Weber's Antwort.

„Darauf baue ich just alle meine Hoffnungen,“ fuhr Julian dann fort; „Du müßtest ihn an der Urtheilbrücke vorbeiführen — und wenn er denn wohl ist, ei nun, dann sorge, daß er ein wenig unwohl wird.“

In demselben Augenblicke traten die Beichtväter in die Kammer, um den Gefangenen das Urtheil nochmals vorzulesen und sie an die Vorbereitung zum Tode zu erinnern. Weber mußte das Gefängniß verlassen und schlich nachdenkend lange durch die Straßen hin und her, bis er endlich nach einer Weile starren Vorsichhinblickens wie ein Pfeil nach dem Prinzenhof rannte.

Karl der Fünfte hatte nicht lange vorher den ersten Rhabarber nach Europa gebracht, und dieses Mittel war am Hofe sehr bekannt und geschätzt, auch immer ein ziemlicher Vorrath desselben dort zu finden. Weber kannte wohl die Eigenschaften dieser Pflanze, aber nicht die kräftige Wirkung, welche selbst kleine Dosen von ihr hervorbringen. Gegen die Stunde, wo der Koch des Kaisers das Abendmahl bereitete, schlich er sich in die Küche und an den Herd und warf während einer augenblicklichen Abwesenheit seines Freundes, des braven Küchenherrn, eine ordentliche Portion Rhabarber in eine eben angefertigte Sauce.

Der Kaiser, ziemlich ermüdet durch einen langen Spazierritt, aß ungewöhnlich stark. Am andern Morgen wurde dem Hofe angekündigt, daß Seine Majestät sich unwohl fühle und nicht ausgehen werde ....

So sollte denn abermals Weber's Hoffnung verloren sein? — Er sann von neuem auf Mittel, Julian zu retten. Ohne Verzug eilte er zu dem Beichtvater des Gefangenen, gestand diesem Alles und flehte ihn um Hülfe. Der gute Mönch freute sich mit Weber, ging alsbald nach dem Gefängnisse und besprach sich mit Julian. Eine Stunde nachher sollten die Gefangenen zum Schaffott geführt werden, aber Julian erklärte, er habe noch wichtige Entdeckungen zu machen, und somit wurden für den Tag nur fünf enthauptet, und er für den folgenden Tag aufgespart. Als er jedoch nun seine Geheimnisse offenbaren sollte, da stand er und wußte nicht, was zu machen, und eine Stunde später wurde in allen Straßen ausgerufen, daß der letzte Cresser am kommenden Morgen, dem sechsten Mai, sein Leben enden solle.

Voll seliger Hoffnung empfing Weber am andern Tage den Befehl, um zehn Uhr die Kutsche des Kaisers bereit zu halten und diesen nach dem Stadthause zu führen. Jede Secunde bis dahin wurde ein Tag für Weber. Punct zehn Uhr trat der Kaiser aus der Thür und in die Kutsche, Weber flog auf den Bock und die Pferde rannten zum Stadthause, wo Karl ausstieg, um an den Sitzungen des Rathes Theil zu nehmen. Weber harrte voll marternder Ungeduld; um zwölf sollte Julian enthauptet werden; endigte die Sitzung nicht just um die Stunde, dann war Alles vergebens.

Ein Viertel vor Zwölf schlug, und das Todtenglöckchen begann seine trüben Klänge über die Stadt zu senden. In demselben Augenblicke erschien der Kaiser und setzte sich wieder in die Kutsche. Einer der Stadtdiener trat zu Weber und zeigte ihm den Weg an, welchen er zu nehmen habe, damit der Kaiser dem Schuldigen nicht begegne; er sollte über den Buttermarkt, durch die Himmelreichstraße fahren, dann die Grasbrücke passiren und die Sattelmacherstraße und den Sauersteg entlang den Prinzenhof gewinnen.

Weber trat auf den Bock, machte schnell das Zeichen des Kreuzes über sich und seine Pferde und befahl sich dem Schutze aller Engel und Heiligen; dann lenkte er getrost die angewiesenen Straßen ein. Als er aber in der Nähe des Heubodens angekommen war, wandte er plötzlich die Pferde, schlug einen kräftigen Schlag mit der Peitsche und trieb unter einem lauten: „In Gottes Namen denn!“ die Thiere in wüthenden Galopp über den Grünmarkt und die Fleischhausbrücke und, trotz allem Gegenhalten und Mühen der Leibgar-

ten und Officiere des Kaisers, weiter nach dem Platze der heiligen Phacaildis, wo die Kutsche plötzlich wie festgebannt stehen blieb.

Der Kaiser steckte verwundert über den seltsamen Weg, welchen er unfreiwillig genommen, das Haupt aus der Kutsche, welche alsbald von dem Volke umringt wurde. Tausendstimmiger Jubelruf scholl von allen Seiten; der Henker warf die Cordeln weg, mit denen er eben Julian's Hände hatten binden wollen, und der Beichtvater, der ihm den lezten Trost hatte zubringen sollen, hob ihm unter einem innigen: „Gott sei gedankt!" von den Knieen auf. Karl der Fünfte schüttelte das Haupt und runzelte die Stirn; dann befahl er Weber, nach dem Prinzenhofe zu fahren.

Dort angekommen, mußte der Kutscher alsbald vor dem Kaiser erscheinen. Weber verhehlte nichts; er bekannte Alles offenherzig und schloß mit den Worten: „Sire, Ihr habt nun vier Glückliche gemacht." — „Wer sind denn diese?" fragte der Kaiser, nur mit Mühe ein lautes Lachen zurückhaltend. — „Eure Majestät, Renilda, Euer Kutscher und Julian." — „Dann gehe hin und sei glücklich!" sprach Karl und wandte sich nach einer Nebenkammer, wo er Ferdinand und Maria von Ungarn, seinen Geschwistern, den Vorfall erzählte.

Acht Tage später feierte Weber seine Hochzeit.

W.

Wie Shakspeare und Goethe im Jahre 1777 vom Licenciaten Albrecht Wittenberg in Hamburg beurtheilt worden.

(Beschluß.)

Wir lernen mit großer Befriedigung aus den Schmähreden des Eiferers den großen Beifall erkennen, mit welchem die Hamburger das Erscheinen Shakspeare's auf ihrer Bühne begrüßt haben. Unser Mann sagt:

„Voll genug ist das Schauspielhaus freilich bei den Vorstellungen des Hamlet, dieses theatralischen Ungeheuers, gewesen, aber man kann deswegen, däucht mich, doch nicht behaupten, daß dies Stück den Beifall des Publicums erlangt hat. So weit ist der gute Geschmack in Hamburg noch nicht heruntergefallen, daß man dies im Ernst behaupten könnte. Ich kenne vielmehr Männer von feinem Geschmack, großer Gelehrsamkeit und Unpartheilichkeit, die den Hamlet angesehen und mir gestanden haben, wenn sie ihn zum zweiten Male ansehen sollten, so müßte man sie mit Wache dahin führen. Den starken Zulauf, den dies Stück gehabt hat, kann man verschiedenen Ursachen zuschreiben. Einige, die etwas von dem berühmten Namen, den Shakspeare unter den Schauspieldichtern hat, gehört hatten, ließen sich dadurch verführen, begaben sich hin, ließen sich durch einige schöne Stellen, die man diesem Dichter nicht absprechen kann, blenden und fanden sein Trauerspiel göttlich. Andere hörten den Hamlet von gewissen Herrchen, die sich Genies nennen, gar zu gern den Ton angeben möchten und sich bei schwachen Köpfen und Unwissenden in Ansehen gesezt haben, loben und fanden, aus Furcht, für Dummköpfe gehalten zu werden, das gleichfalls schön, was jene schön fanden. Nun fing man an, in allen Zusammenkünften, in allen Gesellschaften die Schönheiten des Hamlet herauszustreichen; hierdurch wurden Andere neugierig gemacht, und so konnte es in einer Stadt, die mehr als hunderttausend Menschen in ihren Wällen hat, den Vorstellungen dieses Stücks an Zuschauern wohl nicht fehlen; zumal da es von jenen Genies fast für eine Schande ausgeschrieen wurde, den Hamlet, dies berühmte, dies göttliche Stück nicht gesehen zu haben. Selbst Männer von Einsicht ließen sich anfangs hinreißen; aber ich kenne deren, die schon von ihrer Meinung zurückgekommen sind und ihr übereiltes Urtheil edelmüthig zurückgenommen haben." — Wir sehen aus dieser Stelle nebenher, daß die Bezeichnung „göttlich", die man in neuerer Zeit als den Ausdruck ästhetischen Beifalls vorzugsweise den Berlinern vorgeworfen und als eine hier aufgekommene vielfältig verspottet hat, schon vorlängst in Hamburg einheimisch und ohne Zweifel dort ursprünglich war!

Eine spätere Anmerkung weissagt den Werken des Genies kurze Dauer; es heißt:

„Auch in Deutschland haben unsere Genies, die viel zu feurig sind, als daß sie sich von den Regeln der Kunst, von den in der Natur gegründeten drei Einheiten, sollten fesseln lassen, Gebrauch von dieser glücklichen Freiheit [der Verwandlung des Schauplatzes] gemacht, und ihr haben wir die Meisterstücke eines Goethe und Lenz, den Götz von Berlichingen, die Stella, die Claudine von Villa bella, den Hofmeister und eine Menge ähnlicher Stücke zu danken, die nach zehn Jahren vergessen sein werden."

Und in einer andern Stelle fährt der Autor in seiner Strafrede fort:

„Gerade die Schwierigkeit, diese Schwierigkeit [der drei Einheiten] zu überwinden, ist die Ursache, aus welcher unsere Genies sich gern von diesem Gesetze der drei Einheiten losmachen und uns überreden möchten, daß sie

chimärisch, willkürlich und von einigen eigensinnigen Köpfen erfunden sind. Aber nur getrost, ihr Freunde des guten Geschmacks! Diese Neulinge haben nun schon lange genug ihren Unfug getrieben; man erwacht schon wieder aus dem Taumel, worin sie Manche versetzt hatten —; man fängt schon hier und da an, Goethen und seine Freunde in ihrer Blöße zu zeigen; nur noch eine kurze Zeit, so wird ihrer nicht mehr gedacht werden. Der gute Geschmack kann zwar auf kurze Zeit verdrängt werden, aber ganz unterdrücken läßt er sich nicht; sondern bricht gleich einem unter der Asche verborgenen Feuer wieder hervor."

Und so geht es in der nachfolgenden Stelle weiter:

„Nicht zur Demüthigung unsers deutschen Vaterlandes, sondern zur mehrern Ehre desselben wünscht der Uebersetzer, daß alle unsere überschnappenden Neulinge, diese Sprachverderber und Antipoden des gesunden Verstandes, künftig nur im Hospitale der Wahnwitzigen ihre Bewunderer und Nachahmer finden mögen."

Damit wir aber nicht in Zweifel bleiben, was der hamburgische Licenciat uns statt der von ihm verworfenen Ausgeburten des Genies als Meisterwerk aufzunehmen räth, so gibt er nachstehende, in unsern Tagen vollkommen lächerliche Anpreisung:

„Auch in Deutschland haben wir ein Trauerspiel Romeo und Julie, das man unserm liebenswürdigen Weiße zu danken hat. Herr Weiße hat beim Shakspeare gethan, was Virgil beim Ennius that, er hat das Gold aus Shakspeare's Koth herausgelesen und uns ein Trauerspiel geliefert, das man noch lesen und aufführen wird, wenn die so hochgepriesenen Meisterstücke unserer sogenannten Genies längst vergessen sind."

Die Formeln der falschen Propheten sind zwar dieselben wie die der echten; auch der falschen Kritik stehen dieselben Wendungen zu Gebot, in welchen die echte sich ergeht; aber der wahre Geist läßt nicht in diese Formeln sich bannen und erkennt sie nur an, wenn sie wirklich die Sache für sich haben und nicht einer hohlen Meinung dienen.

Doch wir haben noch ein paar Stellen beizubringen, die nicht untergehen dürfen. Man höre:

„Unsere Genies haben uns seit einem gewissen Zeitpuncte, der sich von Goethe's Götz von Berlichingen her datirt, solch ekeles, abgeschmacktes Zeug auf die Bühne gebracht, sie haben unsere Ohren mit so pöbelhaften Ausdrücken beleidigt, daß man öfters bei Aufführung ihrer Stücke fast glauben mußte, man sei in einer Corps de Garde, oder in einem Gelage besoffener Fuhrleute."

Verschweigen wir aber auch nicht, wie billig und wohlmeinend unser Eiferer sein kann! Er sagt:

„Große treffende Züge kann man auch einigen unserer jetzigen Genies nicht absprechen; aber sie sind in einem solchen Wuste vergraben, daß man Mühe hat, sie daraus hervor zu arbeiten. Wenn manche von ihnen die rechten Muster des guten Geschmacks fleißig läsen und sich nach den Regeln richteten, die gesunde Vernunft den Alten vorgeschrieben hat, so würden sie gewiß dereinst unter Deutschlands ersten Schriftstellern glänzen, da sie jetzt nach wenigen Jahren vergessen sein, oder nur als Muster ausschweifender Tollheit werden angeführt werden."

Und hiermit genug für diesmal. Gebt Euch die Hände, edle würdige Genossen, Albrecht Wittenberg, und unsere * und ** und † und ††, Ihr werdet bei der Afterwelt in gleichem Ruhm stehen!

Notizen.

[Hegel.]

Aus welchen Tiefen der Gefühlswelt die abstracte Denkkraft Hegel's hervorging, davon überzeugt uns das Bruchstück, das Rosenkranz, in Prutz's literarhistorischem Taschenbuch, aus dem Leben des alten Meisters gibt. Man wird von dem innigen Jünglingsbunde zwischen Hölderlin und Hegel überrascht, wenn man nicht weiß, aus welcher Mystik die Abstraction der absoluten Vernunft sich entwickelte; nicht mit Descartes, sondern mit Jakob Böhme beginnt, nach Hegel's Historiosophie, die Geschichte des deutschen Denkens. Rosenkranz macht uns die Mittheilung, daß Hegel's erste Studien in Tübingen und in der Schweiz theologische waren, daß sich unter seinen Handschriften noch ein vollständiges Leben Jesu findet. Was Hegel später der Vernunft vindicirte, sah er früher in dem Begriff der Liebe, nämlich die Function, aus sich selbst herauszutreten, sich im Andern zu finden und mit diesem Selbstbewußtsein im Object zu sich zurückzukehren. Was in populärem Sinne Liebe, ist im Proceß der Weltgestaltung die Vernunft, die Kraft, sich in der Natur zu entäußern, zu fühlen, und doch wieder als freier Geist in sich zurückzukehren. Wir bewundern die Consequenz des großen Philosophen, die sich aus diesen ersten theologischen Anfängen ergibt.

[Meyern.]

Wir gaben in Nr. 222. bei Gelegenheit der hinterlassenen Schriften eine kurze Charakteristik Wilhelm Friedrich Meyern's. Der dritte und letzte Band dieser Schriften ist nun ebenfalls erschienen. Er enthält Meyern's Tagebuch aus Rom, seine Bemerkungen über italienische Malerei und Plastik; ferner Aphorismen über die verschiedenartigsten Stoffe, Religion, Politik, Culturgeschichte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.





Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 235. — den 1. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Bimbascha*.

Von Ludwig Kalisch.

Still ist die Nacht. Die Winde schlafen
Im Schooß des Meers von Marmora;
Im tiefen Schlummer liegt der Hafen.
Kaum wird der leise Hauch verspürt,
Der sich im Takelwerke rührt.
Matt hangt das Segel von der Raa
Und schlaff wie Perlenschnüre hangen
Die Tau' am Mars, an Steng' und Stangen.
An Topp und Fock nur flaggen sacht
Die bunten Wimpel in der Nacht,
Und nur die leisen Wellen spielen
Sanftplätschernd an den braunen Kielen. —

Am blauen Himmel blickt voll Pracht
Der Silbermond, das Aug' der Nacht,
Und ruht so weich, so sehnsuchtsvoll
Auf den Moscheen von Istambol,
Wie eines Mädchens Augenlicht
Auf des Geliebten Angesicht.
Und rings, so weit Dein Aug' kann seh'n,
Blüh'n aus den Kuppeln der Moscheen
Empor die schlanken Minarets,
Die Feuerlilien Mahomet's.
Und über die Moscheen alle
Wölbt sich des Himmels blaue Halle,
Die Weltmoschee, darin Myriaden
Von goldnen Ampeln sich entzünden,
Die Allmacht Allah's zu verkünden
Und Gläub'ge zum Gebet zu laden. —

„Der Schutz des Herrn sei stets Dir nah,
Du Rose von Circassia! —
Noch eh' zum dritten Mal der Kranz
Der Sterne glühet auf Byzanz,
Verläßt mein schnelles Schiff den Strand
Und trägt mich in mein Vaterland,
Aufs Eiland, das ein Prachtjuwel,
Hervorblitzt aus dem Archipel,
Ins schöne Delos, meerumschmiegt,
Wo sich der West im Lorbeer wiegt,
Auf sammtner Trift der Schäfer irrt,
Die Turtel sanft im Oelbaum girrt,
Der Aar von Felsenzacken schaut,
Die Traube süßen Nektar thaut;
Wo Wolken selten nur umfloren
Den schönen Gott, der hier geboren,
Den Gott helleuchtenden Gesichtes,
Den Gott der Lieder und des Lichtes. —
Doch wäre Delos' Pracht für mich
Nicht eine Wildniß ohne Dich?
O jede Wildniß würde mir
Zum Delos, wenn bewohnt mit Dir! —
Drum höre! — Wenn zum zweiten Mal
Die Stern' erblüh'n am Himmelsthal,
Dann harre in der Laube mein,
Dein Marko kommt, Dich zu befrei'n.
Nicht fürchte, Isma, den Tyrannen!
Geöffnet wird die Gartenpforte;
Schnell saust mein schönes Schiff von dannen
Und trägt uns hin zum sichern Porte.
Und drohete auch mir Verderben,
Nicht wird mein Herz darob erbeben;

* Der Stoff dieser poetischen Erzählung ist dem „Temps" vom 13. März d. J. entnommen. —

Denn herrlich ist's für Dich zu sterben,
Doch schrecklich ohne Dich zu leben."

Und Jsma's dunkles Auge ruht
Auf diesen Zeilen tiefster Gluth.
So schön flammt ihr kein Koranspruch
Goldglühend auf Moscheenwand
Als jeder kleinste, kleinste Zug
Von des Hellenen treuer Hand. —

Schön wie die Göttin, die dem Schaum
Des wilden Meeres einst entschwebt;
Anmuthig wie ein Frühlingstraum,
Der süßer Unschuld Schlaf umwebt;
Kühn wie ein Phantasiegebild
In eines jungen Künstlers Seele,
So liebevoll, so zaubermild
So göttlich ganz und ohne Fehle
Ist Jsma, daß es Dir fast scheint,
Natur hab' Alles hier vereint,
Um ihre Wunder zu besiegeln
Und sich im eignen Werk zu spiegeln.

Die Lamp' erlischt und Jsma flieht
Den weichgepolsterten Divan
Und ihr sehnsüchtig Auge sieht
Hinauf zum blauen Himmelsplan,
Als fänd' es in der Sterne Blick
Der Liebe Deutung und Geschick.
So holt sich stille Sehnsucht gern
Den schönsten Trost aus jedem Stern.
Wenn rings Natur im Schlummer liegt
Und kaum ein Hauch die Welle wiegt,
Wenn Himmelsthau sich niedersenkt
Und selbst das kleinste Blümchen tränkt:
Dann tränkt der Zähre Himmelsthau
Auch Deiner Hoffnung grüne Au,
Und Du fühlst dann trotz aller Pein,
Wie schön es ist ein Mensch zu sein.
Und Jsma hofft. Kann sie verzagen,
Will er für sie sein Leben wagen?
Und hat das Leben für sie Werth,
Wenn ohne sie zurück er kehrt?
Darum nicht darf allein er scheiden;
Nichts trenne mehr das enge Band.
Und fällt das Loos, so fall' es Beiden,
Ein Herz, ein Sinn in Freud' und Leiden,
In Tod und Leben Hand in Hand! —

Auf buntgewirktem Teppich ruht
Bimbascha * Jsmáil. Die Gluth
Der duftenden Schibuk' erlischt;
Er merkt es kaum. Denn ihn erfrischt
Die heiß're Gluth in Jsma's Blicken;
Aus denen ewiges Erquicken
Ihn labt wie Frühlingssonnenstrahl
Das erste Veilchen in dem Thal.

Und durch ihr seiden Lockenhaar
Wühlt sich sein Finger und er spricht:
„Warum ist dieses Augenpaar,
Warum dies himmlische Gesicht
Von Schwermuthswolken stets umschleiert,
Wenn Jsmáil bei Jsma feiert?
Jst's bleicher Gram, der grausam pflückt
Die schönen Rosen dieser Wangen?
Jst es ein inneres Verlangen,
Ein stiller Wunsch? — O, hochbeglückt
Jst Jsmáil, wenn Jsma sagt,
Was sie begehrt, was sie beklagt.
Bei Allah! der liebt nicht sein Haupt,
Der Dir des Herzens Frieden raubt,
Ja, eine einzige Secunde
Das Lächeln stiehlt von Deinem Munde.
Doch schließet Deines Herzens Schrein
Sehnsüchtiges Begehren ein,
Was hegst Du es für Dich allein?
Ja, meine Liebe grollt Dir fast,
Daß Dein Vertrau'n solch seltner Gast!
Schwach scheint Dein Herz für mich zu lodern,
Da es sich sträubt von mir zu fodern.
Kannst Du den Wunsch genug entzügeln?
Und gäbst Du ihm des Adlers Schwingen —
Gewährung wird ihn überflügeln,
Um Dir ein Lächeln abzuzwingen.
Drum sprich! des Winks harrt der Mamluk;
Jm Bazar prangt manch schöner Schmuck,
Bis Deine Schönheit ihn beglückt,
Die selbst den schönsten Schmuck noch schmückt." —

Sie schweigt und kreuzt die beiden Arme
Und neigt das Haupt zum Busen hin
Und lenkt auf ihn das Aug', das warme.
Wie jene heil'ge Büßerin,
Die ihre Schönheit tief verachtend
Und in dem Staub' nach Gott nur schmachtend
Den Reiz, den jetzt sie nicht mehr ehrt,
Bewußtlos jetzt dadurch vermehrt,
Weil ihn ein bitt'rer Schmerz verklärt:
Also liegt die Cirkassierin
Vor dem Bimbascha, ihrem Herrn,
In dessen wildem Augenstern
Der Sehnsucht Feuer heller flammt
Als ihres Mieders Purpursammt.

Und seine Linke faßt ihr Kinn
Und streichelt es in süßem Kosen
Und streift die Locken, die ruh'losen,
Von ihrer Stirn', die seine Rechte
Mit einem Perlenreif umflicht,
Und er beginnt: „Gibt dies Geflechte
Das Lächeln diesem Angesicht,

* Türkischer Pascha.

Die Rosen wieder Deinen Wangen:
Das prächtigste in dem Bazar
Ist dann für Ismail nicht theuer,
Der Diamanten buntes Feuer,
Soll Dir im wilden Rabenhaar
Und auf des Turbans Seide sprühen;
Juwelen seien Deine Spangen,
Die Deinen Lilienarm umglühen;
Und Perlen, weiß wie Isma's Zähne,
Und fast so schön wie ihre Thräne,
Wind' ich Dir für zehntausend Piaster
Um Deines Halses Alabaster."

Sie lächelt; doch dies Lächeln steigt
Nicht aus dem Silberquell der Lust.
Ein Lächeln ist's, wie sich's oft zeigt
Auf dem Gesicht des Hoffnungslosen,
Wenn seine gramzerfleischte Brust
Dein falscher Trost will süß umkosen —
Ein Lächeln ist's, das auf dem Meer
Des bittern Schmerzes schwankt umher,
Wie Kindeslächeln, wenn es hervor
Sich drängt aus düsterm Thränenflor.
Doch so sehr freuet keinen Pascha
Der Gnadenblick des Padischas
Nach langgenährtem Zorn und Haß,
Als Isma's Lächeln den Bimbascha,
Auf dessen Schooß ihr Haupt jetzt ruht.
Von seinem Kaftan wallt die Fluth
Des Haars, um das den Reif er flocht,
Hinab wie windgeneckte Wellen.
Er fühlt ihr Herz heißpochend schwellen;
Doch weiß er wohl für wen es pocht? —

Er ist allein; doch all' sein Sinn
Ruht noch bei der Circassierin.
„Wie schön sie war! Traun, meinetwillen
Sollt' ihren Gram ich niemals stillen;
Denn er erhebt die Anmuth nur,
Die ihr verliehen von Natur,
Wie des Juweles Glanz und Werth
Der bleiche Silbergrund vermehrt.
Allein mich dünkt es wunderbar,
Daß sie nicht ist, was sie einst war.
Bin ich nicht mehr so theuer ihr?
Sie scheint nicht wohl, ist sie bei mir.
Es treibt ein drückendes Gefühl
Um Mitternacht sie von dem Pfühl
Zum Garten, wo an feuchten Mauern
Unheimlich die Cypressen schauern.
So sagt der Kislar, der nicht wehrt,
Was Isma fordert und begehrt,
Weil mein Befehl ihn so gelehrt? —
Obwohl das Griechenweib, das greise,
Mit dem sie oft der Rede pflegt
Durch Zaubertrank und Zauberweise
So sehr ihr Herz und Sinn bewegt? —
Nicht weiß ich's — doch was seh' ich hier?
Ein goldgeränderetes Papier
Zu meinen Füßen? hat sie mir
In diesen Zeilen wohl gesagt,
Was sie zu sprechen nicht gewagt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien, den 20. November.

[Politik. Heirathsproject. Lebensbilder. Neue Adelsernennungen. Anglomanie. Musik.]

Die Ereignisse in den Donaufürstenthümern machen hier große Sensation. Man wird versucht zu fragen: mais qui est-ce qu'on trompe donc? Sicherlich sind es nicht die Russen, die hinter das Licht geführt werden. — Wir lassen uns Alles gefallen. Unser Wahlspruch ist: Friede um jeden Preis!

Der Erbgroßherzog von Baden wird erwartet; er soll den ganzen Winter hier bleiben. Man spricht bereits von einem Heirathsproject mit der jüngsten Tochter des Erzherzoges Karl. Die Prinzessin ist gar nicht hübsch. Man kann dies an einer Hoheit wohl einmal als rühmenswerth hervorheben, da man von äußerer Schönheit in hohen Kreisen gleich so viel Rühmens macht. Es gehört vielleicht viel Verstand dazu, um in dieser Sphäre das Schicksal, nicht schön zu sein, erträglich zu finden.

Die wenigen Exemplare von den „Lebensbildern," welche unter das Publicum kamen, wurden gierig verschlungen, der größte Theil aber von der Polizei aufgekauft. Wie wahr sind die hiesigen Zustände geschildert, wie treffend die Charakterzeichnungen, besonders die des Staatsrathes H.. Es wäre an der Zeit, eine zweite Auflage zu veranstalten. Möge doch der wohlunterrichtete Herr Verfasser uns noch Mehreres über Oesterreich mittheilen, das er so gut kennt, und welches Land für das übrige Deutschland noch eine wahre terra incognita ist.

Sie werden fast in jedem Blatte der wiener Zeitung neue Adelsernennungen finden. Die Regierung war stets sehr freigebig damit, und nichts hat vielleicht so viel zur gänzlichen Discreditirung des Adels beigetragen. Früher waren es glückliche Börsespeculanten, reiche Juden oder Armeelieferanten, die man zu Baronen machte, und die ihre Diplome gut honorirten. Jetzt gilt diese Auszeichnung einer in pecuniärer Hinsicht schlechter gestellten Classe von Staatsbürgern, nämlich den Militärs. Da wird, nach dreißigjähriger Dienstzeit der Hauptman X. mit dem Prädicate „v. Heldenstreit", der Hauptmann Y. mit dem Prädicate „v. Heldenfeld", der Hauptmann Z. mit dem Prädicate „v. Löwenmuth" in den Adelstand erhoben! Doch von allen diesen, mit „Löwenmuth" begabten und in einem „Heldenstreit" begriffen gewesenen Kriegern weiß die Geschichte nichts zu erzählen. Das Ganze ist aber nur eine poetische Fiction und zeigt von der Phantasie unserer Büreaukraten. Der Herr von Löwenmuth oder Heldenstreit ist ein äußerst friedfertiger Mann, der in seinem Leben in keinen Streit, als höchstens in eine Kneipenstreitigkeit verflochten war, und den

die Regierung für seine langjährigen, schlechten oder guten Dienste mit diesem hochtönenden Prädicat und einer kargen Pension abfertigt. Ueberhaupt ließe sich über den hiesigen Adel ein ganzes Buch schreiben. Man hat im Ausland die Meinung, der Adel sei in Oesterreich allmächtig. Eine grundfalsche Idee! Die Büreaukratie ist allmächtig, nicht der Adel. In keinem Land ist der Adel vielleicht schlechter gestellt als hier. Der Adel hat hier gar keine politische Stellung. Es existirt kein Schatten von einer Pairskammer oder ersten Kammer; nicht einmal eine Corporation bildet er, wie in den süddeutschen Staaten. Seine einzige Auszeichnung besteht in der Befreiung vom Militärdienst und in seinem leeren Titel.

In Wien ist gegenwärtig die Anglomanie vorherrschend, besonders unter den Damen. Nur Englisch gesprochen! Großer Gott, aber was für ein Accent! Möchten doch alle am Spleen leidenden Briten nach Wien reisen, um die hiesigen Damen Englisch sprechen zu hören, sie würden sicherer von ihren Milzbeschwerden geheilt werden, als durch die Bäder von Karlsbad und Teplitz.

Eine Unzahl von Concertgebern befindet sich bereits hier. Es machen aber nur ganz renommirte Künstler gute Geschäfte, die übrigen spielen vor leeren Bänken und ziehen mit leerem Beutel ab.

Nestroy's neuestes Stück: „Die Papiere des Teufels", nach les mémoires du diable, hat fiasco gemacht, trotz der vielfältig im wiener Geschmack angebrachten Gemeinheiten und Zoten.

Gestern wurde Lachner's: Catharina Cornaro, unter persönlicher Leitung des Tonsetzers, bei überfülltem Hause gegeben. Leider hat jedoch diese Oper den gespannten Erwartungen des Publicums hier nicht entsprochen. Die hiesigen Ohren sind zu sehr an das Geklingel und Geleier der italienischen Opern gewöhnt. Lachner's Musik erscheint uns dagegen eintönig und melodienarm. Der Text ist „classisch langweilig."

Notizen.

[Sophie Schröder in Leipzig.]

Nicht ein Schatten, ein feurig lebendiger Geist der alten Zeit ragt Sophie Schröder noch in unsere Tage herein und gibt dem heutigen Geschlecht zu seiner Ueberraschung, ja zu seiner Bestürzung großartige Proben von dem riesenhaften Genius, der deutsche Kunst und Poesie im entschwundenen Zeitalter durchdrang und beflügelte. Die alte gefeierte Heldin des deutschen Theaters gab in Leipzig eine declamatorische Abendunterhaltung, die nebenbei, aber freilich fast überwiegend von glänzenden Talenten der Musik unterstützt wurde. Die erhabene Heroine des deutschen Kothurns — darf man sie anders nennen? — trug ein Gedicht von Klopstock, „Frühlingsfeier", vor. Wer vom heutigen Geschlecht liest noch den Barden Tuiscon's? Wer läßt sich vom Odenschwung Klopstock's noch hinreißen? Wer — und das klingt schmerzlicher — erträgt noch den Riesenschritt der alten Grandezza, die spartanische Erhabenheit solcher weltentfremdeten Hoheit des Geistes? Wie ein Mamuth ragt der grandiose Bau solch eines Poems aus der Vergangenheit heraus. Man muß das Zeitalter der Barden mit erlebt haben, um die Strömungen dieser Begeisterung ganz zu durchfühlen; man muß sein bestes Jugendfeuer, seine erste stürmische Liebe an diese Geburten unserer Altvordern geknüpft haben, um so, wie die Gefeierte, mit solcher Hingebung und Macht ein Klopstock'sches Gedicht wiederzugeben. Die Bewunderung, welche die Künstlerin hervorrief, war mit dem Staunen gemischt, wie es möglich sei, mit so viel Größe der Auffassung so viel Wärme des zarten Empfindens zu paaren, solchen Metallklang dem Organe bis ins hohe Alter bewahrt zu haben. Von noch mehr dramatischer Wirkung war der Vortrag von Bürger's Leonore und Schiller's Glocke. Die ganze Malerei der Schilderung stand hier noch in blühenden Farben. Die leiseren, lieblicheren Partien erschienen im Gemälde allerdings etwas verblichen; um so voller war die Macht des Vortrags in den Schauern der gespenstischen Empfindung, welche die Geisterscenen in der Leonore hervorrufen. — Schauspielkunst von heute! geh wallfahrten zu der alten Priesterin, lerne, daß dein Handwerk eine Kunst ist, eine hohe, gottbegeisterte Sendung verlangt, lerne die riesenhafte Anstrengung und Uebung begreifen, die solcher Herrschaft über die Mittel vorausging, lerne vor allem von ihr Demuth vor der Poesie und Begeisterung vom Gedanken des Erhabenen und Schönen! — Der Abend im schönen Saale des Gewandhauses, der in der That durch die erhabene Künstlerin zu einer Tempelfeier erhoben wurde, war auch sonst noch musikalisch glänzend ausgestattet. Madame Schröder-Devrient, die Tochter der alten Heldin, sang eine Arie und ein Duett aus Rienzi mit Hrn. Tichatschek, der ebenfalls noch ein Solo aus dieser Oper, ein Gebet, vortrug. Soweit sich aus drei Pièccn auf die Musik Richard Wagner's schließen läßt, so ist sie im noblen Styl, bekundet ein edles Streben nach heroischem Ernst; freilich schienen uns die drei Stücke etwas trocken und gedankenkarg. Mendelssohn-Bartholdy spielte eines seiner zarten, sanften Concertstücke, deren elegische Träumerei wohl mehr der Stimmung eines gemüthlichen Familiencirkels, als einem größern Kreise im glänzenden Festsaale angemessen ist. Die Soirée wurde, wenn mir recht ist, durch eine neue Ouvertüre von ihm eröffnet. Sie verräth einen feurigen, blühenden Schwung. In welchem Zusammenhang steht sie? Ist sie müßige Musik, d. h. abstracte Musik für sich, ein selbstständiges Concertstück? Oder soll sie einen dramatischen Inhalt einleiten? Es wäre zu wünschen, daß dies edelste und feinste Musiktalent unsers Zeitalters sich eines lebendigen Inhalts, sich der deutschen Oper bemächtigte.

[Schefer's Graf Promnitz.]

Die neueste Production von Leopold Schefer, Graf Promnitz, der letzte seines Hauses (Cottbus, Meyer), ist wieder voll von überseligem Gallimathias, aber auch voll komischer Gegensätze. Er schildert hier gleich zu Anfang lausitzer Kleinstädter im Weltgewühl von Paris. Dieser Widerstreit ist höchst komisch aufgefaßt; nur zu breit und wortschweifig festgehalten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 236. — den 2. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Bimbascha.

(Fortsetzung.)

Er nimmt's — er liest — o Gott, o Gott!
Treibt Satan mit ihm seinen Spott?
Nicht möglich — Isma sie? — und doch
Geschrieben steht's. Was braucht er noch?
Gewagt hat es ein Christenhund
Mit ihr zu schließen einen Bund,
Mit ihr, die er so rein geglaubt
Wie Schnee auf hohem Bergeshaupt,
Der selbst der Sonne Gluth nicht achtet,
Wenn sie nach seinem Antlitz schmachtet. —
Wie zeugt der Brief so tausendfach
Von ihrer Schuld und seiner Schmach!
Der Brief, den sie ans Herz gelegt
Gleich ihrem Täubchen, das sie hegt,
Und den ihr dunkeles Geschick
Vom Busen warf im Augenblick,
Als sie zu ihm das Haupt hinneigte
Und er sich ihr so gnädig zeigte.
„O daß mein Mitleid ich verschwendet
An einen Kummer, der mich schändet!
O Mahomet! hätt' ich sie nur
Erdrosselt mit der Perlenschnur.
Doch sagte mir ihr Blick nicht klar,
Was sie stets schien und niemals war?
Allah! in diesem Blick voll Huld
Lag Alles, Alles, nur nicht Schuld." —
Wie rollt sein Aug' jetzt stark und stärker,
Das kaum vor einer halben Stunde,
An Isma's Wangengrübchen hing
Der Biene gleich, die sich verfing
Im honigschwangern Kelchesgrunde
Und festgebannt im süßen Kerker.
Und in die Hand klatscht er dreimal
Und voll gedrängt ist schon der Saal;
Arnauten beben und Mamluken
Vor seiner Wimper wildem Zucken.
„Merkt auf! Sobald der Tag sich neigt
Und kaum der Abendstern sich zeigt
Noch eh' vom schlanken Minaret
Der Muezzin ladet zum Gebet:
Zerstreut im Garten Euch bedachtsam;
Bleibt zwischen Hecken wohl versteckt,
Daß Euch kein sterblich Aug' entdeckt,
Und seid auf jeden Ton mir achtsam!
Zehn Schritte bleibe Mann von Manne,
Die Klinge nackt, das Pulver auf der Pfanne!
Daß Euch kein einz'ger Finger bebe,
Bis ich zum Kampf das Zeichen gebe.
Genug, glaub' ich, seid Ihr belehrt;
Ihr liebt Eu'r Haupt und kennt mein Schwert!"

Schon floh der Sonne letzter Glanz
Die blanken Scheiben der Moscheen
Und die Halbmonde von Byzanz.
Es starb der Tag und kühler weh'n
Die Lüfte, und die Rose schließt
Schlaftrunken ihre Wimper schon.
Es senkt sein Haupt der schlanke Mohn
Und honigsüßen Schlummer gießt
Auf jede Blüthe die Natur;
Sanft träumt das Gräschen auf der Flur.
Den Menschen nur, den ruhelosen,
Will noch kein süßer Schlaf erquicken;
Verderben wacht mit wilden Blicken,
Die süße Unschuld zu umstricken,

Und auf der Liebe süßes Kosen
Harrt gift'ge Rache hinter Rosen. —

Und leise, leise auf den Zehen
Schleicht Isma aus des Harems Thor;
Kaum wagt ihr Auge sich empor.
Der West, der um die Blüthen säuselt
Und ihre seidnen Locken kräuselt,
Ja, ihres eignen Odems Wehen
Erfüllt sie schon mit bangem Zagen,
Daß krampfhaft ihre Pulse schlagen.
Kann doch das Knirschen schon des Sandes,
Das leise Rauschen des Gewandes
So leicht ihr zum Verräther werden!
Und dann? — Bebt sie für sich? — Nicht fragt!
So bitter ist kein Tod auf Erden,
Süß wird er, wenn für ihn gewagt.
Doch wenn Verderben ihn bedroht —
O, der Gedanke schon ist Tod!

Und in der Laube harrt sie sein.
Und wenn kommt er sie zu befrei'n?
Für ihres Herzens wilden Drang
Wie säumt er doch so lang, so lang!
An Krücken hinkt die träge Zeit,
Birgt Zukunft unsre Seligkeit.
Schon die beflügelte Secunde
Wird dann zur langen, langen Stunde,
Die Stunde, ach, zur Ewigkeit. —
Wie sie auf jedes Lüftchen lauscht,
Das leise durch die Zweige rauscht!
Wie sich ihr Busen senkt und hebt!
Wenn nur ein Blättchen niederbebt!
Wie täuscht sich, ach, ihr Herz so oft,
Das alle Seligkeit und Lust
Vom nächsten Augenblick erhofft!
Doch jetzt — nicht täuscht sie Aug' und Ohr,
Es klirrt, es klafft das Gartenthor —
Und Marko liegt an Isma's Brust.

„Jetzt bist Du mein und nichts entzweit
Den engen Bund, den einst geweiht
Ein Augenblick für Ewigkeit. —
Du meiner Sehnsucht süßer Port,
Mein Glaube hier, mein Hoffen dort!
All' meines Denkens heil'ger Schrein
Bist Du, nur Du, nur Du allein! —
Doch ist zu tauschen Kuß und Wort
Nicht jetzt die Zeit, nicht hier der Ort.
Es flieht der Augenblick — drum fort!
Am Thore steht mein Trupp bereit;
Der sichre Hafen ist nicht weit.
Denn deutlich hörst Du, willst Du lauschen,
Des Meeres dumpfe Brandung rauschen.
Der Wind ist gut und Falkenschnelle
Durchsaust mein Schiff die grüne Welle
Und eh' noch graut der junge Morgen
Bin ich beglückt und Du geborgen!"

Und um sie schlingt er seinen Arm
Und fast erreichen sie das Thor —
Da tönt es „Allah!" und hervor
Aus Rosenhecken springt ein Schwarm
Mit nacktem Schwert und Feuerrohr.
Kein Ende! — Mehr und immer mehr!
Wird denn der wilde Schwarm zum Heer?
Aus allen Büschen, allen Hecken
Springt wilder Mord und bleicher Schrecken.
Nun pfeift es scharf und blitzesschnell
Springt in das Thor manch Schiffsgesell.
Und Säbel klirren, Büchsen knattern;
Kaftane weh'n, Turbane flattern.
Schon manche Rose trinkt die Fluth
Von Türken- und von Christenblut.
Doch wie des Tigers Blicke funkeln,
Wenn in Bengalens Schilf, dem dunkeln,
Er lange tief verborgen kauert,
Blutdürstig auf die Beute lauert
Und dann mit einem wilden Satze
Ins Fleisch des Opfers schlägt die Tatze:
So funkeln jetzt in wildem Grauen
Die schwarzen Augen aus den Brauen
Bimbaschas Ismäil's. Er bricht
Mit wetterleuchtendem Gesicht
Hervor aus dunkelm Hinterhalt
Die braune Faust ums Schwert geballt.
Wild stürzt er hervor zum blutigen Streite;
Wild klappert sein Degengehenk an der Seite.
Sein finstrer Bart fliegt hin und her
Wie eine Welle auf dem Meer,
Das brausend mit dem Ufer streitet,
Wenn Sturm auf Donnerwolken reitet.

„Den Kislar her!" Er nahet — „Hund!" —
Und eine Leiche deckt den Grund.
„Schließt fest das Thor!" — Es ist geschlossen.
„Nun, Moslemim, kämpft unverdrossen!
Daß keiner leb' der feigen Sklaven,
Bis auf den unverschämten Wicht
— Ein Türkensäbel ehr' ihn nicht! —
Ihn treffe schwereres Gericht,
Und Schmach mag seinen Frevel strafen!"

Und immer heißer wird der Kampf
Und mancher Mund ist schon erkaltet
Und manche Stirne schon gespaltet
Und manch Herz bebt' im letzten Krampf.
Es färbt das Blut, das purpurrothe,
Den Kaftan hier, dort die Kapote.
Und hier ein blutig Gürtelband,
Dort eine abgehackte Hand,
Die zuckend noch das Schwert umspannt.
Und hier die Hälfte eines Stahls
Und dort den Fetzen eines Shawls.
So fein und zart, daß ihn ein Hauch
Geweht an diesen Rosenstrauch,
Wo er in Dornen sich verfing

Und zuckend jetzt sich senkt und hebt,
Wenn nur ein warmes Lüftchen bebt
Wie ein gespießter Schmetterling. —
Und von der Koppel hier das Leder
Und dort ein Kalpak mit der Feder,
Und dort ein Fez, hier ein Turban;
Still ruht der Christ beim Muselmann.
Streng hat das Leben sie geschieden,
Ste[illegible]at der Glaube sie entzweit;
[illegible]t ist geendet jeder Streit —
Der Tod allein schließt ew'gen Frieden.

Und Marko focht mit Löwengrimm
Und ob sein Schwert zu treffen weiß,
Das frage nur die Moslemim,
Die todt und sterbend rings im Kreis.
Doch auch wie rasend schießt und haut
Der Mameluk und der Arnaut,
Bis fast das letzte Herz geschlagen,
Von denen, die Kapoten tragen.
Wozu jetzt noch sein Blut verspritzen?
Kann's ihm noch helfen, ihr noch nützen?
Wohl gern möcht' er den Tod sich geben;
Doch scheint's ihm feig, da sie am Leben
Und er bedrohet von Verderben.
Und niedrig dünkt's ihn und gemein
Sein eigner Henkersknecht zu sein
Und fast aus Todesfurcht zu sterben. —
Befleckt mit Blut, bedeckt mit Wunden
Ist ihm sein schartig Schwert entwunden,
Und Ismail vor ihm hohnlacht
Wie Satan, wenn in seine Krallen
Ein frommes Opfer ist gefallen.
„Die Ketten bringt!" Sie sind gebracht.
„Bartloser Bube, der nicht werth,
Daß eines Moslems Blick ihn ehrt!
Du Wicht von niedrer Brut gezeugt,
Die wie dem Kreuz dem Joch sich beugt!
Ist so gemein wohl eine Strafe,
Die Dich nicht ehrte, feiger Sklave?
Kein Henker ist so schlecht geartet,
Daß gern sein Beil an Dir er schartet,
Du, so voll Niedrigkeit und List,
Daß Du noch schlimmer als ein Christ!
Nicht wärst Du sonst im Weiberkleide
In dunkler Nacht geschlüpft zu ihr,
Die bis auf das Geschlecht gleich Dir;
Denn schmachvoll, schamlos seid Ihr Beide!" —

Doch Marko schweigt und achtet nicht,
Was der Bimbascha höhnend spricht.
Kaum merkt er, daß von seiner Hand
Schon klirrend hängt das Eisenband.
Sein Blick fliegt über blut'ge Leichen,
Ihr theures Antlitz zu erreichen.
Umsonst! Rings Todesgrinsen nur,
Von ihr kein Zeichen, keine Spur.
Und schon steigt er zum Kerker nieder
Und wann und wo sieht er sie wieder? —

Was rennt das Volk zu Istambol
Am frühen Tag so freudentoll?
Hat schon das Bairamfest begonnen,
Daß sich der düstre Türke freut,
Eh' noch der goldne Glanz der Sonnen
Die letzte Dämmerung zerstreut?
Kehrt siegesfroh die Flott' zum Hafen,
Die über Nazarenersklaven
So lange keinen Sieg gewonnen? —
Nein! nicht Triumph noch Festesspiel
Treibt sie so früh, so froh zur Küste.
Es ist Bimbascha Ismail,
Deß Zorn gebaut ein Blutgerüste
Den niederträcht'gen Giaur zu strafen,
Der von schamloser Lust bezwungen
In dunkler Nacht mit seinen Sklaven
In eines Gläub'gen Haus gedrungen.
Drum vor dem Hause sei gerochen,
Was in dem Hause ward verbrochen!
So hat's der Groß-Islam gesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurter Briefe.

I.

[Gesellschaftston.]

Wenn man eine Zeit lang in dem glühenden Kochofen des pariser Treibens, wo es in allen Ecken knistert und flackert, gesessen hat, sehnt man sich nach einer gelindern Atmosphäre. Aber die Hitze verzehrt nicht rascher, als die Kälte eintrocknet. Im Feuer glaubt man, wie Lessing bemerkt, das Ertrinken sei ein Vergnügen. Wenn in Paris die vorwitzigen Zukunftsideen beständig in allen Kreisen wie ein Weberschiffchen herüber und hinüber springen, so daß es einen oft schwindelt, so geht dagegen die deutsche solide Ruhe zu schnell in Langeweile über. Nach kurzer Zeit steigt diese Ruhe schon auf den Gefrierpunkt. Einer der größten Irrthümer der menschlichen Phantasie ist die Ruhe des Paradieses. Das können nur alte Männer erfunden haben. Sie vergaßen jedoch, daß sie allein nicht das Monopol des Sterbens haben. Die Egoisten! Unser ganze Himmel beruht auf egoistischen Voraussetzungen. Die Jugend aber denkt nicht an das Sterben. Ihr war bis jetzt der Himmel Liebe und das Paradies die Geliebte. Unsere Liebe aber ist die Freiheit und das Paradies suchen wir hienieden auf Erden. Auf die Freiheit nach dem Tode, womit uns die Pfarrer und die Polizei vertrösten wollen, verzichten wir. Unser ganzes Leben ist bis jetzt zwar nur eine langweilige Vorbereitung zum Tode. Daß wir aber lebend uns schon todt stellen sollen, das ist denn doch nicht zu leisten. Das Leben ist tödtend, aber nur der Tod ist todt.

In der freien Stadt Frankfurt ist viel Leben, man beschränkt sich hier kaum auf sechs Mahlzeiten den Tag über. Wie man freilich geistig leben kann, wenn man den ganzen Tag nichts thut als essen und trinken, das ist eine andere Sache. Man braucht nur in das frankfurter Nationaltheater zu gehen, um sich von dem hiesigen geistigen Nationalleben zu überzeugen. Man denke sich zwei bis drei Ranglogen, besetzt mit breiten, langen, leidenschaftlosen Gesichtern. Da ist auch nicht ein Fältchen zu erblicken, wo die Leidenschaft ihr Siegel eindrückte. Diese Frauen haben nie geliebt, nie gefühlt, sind aber lauter brave Weiber. Oder hat der liebe Herrgott Augen, Mund und Stirn geschaffen, um die innern Gefühle zu verbergen? Dieselbe Ruhe auf allen Gesichtern, dieselbe Passivität! Gliche die Unempfindlichkeit nicht so sehr, dem Scheine nach, dem größten, in sich klaren und fertigen Geiste, man würde die Frankfurterinnen alle für die ersten Philosophen Deutschlands halten. Wo ein französischer Künstler die heftigsten Bewegungen hervorruft, da entreißt ein deutscher noch kein Lächeln, noch kein Achselzucken. Es gehört zum bon ton, Gefühllosigkeit zu zeigen und ein Landschaftsmaler könnte hier die schönsten Sujets für seine Kunst finden, bei Frauen und Männern. Diese Herrschaften sind wohl im Stande, einen preußischen Thaler für eine große Idee zu geben, aber hinreißen lassen sie sich nicht. Ach, es paßt sich ja gar nicht und es schickt sich auch nicht! Und nun gar sterben dafür! Das paßt sich ja gar nicht.

Es paßt sich nicht, es schickt sich nicht, es geht nicht! das ist die Dreieinigkeit der frankfurter Conversation. Ich übertreibe nicht. Frankfurt steht wohl in geselliger, in lebendiger Hinsicht vielen andern deutschen Krähwinkeln voraus. Nicht etwa, daß der Frankfurter nicht höflich oder ungastfreundlich wäre. Im Gegentheil. Der Frankfurter, als Individuum, ist der beste Mensch, den man sich denken kann; die Menschen hier sind um tausend Procent besser als die Gesetze. Die Autorität der Person ist aber gewiß der Autorität der Abstraction vorzuziehen. — Es fehlt hier nicht an schönen, löblichen Anstalten. Die Stadt ist schön, die Umgegend eine der schönsten Deutschlands, die Mädchen sind sogar schöner als ihr Ruf; und dennoch ist Frankfurt eine der langweiligsten Städte Deutschlands. Und was das schlimmste ist — es ist ihr nicht zu helfen — es sind zu viel Frankfurter drin.

2.

[Freistädtische Verfassungen.]

Wenn man sonst frankfurter Briefe schrieb, so war es eine Hauptsache, ihnen einen localen Beigeschmack zu geben. Der Hampelmann, Rothschild und der Bürgerkapitän, das sind frankfurter Prototypen. Es wäre auch so manches Frankfurterisches in Goethe, Bettina, Savigny und Andern aufzudecken. Börne und Klinger nicht zu vergessen. In neuester Zeit erschienen Briefe von Goethe's Mutter, die ächt frankfurterisch sind. Diese Art des öffentlichen Interesses aber ist veraltet. Andere Fragen, andere Untersuchungen beschäftigen jetzt die Geister. Nicht etwa der deutsche Bund oder die Befestigung Rastadts, oder die Militärcommission; ach, auch die Oesterreicher sind fort! Die guten Frankfurter meinen, man that es ihnen zu Liebe. — Wozu Oesterreicher in Frankfurt halten und ihnen doppelten Sold geben? In 35 Minuten sind sie von Mainz mit der Eisenbahn da! Das die einzige Ursache!

Nun ja, andere Fragen beschäftigen jetzt die jungen Geister in Frankfurt. Es ist gewiß schon zur Sättigung wiederholt worden, daß sowohl Justiz als Gesetzgebung, als Constitution hier eine mittelalterliche ist. Aber eine Reform ist nicht zu erwarten. Wurde sie doch in Hamburg bei lauter Feuer zu Wasser! Die gesetzlichen Verfassungen der Freistädte Deutschlands sind drückender als irgend eine absolute Monarchie, sind mittelalterlicher, sind mehr zurück als diese, verstoßen gegen Vernunft und Humanität. — Erzherzog Johann sagte beim cölner Dombau: Kein Preußen und kein Oesterreich. Ehe man aber Preußen und Oesterreich aufgiebt, müßte man rufen: kein Frankfurt und kein Hamburg! Und ich wüßte noch viele Et caetera hinzuzufügen.

Man ist in Deutschland gewöhnt, alles zu umschreiben. Die leidige Censur ist ein ächt-nationaler Spiegel. Jedes Wort guckt daraus umgekehrt hervor und will man's recht verstehen lassen, muß man es ihr umgekehrt vorhalten. Die rheinische und die augsburger Allgemeine stritten sich ob der Hegemonie Preußens. Letztere bekämpfte Preußen im Namen der Freiheit. Was sich die Freiheit nicht alles gefallen lassen muß! Die Allgemeine kämpft für eine Hegemonie Oesterreichs. Eulen predigen das Licht. Es gibt so ein Mährchen, wo sich Hexen ein neugebornes Kind gegenseitig als Spielball zuwerfen, bis das Kind auf einen Bergrücken fällt und buckelig und krumm sein Lebtag bleibt. Obschon nun diese Fehde von oben herab beseitigt wurde, so wird sie nicht weniger im Stillen fortgeführt, und zwar unter lauter Judasküssen. Es handelt sich aber im Grunde nicht einmal um eine Hegemonie. Wenn auch die Censur das rechte Wort verbietet, so spricht man es nichts desto weniger aus. Die Freistädte mögen nur fortfahren, wie die Seiler rückwärts zu gehen und dem Fortschritt Stricke zu bereiten. Früh oder spät kommt die Probestunde, sei es von Außen oder von Innen. Dann werdet Ihr auch sehen, daß Hegemonie gar kein deutsches Wort ist und daß sich die Einheit noch ganz anders übersetzen läßt. Da berechnet die Diplomatie jede Eventualität, als ließe sich die Geschichte wie ein Staatsprofessor am gouvernementalen Seilchen führen! Die Geschichte folgt der Idee, wie das Eisen dem Magnete. Die Ge[illegible] macht zu Fleisch und verkörpert, was in der Idee blo[illegible] Geist ist.

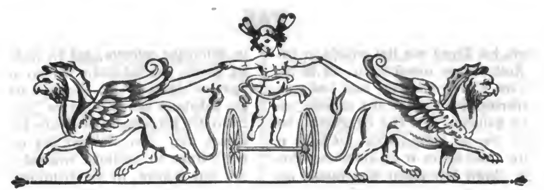
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Kaltwassercuren.]

Seit Rausse ist die Literatur der Kaltwassercuren stark angewachsen. Auch die deutsche Poesie, die aus allem, selbst aus kaltem Wasser, Nahrung saugt, hat Literatur darüber gemacht. Das Neueste hiervon sind Herloßsohn's interessante humoristische Briefe im „Kometen.“

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 237. — den 3. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Juden in Oesterreich*.

Tribes of the wand'ring foot and weary breast,
How shall you flee away and be at rest!
The wild dove hath her nest, the fox his cave,
Mankind their country, — Israel but the grave.
Byron.

Des größten Sängers Klage ist noch immer gerecht, in Oesterreich wenigstens, — nichts als ein Grab! — Aber sollte Nationalität sich nicht über Grabstätten entwickeln können, wie über Geburtsstätten? Sollte ein Volk nicht dort eben so werden können, wo es seine Väter begräbt, als dort, wo sie ihm geboren wurden? — Ein umgekehrtes Vaterland, gebt ihm nur Raum, und sei es auf Gräbern, Raum und Licht, Recht und Freiheit, und ihr werdet euch schämen — daß ihr euch nicht geschämt habt! Es ist ein schöner Gedanke, der des immerwährenden Fortschrittes der Menschheit, und sein schicklichstes Bild die Spirale. Jeder Rückschritt ist da nur ein scheinbarer, ist immer ein Fortschritt nach oben, fürs Ganze wenigstens, für „Den da Oben"; aber an und für sich doch immer ein Rückschritt. Oder waren z. B. die neuesten preußischen Judengesetze, die österreichischen seit Joseph, Fortschritte? Fortschritte für die da unten, menschliche Fortschritte? Nun dann sind es auch die Negerpeitsche und der Kastenzwang der Hindus. Oder ist es minder schmälich, eines weißen Mannes geistige Glieder als eines schwarzen Mannes Arme zu fesseln?

Hereditary bondsmen! Know ye not,
Who would be free themselves, must strike the blow!

Und fürwahr, solch ein gewaltiger Schlag im beginnenden moralischen Freiheitskampfe der Juden ist das vor uns liegende, merkwürdige Werk. — Unsinn und Unrecht, sie wuchern wohl überall, aber ein reicheres Saatfeld ist doch nirgends aufgegangen als in der Gesetzgebung der Christen über die Juden. Wir trauen unsern Augen kaum, wenn wir diese, mit unerschütterlichen Documenten belegten Daten lesen. Der Gott des alten Bundes sprach: Seid fruchtbar und mehret Euch! Und hier finden wir eine selbst den Bemittelten zum Bettler machende Steuer auf die Ehe gelegt. Der Gott des neuen Bundes sprach: Bete und arbeite; und hier finden wir eine dem Armen selbst durch Arbeit unerschwingliche Steuer auf das Beten. Mit größtem Takte und sicherm Bewußtsein dessen, was die Zeit fordert, hat der Verfasser sein Werk auf historischem Fundamente erbaut und es dadurch gegen alle Angriffe im modernen Sinne gesichert. — Als das Perpetuum mobile Europas in den dreißiger Jahren wieder heftiger zu schwingen begann, da tönten diesmal seine Schläge selbst bis in die Studirstube des deutschen Gelehrten; dieser erschrak zuerst vor den gewaltigen Klängen der Freiheit, dann aber that er damit, was er mit allen Dingen thut, mit denen er nichts anzufangen weiß, — er studirte sie. Der Franzose ist ein politischer Improvisator, er impro-

* Die Juden in Oesterreich, vom Standpuncte der Geschichte, des Rechts und des Staatsvortheils. Leipzig, Mayer u. Wigand. 2 Bde.

visirt die Freiheit, das Thema war ihm geläufig, er improvisirte die Freiheit schon einmal früher, als sie wie Minerva, nach dem Schlag eines Beils aufs Haupt, geharnischt hervorsprang. Der Deutsche aber ist weder Improvisator, noch Politiker, er ist blos ein Mensch, der Alles weiß, sonst aber gar nichts versteht, das heißt: er ist ein Gelehrter. Also studirte er die Freiheit und construirte sie. Zu gleicher Zeit machte man damals wie durch eine Schickung „von oben" eine merkwürdige Entdeckung; man erfand die historische Basis. Wenn z. B. irgend eines Mannes Sohn frei sein will, und man kann ihm beweisen, daß sein Vater oder Großvater oder Urgroßvater ein Sklave war, so hat er das historische Recht — ein Sklave zu bleiben. Das nennt man die historische Basis. Eigentlich war es eine Gränzmaschine gegen Einschmuggelung der französischen Waare, und als Surrogat dafür legte man innerhalb des Zollvereins deutsche Freiheitsfabriken auf historischer Basis an. Da ergab sich nun eine wunderliche Sache; man fand, daß die Erfindung schon längst da gewesen, daß sie eigentlich eine deutsche sei; man hatte sie blos vergessen, was einem Gelehrten sehr leicht geschehen kann. Gerade so geht es mit der sogenannten historischen Knechtschaft der Juden. Als jener gräfliche Redner auf dem ungarischen Landtage aus dem Grunde gegen die Emancipation der Juden sprach, weil sie (vor Jahrhunderten) kaiserliche Kammerknechte gewesen, da fiel es dem Redner wohl nicht im Traume ein, daß der servus camerae seiner Zeit Vorrechte genoß, wie sie nur irgend jemals einer bevorzugten und ausschließlichen Genossenschaft und Stellung gestattet worden; was aus unserem Werke unwidersprechlich hervorgeht. Ueberhaupt ist der servus der Römer nicht der des Mittelalters und implicirt nicht im geringsten etwas Schimpfliches und Sklavisches. Aber auch der Knecht des Mittelalters hatte nicht die Bedeutung von jetzt; denn wie stände es dann wohl um den Servus servorum Dei! Der Knecht des Mittelalters ist vielmehr mit unserm „Diener" ganz einerlei, wie noch im Munde des Volkes sich beide Worte als gleichbedeutend erhalten haben, und der Posten eines kaiserlichen Kammerknechts war seiner Zeit wie jetzt der eines kaiserl. Kammerdieners, eben so ehrenvoll als — lucrativ. Was würden die hannoverischen Staatsbeamten sagen, wenn Jemand behaupten wollte, sie wären unfrei, weil sie — königliche Diener sind?

Nachdem der Verfasser uns den immerwährenden Rückschritt der Freiheiten der Juden, zum Danke dafür, daß sie als Vermittler der Intelligenz und des Handels im Mittelalter auftraten, aus der wachsenden Eifersucht der Städte, aus schändlicher Geldgier und blutiger Religionsverfolgung erklärt, sehen wir ein kurzes, freudiges Aufathmen unter dem großen Joseph. Er war der Luther des Absolutismus, wie dieser der Joseph des Papismus war. Zwei Menschen sind es, die wir unter den Göttern der Walhalla vergeblich suchen, aber die Zeit wird kommen, wo die Götterdämmerung naht und Walhalla fällt, wie die Edda singt: „Noch will ich's nicht sagen — doch nenn' ich ihn nicht — den Starken von oben — der Alles regiert — gerecht wird er richten!" —

Im zweiten Buche geht der Verfasser zu den Rechten der Juden über, zu dem, was sie zu fordern berechtigt sind, als Menschen derselben Art, als Unterthanen desselben Landes, als Bekenner desselben Sittengesetzes, als Anbeter des Einen und desselben Gottes, und zeigt uns, was sie dafür erhalten, vielmehr, was man ihnen dafür verweigert. Hier übermannt ihn oft ein edler Zorn, und mit Recht; denn wer kann ohne Erstaunen, ohne Unwillen, ohne Trauer dieses Gewirr von sinnlosen, barbarischen, widersprechenden Bedrückungen lesen, die alle durch Gesetze sanctionirt sind! Es sind die Judenhetzen des Mittelalters moralisch erneuert und geboten! Erinnert sich doch selbst Schreiber dieses vor beiläufig 25 Jahren zufällig in einer Stadt Mährens das Schauspiel einer Judenhetze erlebt zu haben, indem die Diener der Gerechtigkeit in dunkler Nacht darauf aus waren, die Judenhäuser zu überraschen und zu durchsuchen, um christlichen Ammen, die etwa bei Juden im Dienste wären, die Säuglinge zu entreißen. Unrecht und Unsinn haben die eine Eigenschaft der Basilisken, rund um sich her zu verpesten. Hätten sie doch auch die andere dazu, zu sterben, wenn ihnen der Spiegel vorgehalten wird! —

Wenn der erste Theil des vorliegenden Werkes ein Schatz von Fleiß und Gelehrsamkeit, der zweite ein Kampf der Rechtlichkeit und schönen Gesinnung ist, so muß man den dritten einen Triumph geistreicher Behandlungsweise und höchst origineller Conception nennen, denn wen wird es nicht befremden, ja innerlich ergötzen, wenn er auf die schlagendste Weise auseinandergesetzt findet, wie der Pfeil den ungeschickten Schützen traf, wie große Nachtheile dem Staate aus der schmälichen Behandlung der Juden erwachsen sind und immerfort erwachsen, und welche Vortheile ein entgegengesetztes Verfahren bringen muß. Dies ist am auffallendsten im finanziellen Theile. Fürwahr, der Verfasser hat seinen

Achilles bei der Ferse gepackt. — Das Werk wird so dem Finanzmanne nicht weniger unentbehrlich werden, als es dem Culturhistoriker und Politiker schon sein muß. — Der Mann des Wortes hat eine That vollendet. Wir wollen sehen, was die Männer der That darauf zu antworten haben.

Der Bimbascha.

(Beschluß.)

Und wilder eilt das Volk heran,
Und enger drängt sich Mann an Mann
So weit Dein Auge reichen kann.
Und die der Boden nicht mehr faßt,
Sie klettern flink auf Zweig und Ast;
Selbst von der Bäume höchstem Wipfel
Hangt manchen Kaftans bunter Zipfel;
Ja, auf den Kuppeln der Moscheen,
Kannst Du den Schwarm der Gaffer seh'n
Still harrend auf den blut'gen Streich —
Das Volk ist überall sich gleich.

Und lächelnd blickt der Sonnengott
Herab aufs blutige Schaffot,
Auf dem jetzt der Verbrecher steht
So kalt und stolz. Bei Mahomet!
Zum letzten, gräßlichen Gericht
Geht so kein niedrer Bösewicht.
Dem Henker sieht er ins Gesicht
Mit einem Blick, der deutlich spricht,
Daß der nicht vor dem Tod mag beben,
Der ihn so oft geschaut im Leben.
Und jetzt lenkt er den Blick empor
Und seine Wimper regt sich leise
Zu ihm, der, über Weltenkreise,
Geheimstem Schmerz leiht Aug' und Ohr
Und wo der Mensch auch schnell vernichtet
Mit Milde prüft, mit Gnade richtet.
Muß er auch auf der Richtstatt steh'n,
War doch nur Liebe sein Vergeh'n.
Und lohnt sie ihm jetzt mit Verderben,
Wie süß, für sie selbst so zu sterben!
O, ein Gefühl ist's, das erhebt,
Wer sterbend sagt: Ich hab' gelebt!
Ob auch sein Hoffen so zerstiebt —
Gelebt hat der, wer so geliebt.
Was starrt er jetzt? O Gott, war sie's,
Die sich am Fenster sehen ließ? —
Genug, genug! — Wenn sie's auch war,
Wie immer sei sein Auge klar. —
Das Beil sieht lächelnd er am Blocke
Und scheert vom Haupt sich das Gelocke,
Das finstre, dessen wilde Fluth
An ihrem Hals so oft geruht.
Und traurig jetzt zu Boden sinkt,
Der bald sein bestes Herzblut trinkt.
Und dieses schönen Schmucks beraubt,
Legt auf den Block er hin sein Haupt.
Das Beil erblitzt, Fanfaren schmettern
Und — Marko's Haupt liegt auf den Brettern,
Indeß vom Rumpf, bei dem es liegt,
Ein rother Strahl zum Himmel fliegt
Und langsam wieder niedertropft
Zum Rumpf, in dem das Herz noch klopft.
Bis nach und nach der Quell versiegt
Und mählig, mählig Tod umschleicht
Das Haupt, das immer mehr erbleicht.
Die Lippe zuckt, die Wimper regt sich sacht
Und hüllt das Auge dann in ew'ge Nacht.

Still ist die Nacht. Die Winde schlafen
Im Schooß des Meeres von Marmora;
Im tiefen Schlummer liegt der Hafen;
Kaum wird der leise Hauch verspürt,
Der sich im Takelwerke rührt.
An Topp und Fock nur flaggen sacht
Die bunten Wimpel in der Nacht
Und nur die leisen Wellen spielen
Sanft plätschernd an den braunen Kielen.

Und langsam schreiten jetzt die Sklaven
Mit einer Bürde auf dem Sand,
Dort wo das Meer spricht mit dem Strand.
Sie schweigen, und was sie da tragen,
Gefährlich wär' es sie zu fragen.
Denn traun! statt ihrer spräche wohl
Aus ihrem Gürtel das Pistol.
Und nun erreichen sie die Stelle,
Wo sich ein Fels hebt aus der Welle.
Gen Himmel streckt er seinen Nacken
Und reckt empor die braunen Zacken,
Die Riesenfinger, wie zum Schwur,
Daß er, so alt wie die Natur,
Mit ihr allein nur mag vergeh'n,
Wenn einst die Todten auferseh'n
Und Welten wie der Staub zerweh'n.
Ob Donner auch sein Haupt umrollt,
An seinem Fuß die Woge grollt,
Ob auch in rasenden Gewittern
Die moosumhüllten Eichen splittern:
Er steht wie immer ohne Zittern,
Ein Gränzstein zwischen Meer und Land
Begründet von der Schöpfung Hand,
Sein eigner Schutz, sein eigner Hort,
Unwandelbar wie Männerwort. —
Sie sind zur Stell! Ein Wurf — ein Schrei —
Und wild sträubt sich das Meer empor
Und zischt und schäumt; nun ist's vorbei.
Der Schaum zerstäubt. Es rauscht nur leise
Und zieht kaum sichtbar weitre Kreise
Und schon ist's ruhig wie zuvor.
Doch was jetzt birgt des Meeres Schuld,
Das sah kein Aug', das sprach kein Mund.

Urewig wallt das Meer zum Strand;
Urewig netzt sein Schaum den Sand;
Was aber seinem Schooß vertraut,
Wird bis zum jüngsten Tag nicht laut.

Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

3.

[Zunftwesen und Concurrenz. Monopolunfug.]

Ich kam aus Cöln hieher zurück, hatte einen Augenblick von deutscher Einheit und deutschem Fortschritt geträumt und erwachte hier zur Wirklichkeit. Ich höre mit Bedauern, daß der Handel sich verringert, der Wohlstand einem übertriebenen Luxus Platz macht, die Armen sich vermehren, mit ihnen die Verbrechen, und trotz der hiesigen Intoleranz gegen Concurrenz alle Gewerbe, sowohl freie als unfreie, sich übersiedeln. Hier herrscht einerseits Zunftwesen, andererseits Concurrenz, zwei sociale Plagen, die im Stillen das Bett auswühlen und so fortwühlen werden, trotz aller Schein- und Zwangsmaßregeln.

Was nutzt es der Polizei, daß sie die Menschen hier eintheilt in Bürger, Beisassen und Permissionisten! Sie erlaubt letzteren einen Monat Luft für 42 Kreuzer. Frankfurt wird jeden Tag ärmer und macht rasche Schritte abwärts. Das sieht man nur, wenn man einige Zeit abwesend war und wieder zurückkommt. Trotz Eisenbahn und Droschken verliert es seine Messen, die jetzt schon keine große Bedeutung mehr haben. Städte, besonders Familienstädte wie Frankfurt, haben ihre Zeit wie jedes Geschäft. Weil sie mit der Zeit nicht fortschreiten und mit Gewalt am Alten kleben, werden sie an einem Tage überrumpelt. Frankfurt hätte längst schon auf etwas anderes sinnen sollen, als auf seinen Zwischenhandel; längst schon hätte es seine Gesetze reformiren und fremdes Genie und fremdes Geld an sich ziehen sollen. Kann es geistig nicht aufkommen, so sollte es doch wenigstens physisch fortleben und weiterkommen. Geht es seinen Schlendrian so fort, so ist es in dreißig Jahren eine gewöhnliche deutsche Stadt wie ungefähr Augsburg. Der Main hat sich ohnedies fürchterlich blamirt mit den Dampfschiffen, er wird aus dem Register der schiffbaren Flüsse gestrichen werden. Durch die Eisenbahn verliert er sogar seinen Cours von hier nach Mainz, und die Börse wird — bleiben die Verhältnisse wie sie sind — ganz überflüssig sein. Die Börse hier ist blos ein Markt des einen Hauses. So wie Benazet und Chabert die Bank halten, so hält dieser eine Jude die Börse, mit dem Unterschiede, daß der Spieler gar keine Chancen hat, wenn der Pächter nicht will. Einen solchen Monopolunfug hat die ganze Geschichte nicht aufzuweisen. Alle die Börsenhändler hier, die nicht zu den ersten Banquiers gehören, sind Taglöhner eines Einzigen geworden. Es ist dies ganz natürlich in unserer Gesetzgebung. Nicht allein drückt und erhöht dieser Eine die Fonds nach seinem Belieben, sondern er hat auch noch das Monopol der Estafette. So etwas Empörendes hat sich die Bibel nicht denken können, als sie Kain verfluchte. Ein geistloser Geldsack regiert ganz Europa. Und wenn dieser große Mann hier zweitausend Gulden vertheilt, machen die Hasenmenschen einen Spectakel, als wäre der Messias gekommen. Wissen nicht, daß er es ihnen doppelt in einer Viertelstunde wieder abnimmt. So sah ich neulich ein deutsches Originalstück, „Der Hirsch," wo der deutsche Verfasser einem Fürsten die ungebührlichsten Schmeicheleien sagt, weil er nicht einen Mann erschießen läßt, der einen Hirsch erlegte. So etwas kann nur in Deutschland über die Bühne gehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Die oberdeutsche Zeitung.]

Die oberdeutsche Zeitung hat als solche zu erscheinen aufgehört; sie wird sich in eine Wochenschrift verwandeln. Was diese Zeitung charakterisirte, war ihr Eifer um deutsche Eintracht. Zur Förderung dieser war sie von jedem hyperprotestantischen Zelotismus fern und nahm die Partei der Katholiken, wie man in England als Ehrenmann und als Menschenfreund auf die Seite der Irländer treten muß. Sie hielt es ferner für Ehrensache, den cölner Dombau aus dem Gesichtspunkt der confessionellen Eintracht aufzufassen. Dies gereicht der Zeitung zur Ehre. Zwei deutsche Männer, Friedrich Giehne und Karl Andree, haben sich als Publicisten in dieser Richtung einen Platz in der Journalistik unsrer Zeiten gesichert.

[Lope de Rueda.]

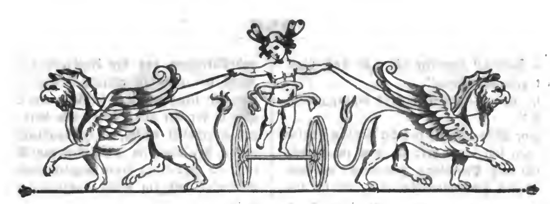
In dem von Prutz herausgegebenen literarhistorischen Taschenbuche macht A. Wellmann in einem ausgezeichneten Artikel auf die ältesten spanischen Dramatiker aufmerksam. Unter diesen hat Lope de Rueda eine Reihe Stücke geschrieben, welche ihrem Inhalte nach eine Parallele zu Shakspeare'schen Dramen abgeben, namentlich ist die Eufemia des Spaniers mit Cymbeline desselben Inhaltes. Nach Wellmann hält die einfachere spanische Komödie durchaus den Vergleich aus mit dem überladenen britischen Stücke. Einzelne komische Figuren, besonders der Prahler Vallejo, seien Shakspeare's würdig. Möchte der deutsche Uebersetzerfleiß hier einen Spielraum finden.

[Theodor Döhler in Leipzig.]

Döhler's Concert war nicht stark besucht, die musikalischen Abende drängten sich gerade. Vor fünf Jahren war er zuletzt hier. Geschmackvolle Eleganz im Vortrage war schon damals das Verdienst dieses Pianisten. Er hat seitdem mehr Macht und Fülle im Ton bekommen. Seine Triller waren wieder das Bedeutendste in seinen Leistungen. Außer der Triller-Etude spielte er auch seine Tarantella etc. Madame Schröder Devrient sang eine Arie aus Reißiger's Adele de Foix und Schubert'sche Lieder.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 16.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 238. — den 5. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

Ein Glück, das einmal Dein, wird nimmer Dir entrissen.
In der Erinn'rung hältst Du's fest;
Und was Du nie gekannt, das wirst Du nicht vermissen,
So kommt's, daß es sich leben läßt. Rückert.

Unter den vielen liebenswürdigen und bedeutenden Frauen, denen ich jemals begegnet bin, weiß ich keine, deren Geistes- und Herzensgaben denen meiner alten Freundin, der Gräfin A., die Wage gehalten hätten, keine, die einen gleich mächtigen Zauber auf ihre Umgebung auszuüben vermochte. Obwohl den ersten Familien Rußlands durch enge Verwandtschaftsbande angehörend, war es doch weder der Glanz ihres historisch berühmten Namens, noch ihr unermeßlicher Reichthum, ja selbst nicht ihr geistiges Uebergewicht, was ihr solch entschiedenen Einfluß über die Andern verlieh und sie als eine außerordentliche Erscheinung anstaunen machte; es war der innerste Kern ihres Wesens, ihre aus strengster Wahrhaftigkeit entspringende Originalität, die bewundernswerthe Leichtigkeit und Richtigkeit, mit der sie selbst das Fremdeste, ihr am fernsten Gelegene, aufzufassen, zu beurtheilen verstand, ja es in sich aufzunehmen, sich damit zu bereichern wußte, ohne dadurch ihre innere Selbstständigkeit im geringsten zu beeinträchtigen. Trotz ihres weit vorgerückten Alters (sie war hoch in den Sechzigen, als ich sie kennen lernte) hatte sie sich eine so ungetrübte Heiterkeit, eine so schöne Frische der Gesinnung bewahrt, daß sie den Umgang mit der Jugend jedem andern vorzog und ihn scherzend das kräftigste Verjüngungsmittel, eine wahre fontaine de jouvence nannte. Obgleich ihre sehr erschütterte Gesundheit es ihr nicht mehr erlaubte, ein eigentlich großes Haus zu machen, so ließ sie sich dadurch doch nicht abhalten, sehr häufig allerliebste Theedansants zu veranstalten, wobei sie ihre jungen Lieblinge um sich versammelte und ihnen mit großmütterlicher Sorglichkeit alles mögliche Vergnügen zu bereiten suchte, so zwar, daß eine Einladung zur Gräfin A. überall als sichere Bürgschaft für einen in den feinsten und fröhlichsten Genüssen zu verlebenden Abend galt.

Den Umgang mit ältern Personen, zumal ihres Geschlechtes, duldete sie mehr, als sie ihn suchte, sie war wohl auch gegen diese liebenswürdig, aber sie mußte es sein wollen, und diese Absichtlichkeit fiel ihr insofern schwer, als sie sich mit der offenen Unbefangenheit ihres Wesens schlecht vertrug. So erinnere ich mich eines Abends, an dem ich in ihren Salon trat, nachdem ihn die Fürstin N., eine Dame, die den Jahren nach beinahe ihre Tochter hätte sein können, eben verlassen hatte; ich fand die Gräfin ungewöhnlich abgespannt und fragte sie um die Ursache ihrer sichtlichen Erschöpfung. „Ach," versetzte sie halb launig, halb verdrießlich, „glauben Sie denn, man könne sich ein paar Stunden hindurch langweilen, ohne die Folgen davon in allen Gliedern zu verspüren? Die N. hat den ganzen Abend bei mir zugebracht, und der Zwang, den ich mir in ihrer Gegenwart auferlegte, um meine Meinungen nicht in Collision mit ihren verknöcherten Ansichten zu bringen, hat mich krank gemacht." —

„Aber die Fürstin," bemerkte ich, „ist doch übrigens eine recht geistreiche Frau."

„Ja wohl. Aber," fügte sie lachend hinzu, „sie ist zu alt für mich."

Meine eigene Bekanntschaft mit der Gräfin schrieb sich eben nicht von sehr lange her; ich war im Herbste des Jahres 1836 nach Petersburg gekommen, und unter den verschiedenen Empfehlungsschreiben, die ich aus Deutschland mitbrachte, hatte sich auch eines befunden, das an sie gerichtet war. Längere Zeit hindurch trug ich es in meinem Portefeuille herum, ohne daran zu denken, es abzugeben; ich unterließ es theils aus Nachlässigkeit, theils aus Zeitmangel, theils auch, weil ich auf die Erkundigungen, die ich über die Persönlichkeit der Gräfin einzog, zur Antwort erhielt, sie sei alt und sehr geistreich. Nun war ich aber — als nunmehr völlig Bekehrter darf ich meine frühern Irrthümer wohl eingestehen — den alten Frauen im Allgemeinen ziemlich gram, den renommirt geistreichen aber ganz besonders, erstens, weil mir ihr docirender Ton, ihre Unfähigkeit, die Jetztwelt zu begreifen, ihre blinde Vorliebe für die alte, in vieler Beziehung gewiß schlechtere Zeit, die ihnen nur darum schöner dünkt, weil sie damals schön und jung waren, unerträglich schien; zweitens, weil ich in ihrer gerühmten Klugheit gewöhnlich nur das natürliche Ergebniß des Egoismus und der trostlosesten Herzensdürre fand. Von solchen Ansichten befangen, verschob ich den Besuch bei der Gräfin von Tag zu Tag; als ich aber endlich einen Brief aus Berlin erhielt, indem man mich befragte, ob und mit welchem Erfolge ich das bewußte Empfehlungsschreiben abgegeben, blieb mir nichts anderes übrig, als mich den Pflichten der Höflichkeit zu unterwerfen und den mir wirklich widerwärtigen Gang anzutreten. Die Gräfin bewohnte ein prächtiges Hotel in einer der Hauptstraßen von Petersburg; eine mit grünen Teppichen belegte und troß der strengen Jahreszeit mit herrlichen Blumen besetzte Treppe führte in das erste Stockwerk, in dem sich ihre Gemächer befanden. Ich ließ mich von einem der Bedienten, die ich im Vorzimmer antraf, und deren wohlbehagliches Aussehen, so wie ihr geschliffenes Betragen, günstige Begriffe über ihre Herrschaft erweckten, melden und erhielt nach wenigen Augenblicken die Antwort, ich werde der Gräfin willkommen sein.

Die Ausschmückung der langen Zimmerreihe, die ich nun zu durchschreiten hatte, bevor ich in das Cabinet der Gräfin gelangte, wirkte eben so überraschend als erfreuend auf mich. Daß eine Dame von ihrem Range und Vermögen von den blendendsten Schöpfungen der Kunst wie von den reizendsten Erfindungen des Luxus umgeben sei, daran war freilich nichts Staunenswerthes, aber in der Art und Weise, wie diese Schätze vertheilt und angebracht waren, in der künstlerischen Berechnung, womit sie, ohne im Mindesten zur Schau gestellt zu sein, sich gegenseitig heben mußten, sprach sich der feinste Geschmack und ein höchst ausgebildeter Schönheitssinn aus. Hier war nichts von der barbarischen Verschwendung des Emporkömmlings, noch von der kleinlichen Eleganz einer pariser Merveilleuse zu sehen; wohin das Auge sah, traf es auf die gediegene Pracht der Aristokratie, die in ihrem ererbten Reichthum und im angewöhnten Genusse desselben vorzugsweise, wenn nicht ausschließend, befähigt ist, die tausendfachen Raffinements des Luxus zu einem harmonischen, in seiner Gesammtheit beinahe majestätischen Ganzen zu vereinigen. Ueberdies habe ich die Ueberzeugung, daß sich aus der Physiologie einer Wohnung der Charakter ihrer Bewohner ziemlich genau entnehmen läßt, und ich bekenne offen, daß ich in einer viel günstigern Stimmung, als die, in der ich gekommen war, in das Cabinet der Gräfin trat.

Sie empfing mich mit freundlicher Würde; wenn sich feiner Weltton mit wahrer Herzensgüte paart, so verleiht dies dem unbedeutendsten Worte, den gewöhnlichsten Höflichkeitsformeln allen Reiz persönlichen Wohlwollens.

Nach den ersten Begrüßungen übergab ich ihr das Schreiben, das sie nach einer flüchtigen Entschuldigung erbrach und las; während sie damit beschäftigt war, hatte ich Zeit, ihre Gestalt genau ins Auge zu fassen. Sie war groß und schlank, vom Alter nicht gebeugt; in ihrer Kopfhaltung lag etwas, das an den Stolz ihrer fürstlichen Ahnen mahnte. Ihre Züge, denen die Macht der Jahre freilich tiefe Furchen eingeprägt hatte, trugen dessen ungeachtet noch immer Spuren früherer außerordentlicher Schönheit, und in ihren dunkeln Augen sprach sich eine Geistes- und Willenskraft aus, die beinahe einschüchternd hätte wirken können, wenn nicht ein unendlich freundlicher Zug um die feingeformten Lippen diesen störenden Eindruck schnell verwischt hätte. Ihre Kleidung war gewählt, geschmackvoll und doch für ihre Jahre völlig passend, wie ich mich überhaupt nicht erinnere, sie je in einem Anzuge gesehen zu haben, der nicht den strengsten Anforderungen entsprochen hätte. Als ich sie nach längerer Bekanntschaft einmal wegen der Sorgfalt, die sie auf ihre Toilette verwandte, ein klein wenig neckte, erwiederte sie

ganz eifrig: „Halten sie doch nicht für lächerliche Eitelkeit, was theils die Folge langer Gewohnheit, theils, und zwar ungleich mehr, schuldige Berücksichtigung der Andern ist. Ich will nun einmal nicht zu den alten Frauen gehören, die aus Zorn, daß sie keine Eroberungen mehr machen können, sich dadurch zu rächen suchen, daß sie den Andern Ekel verursachen."

Nachdem sie den Brief durchlesen und mich noch einmal herzlich willkommen geheißen hatte, brachte sie das Gespräch auf Deutschland; sie hatte daselbst längere Zeit gelebt, hatte mit den meisten der Großen, an denen meine Heimath in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts so reich war, in naher und freundlicher Berührung gestanden, ihre scharfsinnigen, die Tagesinteressen betreffenden Aeußerungen verriethen ihre warme Vorliebe für deutsche Kunst und Literatur und ihre vollkommene Kenntniß dessen, was die jetztwirkenden Kräfte in beiden leisten. Bald kamen auch andere Gegenstände zur Sprache, die mir Gelegenheit boten, das durchdringende Anschauungsvermögen, so wie das vielseitige Wissen meiner neuen Bekannten zu erkennen; doch war sie nichts weniger als eine gelehrte Dame, und ich bin überzeugt, sie wäre ernstlich böse geworden, wenn man sie mit diesem Namen bezeichnet hätte. Die Ursache der zauberhaft fesselnden Wirkung ihres Gesprächs war keineswegs in einem Vorrath aufgehäufter Studien, sondern einzig und allein in der Treue und Eigenthümlichkeit ihres von der Natur hochbegabten Geistes zu suchen, der sie nach allen Richtungen hin neue, ungeahnte Beziehungen und Verschiedenheiten entdecken ließ. Die Zeit verflog mir mit unglaublicher Schnelligkeit, und als ich mich endlich erhob, um zu gehen, gewahrte ich nicht ohne Verlegenheit, daß dieser mein erster Besuch bei der Gräfin über zwei Stunden gedauert hatte.

Sie mochte errathen, was in mir vorging, und meinen Abschiedsgruß unterbrechend, bat sie mich, noch einen Augenblick zu verweilen. „Sie waren so freundlich," fuhr sie fort, „meine Neugier nach so vielen Dingen zu befriedigen und mir manchen Aufschluß zu ertheilen, nach dem es mich längst herzlich verlangte. Wenn Sie mich nicht ganz egoistisch und undankbar wollen erscheinen lassen, so müssen Sie mir nun dafür auch erlauben, mich, was ich eigentlich schon früher hätte thun sollen, mit Ihnen und mit Ihrer Zukunft zu beschäftigen. Mein Freund P. schreibt mir, und Sie selbst bestätigen es, daß es Ihre Absicht ist, sich hier als Arzt zu etabliren; ich bin überzeugt, daß die Verwirklichung dieses Vorhabens von den glücklichsten Folgen für Sie sein und ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnen wird. Es handelt sich nur darum, die Schwierigkeiten des ersten Anfangs zu überwinden, was übrigens für einen jungen deutschen und, wie ich nicht zweifle, geschickten Arzt nicht gar so schwer hält. Wenn ich Ihnen dazu in Etwas nützlich sein kann, so wird es immer mit dem wärmsten Eifer geschehen. Sprechen wir nun vorerst von den häuslichen Einrichtungen, die Sie zu treffen haben, denn auf diese kommt oft mehr an, als man sich's träumen lassen möchte. Wohnen Sie noch im Gasthofe?"

Ich bejahte ihre Frage.

„Das taugt nichts. Der Unbequemlichkeiten, die Sie darin finden werden, gar nicht zu gedenken, paßt ein solcher Aufenthalt auf keine Weise zur Förderung Ihrer Pläne. Verlassen Sie ihn bald." Sie sann einen Augenblick nach und fuhr dann lebhaft fort: „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Bisher bewohnte mein Neffe einige Zimmer des zweiten Stockwerks in diesem Hotel; vor einigen Wochen erhielt er jedoch den Befehl, sich mit seinem Regimente zu den am Kaukasus stehenden Truppen zu verfügen. Seitdem ist seine Wohnung leer, und es würde mich herzlich freuen, wenn Sie sich derselben bedienen wollten. Sie dürfen es thun, ohne nur im gringsten besorgen zu müssen, daß Ihnen oder mir dadurch der geringste Zwang auferlegt werden könnte. Mir selbst kann es nur höchst angenehm sein, an Ihnen, mit dem ich mich gleich bei dem ersten Zusammentreffen so leicht und so gut zu verständigen vermochte, einen Hausgenossen zu gewinnen, und was Sie betrifft, so dürfen Sie sicher sein, durch mich keine Störungen, keine Beeinträchtigung Ihrer Zeit oder Ihrer Freiheit im weitesten Sinne des Wortes zu erfahren. Es wird mir immer lieb sein, wenn Sie zu mir kommen werden, um ein Stündchen mit mir zu verplaudern, doch wird mir's gewiß nie einfallen, Ihnen dies zur Pflicht zu machen. — Wenn Sie übrigens," fuhr sie lächelnd fort, „meiner Delicatesse nicht recht trauen sollten, so lassen Sie es wenigstens auf die Probe ankommen; ich verspreche Ihnen, falls sie sich in meinem Hause nicht heimisch fühlen sollten, mich Ihrem Wunsche, dasselbe zu verlassen, nicht im geringsten zu widersetzen. So; dabei bleibt es: Sie beziehen Eugen's Wohnung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

[Des reichen Mannes Wappen. Geldaristokratie.]

Beiläufig will ich das Wappen des großen reichen Mannes erwähnen. Es ist dies ein goldener Esel. Ich verbürge folgende Geschichte, die die Ursache dieses Wappens ist. Als der alte Herr, der Vater des jetzigen alten Herrn starb, ließ er seine Kinder zusammenkommen und erzählte ihnen Folgendes: Ein Bauer bepackte seinen Esel mit einem Sack, der auf der einen Seite ganz voll, auf der andern ganz leer war. Ein Bettler ging vorüber. Du Dummkopf! rief dieser ihm zu, wie kannst Du so Deinen Esel plagen, warum packst Du nicht die Hälfte Deiner Sachen rechts, die andere links, damit das Thier im Gleichgewicht forttrabt? Du hast recht, versetzte der Bauer, aber sage mir einmal, Du, der Du Alles bemerkst und beobachtest, warum bist Du so arm? Du gibst mir Rath und kannst Dir selbst nicht rathen? Sprach's und trabte fort. Einige Schritte weiter fand er einen Haufen blauer Steine. Diese nahm er und füllte damit die andere Hälfte des Sackes. In der Stadt angelangt, erfuhr er, daß der Fürst einen Palast baue und einen Salon mit lauter solchen Steinen besetzen ließe. Er verkaufte sie, jedes Stück für ein schweres Goldstück und ward ein Millionnär. Darum, meine Kinder, nehmt nie Rath von denen an, die selbst kein Glück haben und laßt Euch einen Esel mit einem halbbepackten Sack zum Symbol dienen. Das waren die letzten Worte des Alten, und ein jeder der alten jungen Herren hält sich einen goldnen Esel zum Andenken ihres gemeinschaftlichen Vaters. Die Moral dieses Symbols ist folgende. Gott hat den Menschen erschaffen, um ein Millionnär zu werden. Wer kein Geld hat, ist ein Lump. Der Mensch ist zum Egoisten geboren, er muß erst sich selbst rathen, ehe er Andern Rath geben kann. Wer unglücklich ist, der ist dumm, und wer Geld hat, der hat Geist und Herz. Das Ganze ist symbolisirt durch einen Esel. Sonst ritten die Propheten selbst auf Eseln, jetzt aber reiten Esel auf den Propheten.

O, es wird eine Zeit kommen, wo unser Zeitalter des Adels und der Geldaristokratie an den Pranger der Geschichte geschlagen wird. Und diese Zeit wird nicht aufhören, bis ein einziger ungeheurer Geld-Egoist die kleinern Egoisten des Geldes verschlingen wird, und er wird es. Dann erst wird das höchste Maaß des Egoismus den Egoismus selbst im Blute erwürgen. Von unserm Volk, von unserm Bürger ist nichts zu erwarten. Unsere politische Philosophie ist noch nicht einmal in die Lesekabinette gedrungen. Könige beschützen diese Vampyre. Sie sollten doch eher ihre bessern Freunde, das Volk in Schutz nehmen. Wer soll ihnen am Ende Abgaben zahlen, wenn einige Rothschilde alles an sich gezogen haben? und dies ist fast unvermeidlich. Stirbt die Börse und das Banquiergeschäft, so ziehen sie die Güter und die Industrie an sich. In Deutschland aber sieht das Volk die Gefahr nicht, sogar die Gebildeten sind blind. Wie oft beneidete ich hier in Gesellschaft meine beredten Schneider in Paris, und Du, o wackerer Lumpensammler, mit dem ich jeden Morgen über die heiligsten Interessen der Menschheit sprach, Du bist mehr Mensch und weiter vorgerückt als der erste Advocat der freien Stadt Frankfurt!

4.

[Patricische und diplomatische Aristokratie.]

Ich komme jetzt auf Diplomatie und Gesellschaft zurück. Die Patricieraristokratie und die diplomatische Aristokratie ist nicht dieselbe, ja, oft erkennen sie sich beide nicht an und lachen sich gegenseitig aus. Es kommt vor Allem darauf an, ob der Diplomat außer seinem Gehalt noch Vermögen besitzt, oder ob der Patricier noch außer seinem Vermögen ein bloßer Frankfurter oder ein allgemein europäischer Reactionnär ist. Wenn ein Adeliger heutiges Tages gar nichts mehr sein kann, wird er ein Reactionnär. Um dem Geiste entgegen zu arbeiten, braucht man weiter nichts als keinen Geist zu haben. Das ist das Arcanum der Diplomatie. Die Diplomatie ist allöopathisch und, merkwürdigerweise ist ihr das in Deutschland immer geglückt. Der Geist in Deutschland ist ein Luxusartikel. Er gilt weder etwas im Staate, noch in der Familie. Es ist schon vieles über die hiesige Diplomatie geschrieben worden. Was hat man nicht Alles von ihr erwartet! Die deutsche Diplomatie aber ist über alle Journale erhaben. Es gibt nur ein Mittel sie zu ärgern. Wenn die Presse nämlich nie von ihr spräche. Kaum aber reist oder kommt so ein Herr an und ab, so steht's in 30 Blättern. Wer zwingt sie, dieses anzuzeigen? Die deutsche Diplomatie ist nämlich die arroganteste, gröbste in Europa, mit wenigen Ausnahmen, versteht sich. Ein französischer Bedienter läßt sich keinesfalls diese barbarischen Grobheiten gefallen, die ein Diplomat seinem Bedienten in meiner Gegenwart machte. Er wollte seine Kraft zeigen. Da ist die patricische Diplomatie gutmüthiger und auch höflicher. Frankfurt übrigens erfährt von seiner Diplomatie nur dann etwas, wenn sie bei Rothschild koscher dinirt, oder wenn jemand von den Herrn diplomatisch stirbt.

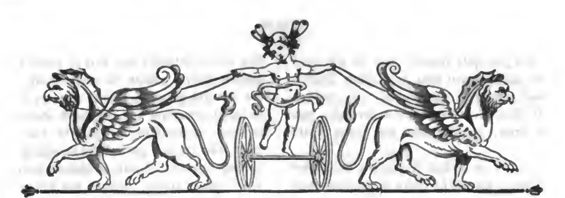
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Jean Charles.]

Wir sprachen über Jean Charles' „schöne Welt." Von derselben Feder sind noch zwei andere Romane gleicher Tendenz, ebenfalls Bekenntnisse über die moralische Auflösung der bevorzugten Classen deutscher Gesellschaft: „das Leben kein Traum," und „die Stimme des Blutes." Sind diese Gemälde der fashionablen Laster und Thorheiten, diese Krankheitsgeschichten der feinen Bildung mit Bewußtsein geschrieben, mit dem Gefühl der Gesundheit, mit der Ahnung, aus welchen Quellen die geheime Verwahrlosung Heilkraft zu schöpfen habe? — Ich stelle die Frage. Ein Artikel in den deutschen Jahrbüchern, mit M. unterzeichnet, offenbar von Julius Mosen, bejaht sie entschieden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 239. — den 6. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Fortsetzung.)

Die wenigen Einwürfe, die ich diesem so wohlwollenden und in jeder Beziehung so vortheilhaften Anerbieten entgegenzustellen wußte, wurden von der Gräfin schnell beseitigt, und schon am folgenden Tage ward ich ihr Hausgenosse. Nicht zufrieden, mir diese eine Verpflichtung aufzuerlegen, stellte sie auch zwei ihrer Domestiken zu meiner Verfügung, und bat mich scherzend, mich doch ihrer Pferde, die, wie sie sagte, sich immer vergeblich in die freie Luft hinaussehnten, zu erbarmen, d. h. mich ihrer zu bedienen, so oft und so viel ich wollte. Anfangs zögerte ich, von diesen Anerbietungen Gebrauch zu machen; da ich mich aber bald überzeugte, daß in einem auf so glänzenden Fuß eingerichteten Haushalte das Annehmen der mir gebotenen Vortheile durchaus keine Störungen herbeiführen könnte, so stand ich nicht länger an, die Comforts zu genießen, die mir die Güte meiner edlen Freundin anbot. Nun brach eine schöne, freundliche Zeit für mich an: durch den Einfluß der Gräfin war ich mit mehrern der ersten Familien bekannt und von ihnen mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit in ihrem Kreise aufgenommen worden; einige glückliche Curen verschafften mir in kurzem einen ziemlich ausgebreiteten Wirkungskreis, und so sah ich mich fast zu meinem eigenen Erstaunen in ärztlicher wie in gesellschaftlicher Hinsicht auf eine Stufe gelangt, die ich bei meiner Ankunft in der nordischen Residenz erst nach langen und mühevollen Jahren zu erreichen hatte hoffen dürfen. Den Morgen, so wie den bei weitem größern Theil des Tages, brachte ich mit Studiren und mit Krankenbesuchen zu; war ich damit fertig, so eilte ich nach Hause, wo ich, da die Gräfin erst nach fünf Uhr speiste, gewöhnlich das Diner bei ihr einnahm und auch meistens den Abend über in ihrem Cirkel blieb, wenn ich nicht durch besondere Einladungen, oder unabweisliche Geschäfte daran verhindert war. Meine Verehrung und meine Freundschaft für diese ausgezeichnete Frau wurden immer tiefer und inniger; sie vergalt mir meine Empfindungen mit dem liebreichsten Wohlwollen und dem ehrendsten Vertrauen. Was sie mir besonders werth machte, war die Unwillkürlichkeit, die sich in ihrem Loben wie in ihrem Tadeln aussprach, die strenge Wahrheitsliebe, mit der sie die Andern und sich selbst wie einen fremden Charakter beurtheilte. — Ich sagte ihr einmal, als eben vom Alter die Rede war, daß ich mit Freuden einwilligen würde, so alt zu sein wie sie, wenn ich mir damit den Vortheil erkaufen könnte, meine Jugend mit ihr verlebt und durch so viele Jahre die Freuden ihres Umganges genossen zu haben. Doch nein! widerlegte ich mich selbst, es ist besser so; denn hätte ich Sie in Ihrer Jugend gekannt, so würde ich Sie, ich bin dessen gewiß, mit wahnsinniger, vielleicht verderblicher Leidenschaft geliebt haben."

„Das glaube ich nicht," entgegnete sie, „denn wenn Ihnen mein jetziges Wesen gefällt und zusagt, so hätte Ihnen mein früheres um so entschiedener mißfallen müs-

sen. Glauben Sie, ich war immer, was ich jetzt bin? Ich sage Ihnen: zwischen den zwei ungleichsten Charaktern herrscht keine größere Verschiedenheit, als zwischen dem Innern der Matrone, die Sie hier vor sich, und dem der jungen Frau, die Sie dort auf jenem Bilde sehen."

Sie wies auf ihr in vollem Jugendreiz strahlendes Portrait und schwieg, als ob sie diesen Gegenstand nicht weiter erörtern wollte.

Ihre letzte Aeußerung rief mir eine Bemerkung zurück, die ich schon oft vor diesem Bilde gemacht hatte. Es war von einem italienischen Meister höchst kunstreich gemalt und stellte die Gräfin in aller Pracht entzückender Schönheit dar; es mußte von sprechender Aehnlichkeit gewesen sein, denn selbst jetzt noch ließen sich große Spuren derselben auffinden. Aber wie so ganz verschieden war der Ausdruck dieser Züge von dem, der nunmehr das Antlitz meiner theuern Freundin beseelte! In jenem zauberischen Gesichte, daß in der vollendeten Reinheit seiner Linien an die edelsten Köpfe der Antike erinnerte, lag eine Kälte und ein Stolz, vor denen sich das Herz verschließen mußte; die dunkeln, mährchenhaft schönen Augen blickten voll trotzigen Hochmuths auf den Beschauer, und der Mund, den jetzt ein so geist- und liebevolles Lächeln umschwebte, schien dort nur dazu geschaffen, strenge Befehle auszusprechen. Es war mit einem Worte das Bild eines weiblichen Napoleon. Lange hatte ich geglaubt, der Maler habe den Ausdruck verfehlt und den Charakter der Darzustellenden schlecht aufgefaßt, die letzte Aeußerung der Gräfin ließ mich aber die Richtigkeit dieser Voraussetzung bezweifeln, und flößte mir die Vermuthung ein, sie könne wohl einst so gewesen sein, wie ihr Bild sie zeigte. Aber wodurch waren so gewaltige Veränderungen in ihr bewirkt worden? Dies war schwer zu erfahren. Im Gegensatz zu den meisten Damen vermied sie es, die innern Erlebnisse ihrer Jugendjahre zu besprechen, und was die Nachrichten betrifft, die ich durch Andere darüber hätte erhalten können, so hätte ich mich fürs Erste geschämt, hinter dem Rücken meiner Freundin Erkundigungen über Dinge einzuziehen, die sie vielleicht auf immer zu verhehlen wünschte, und fürs zweite wäre es mir doch kaum möglich gewesen, genügende Auskunft zu erlangen, da die meisten Zeitgenossen der Gräfin längst von dem Schauplatze entschwunden waren und die jüngere Generation von ihrer Vergangenheit nicht mehr und nicht weniger wußte als ich selbst. Eines schien mir gewiß: das Schicksal dieser Frau konnte kein gewöhnliches, gemeines sein. Sie mußte entweder nie, oder sie mußte das Ungeheuerste gelitten haben. War sie aber immer ein Schooßkind des Glückes gewesen, woher war ihr dann dies Memnonsherz geworden, daß bei jedem Schmerzensstrahl, wo er auch aufflammen mochte, so mitfühlend erklang? War aber meine zweite Voraussetzung richtig, lagen wirklich schauerlich dunkle Schicksale hinter ihr, hatte sie den Jammer kennen gelernt, wie hatte sie es dann angefangen, sich diese Heiterkeit, diesen Muth, diese ungetrübte Geistesfrische zu bewahren? Ich mußte mir die Antwort schuldig bleiben. —

Unter den bereits geschilderten Beschäftigungen und Erholungen verstrich der Winter; ihm folgte der Frühling, der Rußland einen so herben Verlust bereiten sollte: ich spreche von Alexander Puschkin's tragischem Ende. Ich hatte ihn, den ich als Dichter längst verehrt, kurz nach meiner Ankunft in Petersburg persönlich kennen und, wie Alle, die ihn kannten, lieben gelernt; sein Tod traf mich ungemein schmerzlich; und außer diesem persönlichen Leid quälte mich noch die angstvollste Besorgniß wegen des Eindrucks, den sein erschütterndes Ende auf die Gräfin machen werde, deren vertrautester Freund er durch viele Jahre gewesen war.

Ich fühlte nicht den Muth in mir, ihr diese Todespost zu hinterbringen; tausend düstern Gedanken hingegeben durchschritt ich die Straßen ohne Ziel und Zweck. Es war schon ziemlich spät, als ich nach Hause kam, im Vorzimmer begegnete ich Madame Leroux, der Kammerfrau der Gräfin. Sie sah bleich und erschreckt aus; ich hielt sie an und fragte mit ungewisser Stimme: „Weiß die Gräfin schon." —

„Von Herrn von Puschkin's Tod? Ach ja!"

„Wie hat sie die Nachricht aufgenommen?"

„Im ersten Augenblick schien es uns Allen, als werde der Schmerz und der Schreck darüber auch sie tödten, so bleich wurde ihr Gesicht, so starr blickten ihre Augen; wir beeilten uns, ihr die nöthige Hülfe zu leisten, und als ich nur ein wenig zur Besinnung kam, wollte ich sogleich nach Ihnen schicken. Die Gräfin verbot es jedoch, entließ Alle, die sie umgaben, und verschloß sich in ihr Cabinet; dort blieb sie zwei Stunden ganz allein. Ich war in der heftigsten Besorgniß um sie; endlich schickte sie nach mir. Ich fand sie ruhig, und sie erwähnte des Vorhergegangenen mit keiner Sylbe. Aber dennoch bitte ich Sie um Gotteswillen, gehen Sie noch heute zu ihr!"

Tief bewegt trat ich in das Cabinet. Die Gräfin saß allein, das Haupt nachdenkend auf den Arm ge-

stützt, bei meinem Eintritte richtete sie sich empor und sah mich mit einem Blicke an, dessen unbeschreiblich schmerzlichen Ausdruck ich nie vergessen werde.

Mir war das Herz zu voll und zu gepreßt, als daß ich hätte sprechen können; wir reichten uns schweigend die Hände und verstanden uns. „Aufgefahren gen Himmel!" sagte sie leise. Und wieder folgte eine lange inhaltschwere Pause, die ich nicht zu unterbrechen wagte. Die Gräfin, — ach, ihr hoher Geist war immer ein starker Ueberwinder! — faßte sich zuerst und sagte mit wehmüthig ernster Stimme: „Wieder ein Freund, der mir blutend vom Herzen gerissen wurde; ich muß mich drein ergeben. Aber glauben Sie mir, Ludwig, es ist recht hart, die ganze große Ernte, die der Tod unter unsern Lieben hält, bis ans Ende ansehen zu müssen, und erst die Letzte gefällt zu werden. Und doch," fuhr sie sich ermuthigend kräftiger fort, „doch habe ich Unrecht, mich von diesem letzten, wenn auch wahrhaft schweren Schlage so tief beugen zu lassen. In meinen Jahren verlieren die durch den Tod herbeigeführten Trennungen einen großen Theil ihres Schreckens, weil man nicht zu befürchten hat, daß sie von langer Dauer sein werden. So verwandeln sich die schmerzlichsten Losreißungen in ein Scheiden auf wenige flüchtige Stunden. Mit Puschkin ist dies freilich ein Anderes, sein Geist, der in einer so kurzen Spanne Zeit, wie sie ihm hienieden zugemessen ward, ein Ziel erreichte, ja überflügelte, zu dessen Erstrebung uns Andern ein Jahrhundert nicht genügte, dieser Geist wird sich auch dort mit gleicher Schnelligkeit von dem Sterne, auf dem er jetzt weilt, in die höhern Welten Gottes schwingen, und wer sagt mir, wo er sein wird, wann ich dahin komme, wo er jetzt ist."

Wir sprachen weiter von dem unsterblichen Todten. „Nie," sagte die Gräfin, „ist mir ein Charakter vorgekommen, in dem sich der Mensch in den verschiedenen Phasen seiner Entwickelung reiner und deutlicher ausgesprochen hätte: Kind im Ungestüm seiner Wünsche und in der ewigen Liebesbedürftigkeit seines Herzens, Jüngling im Glauben an alles Schöne und Große und im Kraftringen darnach, war er Mann in seinem schönen, edlen Haß gegen alles Schlechte und Gemeine, in seinem heiligen Zorn gegen die Lüge und der von ihr erzeugten Lasterbrut, in der unwandelbaren Treue seiner Neigungen. O, wahrlich! ein großer Richter ist gegangen aus Israel."

„Und wann wurde er uns entrückt!" nahm ich das Wort. „Zu einer Zeit, wo es uns erlaubt war, die reichsten und reifsten Spenden seines Genius erst zu erwarten. Unsere Trauer um ihn muß noch durch den Gedanken verbittert werden, welche vielverheißende Zukunft, welche unentfaltete Geistesschätze mit ihm ins Grab gesenkt wurden."

„Hierin bin ich nicht Ihrer Meinung. Nicht, daß ich glaubte, Puschkin's Schöpferkraft sei im Abnehmen begriffen gewesen, gewiß nicht! Vor kurzer Zeit las er mir seine letzten noch ungedruckten Gedichte vor; sie waren herrlicher, großartiger, erhabener als Alles, was er früher geschrieben. Aber ich habe die Ueberzeugung, daß noch Keiner zur Gruft gegangen, bevor er im Leben Alles geleistet, was er überhaupt zu leisten vermochte, daß noch kein großer Mensch, in Beziehung auf sein Wirken für die Welt, zu früh gestorben sei. Wenn wir annehmen, wie wir dies beinahe müssen, daß jeder Genius ein Gottgesandter sei, so müssen wir auch glauben, daß ein solcher nicht früher von der Erde abgerufen werde, als bis er seine Sendung in ihrem vollsten Umfange erfüllt hat. Kein Ton, den er angeklungen, wird je verwehen; andere Stimmen werden ihn aufnehmen und zum Liede ausbilden. Es wäre freilich schön und menschlich befriedigend, wenn der Genius die segenvollen Erfolge seines Waltens erleben könnte, aber es ist dies nicht nothwendig; er ist nur dazu berufen, die kostbare Saat zu säen und sie sommerslang zu pflegen. Steht sie in voller Reife und zum Schnitt bereit, dann ist sein Tagewerk vollendet und er kann gehen; die Garben zu binden und einzuspeichern vermögen wohl auch Andere." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

[Die Clubbs und die Lesecabinette.]

Frankfurt ist um einen Aristokraten reicher geworden. Die Journalistik hat einen lästigen Schmeichler mehr los. Herr B., der sich, wenn er allein ist, Herr von B. nennt, hat einen Aristokraten in sich entdeckt. Es ist ihm aber nicht genug, daß er abgeschmackte Artikel deutsch französirt — das allein genügte schon zu einem Aristokraten, — nein, er trägt sich auch beständig nach der neuesten Mode, macht den Choristinnen den Hof und gibt jetzt ein Buch heraus über Afghanistan. Herr von B. träumt bereits von lauter Orden und Pensionen, und da er den Montesquieu gelesen, der, als ihm der französische Hof einen Orden anbot, antwortete, ich wüßte nicht, daß ich etwas Niederträchtiges begangen hätte, so sucht er den großen Staatsmann nachzuahmen. Er weiß nur noch nicht, ob ihm dieser Orden von Oesterreich oder von Rußland zukommen wird. Als Her-

wegh hier war, aßen wir zusammen im Schwane. Wir fuhren dann aus, aber Herwegh hielt's nicht aus, die nä-selnde Gegenwart dieses Renegaten trieb ihn zum Wagen hinaus. Herwegh ist zu schroff. Ein solcher Mensch amü-sirt mich gewaltig. Denn trotz seiner neugebackenen Aristo-kratie wird, er von allen rechtlichen Leuten ausgelacht und nur Fürst Lichnowsky erbarmt sich zuweilen seiner und trö-stet ihn mit adeligen Plumpuddings, Kürbissen und Chalot-tes russes. Auch sein Freund Lewald, der es bis jetzt noch nicht so weit brachte, tröstet ihn zuweilen und bittet ihn um noble Briefe für die Europa. „Nur nobel!" heißt's bei diesen Herrn!

Keine Stadt in Deutschland hat so viele Clubbs als Frankfurt. Die Juden allein haben fünf Clubbs. Da in diesen Versammlungen nur ein Geschlecht mit gleichnasigen Gesichtern zugelassen wird, so kann man sich schon denken, wie einseitig es darin hergeht. Ein jeder dieser Clubbs hat seine besondern Vorurtheile. Nirgends daher ist das weib-liche Geschlecht so spröde und scheinbar stolz als in Frank-furt. Sie tödten ihre Zeit mit lauter Büchern und golde-nen Idealen. Es ist übrigens leicht zu begreifen, daß die Moral nichts dabei gewinnt. Die Jugend, die gewöhnlich einen guten Instinct hat, weiß, daß die sogenannte gute Gesellschaft langweilig und die sogenannte schlechte amüsant ist. Sie hält es dann mit der schlechten, wo sie übrigens Geist und Körper tödtet. Die hiesigen Herren sehen sich erst in ihrem dreißigsten Jahre nach einem honetten Mäd-chen um, und dann ist die Hauptfrage: „wie viel hat sie?" Unmoralisch sein und auch noch langweilig, das ist ihre Aussicht und ihr Zweck. Wahre Geselligkeit kann aber nur da herrschen, wo alle Stände und die Geschlechter sich ge-meinschaftlich vereinen, und wo der junge Mann Anstand und Gefälligkeit bei den Frauen lernt, während letztere Be-weglichkeit und thätiges geistiges Leben sich von den Män-nern aneignen. So schön daher ein stolzer Sohn Merkurs sein mag, ein französischer Commis läuft ihm doch den Rang bei einer Dame ab; denn er hat Welt-, besonders Frauenkenntniß. Er müßte denn gerade sein Glück durch sein linkisches Wesen machen, das den Deutschen oft bei Französinnen zu Gute kommt. Uebrigens ist ein Deutscher, der ein Jahr in pariser Gesellschaft lebte, ganz anders, und sei er auch ein frankfurter Patricierkind. Mir sagte einmal eine Französin: Les Allemands connaissent quelquefois la femme, jamais les femmes! Eine Französin würde sich übri-gens bedanken, daß ihr Mann jeden Abend in den Clubb geht und sie allein zu Hause läßt. Sie würde sich schon Gesell-schaft zu verschaffen wissen, und mit Recht.

Unter den hiesigen Gesellschaften, die, wie gesagt, zahlreich sind und viel Nullen haben, zeichnet sich die indische Gesellschaft vor allen andern aus. Diese Gesellschaft besteht vorzüglich aus Künstlern, Musikern, Gelehrten, Schriftstellern, die sich jeden Samstag vereinen, um recht künstlerisch fidel zu sein. Es sind unter andern auch sehr witzige Kaufleute und Be-amte darin. Die Gesellschaft hat Witz und keine Vorur-theile. Sie liest sich zuweilen Gedichte und andere Sachen vor und bespricht oft die neuesten Erscheinungen im deut-schen Staatsleben mit Freimuth und Geist. Die indische Gesellschaft beweist, daß auch in Frankfurt der Geist durch die Lichtspalten der Gesellschaft gedrungen ist. Sie halte sich nur für ernster, als sie ist, und sie kann Gutes wirken. Diese Gesellschaft hat eigentlich das Museum ersetzt, das genau genommen seinen Namen ablegen sollte. Sehr liberal ist auch das Lesecabinet am Roßmarkt, wo fast alle Fremde eingeführt werden. Hier sind alle Journale, Brochüren und merkwürdigen literarischen Erscheinungen Deutschlands zu ha-ben, neben den besten französischen und englischen Blättern. Noch immer nimmt es keinen hiesigen Juden als Mitglied auf. Nur fremde Juden haben Zugang. Bei dieser Ge-legenheit kann ich nicht umhin, einige Bemerkungen über die Lesecabinette im Allgemeinen zu machen. Es ist nicht genug, daß man in solchen Zirkeln alle möglichen Journale hält, man müßte darin nur das Gute halten, das Schlechte abschaffen. Ein gutes Dritttheil dieser Zeitungen könnte ab-geschafft werden. Hingegen könnte man die rheinische Zei-tung eben so doppelt wie die allgemeine Zeitung halten, sie wird gewiß mehr verlangt und mehr gelesen als jene, auch die hamburger Zeitungen sind überflüssig, und gerade die neue hamburger Zeitung fehlt. Wenn man in einem sol-chen Cabinet die Zeitungsschau passirt, sieht man erst, wie arm Deutschland an guten politischen Zeitungen ist. Seit einiger Zeit legt auch das Lesecabinet die neuesten interessan-ten Bücher auf. Daß solche Cabinette dem Journalwesen sehr viel schaden, ist gewiß. Ohne sie würden die rheini-sche Zeitung, die deutschen Jahrbücher und die besten litera-rischen Blätter mehr als funfzig Abonnenten mehr hier haben; denn man mag sagen, was man will, das geistige Bedürfniß ist so stark als das körperliche wenigstens bei de-nen, die Geist haben. Dann liest eben nur der Mann, das weibliche Geschlecht ist ganz ausgeschlossen und bleibt auf die Romanliteratur beschränkt. Nun aber ist es eine ausgemachte Sache, daß in unserer Gesellschaft das Weib mehr politischen Einfluß hat, als man gewöhnlich glaubt. Nur steht es hinter den Coulissen; oft, ja meistentheils macht es den Souffleur. Bei der jetzigen Erziehung und Bildung des Weibes aber ist keine politische Selbstständig-keit des Mannes zu hoffen. Die Türken bauten Serails für die Weiber, wir haben Serails für den Geist. Wenn nur Alles zu Hause ruhig bleibt, im Lesecirkel darf es don-nern und blitzen. Oft jedoch donnert's und blitzt's zu Hause, dann sucht man Ruhe bei den unglücklichen Brü-dern und liest. — Am Ende vergeht jeder Verdruß beim Le-sen eines gediegenen Buches. Nur der Witz ärgert oft, wenn man verdrießlich ist. Deswegen auch verschmähen so viele Schriftsteller den Witz, — den sie nicht haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Halm's König und Bauer.]

„König und Bauer," nach dem Spanischen, von Halm, ging in Leipzig spurlos über die Bühne.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 240. — den 8. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin brachte die nächsten Tage in beinahe völliger Abgeschiedenheit zu, es war überhaupt ihre Weise, sich jedesmal, wenn sie litt oder traurig war, von aller Gesellschaft zurückzuziehen, weil sie, wie sie sagte, kein Recht habe, durch ihre innere Getrübtheit die Lust der Andern zu stören. Sie empfing dann nur Solche, von denen sie sich genau verstanden wußte und bei denen ihr Schweigen keiner Entschuldigung bedurfte. Diese Krisen gingen jedoch gewöhnlich bald vorüber; so auch diesmal. In kurzer Zeit hatte sie ihre ganze Fassung und Heiterkeit wieder gewonnen, und wenn sie von Puschkin sprach, was häufig der Fall war, so geschah es wohl mit aller Weihe der Begeisterung, mit aller Wärme unzerstörbarer Freundschaft, aber zugleich mit einer so ungetrübten Freude der Erinnerung, mit einer so innigen Zuversicht, nicht lange von ihm getrennt zu sein, daß es fast schien, als hätte sie den Ruf, der sie ihm bald beigesellen solle, schon von fernher vernommen.

Als ich wenige Wochen nach dem Tode ihres Freundes eines Abends in ihren Salon trat, fand ich sie in Gesellschaft eines jungen, mir ganz unbekannten Mannes und in sichtlicher, doch kaum angenehmer Aufregung; sie schien froh, mich zu sehen, und zwar, wie mir dünkte, diesmal weniger um meiner selbst willen, als weil mein Erscheinen einem ihr vermuthlich lästigen tête-à-tête ein Ende machte. Kurz nach meinem Eintritte erhob sich der Fremde und sich verabschiedend fragte er: „Ew. Excellenz bleiben also bei Ihrem Entschlusse?"

„Ich habe Ihnen die Gründe angegeben, die ihn motiviren, und wenn Sie billig sein wollen, so müssen Sie die Gültigkeit derselben anerkennen."

„Aber bedenken Sie, gnädige Frau, daß Ihre Weigerung doch nur eine, freilich sehr bedeutende, Lücke in der projectirten Sammlung verursachen, die Herausgabe der Sammlung selbst aber keineswegs verhindern kann. Alle übrigen Personen, die Briefe von Puschkin besitzen, haben sich bereit erklärt, mir dieselben auszuliefern."

„Darüber steht mir kein Urtheil zu, und diese übrigen Personen mögen ihre Zustimmung vor ihrem eigenen Zartgefühl vertreten. Was mich betrifft, so kann das Thun und Lassen Anderer in einer Sache wie diese nicht den geringsten Einfluß auf mich ausüben."

Sie machte eine Bewegung, die der Fremde verstand; er entfernte sich mit schlecht verhehlter Unzufriedenheit.

Kaum hatte er uns verlassen, als die Gräfin, aus ihrer Verstimmung schnell in den ihr eigenthümlichen heitern Ton übergehend, lächelnd zu mir sagte: „Hören Sie, es gibt auf dieser schönen Erde mehr Bores, als man's sich selbst im heftigsten Alpdrücken träumen ließe."

„Der Besuch, der Sie so eben verließ, scheint Ihnen wenig Vergnügen gemacht zu haben?"

„Verdruß hat er mir gemacht. Ich kannte den jungen Mann nicht persönlich, da ich mich aber, als er mir gemeldet wurde, seines Namens als dessen eines

nicht talentlosen Literaten erinnerte, so nahm ich keinen Anstand, ihn zu empfangen. Gleich nach den ersten Begrüßungen eröffnete er mir, welches Anliegen ihn zu mir führe. Sein Vorhaben ist, Puschkin's Correspondenz mit seinen Freunden zu sammeln und im Druck herauszugeben, und da er weiß, daß ich in jahrelangem, ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Verstorbenen stand, so bat er mich, ihm die Mittheilungen, die ich der gläubigsten, vertrauensvollsten Freundschaft verdanke, zu dem erwähnten Zwecke auszuliefern. Was sagen Sie zu einem solchen Ansinnen?"

„Aufrichtig gestanden: ich finde darin nichts, was Sie erzürnen oder eine Weigerung von Ihrer Seite rechtfertigen könnte. Je seltener großartige Erscheinungen im Leben sind, um so mehr müssen wir darauf bedacht sein, sie nach allen Richtungen, in allen Abstufungen ihres Wesens kennen zu lernen. Ein Mensch wie Puschkin gehört der Welt an." —

„Ein Dichter wie Puschkin gehört der Welt an," entgegnete sie. „Wäre ich die alleinige Besitzerin seiner Werke und wollte ihr diese vorenthalten, so verdiente ich, daß man mir auf der Folter die Auslieferung jener Schätze abpreßte, auf die alle Herzen, die sich für Schönes regen, ein Recht haben. Was aber der Mensch Puschkin dachte und fühlte, hoffte und besorgte, genoß und litt, was er in der kindlichen Arglosigkeit seiner Seele gegen die aussprach, die er menschlich liebte und achtete, das gehört nicht für die Oeffentlichkeit. Wie in einer geheiligten Urne soll es in der Brust Jener verschlossen bleiben, die sein Vertrauen so hoch geehrt."

„Und Sie bedenken nicht, welche Erläuterungen uns auch in Bezug auf seine Werke dadurch verloren gehen? Wie viele Fingerzeige sich eben aus diesen leicht und absichtslos hingeworfenen Aeußerungen entnehmen ließen? Ich glaube, daß wir eben nur durch ein völliges Vertraut- und Bekanntwerden mit des Dichters innerster Sinnesweise, mit seinen Erlebnissen, seinem täglichen Thun und Treiben lernen können, wie es ihm möglich ward, das Große zu schaffen, das er schuf, und so dürfte wohl der Mensch den Dichter erklären." —

„Laßt es Euch an dem Kunstwerk, das der Genius hervorrief, genügen," sagte sie ernst, „ohne nach seiner Entstehung zu forschen; diese ist das eigentlich Geisterhafte, das Unergründliche, und jedes Wort, das darüber gesprochen wird, verdichtet nur die Schleier, die sich um das Geheimniß dieser Zeugung legen. Pflückt eine Blume, zerlegt sie bis in die kleinsten Theile, ihr werdet darum doch nicht erfahren, wie sie geworden, noch welcher Mischung von Luft, Thau und Sonnenstrahlen es bedurfte, um ihr den Duft, den Glanz, die Farbe, die Euch an ihr entzücken, zu verleihen. Ein großes Geisteswerk ist aber ganz eben so eine Naturschöpfung, wie die geringste Blumenbildung. Der Genius kennt seine eigenen Wege nicht, und sein instinctmäßiges, unbewußtes, wahlloses Ergreifen des Vortrefflichsten ist gerade sein sicherstes, unwiderleglichstes Kennzeichen."

„Wir wollen annehmen, es sei so," erwiederte ich, „und jeder Dichtergeist trage einen Mosesschleier; aber selbst im Falle, daß ich Ihnen dies Zugeständniß machte, so müßte ich mir doch noch eine Bemerkung erlauben: ist nicht die treue, unbefangene Selbstschilderung einer, gleichviel welcher, Menschennatur die inhaltreichste, bildendste Gabe, die uns geboten werden kann. Gewiß! Und um wie viel mehr, wenn es sich um einen, das zufällige und wie Sie behaupten unbewußt waltende Talent ganz abgerechnet, hochbefähigten Geist, um einen starken, edlen Charakter handelt, der uns durch das Beispiel seines Lebens zu zeigen vermag, wie man kämpfen müsse, um zu überwinden." —

„Darüber ist gar Vieles zu sagen," erwiederte sie, „und Sie müssen es meinem Alter und meinem Geschlechte verzeihen, wenn ich dabei ein wenig weit aushole. Es ist in diesen Jahren Mode geworden, nach dem Tode jedes berühmten, mit unter auch nur bekannten Menschen, seinen brieflichen Nachlaß sogleich zu veröffentlichen; ich kenne die Scheingründe, mit denen man dies Beginnen zu rechtfertigen, ja selbst als höchst verdienstlich darzustellen sucht, dennoch kann ich in Unternehmungen solcher Art nur eine literarische Fraubaserei erblicken. Es versteht sich von selbst, daß ich hier weder von den Memoiren des Staatsmannes, noch von den Briefen des Diplomaten, die er in dieser Eigenschaft schreibt, sprechen will; diese gehören der Oeffentlichkeit an, denn sie schildern allgemeine Zustände, sie erklären dunkel gebliebene Thatsachen, behandeln menschheitliche Interessen und machen somit einen Theil der Geschichte aus. Das, wogegen ich eifere, ist die rohe Enthüllung solcher innern Zustände, wie sie der, dem sie zufallen, vor Niemanden zu vertreten und nur mit Gott und sich selbst abzumachen hat. Man behauptet auch hier, solche Mittheilungen seien ungemein lehrreich, und man vermöge durch eine genaue Beherzigung derselben lebensklug und einsichtsvoll zu werden, ohne erst die bittere Arznei selbstgemachter Erfahrung verkosten zu müssen; aber diese Behauptung mahnt mich gewaltig an die sogenannten Prügelknaben, die man in frühern Jahr-

hunderten an verschiedenen Höfen hielt, und die jedesmal, wenn ihre fürstlichen Lerngenossen ihre Lection nicht wußten, oder sich sonst schlecht aufgeführt hatten, die Tracht Schläge erhielten, die Jene verdient hatten. Des Beispiels wegen, hieß es, doch findet man nirgends, daß dies Beispiel die beabsichtigte Wirkung gehabt habe. Die Prinzlein bekümmerten sich wenig um die Schläge, die sie nicht selbst empfanden, und Alles, was sie daraus entnehmen konnten, war, daß es besser sei, ein Fürstensohn zu sein als ein Prügelknabe. So möchte man es uns auch in unsern Tagen leicht und uns auf fremde Kosten klug machen; aber es geht nicht, es wird nie gehen, denn was wir erstreben und wahrhaft besitzen wollen, müssen wir immer aus eigenen Mitteln und oft sehr theuer bezahlen. Wem möchte es wohl einfallen, einen Andern in die Schule zu schicken, daß er für ihn lerne? Und mit dem Leben, dieser strengsten Schule, diesem nachsichtslosesten Lehrer, glaubt man es so machen zu können! Es ist gar zu thöricht!"

„Sie trauen also der Erfahrung gar keine Macht zu?"

„Der selbstgemachten die allergrößte. Aber wie gesagt: was uns Heil bringen soll, muß sich aus uns selbst entwickeln, weil es nur in diesem Falle in der nothwendigen harmonischen Uebereinstimmung mit unsern Kräften und Fähigkeiten stehen kann. Fremdartiges, das wir gewaltsam in uns aufnehmen, macht uns über kurz oder lang zur geistigen Carricatur. Ich kenne keinen falschern Satz als den, daß fremder Schaden klug mache: es gibt nicht zwei völlig gleiche Lagen, weil es nicht zwei völlig gleiche Charaktere gibt. Ein Wagniß, dem der Eine blutend unterliegt, wird von dem Andern siegreich bestanden; dieser hätte demnach groß Unrecht gehabt, sich durch das Beispiel des Erstern abschrecken zu lassen. Die äußern Umstände waren vielleicht in beiden Fällen ganz dieselben, aber die Verschiedenheit der Individualitäten bedingte den verschiedenen Erfolg. Und so gilt's vom Allgemeinen wie vom Einzelnen. — Doch noch Eins: Sie kennen das verhüllte Leben, das wir führen, die falschen lügenhaften Verhältnisse, in denen wir uns bewegen müssen, die tausend nothgedrungenen Rücksichten, die Alles Ursprüngliche, Menschlichwarme aus unserm gesellschaftlichen Zustande verbannen. Es ist dahin gekommen, daß wir nur mehr mit Aristokraten, Financiers, Künstlern, Gelehrten und so weiter verkehren, d. h. mit Repräsentanten verschiedener Classen; was aber ihr Individuelles, den eigentlichen Kern ihres Wesens betrifft, so können wir selten oder nie zur klaren Einsicht desselben gelangen. Wir Alle sind wie eingesponnen und verpuppt. Ich will zugeben, daß unsere jetzigen Verhältnisse nicht zu ändern, will das traurige Zugeständniß machen, daß unsere Bildung, zu verfeinert, um sich mit dem Zustande kindhafter Offenheit zu vertragen, noch nicht weit genug gediehen sei, um uns zur bewußten Wahrhaftigkeit hinanzuheben, aber je entfernter wir von einem solchen Naturzustande noch sind, um so erfreulicher und schätzenswerther muß uns jeder Naturlaut sein, der durch diese conventionellen Fugen an unser Herz dringt und uns Kunde von einem innern Menschenleben gibt. — Wenn wir diese Kunde immer besäßen, um wie viel milder, nachsichtiger und besser würden wir sein! Unsere Härte, unsere Kälte sind nur Folgen unserer Blindheit, der Unbekanntschaft, in der wir zu einander stehen. Da es uns aber nun einmal nicht vergönnt ist, während unseres Lebens offen hinzutreten und der Welt unser Inneres mit seinen Freuden und Schmerzen zu zeigen, so geschehe dies wenigstens nach unserem Tode. Eine solche Mittheilung wird, falls sie treu und aufrichtig, ihren Eindruck nie verfehlen, und wenn dieser auch nicht mehr dem Spender der werthen Gabe zu Gunsten kommen kann, sie wird darum nicht minder eine wirkungsreiche, veredelnde Reue in uns erwecken. Zur Erkenntniß unserer Blödsichtigkeit gelangt, werden wir vorsichtiger in unsern Urtheilen, schonender in unsern Berührungen mit Andern sein, um nicht einst, wenn der Tod sie uns entführt und uns ihr verhülltes Seelenleben klar geworden, schmerzvoll bekennen zu müssen: ich war ungerecht gegen Euch und kann's Euch nun nicht mehr vergüten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

[Gesangvereine. Musiker. Westendhall. Neue Buchhandlung. Neue Börse. Neues Theater.]

Die Gesangvereine sind ebenfalls sehr zahlreich hier. Aber es sind nur zwei hier, wo Damen zugelassen werden. Die Meisten sind blos für Männerchöre. Ich habe sonst eine gute Meinung von diesen Cirkeln gehabt, sie haben aber alle meine Erwartungen getäuscht. Sie haben sich aus Egoismus zersplittert, verdanken nur der Eitelkeit ihre Entstehung und nützen weder der Kunst noch dem Leben. Es versteht sich von selbst, daß die meisten sich gegenseitig scheel ansehen. Weder Verbrüderung, noch Humanität, noch Nationalität ist ihr Zweck, sondern singen, essen, trinken, und trinken, essen und singen. Es sind im Ganzen mehr als 25 geschlossene Gesellschaften aller Art hier. In Deutschland ist alles geschlossen. Die Gesellschaft hier riecht aber stark nach englischer Waare. Musikale Genüsse gibt's hier übrigens

in Menge. Auch sind hier viele Musiker von Talent. Wilhelm Speyer ist ein eben so ausgezeichneter Liedercomponist als freundlicher Gesellschafter und ächter Patriot. Speyer ist überhaupt ein ganzer Mann, der nichts thut ohne allgemeinen Zweck. Als Componist ist besonders seine dramatische Ader an ihm hervorzuheben. Speyer würde auch größere Compositionen seiner würdig hervorbringen können, wenn er sich die Zeit dazu nähme. Meyerbeer selbst hat diese Meinung von ihm.

Seit einiger Zeit gibt Ferdinand Hiller, der hier wohnt, matinées musicales, worin Madame Hiller mit ihrer mächtigen Stimme besonders glänzt. Madame Hiller ist eine Polin von Geburt, sang früher mit Erfolg auf den italienischen Bühnen, spricht fast alle Sprachen Europas und singt noch wie die Grisi. Von Hiller selbst erwartet man eine deutsche Oper.

Rosenhain, der sich im Stillen ein kleines schönes Vermögen erspartc, war auch wieder einige Zeit hier, — um sich zu verloben. Rosenhain hat ein schönes Talent, ja, ich glaube, sein Talent als Componist ist noch größer, als man bis jetzt noch weiß. Früh oder spät wird Rosenhain sich Bahn brechen. Sein Spiel sogar ist mir lieber als das so mancher gepriesenen Pianohauer und rasender Virtuosenrolands. Es fehlt auch sonst nicht hier an Componisten. Die Herren Neeb, Schnyder, Just, Gollmick sind bekannt. Ersterer hat sogar schon eine Oper componirt. Auch an Theoretikern fehlt es nicht. Schnyder besonders ist ausgezeichnet als solcher. Andree, der Jüngere, gibt oft matinées musicales, die sehr gediegen und gut sind.

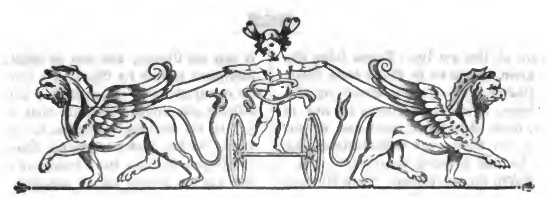
Noch einige andere öffentliche Etablissements habe ich zu erwähnen. Die Mainlust steht jetzt nicht mehr allein. Neben der Eisenbahn wurde ein großartiges Gast- und Gartenhaus, die Westendhall angelegt. So schön auch dieses Etablissement ist, so undeutsch ist sein Name. Kleine Städte haben das Lächerliche, sich die Namen größerer beizulegen. Von dem frankfurter West bis zum Ost sind kaum einige Schritte. Die Juden, die so manches Unangenehme von dem stolzen Wirth zur Mainlust sich gefallen ließen, besuchen gern die Westendhalle und trinken Kaffee und essen Kuchen aus Rache. Schade, daß in keinem dieser Anstalten eine ordentliche Zeitung anzutreffen ist, es gibt auch hier kein öffentliches Lesecabinet für Journale, mit Ausnahme eines Lesecirkels, wo die Herrn Abonnenten erst 3 bis 4 Monate hernach die heißgeschmiedeten, bereits wieder erkalteten Artikel lesen. Keine Stadt in Deutschland ist literarisch so zurück wie Frankfurt. Es giebt Leute hier, die glauben, nach der Didaskalia hätte die Welt ein Ende! Auch eine neue Buchhandlung ist hier entstanden. Herr Beer, der mit so vieler Beharrlichkeit ein deutsches Lesecabinet mit Bibliothek in Paris stiften wollte, und der der neidischen Concurrenz zu unserm Bedauern weichen mußte, hat sich hier mit Herrn Ulmann, einem reichen sehr gebildeten jungen Mann, etablirt in einer der schönsten Lagen auf der Zeil. Daß Herr Beer in Paris war, sieht man seinem Etablissement und seinem Betragen an. Es weilen beständig Schriftsteller, Künstler, besonders viele Fremde in seinem Lager. Die Herrn Ulmann und Beer werden auch neue Werke verlegen, möchten jedoch mit etwas Großartigem beginnen, worin sie sich, wie ich glaube, irren. Auch im Verlegen ist es besser, man fängt klein an und ganz ohne Ansprüche. Wenn man groß enden will, muß man klein beginnen. Schon seit drei Jahren soll hier eine Börse gebaut werden. In drei Jahren werden in Paris zwei ganze Frankfurte abgerissen und wieder aufgebaut. Endlich aber steht sie da, die neue Börse und sieht einem an wie ein Zuchthaus. Dieses Gebäude bringt weder der Stadt noch dem Baumeister Ehre. Schon der Platz ist schlecht gewählt. Sie scheint auch kein Glück zu bringen, wenigstens ihrem hängenden larmoyanten Gesicht nach. Mit einem Worte, sie ist unter aller Kritik, und dazu brauchten sie drei Jahre! Künftigen Sommer wollen sie das Theater neu bauen. Wenn es derselbe Baumeister unternimmt, können die Künstler einstweilen fechten gehen. Wenn man ein Theater bauen will, muß man die Opéra comique in Paris gesehen haben. Dort ist das neueste Non plus ultra von Bequemlichkeit und Nützlichkeit zugleich. Ich will von der Eleganz gar nicht sprechen, ich liebe sie nicht sehr im Theater. Die lebenden Schönheiten nehmen sich weit besser aus in einem altmodischen dunklen Gebäude, als in einem vergoldeten Palast. Nur muß die Beleuchtung gut berechnet sein; denn hier sitzen sie rein im Dunkeln. Frauen aber sind eben so gern im Theater, um gesehen zu werden als um zu sehen. Und sie haben Recht. Die Schönheit ist des Sehens werth. Das Gesicht eines schönen Weibes gibt bessere Ideen, als man glaubt. Ich kenne eine Dame, die hat die schönsten Zähne, die man sich denken kann. Einer ist dem andern gleich. Weiß sind sie wie Schwanenfedern und abgerundet, wie wenn sie eingesetzt wären. Schade, ewig Schade, daß sie nur zwei hat. — So ergeht es mir mit allen öffentlichen Anstalten und Gesellschaften Frankfurts. (D. F. f.)

Notiz.

[Irma und Nanka.]

Unter diesem Titel erschien in zwei Theilen (Leipzig, Brockhaus) die Romanproduction eines uns bisher unbekannten Autors, J. Bruno. Die Anlage des Ganzen ist so willkürlich als die Zeichnung der Hauptheldin, der Gräfin Irma, welche durch ihre politischen Verbindungen anfänglich fesselt, plötzlich aber ohne Grund diesen Reiz verliert und die Fäden fallen läßt, die sie in einen bedeutsamen geheimnißvollen Zusammenhang stellten. Es sind einzelne Charakterskizzen und landschaftliche Schilderungen, welche dem Buche einen Werth geben. In erster Beziehung ist in dem Grafen Steinbach und dem Fürsten Neari der Gegensatz deutscher und magyarischer Nationalität sehr gelungen. Von landschaftlichem Werthe und im Gebiet des Genres sind die Jagdscenen und die Schilderungen ungarischer Gegenden, letztere jedenfalls wohl nach Autopsie.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 241. — den 9. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Fortsetzung.)

„Darin stimme ich Ihnen bei, — erwiederte ich der Gräfin — denn auch ich bin überzeugt, daß der Mensch viel zu wenig vom Menschen erfährt, aber Mittheilungen wie die, von denen Sie sprechen, ließen sich, meiner Ansicht nach, auf andere, dem eigentlichen Zweck mehr zusagende Weise machen, als eben durch Bekanntmachung von Briefen, die nur zu leicht fremde Interessen verletzen, und wobei noch überdies die meisten Leser die Sache so wenig von der Person, die Empfindung von dem, der sie hegte, so wenig zu trennen wissen, daß sie oft die erhabensten Regungen belächeln, die heiligsten Gefühle verspotten, und zwar nur darum, weil ihnen diese vielleicht mit der äußern Persönlichkeit Dessen, der sie ausspricht, mit seiner Stellung im Leben, oder mit irgend einer andern Zufälligkeit im Widerspruch scheinen. Wem wirklich nur um geistigen Erwerb zu thun ist, der wird sich um keinen Namen, um keine Aeußerlichkeit bekümmern, und da, denke ich, ließe sich die Sache denn so einrichten: so arm, so ganz verlassen ist wohl kein Mensch, daß er nicht einen Freund hätte, dem er alle seine Geschicke, seine Erhebungen, seine Fehler und Irrthümer anvertrauen könnte. Dieser Freund sei denn der Dolmetsch zwischen dem verhüllten Herzen und der Welt; er wiederhole uns, einfach und schmucklos, was ihm das Lächeln und die Thränen der geliebten und nur von ihm erkannten Seele gestanden, er mache die Welt zum Genossen des ernsten Bundes. Dabei braucht er keinen Namen zu nennen, noch das, was in dem Reich der Geisterwelt geschah, zur Erde herabzuziehen; genug, daß er ein Menschenleben schildert."

Mein längst gehegter Wunsch trat mir wieder lebhaft vor die Seele. „Und Sie, gnädige Frau, darf ich Sie fragen, ob Sie den Freund schon gefunden, der Ihnen dieses unumschränkten höchsten Vertrauens würdig schien, den Sie hoch genug hielten, um ihm ein so werthes Vermächtniß zu übergeben? Haben Sie ihn denn wirklich schon gefunden?"

Das ernste forschende Auge der Gräfin begegnete meinem bittenden Blick; sie verstand ihn. „Ich glaube: ja," sagte sie mit einer wunderbaren Mischung von Feierlichkeit und Milde. Lautlos und freudig überrascht beugte ich mich auf ihre Hand. „Es gibt," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „es gibt vielleicht keine höhere, heiligere Stunde als die, in der ein Mensch alle Bedenklichkeiten und Rücksichten weit von sich stößt, um dem Freunde sein innerstes Gemüth zu zeigen, wie es ist und war. Warum sollte ich uns Beiden diese ernste Feier versagen? Es umgeben mich viele Menschen, die ich liebe, und für deren Glück mir kein Opfer zu groß scheinen würde; aber ich kann doch nicht meine innersten Gedanken gegen sie aussprechen, denn sie würden mich nicht verstehen und mich verwundert fragen, was willst Du damit? — Sie, Ludwig, sind seit Puschkin's Tode der Einzige, der mich nicht nur zu verstehen, sondern selbst zu errathen weiß, der Einzige, den ich eben

so sehr achte, als ich ihm gut bin. Darum sollen Sie meine Beichte hören, und wenn sie Etwas darin finden, von dem Sie glauben, daß es andere Seelen erquicken und erheben könnte, so mögen Sie, wenn ich einst in der Gruft liege, meine Bekenntnisse, wenn auch mit steter Verschweigung der Namen und Persönlichkeiten, denen mittheilen, die nach Wahrheit verlangen."

Sie gab Befehl, für den heutigen Abend Niemand mehr vorzulassen, und nachdem Sie sich einem kurzen Sinnen entrissen, sagte sie: „So wollen wir beginnen!"

„Aber, theure Gräfin," bat ich, „erzählen Sie mir Alles, selbst von Ihren Kinderjahren, wie Sie erzogen wurden, wie."

„Ich wurde gar nicht erzogen," lächelte sie, „und das war das Beste, was mir geschehen konnte, da die Menschen, die mich umgaben, doch nicht im Stande gewesen wären, mir eine wahrhaft bildende Erziehung zu geben. Dabei blieb freilich gar Manches unentfaltet in mir, aber dieses konnte sich noch später entfalten, während ich die Mißgestalten des Angebildeten kaum mehr losgeworden wäre. Meine Mutter starb sehr früh; mein Vater, dessen ganze Zeit durch das Staatsamt, das er bekleidete, in Anspruch genommen war, übergab mich, um sich nicht weiter um mich bekümmern zu müssen, einer Ausländerin, die Abends mit dem seligsten Gefühle streng erfüllter Pflicht entschlummerte, wenn sie mir nur den ganzen Tag über französisch vorgeplaudert hatte. Der Unterricht, den ich übrigens erhielt, war weniger als mangelhaft, und was man auch über die Oberflächlichkeit der jetzigen Lehrmethoden sagen mag, so bleibt es doch gewiß, daß, im Vergleich mit meiner Zeit, ein bedeutender Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen. So blieben denn meine durch nichts angeregten Geisteskräfte ganz unthätig, und ich selbst unwissender, als es jetzt die Kinder der untersten Classen zu sein pflegen. Meine Naturgaben galten für sehr bescheiden, die einzige Anlage, die man an mir erkannte, war ein entschiedenes Talent für Musik, zu dessen Ausbildung man mir einen deutschen Musiklehrer ins Haus nahm. So lange Zeit seitdem verflossen ist, kann ich doch nicht ohne wahre Betrübniß an die harten Geduldproben denken, die ich dem guten alten Manne auferlegte; er bestand sie alle, und zwar — wie seltsam dies auch klingen mag — aus wahrer Neigung zu mir; ich habe oft gedacht, daß er ein Sonntagskind gewesen sein muß, um das Gute und Edle in mir troz der finstern Umnachtung, die es damals umgab, zu erkennen. Sein Eifer und seine Geduld waren unendlich, unerschöpflich; er war der Einzige, von dem ich wirklich Bedeutendes lernte, und zugleich der Einzige, der durch die Achtung, die er mir abzwang, einigen Einfluß auf mich gewann, während alle Uebrigen ihre liebe Noth mit mir hatten. Ja, ich bin überzeugt, daß ohne die glänzenden Vortheile, die der Reichthum meines Vaters den bei mir beschäftigten Personen bieten konnte, es keine von ihnen auch nur drei Monate bei mir ausgehalten hätte, so störrisch, rauh und unlenksam erwies sich mein Charakter. Als ich endlich mein siebzehntes Jahr erreicht hatte, wurden meine Lehrer verabschiedet; obwohl ich so viel wie nichts wußte, betrachtete man meine Erziehung doch als vollendet und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als mich unter der Obhut einer meiner Verwandten in die große Welt einzuführen. Ich gefiel, oder besser gesagt, man fand mich schön. Von wahrhaftem Gefallen konnte bei einem Wesen von so schroffer, unliebenswürdiger Sinnesart wohl nicht die Rede sein, dennoch erregte ich die Aufmerksamkeit des Fürsten B. in so hohem Grade, daß er, troz der sehr bedeutenden Verschiedenheit unsers Alters, sich den eifrigsten Bewerbern um meine Gunst beigesellte, und in kurzem bei meinem Vater um meine Hand anhielt. Sein Fürstentitel, sein großes Vermögen, seine Stellung bei Hofe machten ihn zu einer Partie, wie sie mein Vater in seinen kühnsten Erwartungen für mich nicht glänzender hätte träumen können; was mich betrifft, deren Herz noch kein Mann gerührt hatte, deren Kindheit in unverantwortlicher Vernachlässigung verstrichen war, so wie nun ihre erste Jugend in dem berauschenden Getöse der lärmendsten Vergnügungen des Weltlebens verfloß, so schienen auch mir die mit der vorgeschlagenen Verbindung verknüpften Vortheile so groß, daß ich ohne langes Bedenken meine Einwilligung gab; bald darauf hieß ich Fürstin B."

„Hier wird es nöthig sein, einige Worte über den Charakter meines Gatten einzuschalten. B. war ein Mann von ungewöhnlichem Geist, dessen Verstand sich jedoch leider nur auf Kosten oder eigentlich durch den Ruin seines Gemüthes ausgebildet hatte; er hatte den größten Theil seiner Jugend, die ohnehin in eine höchst materielle, herzvertrocknende Zeit gefallen war, am französischen Hofe verlebt und dort jene sophistische Aufklärung eingesogen, die ich mit nichts Anderm zu vergleichen weiß als mit dem Brande, der manchmal die amerikanischen Prairien überzieht: gleich diesem vertilgt sie die zerreißenden Ungeheuer unserer Leidenschaft, verscheucht aber wie dieser zugleich auch alles übrige Leben, versengt die schönsten, frömmsten Blumen unserer innern

Welt, und läßt nichts zurück als eine schrankenlose, grauenvolle Wüste. Obgleich ein Anhänger der französischen Philosophie, insofern diese seine kalte Selbstsucht begünstigte, war B. doch inconsequent genug, auf seine äußere Stellung ziemlich stolz zu sein; doch ungleich größer und verletzender war der Hochmuth, mit dem er seine geistige Ueberlegenheit, die aus völliger Gemüthlosigkeit entspringende Kraft seines Wollens geltend machte. Eigentlich böse war er nicht, und ich glaube kaum, daß er, ohne bedeutenden Vortheil für sich selbst daraus zu ersehen, Jemanden das geringste Leid hätte zufügen mögen; war hingegen ein Zweck zu erreichen, so flog sein Wille unaufhaltsam pfeilähnlich dahin, und hätte er auf dem Wege das treu ergebenste Herz durchbohren müssen. Ihm waren die Menschen Maschinen, seine Großmuth war kluge Berechnung, die Freundschaft schien ihm eine conventionelle Lüge, die Liebe eine poetische Benennung für die prosaische Befriedigung sinnlicher Lust. So war der Mann, in dessen Händen fortan mein Schicksal lag; ich mußte den eiteln Weltsinn, der mich in seine Arme geführt hatte, schwer büßen. Geliebt hatte ich ihn freilich nie, und so konnte es denn auch nicht eben mein Herz sein, das sich durch seine Kälte verletzt fühlte; aber mein Stolz, diese empfindlichste Seite meines damaligen Wesens, litt furchtbar unter dem geistigen Herabblicken, unter der moralischen Geringschätzung, mit der mich B. behandelte, und die durch alle höfischen Galanterien seiner Formen drangen. Ich lernte bald einsehen, daß ich ihm nichts sei als ein schönes Weib, ein Statue, ein Bild, ein Spielzeug; mein Zorn über diese Entdeckung, mein Groll gegen den, der mir solche Schmach anthat, waren ohne Gränzen. Zu unerfahren, oder vielmehr zu stürmisch, um meine Empfindungen verbergen zu können, ergoß ich mich in heftige Vorwürfe, denen B. mit ironischer Besonnenheit begegnete; er antwortete mir wie einem Kinde, mit dem man sich in keinen Streit einlassen will, weil man ihm nicht den Verstand zutraut, ihn durchzuführen, und der Sieg über dasselbe am Ende doch nur ein lächerlicher wäre. Ich verstand seine Meinung, denn trotz der Vernachlässigung, die meinen Geist von wissenschaftlicher Bildung fern gehalten hatte, besaß er doch eine eigenthümliche Schärfe des Urtheils und des Erkennens; von nun an war an keine Aussöhnung, an kein freundliches Verständniß zwischen mir und B. mehr zu denken."

„Jede andere Kränkung, die er mir hätte zufügen können, hätte ich ihm zu vergeben gewußt, denn in meiner stolzen Brust schlug, mir selber unbewußt, ein edles Herz; aber vielleicht war es eben dieses, was mich hinderte, einem Manne zu vergeben, der unwürdig und klein von mir dachte. So zog ich es vor, gleiche Kälte, gleichen Hochmuth zu erkünsteln, und mein eifrigstes Bestreben ging dahin, es ja Niemanden ahnen zu lassen, daß ich litt; und doch litt ich schwer und viel und erlag fast in dem stündlichen Kampfe gegen die Demüthigungen, die ich abzuwehren hatte, bis der Tod diesen in unglückseliger Stunde geschlossenen Bund löste."

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

5.

[Theaterverhältnisse. — Das Schauspiel.]

Ich komme jetzt zu den hiesigen Theaterverhältnissen. Diese können durchaus nicht vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet werden. Wenige Theater in Deutschland freilich würden diese Kritik bestehen. — In Paris ist die Kunst stark in Verfall. Dieses hängt genau mit der Politik zusammen. Freilich ist Politik etwas anders als bloße Diplomatie. Dennoch ist Paris, was mimische und Gesangskunst betriffe, noch die Hauptstadt Europas. Nur fällt das Ganze der Oper und des théâtre français immer mehr zusammen, erstens wegen der ungeheuern Ansprüche einiger isolirten Künstler, zweitens ist aus Direction und Mitarbeitern eine Art Camaraderie geworden. Deutschland hingegen leidet an Zersplitterung. Man verlangt lauter Allerweltskünstler und hat doch nicht einmal eine Musterschule, oder auch nur einige Kunstschulen. Jeder ist das Kind seiner eigenen Phantasie, jeder spielt mit Leib und Seele, ohne die Kunst zu besitzen, blos durch die Kunst zu spielen. Für den Gesang und die Aussprache besonders gibt es in Deutschland nicht eine erhebliche Anstalt. Nicht allein singt ein jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sondern er spricht auch seinen Provincialdialekt dabei. Auch wird in Deutschland die Oper ohne alle Aesthetik vorgestellt. Ein Jago übergibt einem Othello einen Brief, um ihn zur Rache anzustacheln, und singt ihm mit lauter Stimme ins Gesicht hinein: „jetzt habe ich ihn, jetzt pack' ich ihn!" Ein Tell zerbricht sich den Kopf, warum Arnold nicht mitkämpfen will; dieser breitet die Arme vor ihm aus und singt aus voller Kehle: „O Mathilde!" — Solche dramatische Verstöße würde das pariser Volk nicht dulden. Geberden und Stimme müssen in der Oper eben so gut drastisch wirken als im Schauspiel. Ferner habe ich in Deutschland die Erfahrung gemacht, daß keine Schauspielerin, selten auch ein Schauspieler, ihr Organ studirt, seine Ausdehnung wohl zu berechnen weiß und je nach dem Effect den Ton der Stimme wechseln kann. In Frankreich lernen sogar die Redner von Profession singen. Alle Künstler im Schauspiel lernen wenigstens ihre Stimme ausbilden, ja, das ist eben das ganze Geheimniß der Rahel

die redend musikalisch ist und trotz ihres schwachen Organs, mit ihm die überraschendsten Effecte macht. Ich unterschreibe alles, was Gutzkow über Paris sagt, nur an der Rahel irrte er sich. Wohl ist sie keine feurige Künstlerin, aber man muß schon einige Zeit in Paris leben, um die unnachahmliche Diction der Rahel zu würdigen. Vom deutschen Kunststandpuncte aus, darf sie, kann sie gar nicht beurtheilt werden.

Das hiesige Theater ist im Verhältniß zu andern gut zu nennen. Seitdem Guhr und Meck es leiten, wirft es jährlich ungefähr 20,000 Gulden mehr ab, sonst mußten die Actionnäre jedes Jahr zulegen. Obschon die Oper hier besser ist als das Schauspiel, so fange ich doch erst mit letzterem an. Ich bin überhaupt ein Feind der Musik geworden, seitdem ich aus Erfahrung weiß, daß die Musik allein, wenn sie nicht dramatische Stoffe begleitet, statt ein Volk zu erheben, es nur verweichlicht und es sehr oft zu singenden Bedienten macht.

Erst unter den Kaiserzeiten in Rom fängt die Geschichte der Sänger an. Die Sängerinnen freilich stammen aus uralter Zeit her. Sie spielen schon in Griechenland eine große Rolle. Philipp sprach zu Alexander: schämst Du dich nicht, so schön zu singen? Und von der Minute an sang er nicht mehr.

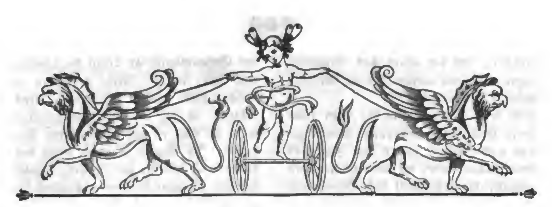
Was das Drama betrifft, so ist hier kein eigentliches Trauerspiel zu finden. Das höhere Drama fehlt hier, es ist alles auf Lustspiel und Schauspiel reducirt. Woran das liegen mag? An der frankfurter Kritik. Trotz Didaskalia und Conversationsblatt ist keine aufrichtige Kritik hier. Es ist alles wie in einer Familie befangen und verwebt; alles Bruder- und Vetterschaft; tout est pour le mieux dans le meilleur des théâtres. Ich gehe auf die einzelnen Kräfte über. Madame Frühauf hat den Vortheil, nervös reizbar zu sein, sie hat die Gaben für die leiseren Effecte im Lustspiel, besonders bei zuckenden Stellen. Für die Tragödie, wenigstens für den Jambenstyl derselben, ist sie weniger in Harmonie mit ihren Mitteln. — Herr Meck, einer der ausgezeichnetsten Komiker in Deutschland, ist so komisch, daß alles Ernste, was ihm nahegebracht wird, bei ihm gleich ins Gegentheil umschlägt; Komik ist sein Lebensathem. In Frankreich stünde Herr Meck neben Odry, aber wenn Odry ohne Parodie in einem tragischen Stück auftreten wollte, würden die Wäscherinnen auf der Seine Gefahr laufen, vor Lachen hineinzufallen.

Die Lustspiele werden hier zwar mit einem vortrefflichen Ensemble gegeben, auch darin ist Fortschritt, seitdem Meck Meister ist, aber das ist denn doch nicht genug. Es fehlt hier an einer zweiten, jugendlichen Lindner. Auch Weidner muß ergänzt werden, etwa durch einen jungen Mann wie Wilhelm Gerstel in Wiesbaden, und dann hat Madame Frühauf immer noch einen wirkungsvollen Platz auszufüllen. Die Damen Meck, Demoiselle Herrmann, eine junge schöne Comödienne von ziemlichem Talent, und Madame Hoffmann reichen dann auch ganz vollkommen hin, die andern wenig bedeutendern Rollen glücklich auszufüllen. Nur sollte man die Demoiselle Hoffmann nicht mehr die witzigen französischen Kammermädchen spielen lassen.

Eine Hauptstütze des hiesigen Theaters ist Herr Baison. Die Sprache der Kritik in der Theaterwelt ist so erschöpft worden, daß man wirklich neue Ausdrücke erfinden muß, wenn man die Wahrheit sagen will. Herr Baison ist nicht allein ein denkender, geistreicher Künstler, er ist in jeder Hinsicht ein guter, vortrefflicher Schauspieler. Seine Allseitigkeit sowohl im Lustspiel und Conversationsstück als im höhern dramatischen Fach ist wirklich außerordentlich in der Künstlerwelt. Es ist aber nicht diese Seltenheit der allgemeinen Ausbildung, die ich so sehr an ihm lobe. Ein Künstler, der etwas ganz ist, ist schon viel. Die Quantität kann nie die Qualität ersetzen. Für eine Theaterdirection ist Herr Baison in dieser Hinsicht ein wahrer Schatz. Der Kritik kann dies schon gleichgültiger sein, aber auch in jedem Fache, besonders genommen, hält Herr Baison vollkommen die Strenge der Kritik aus, und auch die allerstrengste gesteht ihm zu, daß seine Mißgriffe, wenn er welche macht, das Resultat einer geistigen, consequent durchdachten Berechnung sind. Ich sah ihn während zweier Monate nur in zwei Stücken der höhern Dramatik. Die classischen Stücke kommen hier wegen oben angegebener Ursache selten oder nie zur Aufführung. Diese zwei Mal aber genügten mir, ihn zu würdigen. In seinem Jambengang erinnerte mich Baison oft an den trefflichen Beauvallet vom théâtre français. Er schreit nicht; denn er überlegt, und doch scheint alles unüberlegt, das Resultat der Eingebung zu sein. Er hat eines der biegsamsten lieblichsten Organe, verbunden mit einer schönen, männlichen Gestalt. Im Lustspiele spielt er wie ein Mann, der das Leben kennt, und spricht rasch, geläufig, mit Geist und Pointirung. Kurz, Herr Baison kann Begeisterung erwecken, und das will in Frankfurt viel sagen. Im allgemeinen jedoch sind auch die andern Mitglieder der hiesigen Bühne gut. Da ist Lußberger, der, wenn er seinen frankfurter Accent gerade nicht hat, seine Rollen recht hübsch und geläufig wiedergibt; ferner ein junger Liebhaber, Namens Schneider, der nichts verdirbt, ein Organ ganz wie Hendrich's und eine schöne Persönlichkeit besitzt. Dieser junge Mann hat Zukunft. Ein älterer Schneider, der ebenfalls gut ist. Herr Linker, den man hier im Lustspiel gar nicht versteht, denn er ist zu gut darin, weil er eben spricht, als sei er kein Schauspieler, ein Talent, das wenige besitzen. Herr Hassel, eine seltene Erscheinung, ein Künstler, der das Lob verschmäht, und zwar ein echter Künstler. Herr Grahn, recht brav; eine Madame Hoffmann, die recht hübsch ist, und noch andere Mitglieder, die die Lücken ausfüllen. Im Ganzen ist die deutsche Kunst seit 1830 im Steigen. Wir haben Schauspieler, die nicht allein Künstler auf den Bretern, sondern die auch im Leben ausgezeichnete Männer sind; die mit der Literatur der Zeit und den vaterländischen Bewegungen nicht allein fortgeschritten, sondern die ihnen sogar vorangeeilt sind. Ich nenne blos die Namen Baison, Döring, Moritz, Herrmann, den jungen Gerstel, ohne die Anderen, die ich nicht kenne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 242. — den 10. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Fortsetzung.)

„Ich war damals zwanzig Jahre alt; frisch und blühend, mit Glücksgütern reichlich ausgestattet, breitete sich das Leben vor mir aus, und dennoch konnte es mich nicht befriedigen, den Ueberdruß, den ich empfand, nicht beseitigen. An die Genüsse, die der Reichthum gewähren kann, war ich von Kindheit an zu sehr gewöhnt, um nicht abgestumpft dafür zu sein; so schwer es mir gefallen wäre, sie zu entbehren, so gleichgültig waren sie mir in ihrer täglichen Wiederkehr. Doch waren diese Zerstreuungen das Einzige, was mein Leben ausfüllte; ich hielt mich an Sachen, weil ich mich mit den Menschen nicht verständigen konnte: das war mein Unglück, mit einem heißen Herzen und schwungkräftigen Geiste in einer Zeit geboren worden zu sein, deren charakteristischer Stempel in berechnender Kleinlichkeit der Gesinnung und schmäliger Erstorbenheit alles Gefühlslebens bestand. Auch ich hatte meine Fehler, und zwar große, schwere, aber sie entsprangen aus einem Uebermaße von Kraft, während mir die der andern einer unheilbaren, verächtlichen Schwäche zu entfließen schienen. Damit will ich jedoch keineswegs über alle meine Zeitgenossen den Stab brechen: es gab unter ihnen gewiß noch viele größere, edlere Herzen, als das meine war, aber mein Stolz berücksichtigte sie nicht, mein von finstern, hochmüthigen Zweifeln befangenes Auge erkannte sie nicht, und hätte ich sie auch erkannt, so wäre mir's nur von geringem Trost gewesen, denn vermuthlich hätte ich gefunden, daß sie eben so unglücklich seien wie ich selbst. — Kaum war meine Trauerzeit, die sich durch den mittlerweile erfolgten Tod meines Vaters verlängert hatte, verstrichen, als ich mich von Freiern umgeben sah. Mein Wille war, mich nicht mehr zu vermählen; das Unglück meiner ersten Ehe war mir noch zu frisch im Gedächtniß. Ich wollte frei sein und bleiben, aber bald gewahrte ich, mit welchem Preise ich die Behauptung dieser, durch den Zwang der Gesellschaft doch immer sehr beschränkten, unvollständigen Freiheit würde bezahlen müssen. Die zufälligen Güter und Vorzüge, die mir zugefallen waren, der kühne Freimuth, mit dem ich meine Gesinnung auszusprechen und Schlechtes schlecht zu nennen wagte, hatten mir unter der Frauenwelt eben so viele Feindinnen geschaffen, als ich Bekannte zählte; nun ward jeder meiner Schritte belauert, jedes meiner Worte verdreht und absichtlich mißdeutet, meine Kälte als schlaue Coquetterie dargestellt, mein Ruf, den sie nicht zu verschwärzen vermochten, wenigstens verdächtigt. Es ging so weit, daß scham- und sittenlose Weiber ihren Günstlingen den Auftrag gaben, zu erproben, ob ich nicht zu verführen sei, so weit, daß ich der Gegenstand empörender, entwürdigender Wetten ward; da riß mir die Geduld. Es hätte mir nicht an Muth gefehlt, einen ehrlichen offenen Kampf auf Leben und Tod mit einem geachteten Feinde zu bestehen, aber es verursachte mir Ekel, mich täglich mit diesem verächtlichen Gezücht herumzuschlagen. So bestimmten mich

Zorn, Empfindlichkeit, und vor allem das Bedürfniß männlichen Schutzes dazu, zur zweiten Ehe zu schreiten; aber in dieser wollte ich Herrin sein."

„Meine Wahl fiel auf den Grafen A., einen jener Charaktere, zu deren Erforschung eine halbe Stunde genügt und die man nach funfzig Jahren mit Zuversicht auf derselben Stelle suchen kann, wo man sie vor eben so langer Zeit verließ; die Schlaffheit und Gewöhnlichkeit ihrer Natur verwehrt ihnen jeden höhern Aufschwung, aber auch jedes Tiefersinken und zwingt sie zur Consequenz. Die Beschränktheit seiner Geistesgaben, so wie die Indolenz seines Wesens verbürgten mir die Herrschaft über ihn; dabei war er doch zu eingelebt in die Verhältnisse der Salonwelt, um sich jemals lächerlich zu machen, zu wohlerzogen, um eine Tollheit zu begehen, zu vorsichtig und nachbetend, um eine offenbare Albernheit zu sagen. Uebrigens glaube ich nicht, daß er jährlich drei wirklich ihm angehörende Gedanken zu verzehren hatte. Mit einem Manne dieser Art glaubte ich's wagen zu dürfen. Meine Verbindung mit A. ward allgemein gebilligt, da unsere äußere Stellung so ziemlich dieselbe war; um die Verschiedenheit unseres Innern kümmerte sich Niemand, und auch ich litt nicht darunter, da mein hervorstechendster Charakterzug, der böse Geist der Herrschsucht, eben durch sie freien Spielraum erhielt. Doch würden Sie mir Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß ich A. mein Uebergewicht auf eine verletzende Weise habe empfinden lassen; mein eigener Stolz zwang mich, den meines Gatten zu schonen. Es wäre mir unerträglich gewesen, wenn man in dem Manne, dessen Namen ich trug, meine Marionette erblickt hätte, und nie hätte ich mich dazu verstanden, die lächerliche und widrige Rolle einer Domina zu spielen. Mir war's genug, meine Macht zu kennen und sie im Stillen zu A's. wie zu meinem eignen Vortheil auszuüben. Ueber meine Empfindungen für ihn hatte ich ihn keinen Augenblick getäuscht, er wußte es, daß ich ihn nicht liebte, und hatte meine darauf bezügliche offene Erklärung mit ungleich mehr Verwunderung als Betrübniß aufgenommen. Bald suchte er sich auf einer andern Seite Trost für meine Kälte und trat in eine zärtliche Verbindung mit einer hübschen Sängerin, indem ich von diesem Verhältniß nichts zu bemerken schien, zwang ich ihn, die Dehors zu beobachten, und unterwarf mir ihn doppelt. Ich selbst blieb tugendhaft, wenn Sie anders Tugend nennen wollen, was mich kein Opfer und keinen Kampf kostete; meine Sinne waren kalt, mein Herz leer und mein Sinn für die Ehre zu lebhaft, als daß mich die Besorgniß, mit den Entwürdigten, an denen die damalige Gesellschaft so reich war, in eine Reihe gestellt zu werden, nicht mit Abscheu hätte erfüllen sollen. — Wenn Sie mich nun fragten, ob ich zu jener Zeit glücklich ob unglücklich war, so wäre es mir schwer, eine Antwort darauf zu finden. Im Grund war ich weder das Eine noch das Andere; ich verlebte ein dunkles, gehaltloses Leben, das sich mit ein paar Worten erschöpfend schildern läßt: ich machte Toilette, trieb Musik, ging in Gesellschaften und auf Bälle und war froh, wenn ich müde und schlaftrunken nach Hause kam, weil mich dann der Schlummer von dem langweiligen Gedanken befreite, daß der morgige Tag dem eben entschwundenen wieder auf ein Haar gleichen werde. Vergeudete, nutzlos versplitterte Jahre! Ich mußte erst erfahren, was ein Menschenschicksal zu bedeuten habe, bevor ich erkennen lernte, was Menschenwürde erfordere."

„Und nun, Ludwig," fuhr die Gräfin mit seltsam bewegter Stimme fort, „nun suchen Sie die Furchen zu vergessen, die Zeit und Schmerz meinen Zügen eingegraben haben, vergessen Sie des weißen Haares, daß mich wie ein Vorläufer des Leichentuchs umwallt, versuchen Sie's, sich mein Bild so zu denken, wie es in jenem Rahmen strahlt: jung, schön, blendend." Sie hielt inne.

Nach einer kurzen Pause nahm sie wieder das Wort:

„Ich befand mich eines Abends im Theater; das Vorspiel, das ich schon öfters gesehen, hatte kein Interesse für mich, und so saß ich im Hintergrund meiner zunächst oder vielmehr auf der Bühne befindlichen Loge im Gespräch mit einem Bekannten begriffen. Wir führten dieses mit solchem Eifer, daß wir alles Andere vergaßen, bis uns endlich ein lautes „Pst! Pst!" zur Ruhe vermahnte, wir schwiegen, und unmittelbar darauf durchzogen geisterhaft erschütternde, herzbethörende Töne den weiten Saal. Wie von einem Zauber berührt, faltete ich die Hände und lauschte, als wenn ein Gott zu mir gesprochen hätte; ach und es war ja auch eine Gottesstimme, die zu mir drang! Ich wagte keine Bewegung, keinen Laut, mir war's, als müsse der selige Traum im nächsten Augenblicke zu Nichts zerrinnen, als müsse ich mein Ohr fortan für jeden irdischen Ton verschlossen halten, nachdem es die jubelnden Gesänge der Engel, den seelenvernichtenden Wehruf der ewig Verlorenen vernommen. Die Klänge verschlangen sich wundersam, sie erzählten mir von allem Glück, das je auf Erden erblüht, von allen Freuden, die je in das ferne Jenseits verschwammen, von allem Schmerz, der Menschenbusen er-

schüttert, von allem Trost, den uns heilige Geister zuflüstern. Sie drohten, schmeichelten, segneten, überwältigten! O Gott, wo lebt der Dichter, der zu solcher Musik Worte zu schreiben wußte? — Ein wüthender Beifallssturm dröhnte durch das Haus; meiner selbst nicht mehr mächtig, drängte ich mich bis an die Brüstung der Loge. Mein Blick fiel auf die Bühne; vor mir stand ein junger Mann, das ernste Gesicht von dunklem Haar umflossen, Siegerstolz auf der bleichen Stirn, tiefglühende Leidenschaft im Blick, Schmerz und Genie im träumerischen Lächeln seines Mundes. Wie er sich nachlässig, ja stolz dankend gegen die Versammlung verneigte, richtete sich sein Auge zufällig auf mich; er sah mein erglühendes, von Thränen überströmtes Antlitz, und ernst fragend, zauberhaft beschwörend blieb sein Blick lange auf mir haften. Eine neue Schöpfung stieg vor meinen Blicken empor, alle Quellen meines Innern sprangen hoch gen Himmel, mein jetzt erst zum Leben erwachtes Herz stürmte vor Entzückung."

„Die Stimme meiner Begleiterin weckte mich aus meiner Betäubung: ‚Um Gotteswillen, ziehen Sie sich zurück!' flüsterte sie mir zu. ‚Das ganze Haus sieht schon auf Sie.'"

„Ich ließ mich von ihr fortführen; als wir im Wagen saßen, bemühte sie sich ängstlich um mich, weil ihr mein Zustand krankhaft schien. ‚Aber wie kann man sich auch durch Musik so erschüttern lassen!' redete sie mir zu; ‚Sie machen ja den Künstler zum Mörder.' — ‚Wer — wer ist er?' fragte ich mit erstickter Stimme. — ‚Emil D., ein junger Deutscher, und erst vor wenigen Tagen hier angekommen, um Concerte zu geben; man nennt ihn den ersten Pianisten unserer Zeit, wenn indessen sein Spiel auf Alle so wirkte, wie auf Sie, so wäre es am Ende nothwendig, daß ihm die Ausübung seiner Kunst von der Behörde untersagt würde.' — Sie plauderte fort, ohne daß ich ihre Worte weiter beachtete. Kaum zu Hause angekommen, entließ ich mein Mädchen, und in neue, balsamgleiche Thränen ausbrechend, warf ich mich auf die Kniee. Ich liebte, ich war mir meiner Liebe bewußt und stolz darauf, stolz auf diese neu entdeckte Fähigkeit meiner Seele, auf die Kraft, mit der mein plötzlich mündig gewordenes Herz seine Fesseln gesprengt, seine Nacht gelichtet hatte. Ich blickte zurück auf mein versunkenes Leben, und ein Schauer überflog mich, als ich mir seine Leerheit vergegenwärtigte. Mir war mein Frühling auf ödem Meere verstrichen, ich hatte nichts gesehen als das trügerische Element zu meinen Füßen, und über mir die fernen, unerreichbaren Sterne. Jetzt war ich gelandet, jetzt sah ich Blüthen und Blumen, von deren Dasein ich nie geträumt, athmete Düfte ein, die meinen Geist berauschten, vernahm Stimmen, in denen ein Nachhall himmlischer Freuden lag. O, mein Gott!" —

„Es gibt im Menschenleben unbegreifliche Uebergänge; so schwingt sich der Eine plötzlich und aus innerster Ueberzeugung von einem Glaubenssystem zum andern, so sinkt Jener, versöhnt und weinend an die Brust, die er noch vor wenigen Augenblicken durchbohren wollte, so sah ich mich aus einer grauen Wüste in den schönsten Garten Gottes versetzt. Ich befand mich in jenem unbeschreiblichen Zustande, in dem uns der Reichthum der Gegenwart so ganz erfüllt, daß uns kein Raum für den Gedanken an die Zukunft übrig bleibt." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

[Theaterdirectoren. Die Oper.]

Was uns fehlt, das sind Theaterdirectoren. Unsere Directionen sind fast alle um 10 bis 20 Jahre zurück. Sie greifen nicht in die Zeit, sie sind farblos, sogenannte Unparteiische, weder warm noch kalt, dabei faul und thatlos. Jede Tendenz bringt sie außer Fassung, sie zittern selbst und suchen wieder durch übertriebene Machthaberei Furcht einzuflößen. Sie kleben sich an einige französische Uebersetzungen, wiener Possen und sonstige kleine Nullitäten, als hätte das deutsche Theater jetzt nicht einen ganz andern Zweck, als blos einige reiche Leute zu amüsiren; als könnte, ja als müßte es nicht durchaus auf die Menge, auf die Jugend wirken. — Ja, aber die Censur! Die Censur ist nur so mächtig, weil wir so schwach und uneinig sind. Wären Schriftsteller, Schauspieler und Theaterdirectoren einig, wir hätten in Jahr und Tag gar nichts von der Censur mehr zu fürchten. Wer Furcht hat, sagt Klinger, hat sich nur vor einem Schurken zu fürchten, nämlich vor sich selbst. Es ist mit den Nationen wie mit den Personen! In der Oper hier geht es schon lebendiger zu. Guhr ist immer noch der thätigste gewandteste Operndirector, den ich je gesehen. Seine Schuld ist es nicht, wenn beständig die Verhältnisse sich unter der Hand verwandeln. Mit den beschränkten Mitteln der hiesigen Anstalt, die keine Pension gibt, werden ihm immer die besten Mitglieder entgehen, nachdem sie durch ihn Ruhm und Geld erlangten. Dies aber ermüdet ihn nicht, beständig neue aufkeimende Talente zu recrutiren; ja fast die besten Deutschlands entsprossten erst seiner Pflege. In diesem Augenblick ist wieder hier ein Sänger, der, wie ich fürchte, nicht mehr lange hier bleiben wird. Herr Pischeck, ein Bariton, wie es wenige gibt, dabei ein vortrefflicher Musiker, ein Künstler, der zu singen und zu spielen weiß. Herr Pischeck wird einst noch der

deutschen Kunst Ehre machen, da er sich zweifelsohne bis zur höchsten Spitze hinaufarbeitet. Eines nur muß er sich abgewöhnen, das ungraziöse Zusammendrücken des Mundes, der dann sehr breit wird und die gefühlvollsten Stellen verzerrt. Er singe beständig vor einem Spiegel, wie dies oft in Paris geschieht, oder vor Damen, die für ihn Interesse haben, und es wird dies bald verschwinden.

Demoiselle Rudersdorf, von der die hiesigen Journale so vielen Lärm machten, konnte mir nicht gefallen, nicht etwa wegen ihrer Stimme, die etwas gelitten haben soll, sondern weil sie keine Ahnung von Kunstgesang hat. Sie ist eine Natursängerin wie die meisten Deutschen mit vertrillerten Amselrouladen.

Demoiselle Marx gab hier einige Vorstellungen Sie hat in Paris singen gelernt, das hört man ihr bei jeder Note an, besonders aber an der Art, wie sie die Stärke der hohen Töne, die ihr nicht ganz zu Gebote stehen, durch Kunst ersetzt. Sie singt mit Leidenschaft und Grazie und fand Beifall. Dem. Marx ist eine gediegene deutsche Kunstsängerin.

Demoiselle Capitän, das dramatische Mädchen, singt zu viel und zu oft. Diese Sängerin muß sich ein besonderes Fach bilden. Einige erste leichte mit vielen zweiten, besonders aber dramatische Rollen stehen ihr vortrefflich. Hätte sie die Kraft, sie wäre eine der ersten Sängerinnen im dramatischen Fache. Dennoch ersetzt sie Vieles durch angeborenes Genie. Herr Chrudimsky, erster Tenor, hat eine schöne Stimme, singt aber beständig nur zwei bis drei Noten, die andern verschluckt er; übrigens ohne Farbe, ohne Methode. Lernte er singen, aber nicht in Deutschland, er brächte es weit. Seine Stimme gleicht vollkommen der Mario's im italienischen Theater, nur ist sie nicht gebildet. Er singt immer mit der Backfischstimme, voix blanche. Wenn er und der zweite Tenor Caspari das Racheduett aus Othello singen, so sieht das aus wie eine der schönsten gelungensten Parodien, die die vortrefflichen Parodiensänger auf der porte St. Martin singen, und die ganz Paris entzücken. Ein langer Weißfisch mit einer Altenweiberstimme ist zu possirlich. Von Guhr nimmt es mich Wunder, daß er keinen bessern zweiten Tenor hat; denn Chrudimsky wenigstens singt alles passabel und hat Stimme. Herr Nork ist ein vortrefflicher Darsteller mit einer recht brauchbaren Baritonstimme. Herr Wiegand ist auch sehr gut. Ueberhaupt ist das Mittelfach hier vortrefflich besetzt. Demoiselle Kratky ist immer noch die brave Kunstsängerin, die Schule, Methode und Darstellungstalent hat. An Dettmer verlor die hiesige Bühne eine gute Stimme, die durchdringt; an Konradi gewann sie einen geschulten Sänger, der aber nicht dieselben Stimmmittel hat. Ueberhaupt ist hier die Oper vielseitig besetzt. Mit Ausnahme der Chöre, die seit einiger Zeit sehr schwach sind, kann Herr Guhr drei, vier Opern wöchentlich geben, ohne seine Mitglieder zu sehr anzustrengen. Und welche Opern gibt er! Die ersten, die schwierigsten. Es ist ihm nichts zu schwer, nichts zu lästig. Und sind auch einige Solopartieen mittelmäßig, so ist doch das Ensemble immer vortrefflich. In Paris brauchen sie drei Monate, um eine kleine Oper einzustudiren. Herr Guhr läßt eine der größten in drei Wochen einstudiren und aufführen. Sein Orchester ist wie Ein Mann; seine ganze Thätigkeit, sein Blick, seine Direction, ja sein leutseliges Benehmen ist nicht genug zu loben. Hätte ein Theater im Schauspiel und in der Oper zwei so thätige Directoren, es wäre bald das beste Theater in Deutschland und in Frankreich.

6.

[Das Museum.]

Das Achtzehnoctoberfest wird hier mit jedem Jahre gleichgültiger, der Herbst kälter und geräuschloser und das Museum liegt in den letzten Zügen. Es ist dies eigentlich sein schönster Zug. Wenn man sich von dem Geiste dieses Instituts überzeugen will, so braucht man nur diese Gesellschaft, ihren poetischen Anfang und ihr so krämerisch-lächerliches Ende zu studiren. Das Museum zählt 600 Mitglieder. Jedes Mitglied zahlt 11 Gulden. Es ist dies eine schöne Summe, um sich alle vierzehn Tage 2 Stunden zu amüsiren. Der Director des Museums ist ein deutscher Publicist, berühmt durch seine leitenden Uebersetzungen aus deutschen und französischen Blättern über China und Afghanistan, Serbien nicht zu vergessen. Guhr sorgt für die Musik und das wäre das beste, brächte er nicht immer das Nämliche. C-moll-Symphonie heißt hier frankfurterisch die „Zehn-mohl-Symphonie." Nebenbei declamirt die Frühauf „Nä nä," „O ho, so so," und „komm her." — Es ist schrecklich interessant, dieses Museum, für 600 Louisd'or. Die Mitglieder beklagten sich daher beim Vorstand und erklärten unisono, sie langweilten sich. Es war dies das Interessanteste. Darauf versammelte sich der Vorstand. Die Sitzungen dauerten sehr lange; es soll heiß hergegangen sein. Endlich wurde der Areopag geschlossen und folgendes Decretum auf deutsch erlassen. — Um der immer steigenden Langeweile der Museumsmitglieder auszuweichen, wird — von nun an keine nichtbezahlte Karte mehr an fremde Künstler, Schauspieler, Musiker und Schriftsteller erlassen. Herr Georg Krebs — der Name ist sehr charakteristisch — ist beauftragt, ihnen Billette à 1 fl. 30 kr. zu verabreichen. Zweitens — Wir haben bemerkt, daß während der Museumssitzungen die Damen immer hin- und herrücken — es kann dies keinen andern Grund haben als die Ueberfüllung des Saales an Damen. Es dürfen daher keine Damen mehr ohne besondere Einlaßkarte zugelassen werden. — Jedoch für 1 fl. 30 kr. bei Georg Krebs wird man keinen Anstand nehmen, sie einzulassen. — Die Ehrenmitglieder sind abgeschafft, eben so die Ehrenmitgliederinnen. —

Und so wurde das Museum mit ganz neuer frankfurter Gastfreundlichkeit eröffnet. Dieses Mal waren lauter Bürger darin. Nicht ein Permissionist erschien. Aber die Langeweile hatten die Leute vergessen abzuschaffen. Sie wollten ihr allerdings ausweichen, aber Sie wissen ja, wie es ist, wenn man seinem eigenen Schatten fliehen will! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 243. — den 12. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Fortsetzung.)

„Der beispiellose Enthusiasmus, den Emil bei seinem ersten Erscheinen erregt hatte, zwang ihn, diesem Concerte noch mehrere folgen zu lassen. Wie soll ich Ihnen die Empfindungen schildern, mit denen ich jedem dieser Abende entgegensah? Den ganzen Tag über verzehrte mich fieberhafte Ungeduld, stürmische Sehnsucht, kindisch ängstliche Unruhe, und wenn dann die hohe Stunde endlich erschien, wenn ich ihn sah, dessen Gestalt tausend Menschenherzen in Lust und Weh erzittern machte, wenn mich der Aetherstrom seiner Töne gleich einer heiligenden Taufe umfing, wenn sich dann sein Blick voll feierlichen, ernsten, glühenden Ausdrucks auf mich richtete und mir zu sagen schien: Du bist's, die mich versteht, Du bist's, die mit mir von demselben Quell der Begeisterung trinkt! — da preßte ich beide Hände an meine vor Entzücken aufjammernde Brust und neigte das Haupt und rief den Tod herbei, auf daß dieser Moment zur Ewigkeit werde."

„Ich hatte ihn nie gesprochen, aber ich wußte, daß er mich liebte, und das Geständniß seiner Neigung war geisterhaft wortlos gewesen, wie es sich für einen solchen Bund geziemte. Schon früher war Musik meine Hauptbeschäftigung gewesen, jetzt war sie zu meiner Vertrauten, zu meinem Engel geworden. Im vollen Bewußtsein meiner Leidenschaft, im Ueberdrange der Empfindungen, die mich erfüllten, dichtete ich an einem einsamen Abend die Melodie zu einem Liede, dessen Worte den Zustand meines Innern, wenn auch nur schwach und farblos, aussprachen. Als ich diese Composition beendigt hatte, setzte ich mich ans Klavier und sang die einfache, aber aus tiefster Seele geflossene Weise zu wiederholten Malen. Wer hatte sie mir eingegeben? woher war ihr diese Kraft und Wahrheit geworden? wer verlieh meiner Stimme in dem Augenblicke, da ich sie sang, einen Klang, der mich selber schmerzlichst rührte? Ich wußte es nicht, aber das wußte ich, daß ich die Geschichte meines Lebens in diesen Tönen niedergelegt hatte. Und nun, Ludwig, denken Sie sich, wie mir ward, als ich in Emil's nächstem Concerte dasselbe Lied, das ich in der völligsten Einsamkeit componirt, gesungen und Niemanden mitgetheilt hatte, von ihm vorgetragen und wunderbar ergänzt hörte. Er mußte mich belauscht haben, mußte zu jener späten Nachtstunde unter meinem Fenster gewesen sein! Freudig lächelnd, süß betheuernd blickte er auf mich, mein Auge erwiederte den ernsten Schwur; es gab fortan kein Geheimniß mehr zwischen uns. Er liebte mich! — Kurze Zeit darauf ward mein Geburtstag gefeiert; A. that alles mögliche, um ihn festlichst zu begehen. Er hatte die erlesenste Gesellschaft in meinen Salons versammelt; die Anstalten, die er getroffen hatte, überboten sich an Pracht und Geschmack. Als ich meinen Dank für seine sorgliche Aufmerksamkeit aussprach, versetzte er mit entschuldigendem Bedauern: ‚Die Hauptüberraschung ist mir doch fehlgeschlagen. Um Deiner Vorliebe für Musik genug zu thun, ersuchte ich

den fremden Pianisten Emil D., sich heute Abend bei uns einzufinden und uns durch sein Spiel zu vergnügen; er lehnte aber meine Einladungen hartnäckig ab. Ich finde das nicht sehr artig.'"

„Er lehnte die Einladung ab, die ihn in meine Nähe führen sollte. O, ich verstand ihn! Ja, er war groß und edel! Er sah ein, daß wir nur im Reich der Liebe gleich und ebenbürtig, daß jede andere Begegnung uns schmerzlich an die Schranken mahnen würde, die uns trennten, er fühlte, daß sich um unsere reine Flamme kein verdüsternder Rauch legen dürfe, er wollte mir das Weh ersparen, mit ihm sprechen zu müssen wie mit einem Fremden, Untergeordneten. Wie sehr wußte ich es ihm Dank, daß er mir diese demüthigende Qual erlassen!" —

„Ich saß eines Morgens an meiner Toilette, vor mir lagen verschiedene Journale, die ich achtlos durchblätterte, bis ich auf den Namen stieß, dessen Nennung jedesmal all mein Blut zum Herzen strömen machte. Was las ich? Die Ankündigung von Emil's Abschiedsconcert! Es sollte an dem nämlichen Tage gegeben werden. Ein Schmerz, wie ich ihn nie geahnt, nie geträumt, überwältigte mich; so war denn Alles vorüber, so war ich wieder allein und sollte wieder mein voriges Leben aufnehmen und die alten Lasten tragen, nachdem ich auf Geisterarmen das Reich der Seligkeit durchschwebt hatte! Von solchen Vorstellungen bedrängt, versank ich in finsteres, trostloses Brüten, aus dem mich erst der Eintritt meines Mädchens aufstörte, das mir einen Brief überbrachte. Mechanisch erbrach ich ihn: er war von Emil."

Die Gräfin erhob sich rasch und nahm aus ihrem Schreibtische ein Kästchen, in dem, wie ich wußte, ihre theuersten Andenken lagen; sie öffnete dasselbe, und mir ein vergilbtes Blatt daraus hinreichend, sagte sie mit unsicherer Stimme: „Da, lesen Sie!"

Ich las Folgendes:

Morgen mit dem Frühesten verlasse ich Petersburg auf immer; dieser Umstand wird so, hoffe ich, die Kühnheit des Schrittes, den ich zu thun im Begriffe bin, bei Ihnen entschuldigen. Die Gefühle, die Sie mir einflößten, können Ihnen nicht verborgen geblieben sein, aber Sie wissen auch zugleich, ob ich es jemals versuchte, mich in Ihre Nähe zu drängen, ob ich für meine tiefste Liebe, ich will nicht sagen Erhörung — nein, nur Mittheilung verlangte. Ich that es nie; darum glaube ich nun ein Recht zu haben, Sie jetzt im Augenblick des Scheidens, bei Allem, was Ihnen heilig, um eine Unterredung anzuflehen. Ihr Ruf, die anerkannte Reinheit Ihres Wandels müssen Ihnen Bürge sein, daß in dieser Bitte kein Sie entweihender Gedanke verborgen liegt; nur ein Wahnsinniger könnte hoffen, Unwürdiges von Ihnen zu verlangen. Ich wünsche und begehre nichts als ein Wort des Trostes, der Milde von Ihren Lippen zu vernehmen; aber dieses muß mir werden, wenn ich auf diesem rauhen Lebenspfade fortschreiten soll. Ich hoffe auf Sie!

Emil D.

Die Gräfin nahm ihre Erzählung wieder auf:

„Man sagte mir, daß der Ueberbringer dieses Briefes auf Antwort warte. Athemlos von innerer Bewegung setzte ich mich hin und schrieb an Emil; ich sagte ihm, daß ich mich seiner Ehre anvertrauen wolle, wie man sich der Hand Gottes übergibt, daß, wenn ihn meine Freundschaft trösten könne, er vollen, reichen Trost nicht vermissen werde, daß — genug, es war ein Brief voll Gluth und Thränen. Schließlich gab ich ihm den Ort an, wo er sich nach dem Concert einzufinden habe, wie auch das Losungswort, an welchem ihn mein Mädchen erkennen und zu mir führen werde."

„Der Tag verging mir in peinlicher Spannung; Schmerz und Erwartung erschütterten alle Fibern meines Herzens. Noch blieb mir eine schwere Aufgabe zu lösen übrig: Rosalien von dem, was sie zu thun hatte, zu unterrichten, ohne sie, was meinem Selbstgefühl widerstrebt hätte, zu meiner Vertrauten zu machen. Endlich kam ich auf den Gedanken, ihren Patriotismus ins Spiel zu ziehen; sie war mit Leib und Seele Französin, und ihr lebhaftester Kummer war, daß die Verbindung mit ihrem Vaterlande wegen der eben damals dort wüthenden Revolution unterbrochen, oder wenigstens unendlich erschwert war. So sagte ich ihr, indem ich ihr strenge Verschwiegenheit zur heiligsten Pflicht machte, daß so eben ein Fremder angekommen sei, der mir wichtige Nachrichten aus Frankreich und von meinen dort lebenden Freunden zu überbringen habe. ‚Meine Stellung,' fuhr ich fort, ‚ist der Art, daß ich ihn nicht öffentlich empfangen kann; Graf A. würde es mir nie vergeben, wenn er erführe, daß ich noch Verbindungen in einem Lande unterhalte, das ihm durch die letzten Vorgänge ein Gräuel geworden ist. Ueberdies muß auch die Anwesenheit des Fremden hier in Petersburg ein Geheimniß bleiben, da seine Entdeckung die verderblichsten Folgen nach sich ziehen könnte. Es bleibt mir demnach nichts Anderes übrig, als mich Deiner Treue und Verschwiegenheit zu vertrauen; darf ich dies?'"

„Sie gelobte mir's mit einem heiligen Schwur, und aus ihren Augen leuchtete so viel Begeisterung für ihr

Land, so innige Ergebenheit für mich, daß ich nicht länger unschlüssig bleiben konnte."

„,So geh' heute Abends,' fuhr ich fort, ‚wenn ich aus dem Theater nach Hause werde gekommen sein, vor das Hauptthor des Admiralitätsgebäudes; Du wirst dort einen Mann finden, der Dich mit einem: Belle France! ansprechen wird. Antworte ihm hierauf: Chère et malheureuse patrie! und er wird Dir folgen.' Ich sagte ihr ferner noch, daß sie ihn zuerst auf ihr Zimmer und sodann, wenn Alles im Hause ruhig, durch ein Couloir, das von der übrigen Dienerschaft fast nie betreten wurde, in die Bibliothek führen solle', die nur durch mein Ankleidezimmer von meinen Cabinet getrennt war. Sie versprach mir die größte Vorsicht und Behutsamkeit, und mit etwas ruhigerem Herzen verließ ich das Haus."

„Fordern sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Wirkung beschreibe, die Emil's Anblick, sein Spiel, die Poesie, die ihn gleichsam sichtbar umschwebte, auf mich hervorbrachten. Ich hatte mich festlich geschmückt, mir war, als müsse ich die Leichenfeier meines Glücks begehen; darum hatte ich Blumen und Perlen in meine Haare geflochten, darum prangten Juwelen an meiner Brust, darum umrauschte mich weiße Seide. Ich hatte schön sein wollen, und das Gemurmel der Menge, Emil's bewundernder, entzückter Blick sagten mir, daß ich es sei. Thörichte Schwäche des Weibes, das noch im Sarge zu gefallen wünscht! Ich eilte nach Hause, Rosalie begab sich an den bestimmten Ort; mit namenloser Bewegung harrte ich ihrer Rückkehr. Ich weinte, betete, schrie zu Gott, daß er mich stärken, daß er sich meiner erbarmen möge. Endlich vernahm ich Tritte, die Thür meines Cabinets ging auf, Emil stand vor mir." —

„Ludwig," fuhr die Gräfin tief erschüttert fort, „so viele Jahre sind seitdem verflossen, so viele Schmerzen an mir vorübergegangen, aber sie alle konnten die Erinnerung an jenen Augenblick nicht verlöschen, wo ich, wie von Zaubergewalt übermeistert, vor Emil niedersank, seine Hände küßte, ihn meinen König, meinen Gebieter, meinen Gott nannte. Er beugte sich über mich, sein Haar berührte meine Stirn, sein Athem vermischte sich mit dem meinen, wilde, sinnbethörende Flammen schlugen über uns zusammen — noch ein Augenblick, und die Frau, die bisher als Muster der Reinheit, der makellosesten Tugend galt, wäre zur Sünderin, zur Verbrecherin geworden und der niedrigsten ihres Geschlechtes gleichzustellen gewesen. Nicht meine Stärke, nicht mein Ehrgefühl, eine Schickung, an der mein Wille keinen Theil hatte, rettete mich; aber Gott, um welchen Preis!"

„Ich vernahm ein heftiges Pochen an der Thür meines Ankleidezimmers; sie war verschlossen."

„,Clodie, öffne schnell!' rief es draußen. Es war A's Stimme."

„Ich fühlte mich zu Stein erstarren; instinctmäßig antwortete ich: ‚Es ist zu spät!'"

„,Ich muß Dich sogleich sprechen,' hieß die Antwort."

„,Warum? Laß es bis morgen.'"

„,Um Gotteswillen, Clodie, meine Mutter liegt im Sterben, sie verlangt nach uns, wir müssen augenblicklich hin. Verliere keine Minute.'"

„Vernichtet sank ich auf den Stuhl zurück. Mein Cabinet hatte keinen andern Ausgang als eben die Thür, vor welcher A. stand. Emil zu verbergen, war unmöglich. Ich war verloren, mein Ruf, meine Ehre, meine Zukunft vernichtet, die letzten Stützen meines elenden Lebens brachen zusammen; ich konnte fortan nichts mehr als A's Sklavin sein. Mit Blitzesschnelle entrollte sich das fürchterliche Bild vor meinen Augen; verzweifelnd verhüllte ich mein Gesicht. Da fühlte ich mich plötzlich von Emil fest umschlungen, er preßte einen Kuß auf meine marmorkalten Lippen: ‚Leb' wohl, auf ewig wohl!' flüsterte er mir zu und entschwand durch die Glasthür, die auf den Balkon führte. Unmittelbar darauf hörte ich einen schweren Fall."

„,Clodie, was ist Dir? werde ich denn die Thür sprengen müssen!' rief A. mit ungewohnter Heftigkeit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

[Overbeck's Bild. — Die beiden Schwestern.]

Endlich ist hier das eben so berühmte als berüchtigte Bild von Overbeck angekauft und ausgestellt. Das Begleitungswort des Meisters liegt daneben. Dieses Wort wird noch viel beleidigender, sieht und erkennt man die phantasielose Arbeit des Meisters. Overbeck als Maler ist ein guter Stylist, der, ruhig und gesalbt, in dem Style das Heil der Kunst sucht und aus Mangel an selbstschöpferischem Geiste der Religion alles entlehnt und aufbürdet. Ohne jene begleitenden Worte würde das Bild allerdings gar keinen Sinn haben. Nun denke man sich eine Kunst, die durch ein Meisterstück didaktisch-kritische Vorlesungen hält. Die Nibelungen, Romeo und Julie, Wallenstein als Kritik! Man denke sich. Eine solche Verirrung konnte nur in Deutschland vorkommen. Wenn Michel Angelo Kritik geben will, so macht er einen Moses, oder baut die Peterskirche. Dazu bedarf es keines Commentars. Wenn kleine Geister aber wie Overbeck den Himmel ersteigen wollen, so legen sie sich Bücher und Farben unter die Fersen, um besser steigen zu

können. Statt sich in einem Flug zu erheben, errichten sie sich eine kritische Leiter, aber kaum in der Mitte angelangt, wird ihnen schwindelig, und sie stürzen wie Phaeton herab — und sagen dann, sie wären im Himmel gewesen. Overbeck ruft seinen Freunden zu: So und nicht anders malet, sonst geht ihr unter! und dann setzt er noch ein frommes Amen hinzu. Der Fuchs mit dem abgehauenen Schweife hat das schon benutzt, aber das Amen hat er vergessen. Die religiösen Füchse haben Fortschritte gemacht.

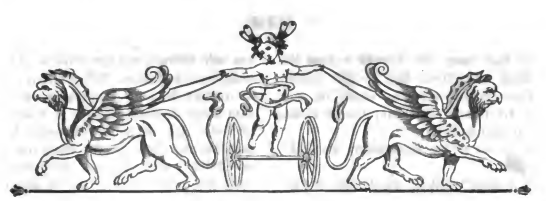
Ueber Schadow's Jungfrauen, ebenfalls hier angekauft, berichtete ich schon vergangenes Jahr im „Telegraphen." Das Bild hat bereits schon an Farbenglanz eingebüßt. Vor einem Jahre war es frisch gemalt. — Sonst ist nichts Neues von Bedeutung hier in dem Kunstinstitut als Lessing's Ezzelino, der mir mit jedem Jahr neuer, frischer und kräftiger scheint. Dieses Bild, das Beste Lessing's, ist unbezahlbar. Das Institut wird einst gute Geschäfte damit machen.

Nun noch eine etwas drollige Geschichte, die sich hier zutrug. Die Parterrelogen des hiesigen Theaters zeichnen sich besonders durch zwei Grazien aus, die zuweilen rechts im Halbzirkel erscheinen. Es sind dies zwei Schwestern, deren Namen mir unbekannt und die ich, folgendes Begegnisses wegen mit C. und D. benennen muß. Ich will es versuchen, sie in Worten zu schildern, obschon sich weder Schönheit noch Grazie in einen Rahmen des geschriebenen Wortes fassen lassen. Ein Gemälde muß gesehen, so wie Musik gehört werden. Beide Schwestern sehen sich, bis auf einen kleinen Zug, schräg über der Nase, ähnlich. Das Gesicht oval, aber nicht länglich oval, die Stirn ist offen, breit, nicht sehr hoch, aber die Geburt des Haarwuchses wie nach dem Cirkel gemessen. Keine Statue der Griechen hat eine hohe Stirn, sogar die Venus nicht, nur Minerva streift etwas ins Hohe. Darum ist sie auch so langweilig. Ich weiß nicht, wer bei Damen eine hohe Stirn schön nennt; es muß ein Verliebter gewesen sein. Die Farbe des Gesichtes blaß, weiß, jugendlich angehaucht wie von einem Kuß, dem ein liebendes Erröthen entgegenschimmert; die Nase römisch, stark in den Winkeln ausgefeilt; zum Zorn wie zur Liebe geeignet, obschon diese Damen weder lieben noch zürnen; der Mund harmonisch dem ausgeprägten Zuge, der über die Nase streift, entgegentretend; das Auge tief und hell, groß und gütig; der Hals nicht wie ein Schwanenhals, sondern wie der der Leda, die Brust frei und keck herausfordernd, wie es der Jugend und der Schönheit geziemt. Der Anzug einfach und elegant. Dabei haben sie noch den großen Vortheil, daß sie nichts sprechen, denn auch eine Himmelsgrazie verunstaltet der frankfurter Dialekt. Ein Franzose nun, der hier durchreiste, sah die Eine in der Loge. Sie sehen und sie nicht lieben wollen, ist fast unmöglich. Doch war diese Liebe nur eine Caprice. Es war Künstlerliebe, helenische Liebe zur Schönheit. Er beauftragte daher einen seiner Freunde, einen Maler, des Abends in das Parterre zu gehen und ihm ein Croquis mit Bleistift von diesem Gesicht zu entwerfen. Er hatte auch noch einen prahlerischen Zweck dabei, er wollte dieses Portrait seiner Geliebten in Paris zeigen, um damit zu prahlen und zu sagen: sieh, das war meine Geliebte in Deutschland, sie ist schöner als Du! Die Arme, sie weint jetzt im Stillen und verwünscht den Undankbaren. Die Männer sind doch alle keinen Heller werth! u. s. w. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß beide Mädchen ihr schönes üppiges schwarzes Haar in breiten Flechten bis unter die Ohren herabhängend tragen, so wie es jetzt Mode in Paris ist. Man heißt dies einen schmachtenden Kopfputz. Der Maler gehorchte und croquirte das Gesicht bis zur Brust. Aber es war die Schwester, die er zeichnete. Den andern Morgen brachte er die Zeichnung seinem Freunde. Es ist wohl das Gesicht, sagte dieser, aber es fehlt ein Zug, oder besser, es ist ein Zug zu viel darin. Dieses Mädchen scheint etwas kurzsichtig zu sein, so tief legtest Du ihm den Blick ins Auge. Der Maler ist beleidigt und zwingt seinen Freund selbst ins Theater zu gehen, um das Portrait zu vergleichen. Richtig, es war dasselbe. Die Sache ist abgemacht. Zwei Tage darauf aber sieht er die Schwester wieder allein in der Loge. Sie ist's aber doch nicht! rief er aus, lief fort in den römischen Kaiser, holte seinen Freund, der auch wider Willen mit mußte. Unterdessen kam die andere Schwester und jene verließ die Loge. Nun war sie es wieder! Der Maler fing an, den richtigen Verstand seines Freundes zu bezweifeln. Dieser mit sich selbst nicht einig, ärgerte sich fürchterlich über diese Episode, und da er ohnedies originell war, so erlaubte er sich manche unangenehme Bemerkung über das Talent seines Freundes, worauf sie sich forderten, aber durch Freunde beschwichtigt wurden. Unterdeß blieben sie brouillirt. Acht Tage darauf ging der Maler wieder ins Theater, und, o Staunen, er gewahrt selber seinen Irrthum. Was thut er? Er läuft zu seinem Freunde, bittet ihn um Verzeihung und erkennt gerührt seinen Irrthum. — Habe ich es nicht gesagt! schrie der Franzose, es ist dies Portrait falsch, das Meine war etwas jünger. Ich war meiner Sache gewiß! — Sie gingen also den andern Abend wieder ins Theater; aber es war wieder die rechte, das Portrait zum Verzweifeln ähnlich. Nun glaubten sich beide behext und verließen betrübt das Theater. — Der Zufall wollte, daß ich die Bekanntschaft des Franzosen machte, der über dieser Geschichte allen Appetit verlor, ich erkundigte mich nach der Dame; denn auch ich hatte mich einige Mal geirrt, und nun erfuhr ich, daß es ihrer Zwei, zwei Schwestern sind. Gleich am andern Abend erschienen sie beide mit einander. Der Maler skizzirte jetzt auch die Schwester im Parterre selbst, und der Franzose reiste glücklich und vergnügt ab, zwei der schönsten Frauengesichter in seinem Album zu haben. Seine Liebe aber war geheilt, denn, da er nicht wußte, welche von beiden er vorziehen sollte, bewunderte er beide und liebte keine, obschon die ältere geistigere Züge als die jüngere hat. Diese Geschichte möge beweisen, daß für eine schöne Schwester eine schöne Schwester sehr hinderlich sein kann, so daß beide sehr oft angesehen werden, sehr oft und sehr lange. —

A. Weill.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 244. — den 13. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Fortsetzung.)

„Mit der Kälte des Wahnsinns, bewußtlos wie ein Mensch, der zum Schaffot schreitet, stand ich auf und öffnete. A. schrak vor meinem Anblick zusammen. ‚Bist Du krank!‘ fragte er; ‚was ist Dir?‘“

„‚Mir ist wohl,‘ versetzte ich und stützte mich auf einen Stuhl, um nicht zu sinken.“

„‚So laß uns gehen.‘“

„Rosalie eilte herbei, um mir meinen Mantel zu bringen. Als sie ihn mir um die Schultern legte, fragte sie mich leise in sichtbarer Seelenangst: ‚Wo ist der Fremde?‘“

„‚Fort!‘ sagte ich tonlos.“

„‚Gottlob!‘“

„A. führte oder trug mich vielmehr zum Wagen. Trotz des fürchterlichen Zustandes, in dem ich mich befand, besann ich mich, daß wir nicht vor dem Balkon, von dem sich Emil, wie ich nicht zweifeln konnte, herabgestürzt hatte, vorbeizufahren brauchten; ich schöpfte neue Hoffnung. Das Stockwerk war niedrig, es war möglich, daß er den Boden erreichte, ohne sich bedeutend zu verletzen. Vielleicht war noch Rettung möglich, vielleicht hatte er es vermocht, sich, wenn auch nur eine kleine Strecke, weiter zu helfen, vielleicht hatte er schon Hülfe, mitleidige Menschen gefunden. In heißer Todesangst flehte ich zu Gott, er möge nur diesen Kelch an mir vorübergehen lassen; alles Uebrige, jeden andern Jammer, wollte ich freudig ertragen.“

Endlich hielt unser Wagen vor dem Hotel meiner Schwiegermutter. Wir fanden sie von Aerzten umgeben, deren Meinung dahin ging, daß der Schlagfluß, der sie befallen hatte, wohl gefährlich und für die Folge bedenklich, aber nicht, wie man im ersten Augenblicke geglaubt, tödtlich sei. Zwei Stunden verweilten wir an ihrem Lager, und es muß ein seltsamer Anblick gewesen sein, wie sie dalag, kalt, starr, bleich, und ich neben ihr stand, kälter, starrer, bleicher als sie mit dem blumenbekränzten Haupte, in dem Gedanken der Verzweiflung wütheten, und allen Schmerz der Hölle in dem diamantenbedeckten Busen.“

„A. bemerkte meine ohnmachtgleiche Erschöpfung und ließ mich nach Hause bringen. Ich eilte in mein Cabinet, halb sinnlos stürzte ich auf den Balkon und beugte mich hinab. Emil war nicht mehr da. So war meine Hoffnung nicht zu Schanden geworden; er war gerettet; meine gepreßte Brust machte sich durch einen Freudenschrei Luft, ich küßte das Eisenwerk des Geländers, ich neigte mich tief und tiefer hinab. Gott! was war das? Große dunkle Flecken, die sich von der Stelle, wohin er gestürzt sein mußte, bis an das Ufer der Newa, die dicht unter meinen Fenstern vorüber floß, hinzogen! Nein, ich täuschte mich nicht! zu deutlich, zu schrecklich stach ihre dunkle Farbe von den blendendweißen Steinen ab, mit denen der Quai gepflastert war. Es war Blut! Emil's Blut!“

Die Gräfin hielt inne; die Stimme versagte ihr den Dienst. Nach einer Weile sagte sie mit herzzerschneidendem Ton: „Am andern Tage erfuhr ich, daß man die Leiche des fremden Künstlers, Emil's Leiche, aus der Newa gezogen habe."

„Um Gott! so hat er als Selbstmörder geendet?" fragte ich erschüttert.

„Das hat er nicht," versetzte die Gräfin mit gewaltsam errungener Fassung. „Man fand ihn seiner Uhr, seines Geldes, ja selbst seiner Kleider beraubt; das Wahrscheinlichste ist, daß die bedeutenden Kopfverletzungen, die er durch den Sturz vom Balcon erlitten hatte, ihm eine Ohnmacht zuzogen, daß irgend ein Bösewicht ihn im Vorübergehen in diesem Zustande fand, ihn beraubte und den Körper des Bewußtlosen, den er vielleicht für todt hielt, in den Strom versenkte. Gewisses konnte man nie darüber erfahren, jede Spur fehlte, selbst die Blutflecken, die ich in jener furchtbaren Nacht entdeckte, waren bis zum nächsten Morgen durch einen heftigen Regen vertilgt worden." —

„Nun begann eine schauervolle Zeit für mich, eine Zeit des Dunkels, der gräßlichsten Verlassenheit. Die Thränen verglühten in meinen Augen, die Klagen verstummten erschrocken vor dem verzweiflungsvollen Hohn, mit dem ich das Schicksal aufforderte, ein Weh zu ersinnen, das dem meinen gleich käme. Ich frevelte gegen Gott, den ich nicht mehr fürchtete, da er, wie ich mir in meiner wahnwitzigen Vermessenheit sagte, nichts mehr rauben konnte; ich war hart und erbarmungslos gegen die Menschen, denn ihr Glück dünkte mich eine empörende, unverdiente Bevorzugung, und ihr größter Schmerz schien mir himmlische Seligkeit, wenn ich ihn mit der Qual verglich, die meine Brust zerriß. Was half mir's, daß meine Ehre gerettet war? O, ich hätte mit Wollust den Pranger bestiegen, wäre Emil's Leben damit zurückzukaufen gewesen! Tagelang saß ich in dem Zimmer, wo ich ihn das letzte Mal gesehen, ich blickte auf den Strom, der ihn verschlungen, mir war die ganze Welt nur noch eine Gruft, die seine Leiche barg. Vergebens drang man mir Hülfeleistungen jeder Art auf, vergebens umgab man mich mit Zerstreuungen, die das, was man eine furchtbare Nervenzerrüttung nannte, heilen sollten; ich ließ die Andern schwelgend gewähren, wohl wissend, daß alle ihre Bestrebungen vergeblich seien. Aber selbst die Mühe des Widerspruchs widerte mich an, die Ueberredungskünste, die man aufbot, um mich zu Diesem oder Jenem zu bewegen, waren mir lästig, und so that ich, was man von mir forderte, nur um meinem Schmerz ungestört nachhängen zu können. Als man mir endlich eine Reise als einziges Heilmittel dringend anempfahl, gab ich auch dazu meine Einwilligung, und es wurde beschlossen, daß ich einige Zeit in Italien zubringen solle. A. wollte mich begleiten, doch diesmal lehnte ich sein Anerbieten mit Entschiedenheit ab; seine Nähe war mir noch peinlicher als die der Andern, denn ich konnte es weder mir vergeben noch ihm vergessen, daß ich gegen ihn im Unrecht stand. Darum ließ ich seine Bitten und Vorstellungen unberücksichtigt und verließ Petersburg nur in Begleitung eines Arztes und einiger bewährten Diener."

„Die Aufregung der Reise, die Rücksichtslosigkeit, mit der ich, unter dem Vorwande der Krankheit, den schmerzlichen Groll meiner Seele aussprechen konnte, brachten eine seltsame Wirkung auf mich hervor: meine bis dahin wortlose Verzweiflung verwandelte sich in höhnenden Uebermuth, in wildes Jagen nach Vergessenheit, in grausamen Kampf gegen jede fromme, milde Ueberzeugung, die mir in Andern entgegentrat. Ueberall, wohin ich kam, sprach man von der tollen Russin, von ihren verrückten Launen, beißenden Sarkasmen, unweiblichen Wagnissen. O, ich war elender als je, seit mein blutendes Herz so witzig geworden war! Die erhabensten Denkmäler der Kunst besichtigte ich nur, um Charg̃en nach ihnen zu zeichnen, die ernstesten Systeme dienten mir nur als Stoff zu frevelhaften Parodieen, mit kaltem Spott durchdrang ich den Zusammenhang der Begebenheiten, die man mir als höhere Fügungen darzustellen bemüht war, und wenn mir's dann durch tausend Sophismen gelang, das blinde Walten bewußtloser Naturkräfte an die Stelle einer höhern Weltordnung zu setzen, wenn meine Zuhörer vor der eisigen Schärfe meiner Trugschlüsse verstummten und sich von mir abwandten wie vor einem weiblichen Mephisto, da rief ich mit dämonischer Freude: Allüberall nur Lug und Trug und Armuth und Elend!"

„Dieser Zustand war zu widernatürlich und solch rasendes Beginnen meinem eigentlichen Wesen zu entgegengesetzt, als daß ich lange darin hätte verharren können; vielleicht war diese ganze Gereiztheit nur ein Vorbote der Todeskrankheit, die mich in Neapel aufs Lager warf. Ich hatte mich mit meinem Reisearzte, dessen Nähe und devote Aufmerksamkeiten mir längst zuwider gewesen waren, schon in Venedig abgefunden und ihn daselbst zurückgelassen; die Heilkünstler, die man nun zu mir berief, erkannten in meinem Leiden ein durch vor-

hergegangene Nervenerschütterungen noch gefährlicher gewordenes heftiges Entzündungsfieber, an dessen bösartiger Entwickelung wohl auch das Klima Neapels zum Theil schuld sein mochte. Ich schwebte lange zwischen Leben und Sterben; das Bewußtsein war schon in den ersten Tagen meiner Krankheit von mir gewichen, man sah stündlich meiner Auflösung entgegen. Dennoch siegte die Kraft meiner Jugend und meines, wie ich glauben muß, stahlgeformten Körpers über die Schlange, die mich umstrickt hielt; ich genas, und den Rath der Aerzte befolgend, die mir statt des südlichen, mir durchaus schädlichen Klimas, eine frische Bergluft anempfahlen, begab ich mich in die Schweiz."

„Meine physische Erschöpfung war unbeschreiblich, und nichts natürlicher, als daß ich auch in meinem Seelenleben die Folgen derselben verspürte: dieselben Veränderungen, die sich durch die Menge des mir entzogenen Blutes, die vielen schlaflosen Nächte und nagende Körperschmerzen an meinem Aeußern ergeben hatten, hatte auch mein Geist erlitten. Mein Hohn, meine wilde Verzweiflung, mein Hadern mit Gott und Menschheit war mit meiner Kraft von mir gewichen; an ihre Stelle war eine trost- und hoffnungslose Schwermuth getreten, die mich unabsehbar wie das Firmament umgab. Mein Herz glich einem Todten, dem durch die Volta'sche Säule ein Scheinleben ertheilt wird."

„Ich hatte ein einsam gelegenes Haus in der Nähe des Bodensees gemiethet; dort begann ich nun ein Leben der tiefsten Abgeschiedenheit, der völligsten Getrenntheit von aller Welt. Ich war zu vernichtet, zu zertreten, um noch einen bestimmten Schmerz empfinden zu können, aber die Qual des Daseins lastete schwer auf mir, das dunkle, unermeßliche Weh der Lebensmühe, für die ich keinen Ersatz zu erwarten hatte. Wenn ich erwachte, so lag der Tag wie eine schauerliche Sahara vor mir, die sich endlos zwischen mir und meinem Grabe ausbreitete, und wenn ich Abends auf mein Lager hinsank, so umschwirrte es mich wie mit dunkeln Flügeln, und in mir rief es: Worauf willst du noch warten? Ist nicht Alles, was du Glück nanntest, längst dahin? Warum zögerst du, ihm zu folgen? Und immer näher trat mir der Gedanke, des Lebens lange Schmach schnell zu verkürzen, immer elender und begränzter erschien mir die Erde, immer schöner und strahlender lächelte mir der Tod entgegen. Mein Entschluß war gefaßt: ich wollte Sterben gehen."

„Nahe an meinem Hause erhob sich ein Berg in stiller heiliger Majestät; er war früher das gewöhnliche Ziel meiner Spaziergänge gewesen, bis er mir durch öfteres zufälliges Zusammentreffen mit einem Fremden verleidet worden war. Der Unbekannte, ein bereits bejahrter Mann, hatte mich mit Aufmerksamkeit, ja wie es schien mit Interesse beobachtet; das war mir bei meiner finstern Menschenscheu, bei meinem Bedürfniß nach Einsamkeit, genug gewesen, um ihn ängstlich zu vermeiden. Niemand sollte um meine Trauer wissen, ich hätte sie vor Gott verbergen mögen. Jetzt aber, da mein Scheidebrief an die Welt geschrieben war, jetzt trat die geheimnißvolle, düstere Lieblichkeit jener Stelle mit doppeltem Zauber vor meine Seele; dort wollte ich sterben, dort war die Natur schön genug, um selbst der Verwesung Reize zu verleihen!"

„Der Tag zur Ausführung meines Entschlusses war festgesetzt. Ich brachte die vorhergehende Nacht damit zu, meine Papiere zu ordnen und mein Testament zu schreiben; Abschiedsbriefe hatte ich an Niemanden zu schreiben, da, wie ich mir mit Bitterkeit sagte, kein Herz auf Erden schlug, das dem meinen befreundet gewesen wäre, keines, auf das mein Scheiden eine andere Wirkung als die vorübergehenden Schreckens oder Staunens hervorbringen würde. Nachdem ich jene Geschäfte beendet hatte, legte ich mich nieder, und zum ersten Male seit vielen Monaten genoß ich eines ruhigen, festen Schlafes. Als ich neugestärkt daraus erwachte, lächelte ich wie in seliger Erwartung und sagte mir: Wenn schon die wenigen Stunden Ruhe so zu erquicken vermögen, wie süß, wie unahnbar süß muß der ewige Schlummer sein! — Ich trat den Todesgang an; es war ein wundervoller Frühlingsmorgen voll balsamischer Lüfte, blumengleicher Schmetterlinge, spielender Insekten. In der stillen Begeisterung der Todesweihe schritt ich den Berg hinan; mir war so leicht, so heimlich freudig, es schien mir, als sei das lastende Band des Körpers schon jetzt von mir genommen. Oben angelangt, ließ ich meine Blicke über das Land hinstreifen, das in schwelgerischer Fülle reicher Schönheit vor mir da lag; aber kein Bedauern, kein Gedanke eines Rücktritts ins Leben kam in meine Seele, und in mir rief es: Ja, die Erde ist schön, denn sie hat offene Gräber!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

(Beschluß.)

[Gesellschaften. — Polizei.]

Nachschrift. — Noch einmal durchfliege ich meine Briefe. — Ist denn dieser Stadt gar keine gute Seite ab-

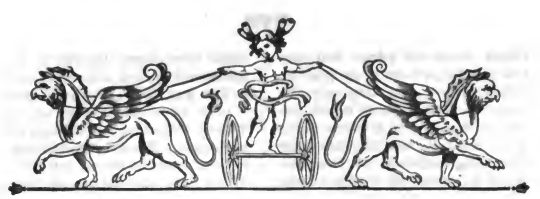
zugewinnen? So frage ich mich. Ist hier für die Civilisation gar nichts zu erwarten? — Ich habe ordentlich eine Wuth zu loben, wenn ich nur könnte. Ach ja. — Eine Gesellschaft hat sich hier gebildet gegen Thierquälerei und gegen die hiesigen Processe. — Ferner interessirt sich Dr. *** für ein Häuschen auf einem öden Taunusberg, wohin die Frankfurter steigen, um sich von oben herab zu bewundern. — Es werden auch Vorlesungen gehalten über ägyptische Geographie und frankfurter Gesundheit, mein Freund Creizenach liest über Goethe, einen abyssinischen Dichter, Baison liest hier über Julius Cäsar, den die frankfurter Judenmädchen für den Lotteriecollecteur Julius Stiebel hielten. Eine andere Gesellschaft von Zeitjünglingen, französisch Commis genannt, hat sich zusammen eingebildet, um diesen Winter zu tanzen und sich zu maskiren. Der zweite Paragraph ihrer Statuten lautet: Die Tanzenden und Masken müssen christlicher Religion sein. Also nur ein Christ darf sich mit einer Maske herumtragen! In der Stadt Ulm wollen die Herrn, die um halb Eins speisen, nicht, daß Juden mitspeisen, weil sie nicht schweigen können und sie sie verhindern, frankfurterisch national, das heißt stumm, zu sein. — Ein Frankfurter verdaut schlecht bei Juden, das Zuhören ist ihm zu viel beim Essen. Wenn er ißt, so geschieht dies mit seiner ganzen intellectuellen Kraft, und Halbes ist ihm verhaßt. Er ist und ißt alles ganz. — Sie sehen, ich suche überall und treffe wenig Schönes als höchstens ein Mädchen — das fremd ist — und hie und da einen höflichen Polizeidiener. Darin hat Frankfurt unstreitig Fortschritte gemacht. Die Polizei ist höflich geworden, und die braven Leute scheinen wirklich Menschen zu sein. Früher hätte ich ihnen immer auf die Schulter klopfen mögen, um zu sehen, ob auch ein menschlicher Ton ihnen entfährt. Jetzt ist hierin vieles anders geworden, ja, sie erwiedern Einem sogar den guten Morgen, was sonst nicht geschah. — Das ist denn doch ein Fortschritt. — Haben sie mich doch ein Mal zehn Stunden eingesteckt, weil der Rottmeister in der Judengasse schlechte Mädchen suchte — und nur mich fand — ich hatte acht Tage in einem Hause gewohnt ohne besondern Permissionsschein, obschon ich als Tuchbereiter bei einem Manne eingeschrieben war, der bereits zehn Jahre todt war. — Ein anderes Mal straften sie mich um zehn Thaler, weil mir ein frankfurter Bürger nächtlicherweise mit dem Stocke die halbe Brille und die ganze Nase zerschlug. — Ich hätte ja zu Hause bleiben können, sagte er sehr logisch. Ich konnte ihm am Ende nicht Unrecht geben. Ich hätte wirklich zu Hause bleiben können. — Nun aber fragte er noch: Was haben Sie denn noch so spät in der Nacht auf dem Wallgraben zu thun? — Das war denn doch zu neugierig, besonders wenn ich ihm gesagt hätte, daß meine Flamme bei ihm selbst kochte. — Doch — man gibt diesen Abend Gutzkow's „weißes Blatt," vielleicht schließe ich meinen Brief mit etwas Gutem. —

(Gutzkow's weißes Blatt.)

Zweite Nachschrift. Ich sah eben „das weiße Blatt." Die Intrigue ist sehr geistreich, noch mehr, sie ist einfach. Ein Doctor, Naturforscher, der verschiedene Landestheile bereist, macht in England die Bekanntschaft einer deutschen Familie. Die Tochter, Eveline, liebt ihn, doch er hat vor fünf Jahren sein Wort gegeben. Er nimmt Abschied, ohne sich viel aus Evelinen zu machen, von der Mutter, den Brüdern und ihr selbst, und diese überreicht ihm ein weißes Blatt, damit er ihr zum Andenken etwas für ihr Album darauf schreibe. — Er steckt es in das Portefeuille und verspricht es ihr zu schicken. — So einfach diese Exposition ist, so ergreifend ist der erste Act. — Dann erscheint Beate, seine Verlobte, mit ihrer Schwester und einem Oekonomierath. Dieser Rath, der Onkel Evelinens, ist eine der classischsten Figuren für ein Lustspiel. — Ich erzähle nicht gern Theaterintriguen; sie entstellen immer. — Genug, die Idee des weißen Blattes kommt fast immer sinnig und artig vor. — Der angekommene Dr. irrt sich zuerst und umarmt Beatens Schwester für die Braut. — Diese ist ganz prosaisch geworden. Er langweilt sich, es fallen Quiproquos vor, die sehr ergötzen, aber die Einheit der Idee etwas stören. Dieses weiße Blatt, das der Dr. später wieder findet, erinnert ihn an Eveline, welche dann selbst in das Haus kommt — Beate, die praktische Frankfurterin — denn es ist eine Frankfurterin, wie sie leibt und lebt, die der Dichter schon an das Entsagen gewöhnte, weil sie glaubte, ihr Bräutigam liebe ihre Schwester, erkennt zuletzt, daß sie vom Regen in die Traufe kam und daß ihr Bräutigam Evelinen liebe. Vor seiner Hochzeit wünscht er noch ein Mal Evelinen zu sprechen und überreicht ihr das Blatt weiß. Er konnte es nicht ausfüllen, denn er liebte sie, und er hätte ihr dies mit allem Feuer sagen müssen. Die gute Beate heirathet dann den Rath und Eveline den Dr. — Ich gleitete rasch über die Zwischenbegebenheiten hin, die Neugierigen mögen es selbst sehen. — Aber, Sie sehen, die Idee dieses Stückes ist höchst originell und so recht deutsch, so deutsch, daß ein Franzose fragen würde: Warum schweigt denn die Eveline so lange? Will sie lieber vergehen, ehe sie zu einem Manne drei Wörtchen sagt, die da heißen, ich liebe — Sie. — Ei so möge sie schweigen und auf der Promenade ihren Strumpf weiter stricken. Es ist aber eben ein deutsches Mädchen, und Gutzkow hat sie recht innig geschildert. Ich wette, die Deutschinnen sind stolz auf Evelinens Stolz, und diese selbst ist auch wieder stolz auf ihren Stolz. Unterdeß sind einige Scenen französisch, besonders die, die lustig und traurig abwechseln. Hier fehlt das französische Couplet, das dem Zuschauer zum Uebergang Zeit läßt. Mit Couplets, die die Franzosen in allen ernsten Stücken anwenden, würde das weiße Blatt 100 Vorstellungen in Paris erleben. Für deutsche Bühnen könnte der Verfasser etwas mehr den Uebergang modificiren. Der Oekonomierath ist allerliebst und ganz modern. Das Stück gefiel mir und erntete Beifall. Gutzkow wurde gerufen. Das Haus war gedrängt voll.

A. Weill.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 245. — den 15. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Fortsetzung.)

„So im unbeschreiblichen Vollgenuß aller schaurigen Süße des Todes näherte ich mich der Felsenklippe, die weit ins Thal hineinragte; ich blickte hinab, und mich dünkte, als zöge mich die Erde mit Liebesgewalt hinunter an ihr steinern Herz. Ich kniete am äußern Rande des Vorsprunges nieder, schon breitete ich die Arme zum Sturze aus, schon neigte ich mich über die Tiefe, als ich mich plötzlich von starker Hand ergriffen und zurückgerissen fühlte. Ich blickte auf und begegnete dem ernsten Blicke des Fremden. Von Schmerz und Scham überwältigt sank ich ohnmächtig zurück."

„Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich in meinem Zimmer; der fremde Greis saß an meinem Lager. Sein Anblick brachte mir schnell die Begebenheiten der letzten Stunden vor das Gedächtniß; entsetzt verhüllte ich mir das Gesicht."

„‚Arme, unglückliche Frau!' sagte der Unbekannte in einem Tone, dem ich umsonst den Eingang in mein Herz zu versagen strebte."

„Ich richtete mich empor. ‚Sie haben mich,' versetzte ich, ‚in einem Augenblicke gesehen, der Ihnen Macht über mich verleiht; wenn Sie edel sind, so werden Sie diese nicht mißbrauchen. Verlassen Sie mich!'"

„Sein Blick haftete wehmüthig auf mir. ‚Ich will Sie erst ruhiger sehen.'"

„Ein bitteres Lächeln überflog meine Züge. ‚Dann hätten Sie mich gewähren lassen sollen,' war meine Antwort."

„Er näherte sich mir und sprach mit Festigkeit: ‚Sie scheinen kein gewöhnliches Weib; auf Ihrer Stirn thront ein stolzer Geist, Muth und Entschlossenheit sprechen aus Ihren Augen, und Sie wären fähig, sich feig und furchtsam lieber hinter einem großen Stein zu verbergen, statt den, wenn auch schweren doch nothwendigen Kampf würdig zu bestehen? O, lassen Sie mich das nicht denken!'"

„‚Ich habe gekämpft, gerungen in entsetzlichen Tagen, in grauenvollen Nächten; es war vergebens! Jetzt will ich Ruhe. Ihr Haar ist grau, die Fluth der Jahre hat die Gewalt des Leidens in Ihnen erstickt; genießen Sie denn Ihr friedliches Glück, aber vergeben Sie mir's, daß ich jung und elend bin.'"

„‚Sie sprechen von Leiden?' entgegnete der Fremde tief bewegt. ‚Ich kenne die Ihrigen nicht, aber das weiß ich, daß sie nicht größer, nicht herzzerschneidender sein können als die Schmerzen, die mir beschieden wurden. Sie schütteln ungläubig das Haupt? Ach, die Jugend ist so geneigt, nur einen einzigen Schmerz, den der Liebe, anzuerkennen, und den eignen immer für den größten zu halten! Glauben Sie an fremdes Weh und das Ihrige wird Ihnen minder empörend scheinen. Auch ich habe Alles verloren, was dem Menschen das Leben werth macht. Meine Gattin, um deren Besitz ich Jahre lang standhaft gerungen, sank früh ins Grab; von den

engelgleichen Kindern, die sie mir 'geboren hatte, war mir nur ein Sohn geblieben, als einzige zur Frucht gediehene Glücksblüthe. Er war mein Stolz, meine Seligkeit, die einzige heitere, blaue Stelle an meinem ganzen Horizont; was die Gottheit ihren Lieblingen gewähren kann, ward ihm zu Theil; schon umglänzte reicher Ruhm seine junge Stirn, eine Zukunft, wie sie nur den Erwählten beschieden ist, breitete sich lächelnd vor ihm aus, und jedes Vaterauge, das den edlen Künstlerjüngling sah, mußte mit Neid auf mich blicken. Ach, er ward mir entrückt; vor wenigen Monaten ertrank er in der Newa. O, mein Emil!'" —

„‚Emil?' schrie ich; ‚Sie heißen D.?'"

„Er blickte mich befremdet an. ‚Dies ist mein Name.'"

„‚Vater!' rief ich, mich mit wilder Gewalt schnell vom Lager aufraffend und den erstaunten, bestürzten Greis mit beiden Armen umschlingend, ‚Du hast ihn verloren und magst noch leben? O, sprich! was haben wir Beide noch auf Erden zu thun, da er todt ist, der Dein Sohn war und meine einzige Liebe? Wisse: er hat mich geliebt, er ist für mich gestorben, und Du willst mich hindern, ihm zu folgen? Thu's nicht! komm lieber mit mir! Laß uns ihm nacheilen; begeistert Dich sein Bild denn nicht zum Tode? Ahnst Du nicht, daß seine Liebe uns den dunkeln Weg erhellen wird? Zieht Dich der Sehnsuchtbrand seines Herzens nicht in sein Grab? Dann mußt Du ihm weniger gelten als ich, denn nach mir verlangt er, er ruft mich, er fragt, warum ich so lange zögere, den dunklen Vorhang zu lüften und dem Tod ins schöne bleiche Antlitz zu schauen. Unsere Sonne ist gesunken; die Bläße meiner Wangen, der Schnee Deines Haares sind der Reif der kalten Nacht, die über uns hereingebrochen: o, laß uns ihr entfliehen und dem schönen, frischen Morgen zueilen!'"

„Und während ich so sprach, loderten lichte Flammen in meinem Innern empor, heiße Thränen stürzten aus meinen Augen, der letzte Rest von Stolz schwand aus meiner Seele; erschöpft, vergehend sank ich zurück. Doch bald verlieh mir eben meine Aufregung, die tiefe Erschütterung meines Wesens die Kraft, dem neuerworbenen Freunde das mitzutheilen, was er wissen mußte, um mich zu verstehen; ich erzählte ihm von meiner Liebe zu seinem Sohne, von unserm geheimnißvollen Verständniß, von dem ernsten Bunde, der uns vereint hatte, von dem furchtbaren Verhängniß, das tödtend zwischen uns getreten war. Er hörte mich mit tiefer, doch stiller Bewegung an und schien über meinem Jammer die Größe seines eigenen Unglücks zu vergessen. Als ich mit meinem oft durch Schluchzen unterbrochenen Bericht zu Ende war, schwieg er einen Augenblick, dann faßte er meine Hände und sagte mit einer Stimme, in der Schmerz, Resignation und Erhebung erschütternd zusammenklangen. ‚Der Sohn meines Herzens ist dahin, so laß mich wenigstens denken, daß mir statt seiner eine Tochter ward. Sei Du mir das heilige, tröstende Vermächtniß seiner Liebe.'"

„‚Nein,' versetzte ich eifrig, ‚nein, darauf darfst Du nicht zählen! Hab' ich Dir denn nicht gesagt, wie viel ich litt? Begreifst Du nicht, daß mir längeres Leben unmöglich? Wenn Du wüßtest, wie ich angekämpft habe gegen dies ungeheure Weh, wie —'"

„‚So sag' es mir; was hast Du gethan, um Deinen Schmerz zu besiegen?'"

„‚Ich habe geschwiegen, die weichen Klagen zurückgedrängt, Nächte durchwacht, die mich schaudernd ahnen ließen, was die Hölle sei; ich habe mich in das Gewirr der Welt gestürzt, gerast, gefrevelt, um mich zu betäuben, aber mein Blut drang durch alle diese Hüllen, und inmitten des lärmendsten Gedränges sah ich nur wandelnde Leichen, vernahm nur die Geisterstimme, die mir zurief: Eile, daß Du fortkommst! fühlte nur den nimmermüden Wurm, der an den Wurzeln meines Seins nagte. Dann hab' ich mich in die Einsamkeit geflüchtet; aber mir war sie nicht einsam, denn die Qual mit all' ihren Schreckensgestalten folgte mir auch hierher. Wenn ich ins üppig blühende Thal hinunterblickte, so winkte mir unten die Vernichtung, wenn ich mein Auge auf dem klaren Gewässer des Sees ruhen ließ, so streckte aus seinen Wellen der Tod nach mir die Arme aus; ich fühl's, daß ich ihm verfallen bin. Was soll ich noch thun, nachdem ich so lange und so vergeblich gekämpft?'"

„‚Das hast Du nicht,' fiel er mir ernst ins Wort; ‚Du hast nichts gethan, als Dich in Deinem Schmerz berauscht, und wunderst Dich nun, daß Dich der Gifttrank nicht heilte. Wenn Dir's nicht gelang, im Streben für Dich selbst Ruhe zu finden, warum suchtest Du sie nicht im Wirken für Andere? Ein großer Lehrer hat einst ein erhabenes Wort gesprochen, dessen Liebesduft Jahrtausende durchdringt: Selig sind die Trauernden! — Ja, sie sind selig, denn ihr himmlisches Geschäft ist, als Vermittler zwischen der Gottheit und dem Menschenschmerz auf Erden zu wandeln. Weh über Jeden, der sich solch hoher Sendung entziehen will! Sprich! an wen sollen sich die gebrochenen Herzen wenden, wenn Jene, die allein ihre Sprache verstehen, entfliehen wol-

len? Wer soll sich der Leidenden annehmen, wenn Jene, die allein wissen, was Leiden heißt, den Tod herbelrufen, daß er ihr Ohr verschließe und ihr Herz kalt und starr mache? Lebe! versuch es zu leben!‘“

„‚Ich kann nicht!‘“

„‚Das ist das Wort der Schwachen und Feigen, meine Tochter darf es nicht aussprechen. Lerne nur recht erkennen, was Du vermagst, und Du wirst können, was Du willst. Ich will billig sein und nur wenig von Dir verlangen: ein Jahr, ein einziges Jahr hindurch überlaß Dich meiner Leitung. Fühlst Du Dich nach diesem Zeitraume nicht gestärkt, zieht es Dich wie jetzt zur Gruft, dann will ich Dich an nichts hindern und Deinen Tod als physische Nothwendigkeit betrachten, als schwächliches Erliegen eines Geschöpfes, das kleiner war als sein Schicksal. Mehr noch: ich will bei Dir ausharren in Deiner Sterbestunde, und meine eignen Hände sollen die Augen meiner unglücklichen Tochter schließen.‘“

„Mit der unwiderstehlichen Beredtsamkeit des Herzens drang er in mich, bis ich diese Bedingung einging; ein Jahr wollten wir zusammen verleben, dann sollte ich frei sein, zwischen Leben und Tod zu wählen, aber bis dahin mußte ich ihm unverbrüchlichen Gehorsam, strenge Befolgung aller seiner Vorschriften angeloben. Ich war zum Kinde geworden, aber mit stiller Beruhigung fühlte ich, daß Vatersorge über mir waltete. Mein Freund verfügte über die Eintheilung meiner Stunden, er schrieb mir meine Beschäftigungen vor, ich möchte sagen, er lenkte den Lauf meiner Gedanken. Meine Dürftigkeit an Kenntnissen, mein Mangel an reellem Wissen konnte ihm nicht lange verborgen bleiben; er regte mich zu geistiger Thätigkeit an, die mir anfangs freilich wegen ihrer Ungewohntheit so schwer fiel, daß nur mein feierliches Versprechen des Gehorsams mich bewegen konnte, darin zu verharren. Doch bald lichteten sich meine Begriffe, was ich anfänglich beinahe gezwungen betrieben hatte, ward mir bald zur Gewohnheit, dann zur Freude, endlich zum Bedürfniß. Meine Fortschritte waren so bedeutend, daß die Versäumnisse meiner ersten Jugendzeit schnell vergütet waren. Sie werden dies natürlich finden, wenn Sie bedenken, daß ich nun rationell und mit beständiger Nutzanwendung lernte, was man als Kind nur mechanisch und ohne fernere Ideenverbindung zu lernen pflegt. Bald erfuhr ich es auch an mir, wie unrichtig der Satz sei, daß sich der Verstand nur auf Kosten des Gemüths ausbilde; davon kann höchstens bei Verbildung die Rede sein. Was mich betrifft, so glaube ich, daß die Entwickelung des Geistes mit jener der Herzensgabe immer gleichen Schritt halte. So lange ich in dumpfer Befangenheit gelebt hatte, hatte ich die Freude des Wohlthuns nie geahnt; ich war wohl freigebig gewesen, weil man mir von Kindheit an eingeprägt hatte, daß eine große Dame es sein müsse, und weil ich außerdem reich genug war, um nebstbei alle meine Launen befriedigen zu können. So hatte ich denn monatlich eine bestimmte Summe acht- und gedankenlos verschenkt, ohne mir jemals Rechenschaft abzufordern, ob ich die Güter, die mir anvertraut waren, verschleuderte oder wohl anwandte. Jetzt erst lernte ich die reine Seligkeit vernünftigen Spendens wahrer Hülfleistung kennen. Fürwahr, wenn uns Gott für unsere Schmerzen keinen andern Trost gelassen hätte als jenen, die unserer Brüder zu lindern, so wäre schon damit alle Lebensmühe reichlich vergolten.“

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Weimar, Ende Nov.

[Festlichkeiten bei der Vermählungsfeier des Erbgroßherzogs.]

Die Vermählungsfeier unsers Erbgroßherzogs hatte unser ganzes Land in freudige Aufregung versetzt, die Liebe und Anhänglichkeit des Volks an unser altes Fürstenhaus bewährte sich aufs Neue und namentlich war es der Mittelstand, der unermüdlich Beweise seiner herzlichsten Theilnahme an dem freudigen Ereigniß gab; darum gerade mußte es um so größere Verwunderung erregen, als es in der weimarischen Zeitung in Bezug auf jene Festlichkeiten hieß: „So will es die Natur und ihr ewiges Gesetz; denn ein Volk, welches den schönsten Lebenstag seines Fürsten nicht ehrt, verdient nicht, daß es bestehe.“ Herr Panse, Redacteur dieser Zeitung, hat einst eine preußische Geschichte geschrieben und ist Legationsrath von einem der Fürstenthümer Reuß, oder von Hildburghausen. Erinnerlich wird er Einzelnen noch sein als Secretär Müllner's, seligen Andenkens, der zuweilen auch seinen Namen gebraucht haben soll. — Die Festlichkeiten ins Einzelne zu erzählen fühl' ich mich nicht veranlaßt; gedenken aber muß ich eines Bauernaufzugs, welchen eine der hiesigen Gesellschaften „die Harmonie“ zu Ehren der hohen Neuvermählten veranstaltet, der uns in buntem bewegtem Leben eine Reihe der anmuthigsten Genrebilder vorüberführte und in seiner malerischen Anordnung so glänzend ausgeführt wurde, daß alle Stimmen sich dahin vereinigten, nichts Gelungeneres gesehen zu haben. Die Gesellschaft war auf etwa 26 Wagen vertheilt, buntgeschmückte Reiter ritten dem ganzen Zug und den einzelnen Wagen voraus; eine Hochzeit machte den Anfang; nach der Musik und dem ehrenwerthen Schulmeister mit seiner geputzten Jugend, welche Geschenke darbrachte, folgten die Brautleute, dann die Brautjungfern und Burschen, die El-

tern und Pathen und der stattliche Schulze mit seiner Frau; ihnen reihte sich eine goldne Hochzeit an, das ehrwürdige Jubelpaar umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln, neue Musikbanden, denen Bergleute mit ihrem Gruß folgten, Fischer und Fischerinnen im Kahne mit Netzen und gefüllten Butten, eine Parforcejagd, denen das romantische Jagdschloß Ettersburg aus Busch und Wald hervorblickend in großem Modell nachgeführt wurde; heimkehrende Jäger mit reicher Beute und lustigem Hörnerklang; Schäfer und Schäferinnen idyllisch neben ihren Schafen gelagert; Heu- und Getreideernte mit jauchzenden Schnittern und Schnitterinnen, das Erntefest mit geputzten Burschen und Mädchen; Bauern und Bäuerinnen beschäftigt mit häuslicher Arbeit, andere wieder auf den Markt ziehend; unter einem Apfelbaum mit lachenden Früchten freundliche Verkäuferinnen mit reichgefüllten Körben; Winzer und Winzerinnen von Rebenstöcken umgeben, da wurde der Wein abgenommen, von andern gekeltert, und wieder andere kosteten den Most aus dem Fasse; eine Spinnstube; das Kirchweihfest und zuletzt ein großer Tanzboden mit hoher bändergeschmückter Tanne, um welche zwölf Paare in der malerischen ruhlaer Landestracht tanzten. Mit Gejauchze und Jubel unter lautschallender Musik zog die ganze Gesellschaft in den Schloßhof ein und brachte ihre Huldigungen und ihre ländlichen Geschenke dar. Ein anderes eigenthümliches Fest war das, welches die Schützen aus zwölf Städten unseres Landes vereinigt hatte. Mehr als dreihundert an der Zahl zogen die versammelten Schützen mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen durch die Stadt vor dem Schlosse auf und ließen durch eine Deputation dem Erbgroßherzog einen großen silbernen Becher von schöner Arbeit überreichen; er war mit den vier Bildern der weimarischen Dichterheroen verziert, darüber schlangen sich die Wappenschilde der zwölf Schützenhöfe; die Handhabe des Bechers bildete ein Falke. Mit dem Becher wurde ein Gedicht, von August Ruge, überreicht, welches verdient hier mitgetheilt zu werden:

Seit Heinrich, der Kaiser, den Schießbaum gesteckt,
Erstarkte ein männliches Trachten,
Es flohen die Feinde des Landes erschreckt,
Die jüngst deutsche Mannheit verlachten;
Germanisches Blut,
In einigem Muth
Erhob sich's, in blutigen Stürmen
Die Freiheit des Landes zu schirmen.

Und freundlich im sonnigen Friedensfeld
Erblühten die Städte im Reiche,
Der Segen der Eintracht verbreitete weit
Im betriebsamen Land seine Zweige;
Die städtische Kraft
War die Schützenschaft,
Der Volksehre Achtung zu schaffen,
Stand stolz sie im Schmucke der Waffen.

Gab's irgend ein freudiges Schießen im Land,
War ein Kleinod gepfändet zum Feste,
Nach Nord und nach Süd wurde Botschaft gesandt,
Von Nord und von Süd kamen Gäste;
Die schußbrave Stadt,
Die das Beste that,
Wann die Büchsen zu krachen begannen,
Trug das Kränzlein und Kleinod von dannen.

Und als sich die Schützenschaft innigst verband
Mit Redkunst und Dichtung zur Gilde,
Blieb hoch sie geachtet im deutschen Land,
Es zeigten die Fürsten ihr Milde;
Mit Liebe gepflegt,
Durch Vorrecht gehegt,
War jeder bemüht, sie zu mehren,
Ihr Wappenschild glänzte in Ehren.

Zog festlich ein Fürst in die Väterburg ein,
Scholl Jubel nach Friedensbeschlusse,
Die Schützenschaft mußte die erste sein,
Sie hatte das Vorrecht beim Gruße;
Und Fürst und Vasall,
Bei Paukengeschall
Sah man sie im Schützenhof weilen,
Die Freude des Schießens zu theilen.

Ein Lustbild der Freundschaft des Ganzen erschien
Die Schützenschaft jeglichem Stande,
Doch strahlte am schönsten, in Gelb und in Grün,
Der Schießbaum im Thüringer Lande;
Im trauten Verein
Stand Groß hier und Klein,
Und Thüringens Fürsten vor allen
Hat Schießlust des Volkes gefallen.

Drum haben sich heut Dir zu Ehren auch,
Dem Erben der Thüringer Krone,
Zwölf Schützenhöfe nach altem Brauch
Vereinigt am fürstlichen Throne;
Ein Festbecher zart
In deutscher Art
Sei froh Dir gereicht zum Geschenke,
Daß unser Dein Herz froh gedenke!

Es zieret Dein Falke den Deckelrand,
Den Becher, ihn schmücken zwölf Schilde;
Darunter, weil Dichtkunst sich mit uns verband,
Steh'n Weimar's Großgeister im Bilde;
Den Schützen zur Ehr
Trink' oftmals ihn leer!
Es sei der gewidmete Becher
Für uns ein gefreundeter Sprecher!

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Theaterlexikon.]

Das allgemeine Theaterlexikon ist bis zum Artikel „Trachten" vorgerückt. Das neueste Heft gibt die Copie einer interessanten Zeichnung von Chodowiecky „Brockmann als Hamlet auf der Berliner Bühne," vom J. 1778.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Intelligenzblatt
der
Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 16. — den 3. December 1842.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.
Leopold Voß in Leipzig.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen:

Die Grenzboten.
Eine deutsche Revue.
Redacteur: J. Kuranda in Brüssel.

Mitarbeiter: Die Grenzboten enthielten bisher Arbeiten von H. H. Prof. Altmeyer in Brüssel. Berthold Auerbach in Mainz. Baron von Bülow in Berlin. Dr. Brandeis in London. Th. Creizenach in Frankfurt. L. Diefenbach in Frankfurt. L. A. Frankl in Wien. K. Gutzkow in Frankfurt. Hackländer in Stuttgart. J. Kaufmann in Leipzig. H. Koenig in Fulda. G. Kühne in Leipzig. H. Laube in Leipzig. Dr. H. Merz in Tübingen. E. Robert in Mailand. G. Schirges in Hamburg. Prof. Schliephake in Brüssel. Dr. S. Schott in Stuttgart. J. Venedey in Paris. A. Weill in Paris. Z. v. Z. in Wien rc.

Größere Aufsätze: Die Grenzboten brachten bis jetzt unter andern: Georges Sand und Pierre Leroux; zur Charakteristik der neuesten Socialisten. — Gluck und Piccini; ein musikalisches Sittenbild. — Preußen und die Juden. — Frankfurt und die deutsche Literatur. Die pariser Kunstausstellung von 1842.— Beschauliche Briefe aus Oesterreich (die Regierung und die Schriftsteller). — Mozart's erste Reise nach Paris; nach authentischen Quellen. — Oesterreich vom französischen Gesichtspunkte. — Ueber Leopold Schefer. — Französische Advokaten. — Hamburg nach dem Brande. — Elsasser Leben. — Die deutschen Lyriker. — Die drei Feinde des heutigen Schriftstellers. — Die Preßzustände in Preußen. — Wiener Redensarten. — Die cölnische Zeitung und die Juden. — Die Flamänder und ihre Literatur. — Die Männer der Zeit (Feuerbach). — Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft.— Bekenntnisse der Grenzboten. — Ein Besuch bei Madame Pasta. — Die Lehrfreiheit in Belgien. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich (die slavischen Bewegungen). — Die belletristischen Journale und die politischen. — Wanderungen durch eine Bildergallerie.— Briefe aus St. Petersburg (der Hof und der Adel). — Philipp II. und Granvella. — Großstädtische Fragen. — Aus dem Studienhefte eines Musikers. — Deutsches Universitätsleben (die Studentenwelt). — Der Musikunterricht in Elementarschulen. — Soldatenlieder aus Oesterreich. — Reiche Thränen, Armes Volk; eine literarisch-sociale Epistel. — Preußens Vor- und Rückschritte. — Die Industrie und das Jahrhundert; Andeutungen und Wünsche.— Skizzen aus dem cölner Dombaufeste. — Briefe aus St. Petersburg (der Kaiser und die Verschwörungen). — Deutsches Universitätsleben, (Göttinger Persönlichkeiten). — Ueber „Gutzkow's gesammelte Schriften." — Erinnerungen eines Landschaftmalers. — Beschauliche Briefe aus Oesterreich (die neuesten Schriften über Oesterreich). — Die Preßverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Die politischen Flüchtlinge in Belgien. — Wanderungen durch die pariser Theater rc. rc.

Correspondenzen. Die Grenzboten haben in allen größern Städten Europas ihren eigenen Correspondenten. Sie brachten bisher Berichte über die wichtigsten Zeitbewegungen aus: Amsterdam, Berlin, Brüssel, Cöln, Frankfurt a/M., Hamburg, Leipzig, London, Mailand, Mainz, Paris, Stuttgart, Wien rc. Die meisten dieser Berichte sind in viele andere deutsche Journale übergegangen, wohl der sprechendste Beweis für den Werth derselben.

Novellen. Die Novellen der Grenzboten erscheinen in abgesonderten Heften; sie enthielten unter andern: Die Busennadel von H. Koenig. — Der Hauslehrer. — Johannes v. L. Diefenbach. — Das Schlafgemach der Maria Stuart von Theodor. — Die Osterkönigin von Hasselt. — Ohnespaß von H. Schiff. — Die Bettlerin von Toledo. — Was eine Mutter leiden kann. — Sünde und Sühne von L. Diefenbach. — La Posada de Todos Santos von E. Robin. — Die Virtuosin v. J. Fester. — Der beste Freund von H. Stephani. — Die Marquise von H. Laube. — Wer ist glücklich? von Berthold Auerbach rc. rc.

Abonnements-Bedingungen. Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Lieferungen von 2—4 Bogen; jährlich 156 Bogen. Der Preis für das ganze Jahr ist 10 Thaler. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, October 1842.

F. Ludw. Herbig.

Neue Musikalien im Verlage von Fr. Hofmeister in Leipzig.

Alard, Op. 7. Regrets. Elegie p. Violon av. Pfte. 1 Thlr.

Anacker, Op. 24. Fünf Bergmannslieder f. Bariton m. Pfte. 15 Ngr.

Becker (Jul.) Op. 28. Lieb' auf der Alm. Duett f. Alt u. Bariton m. Pfte. 15 Ngr.

— Op. 29. Das Bächlein. Lied m. Pfte. u. Horn oder Vclle. 15 Ngr.

Chwatal, Op. 62. Trois Rondos d'apres des Themes de l'Opéra: Adèle de Foix, p. Pfte. No. 1. 2. 3. à 15 Ngr.

Freyer, Op. 1. Concert-Fantasie f. Orgel. 12½ Ngr.
Heller, Op. 27. Caprice brill. p. Pfte. 20 Ngr.
Hünten, Op. 120. Les Bords du Rhin. Valse p. Pfte. 20 Ngr.
— Op. 121. Divertissement p. Pfte. et Flûte. 27½ Ngr.
— Idem p. Pfte. et Violoncelle. 27½ Ngr.
— Op. 122. Variations (Roberto Devereux) p. Pfte. 22½ Ngr.
Kittl, Op. 18. 6 Impromptus p. Pfte. No. 1, Le Guérison 10 Ngr. No. 2, Le Départ 10 Ngr. No. 3, La Confiance 10 Ngr. No. 4, L'Inquiétude 15 Ngr. No. 5, La Conversation 7½ Ngr. No. 6, Le Zéphir 12½ Ngr. 2 Thlr. 5 Ngr.
Rosellen, Op. 44. Fantaisie (Dame blanche) p. Pfte. 22½ Ngr.
Teichmann, An den Abendstern. Lied f. Tenor m. Pfte. 10 Ngr.
Veit, Op. 17. Concert-Ouverture f. Orchester. 2 Thlr. 10 Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Neue Folge. Vierter Jahrgang.
Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahre 1681. Von **H. Scherer.** — II. Landgraf Hermann von Thüringen. Eine historische Skizze von **Ed. Gervais.** — III. Die brabantische Revolution 1789—90. Eine Skizze von **W. A. Arendt.** — IV. Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von **A. Kurtzel.** — V. Erasmus von Rotterdam. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. Von **H. Escher.** — VI. Ueber die französischen Verfassungsformen seit 1789. Vortrag gehalten am 5. Febr. 1842 im wissenschaftlichen Vereine, von **Fr. v. Raumer.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler,** sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte (1842) 2 Thlr.

Leipzig, im October 1842.

F. A. Brockhaus.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig).

8. Jahrg. f. 1842. No. 62—67. mit 50 Abbild.

Ueber galvanische Vergoldung, Versilberung u. s. w. — Ueber Verfertigung der Drahtseile im Mannsfeldischen, von Schneider. — Deutsche Locomotiven. — Ueber die Bereitung der Lauge in Haushaltungen, von Dr. Leo. — Ueber Filztuchfabrication. — Earl of Ducie, Rich. Clyburn und Edw. Budding, Verbesserungen in den Apparaten zum Schneiden und Schälen von Häuten, Stroh, Wurzeln u. s. w. — G. Townshend's Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden von Wurzeln u. s. w. — M. Berry's Verbesserungen in der Fabrication des Blutlangensalzes. — F. Harlow's und A. Mertens' Verbesserungen in der Holzpflasterung. — N. Defries' Gasmesser. — Shrapnel's verbesserter Korkzieher. — Szymansky's geruchlose Abtritte. — Clark's verbessertes Thürschloss. — Ueber einen Ventilator zum Trocknen der Weberketten. — Neue Construction von Schleussenthoren, von Fourneyron. — Raffinirtes Eichenholzextract. — Untersuchung schwarzgefärbten Tuches. — A Durand's sich selbst regulirende Windmühle. — Versuche über die Zersetzung des Kochsalzes in Berührung mit Kohle, Kieselerde, Eisen und Eisenoxyd durch Wasserdämpfe, von Anthon. — Ueber die Anwendung der Kieselsäure beim Kupfergarmachen, von Bredberg. — Ueber die Analyse des Schiesspulvers, von Dr. P. Bolley. — Grey's Whiskybrennerei in Glasgow. — Chronik der Eisenbahnen.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. December 1842.

Leopold Voss.

Bei **W. Einhorn in Leipzig** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der merkwürdigsten deutschen Frauen.

Von **Dr. Karl Ramshorn.**
2. Lieferung,
oder:
Erster Band, zweite Abtheilung.

Eleg. geh. Preis ⅓ Thlr. od. 30 Kr. C.-M. od. 36 Kr. rhn.

Inhalt: Roswitha, die erste deutsche Gelehrte. — Kunigunde, Heinrich's II. Gemahlin. — Gisela, Gemahlin Kaiser Konrad's des Saliers. — Bertha, Heinrich's IV. Gemahlin. — Utha und die Weiber von Weinsberg. — Hildegarda, die Seherin vom Rupertsberge. — Irmgard und Agnes, Gemahlin und Tochter Konrad's von Hohenstaufen. — Sophia und die heilige Elisabeth von Thüringen. — Margaretha, Landgräfin von Thüringen und Kunigunde von Eisenberg. — Marie von Baiern.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Müller, Franz, Blüthenkranz. Aphorismen aus dem Gebiete schöngeistiger Literatur aller gebildeten Völker alter und neuerer Zeit.
Eine Gabe für Gebildete. 1. Bd. 8. broch. 25 Ngr. (20 Ggr.) 1 fl. 21 kr.

Obgleich wir eine Menge ähnlicher Schriften in unserer Literatur besitzen, darf obiger Blüthenkranz nicht für überflüssig geachtet werden. Er verdankt seine Entstehung den Notizen eines gebildeten Geschäftsmannes, der Tact genug hatte, fern von aller Einseitigkeit, das Vorzüglichste zu sammeln, was ihm bei seiner umfassenden Lectüre der alten und neuen, der einheimischen und fremden Schriftsteller der Notiz werth schien. Eine zweite Abtheilung wird im nächsten Jahre erscheinen.

Riegel und Wießner in Nürnberg.

Druck von Hirschfeld.




Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 246. — den 16. December 1842.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rundgänge eines Kerkermeisters.

Von Ludwig Köhler *.

Vom Thurme schallt die Glocke Mitternacht;
Nun gib den Mantel mir und die Laterne.
Ich geh' dahin, wo noch die Sünde wacht
Und Arglist sinnt beim Silberglanz der Sterne.

Und wo vielleicht auf harter Lagerstatt
Die Unschuld schlummert sanft in süßen Träumen;
Das Auge deckt ein weiches Rosenblatt
Und Engel seine Stirn mit Blumen säumen.

Er träumt sich in sein heimathliches Thal,
Gelagert an des Baches muntern Wellen
Und trinkt von seines Mädchens Augenstrahl,
Den unversiegbar lautern Himmelsquellen,

Den letzten Kuß! Noch einmal Aug' in Aug'!
Ein Liebesblick, der nimmer sich will enden —
Nun scheidet er und aus dem nächsten Strauch
Grüßt er noch einmal mit den treuen Händen.

Dort blickt das Dorf aus grüner Linden Strauß,
Dort schwellen frisch der Wiesen Blumenmatten,
Dort klein und schlicht das theure Vaterhaus —
Und dort der Wald mit seinen dunkeln Schatten.

Nun ist's gescheh'n, die letzte Thräne rann
Aus seinem Aug' ins feuchte Gras hernieder,
Die Bäume blicken ihn so freundlich an,
Vom Himmel grüßen ihn der Lerchen Lieder.

Und fröhlich jauchzt er in den jungen Tag
Und jubelt, daß ihn Berg' und Thäler hören; —
Vorüber seinem Kerker! denn ich mag
Nicht seiner Träume Luftgebild zerstören.

Der Riegel klirrt, im Angel knarrt die Thür,
Der Lampe Strahlen in die Nacht sich saugen,
Als fragten zitternd sie: wer schlummert hier?
Und heller funkeln noch zwei schwarze Augen,

Zwei schwarze Augen sind mir zugewandt,
Wie Dolche zucken sie in meine Seele
Und unwillkürlich streck' ich aus die Hand,
Als griffe mir der Mörder nach der Kehle.

„Was willst Du hier in meinem Prunkgemach,
Willst mir den Schlaf, den süßen Schlaf zertrümmern?
Ha, sei darum verflucht millionenfach!"
So grollt er heulend mit erstícktem Wimmern.

Und wie er mit der Eisenkette klirrt,
Die Stirne blutig schlägt und an dem kalten
Gemäuer angstvoll mit den Händen irrt
Und doch den Schlummer nicht vermag zu halten;

Und wie er aufspringt und die Hände ballt,
Als wollt' er mich mit seiner Faust zermalmen
Und das Gewölbe höhnend wiederhallt
Und scheu die Mäuse rascheln in den Halmen:

* Verf. des neuen Ahasver, der zu Anfang dieses Jahres erschien. Nur der Mangel an Raum verhinderte uns bis jetzt, auf diese interessante Dichtung einzugehen. D. Red.

Da fühl' ich zittern das erstarrte Herz,
Wie Frühlingsblumen Mitleid drinnen sprießen;
Mir ist, als müßt' ich lindern seinen Schmerz,
Als müßt' ich ihm die müden Augen schließen.

Fort aus dem Auge, Thräne, fremder Gast!
Was willst du, Mitleid, mir im Marke wühlen?
Wenn es die Leute wüßten, schien's nicht fast,
Als dürft' der Kerkerknecht auch menschlich fühlen?

„Wer klopft? Bist Du's? Mein lieber, trauter Freund!
Ich eile schon, den Riegel wegzuschieben.
Sieh, wie der Mond hell durch mein Fenster scheint!
Dies ist die rechte Zeit zum Küssen, Lieben.

Wie bliebst Du lang, schon schlug es Mitternacht —
O komm, die Stunden flieh'n mit Adlerschwingen!
O siehst Du nicht, daß bald der Tag erwacht
Und bald die Lerchen Morgenlieder singen?

O komm', o komm', die Lippen gib zum Kuß!
Komm, halte Rast in meinen treuen Armen — !
Doch wehe mir! Das ist nicht Freundesgruß! —
Wer bist Du? Sprich! — Hab', fremder Mann, Erbarmen!

Du blickst so wild und wendest Dich zurück.
Horch zu! Ich will von ihm, von ihm erzählen,
Erzählen Dir von seinem Liebesblick,
Erzählen Dir vom Bunde unsrer Seelen.

Er war so schön! Sieh das Gestirn der Nacht:
So waren seiner Augen Lichtgewalten.
Die Lippen wie der Rose Purpurpracht,
Und dunkle Locken reich sein Haupt umwallten.

So saß er mir zu Füßen stundenlang
Und barg sein schönes Haupt in meinem Schooße.
Wie jauchzt' ich auf, wenn seine Stimme klang
Und er mich nannte seine Liebesrose!

Einst harrt' ich sein; — die Nacht war weich und mild —
Ich harrte lang — versprach er doch zu kommen —
Ich weinte laut und rang die Hände wild —
Im Osten war der Morgen schon entglommen.

Er war gegangen und er kam nicht mehr!
Und ich gebar ein Knäblein unter Schmerzen;
Sein Ebenbild, es lächelte wie er —
Dies Lächeln griff mir nach dem wunden Herzen.

Sollst lächeln nicht! Ich will's nicht fürder seh'n!
Es hat mit seinem Reize mich betrogen
Wie falsches Gold! — Und sieh, da war's gescheh'n
Und rosig Blut sprang hoch in hellem Bogen.

Was blickst Du starr, Du fremder, finstrer Mann?
Graust Dir vorm Tod und seinem kalten Munde?
Als meines Kindes warmes Herzblut rann,
Da gab ich ihm die Hand zum ew'gen Bunde.

Nun geh'! Ich muß erwarten meinen Freund,
Er soll mich seh'n im Brautkranz rother Rosen.
Sieh, wie der Mond hell durch mein Fenster scheint:
Ist's nicht die rechte Zeit zum Lieben, Kosen?"

(Der Beschluß folgt.)

Aus den Papieren eines deutschen Arztes.

(Beschluß.)

„So kehrte die Ruhe nach und nach in das Gemüth zurück, das so lange der Wahlplatz der wildesten Kämpfe gewesen war; ich war nicht glücklich, aber still und gefaßt und versöhnt. Das bestimmte Jahr verstrich; als D. am letzten Tage desselben in mein Zimmer trat, sank ich an seine Brust und gestand ihm mit freudenvoller Wehmuth: ‚Vater, Du hast gesiegt.'"

„Er legte die Hand segnend auf mein Haupt: ‚O wie soll ich der Gottheit danken,' rief er, ‚die dafür sorgt, daß ich nicht kinderlos sterbe!'"

„Kurze Zeit darauf verließen wir die Schweiz; es war mein Wunsch, Deutschland, dessen geistigen Einflüssen ich das Größte und Meiste meiner Bildung und innern Erstarkung verdankte, kennen zu lernen. Durch die Verbindungen, in denen D. mit den ausgezeichnetsten Männern seines Vaterlandes stand, ward meinem Wunsche leicht und auf die erfreulichste Weise Genüge geleistet. Ich habe schöne, unvergeßliche Tage in Ihrer Heimath verlebt, und die erhebenden, anspornenden Eindrücke, die ich dort erfahren habe, sind bis auf den heutigen Tag noch nicht erloschen."

„Noch stand mir ein schwerer empfindlicher Schlag bevor: der Tod entriß mir meinen edlen, väterlichen Freund. Es war keine Fiber in meinem Innern, die von diesem Verlust nicht schmerzlichst erbebte, aber ich hätte den großen Gedanken seines Lebens nicht verstehen müssen, ich wäre des Tochternamens, mit dem er mich noch sterbend segnete, nicht würdig gewesen, wenn ich mich jetzt noch der Wildheit leidenschaftlichen Schmerzes überlassen hätte. Meine innerste Seele weihte ihm die milde, ernste Trauer, die seiner und meiner am würdigsten war."

„Nach einem längern Aufenthalte in Deutschland erhielt ich Briefe von A., in denen er den Wunsch aussprach, mich bald in Petersburg zu empfangen; ich fühlte mich jetzt stark genug, um von keiner Erinnerung zu gewaltsam erschüttert, und durch keine Veränderung meines äußern Lebens von dem einmal betretenen und für recht erkannten Weg abgelenkt zu werden. So trat ich

meine Rückreise an. A. empfing mich mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit; ich fühlte zu tief, wie sehr ich mich in frühern Zeiten durch Härte, Herrschsucht und Nichtbeachtung seiner Menschenwürde an ihm versündigt hatte, um nun nicht Alles aufzubieten, was mich mit mir selbst versohnen konnte, und so ward unser gegenseitiges Verhältniß, wenn auch kein inniges, was es wegen der Verschiedenheit unserer Charaktere nie sein noch werden konnte, doch wenigstens ein freundliches und für beide Theile befriedigendes."

„Die Geschichte der nun folgenden Jahre läßt sich in wenige Worte fassen; ich schritt auf der mir von meinem todten Freunde vorgezeichneten Bahn muthig und kräftig fort, arbeitete streng und gewissenhaft an meiner innern Bildung, leistete Andern mehr, als ich von ihnen forderte, und erwarb mir so Achtung, Freundschaft und ehrenden Einfluß. Der Tod meines Gatten, der vor acht Jahren erfolgte, brachte in meinen Verhältnissen keine Aenderung hervor; die Jahre haben keinen der mir freundlich gesinnten Menschen von mir entfernt, und selbst die heranwachsende Generation sucht gern und oft Rath und Beistand bei ihrer alten Freundin Elodie Nikolajewna."

„Sehen Sie, so ward mir nach einem gar stürmischen Morgen ein milder, ruhiger Tag, ein heiterer Abend. Wenn wir nur gerecht sein wollten, so würden wir das Schicksal nie anklagen."

Sie schwieg; in ihren Zügen malte sich die freudenvolle Wehmuth, die himmlische Ergebung, die Francia's Heiligen einen so seelenergreifenden Ausdruck verleiht.

Ich blickte auf sie wie auf das Bild einer mater dolorosa. „Theure, unglückliche Freundin!" sagte ich bewegt.

„Warum?" versetzte sie mit ernstem Lächeln. „Gott hat mir ein großes, schönes Leiden geschickt, in dem mein stolzes, hartes Herz brechen, oder sich weit aufthun mußte für die ganze Welt; hat er, indem er selbst sich meiner annahm und mich so streng erzog, mich nicht bevorzugt vor Vielen? Selbst mit Emil's Schicksal, so beklagenswerth es auch scheinen mag, bin ich jetzt versöhnt; er starb in aller Fülle seiner Jugend, seiner Schönheit, seines Ruhms. Was hätte er noch mehr erstreben können. O, mit ihm verglichen, geh' ich als Bettlerin zur Gruft!"

„Doch nein, nein!" fuhr sie heiter fort, „auch ich habe nicht zu klagen; ich habe errungen, wonach Tausende vergeblich streben. Und ist es nicht schön und rührend, daß mir noch jetzt in diesen späten Tagen, aus dem fernen Deutschland ein theuerer, theilnehmender Freund zukommen mußte, der mich versteht, und an mich glaubt? Ja, meine Ruhe ist süß und erquickend, das Leben ist mir freundlich und der Tod willkommen; denn mein Herz ist zwischen den Vorangegangenen und den Lebenden getheilt."

Sie reichte mir feierlich die Hand, ich berührte sie mit der Ehrfurcht, die man einer Mutter oder einer Königin zollt. Wir schieden für diesen Abend.

Einige Zeit darauf nöthigte mich meine Berufspflicht zu einer Reise nach Kronstadt; gegen meine Erwartung sowohl als gegen meinen Wunsch ward ich mehrere Tage daselbst aufgehalten. Endlich gelang es mir, mich loszumachen und nach Petersburg zurückzukehren; voll Ungeduld, meine Freundin, deren täglicher Umgang mir zum wahren Bedürfniß geworden war, wiederzusehen, beschleunigte ich meine Rückkehr so viel als möglich. Als ich aus dem Wagen sprang, bemerkte ich das mit schwarzem Flor verhüllte Wappen über dem Portal, die geöffneten Fenster und verschlossenen Thüren des Hotels. Von bangen Vermuthungen erfüllt, fragte ich nach der Gräfin: meine edle Freundin war nicht mehr. Ein Nervenschlag hatte vor zwei Tagen ihrem Leben schnell und schmerzlos ein Ende gemacht.

Correspondenz.

Aus Weimar. (Fortsetz.)

[Rubini und Liszt. — Bühnenneuigkeiten.]

Auch vom Hof wurde viel gethan, den Hof zu unterhalten; Rubini und Liszt verherrlichten das Fest in mehrern Hofconcerten und ließen sich auch endlich öffentlich im Theater hören. Die Virtuosität Rubini's im italienischen Gesang mag wohl nicht ihres Gleichen haben, sie ist entzückend, bewunderungswürdig, aber die Frische und der Vollklang fehlt der Stimme jetzt. Liszt ist eben das Nonplusultra eines Virtuosen, diese Fingerfertigkeit verwirrt, betäubt die Sinne, aber in diesem Lisztschwindel fehlt die Befriedigung. Unsere Großherzogin liebt das Fortepiano, und wohl auf ihren Anlaß ist Liszt zum Capellmeister in außerordentlichen Diensten ernannt worden und wird während der Wintermonate hieher kommen, um sich in den Hofconcerten hören zu lassen. Rubini sucht bekanntlich einen Orden; er gab mit Liszt ein Concert für die Armen; einen Orden erhielt er aber erst in Coburg, wie bekannt; nachträglich hat er von unserm Großherzog die goldene Civilverdienstmedaille zugeschickt bekommen.

Auf der Bühne wurde ein Festspiel von Riemer gegeben, das sich aber zu nichts weniger als zur Verherrlichung der Vermählungsfeier eignete; in langweiligem Dialog

schleppte es sich als Wegweiser durch Weimars Erinnerungsplätze hindurch, dabei mit seinem furchtbaren Weihrauchsqualm, den es unsern fürstlichen Personen bereitete, das Publikum zum Schlaf betäubend. Unangenehm fallen bei derlei Gelegenheiten die ewig repetirenden Hinweise unserer hiesigen Schriftsteller auf Weimars alte hochherrliche Zeit auf, und gewöhnlich geben sie dieselben mit der Prätension, als wenn sie, die einst mit den Heroen gegessen, conversirt und für sie — geschrieben, diese große Zeit unter der Gnade des jetzt regierenden schützenden Fürsten fortsetzten. Die Sprache in dem Riemer'schen Festspiel ist goethesirend und als solche wirklich recht glatt und rund; man sieht, der Verfasser hat dem Alten abgeguckt — wie er sich räuspert und wie er spuckt. — Auch in dieser Saison hat die Bühne uns schon manches Neue geboten. „Die Memoiren des Teufels" nach dem Französischen von A. Hermann; ein Stück, dem es an pikanten Scenen, an lebendigem Dialog, komischen Situationen und frappanten Actschlüssen, aber auch an mancherlei Unwahrscheinlichkeiten und sonderbaren Sprüngen nicht fehlt; recht lebendig dargestellt muß es Effect machen; leider war die Rolle Robert's, der Hauptperson, hier in den Händen eines nicht sehr geübten jungen Schauspielers, dessenungeachtet gefiel das Stück im Spiel der übrigen Mitwirkenden. „Molière" ebenfalls hier nach dem Französischen gegeben, macht den berühmten Dichter zu einem sentimentalen Narren; es ist eine Tragikomödie ohne Laune, Humor und Komik, ohne Ernst und Gehalt, gemacht, einem gewöhnlichen Publikum durch gesuchte Effecte Sand in die Augen zu streuen. Dagegen vereinigte „die Verläumdung" von Scribe, die kurz darauf zur Darstellung kam, viele der Vorzüge, welche dem berühmten Lustspieldichter einen so großen Namen gemacht haben; mit allem Glanz der Scenerie ausgestattet, bewegt sich diese geistvolle Schilderung der Verläumdungssucht in den verschiedenen Ständen der französischen Welt an uns vorüber; die Charaktere scheiden sich durch eben so scharfe als feine Zeichnung lebensvoll von einander; solche Stücke nach dem Französischen können wir uns wohl gefallen lassen; wenn nur nicht auch die schlechten übersetzt und in unsern Theatern aufgeführt würden. Die Darstellung war eine höchst gelungene; namentlich war Herr Durand als Minister Raymond ganz vortrefflich. Die feineren Lustspiele und Conversationsstücke werden überhaupt auf unserer Bühne vorzüglich gut dargestellt; es ist das aber nur ein sehr bedingtes Lob; die Ausbildung unserer Schauspieler ist dadurch sehr einseitig geworden, die höhere Charakteristik, ja ein gesundes kräftiges Spiel verschwindet mehr und mehr bei ihnen, die besten können recht lebendig und geistvoll conversiren, aber weit schwerer wird es ihnen, einen bedeutenden tragischen Charakter mit Kraft und in seiner höheren Bedeutung hinzustellen; so ist die eigentliche dramatische Kunst auf der weimarischen Bühne sehr in Abnahme; und von diesem Gesichtspunkt muß man ausgehen, wenn ein größeres Schauspiel, eine Tragödie bei uns zur Aufführung kommt, die deswegen kaum von einigermaßen ergreifender Wirkung auf unser Publikum sein kann, das bereits in jener Richtung hin ziemlich verbildet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Leipziger Literatenverein.]

Der leipziger Literatenverein gab, zum Besten des von ihm gegründeten Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Standesgenossen, seine erste Abendunterhaltung. Rein literarische Kräfte waren aufgewendet, um den Abend im großen Saal des Hotel de Pologne auszustatten, die Musik, die gefällige Hetäre, half nicht, die Menge herbeizuziehen, und der Erfolg war, wo nicht glänzend, doch höchst erfreulich. Prof. Biedermann sprach in seiner heitern und durchsichtigen Weise über das Verhältniß der Philosophie zum socialen Leben. Er verweilte mit besonderer Vorliebe bei der Rüge, daß die Abstraction der deutschen Denker, so abhängig sie sich von der jeweiligen Wirklichkeit in Zeit und Raum erwiese, stets bei der alten Arroganz beharrt habe, dieser Wirklichkeit vorzuschreiben, wie sie, nach welchem Gesetz, nach welchem Ziel, sich zu entwickeln habe. Es ist hier Kritik wohl nicht statthaft; sonst dürfte die Verwunderung nicht unausgesprochen bleiben, daß nach des Redners Meinung auch die Hegel'sche Philosophie dieser Vorwurf treffen sollte. Er mag Abzweige und Abartungen dieser Philosophie, durch welche Naturrecht und Entwickelung der Geschichte in Zwiespalt gebracht sind, rühren und treffen; Hegel's Lehre selbst, die doch als der Kern des Hegel'schen Philosophirens anzusehen ist, blieb dieser Anmaßung fern und kannte keine Wahrheit als die gewordene, keine gemachte und abstrakte, sondern eine concrete, nicht wie sie sein sollte, sondern wie sie die Wirklichkeit selbst ans Licht geboren, so daß auf dem Standpunkt der alten Lehre Vernunft und Wirklichkeit zusammenfiel. Dieser Standpunkt macht unfähig für Gegenwart und Zukunft; er hat blos einen Blick für die fertige Vergangenheit. Somit hat das Zeitalter bereits diesen Quietismus des Denkens zu beseitigen angefangen. Aber man häufe nicht Vorwürfe zusammen, die nicht treffen; sonst möchte man auch alte Vertheidiger wieder wecken. — Prof. Biedermann's Vortrag hatte sonst noch das Verdienst, ein freier zu sein und die Wirkung der Rede, des lebendigen Wortes, zu geben. — Dr. Laube las einen Aufsatz über arme Poeten. Der Mittelpunkt, um den sich sein Vortrag drängte, war die Warnung, den Samen der Zukunft im anwachsenden Talente heilig zu halten. Er vergegenwärtigte uns Scenen aus des großen Reformators Jugendleben, er knüpfte daran eine Erinnerung an Gellert, den Pflegevater jugendlicher Köpfe, eine Schilderung Moses Mendelssohn's, den die Noth des Lebens in seiner Jugendblüthe um seine Mission gebracht, im Reiche des Wissens und Glaubens ein heilbringender Nathan zu sein. — Robert Blum hielt einen Vortrag über das Wesen der deutschen Gemeinde, und deren historisch älteres Vorrecht vor dem Staat. — Dr. Kaiser gab über die Stellung der Frauen in der Gesellschaft eine Reihe geschichtlicher Notizen und Winke. — Dr. Herloßsohn las eine humoristische Definition vom Humor, bewies in dieser versuchten Abhandlung über den Witz, daß er selbst zu viel Witz hat, um den Witz zu erläutern, und gab somit zum Schluß des Abends, wie es bei den alten Spielen Apoll's die Sitte war, ein ergötzliches Satyrspiel.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 247. — den 17. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rundgänge eines Kerkermeisters.

(Beschluß.)

Zur letzten Thür! Kein Athemzug verkündet,
Daß hinter dieser Pforte sich die Schuld
Auf harter Lagerstätte schlaflos windet,
Gescheitert längst am Felsen der Geduld!

Dort liegt er ausgestreckt auf seinem Lager,
Mein leiser Schritt stört seinen Schlummer nicht.
Die Wange bleich, der Leib gebeugt und hager.
O, weck' ihn nicht, du klares Sternenlicht!

Ist dies auch Schlaf? — Der Tod, der Weltbezwinger
Schloß ihm die Augen zu, erbarmend mild!
Was hält der Schläfer dort mit starrem Finger?
Es ist ein schlicht unscheinbar Frauenbild.

Sein letzter Blick sog Trost aus diesen Zügen
Und trank Vergebung aus dem milden Aug'.
Vergebung! sprach's; konnt' wohl dies Wort ihm lügen?
Er flüstert's noch mit seinem letzten Hauch.

Dies war das einz'ge Band, das ihn ans Leben
Noch kettete — es war sein armes Weib.
Nun hat er sie dem Himmel übergeben,
Zur Ruh gelegt den müden Pilgerleib.

Nun ist vergeben wohl, was er verbrochen,
Denn jede Sünde deckt des Grabes Schrein;
Ein mildes Urtheil hat ihm Gott gesprochen —
Und Du, o Mensch, Du wolltest strenger sein?

Ich stehe betend mit gefaltnen Händen,
Wenn auch die Lippe keine Worte spricht. —
Da glänzt der Morgen an den düstern Wänden
Und küßt des Todten bleiches Angesicht. —

Geheimnißvolle Zeichen an den Mauern,
Mühsam gegraben unter Gram und Trauern,
Und jedes Zeichen, jeder Namenszug
Ist mir ein inhaltvolles Mährchenbuch. —

Der Lorbeerkranz, umfangend Schwert und Bogen
Und F und G mit kecker Hand gezogen,
Geheimen Bundes heiliges Symbol —
Ich kannt' den Mann, der es gegraben, wohl.

Die Stirne frei, fast königlich zu schauen,
Tiefdunkle Augen unter dunklen Brauen,
Sein Wort voll Kraft, so stolz sein Angesicht —
Beim großen Gott! So sind Verbrecher nicht.

Er glättete mit seines Blick's Gewalten
Auf meiner Stirne oft die finstern Falten
Und seiner Rede hab' ich oft gelauscht,
Die einsam mit sich selber er getauscht.

Er sprach von Freiheit mit der Adlerschwinge,
Vom Geist, den keine Fessel je bezwinge,
Er sprach vom Vaterland und seiner Noth,
Von seiner besten Söhne Märtyrertod!

So hatte nimmer mir ein Wort geklungen.
So glühend war's in meine Brust gedrungen,
Wie in das Kornfeld schlägt des Blitzes Strahl.
Denn seine Rede war ein scharfer Stahl.

Die hohen Herren nannten ihn Verräther
Und gaben ihm das Loos der Missethäter;
Sie meinten, ferne von des Lebens Lust
Würd' sich verkühlen seine heiße Brust.

Ich aber dachte mir zu jener Stunde:
Sie fürchteten das Schwert in seinem Munde
Und gruben's drum in eines Kerkers Nacht —;
Vergebt, ihr Herren, wenn ich falsch gedacht.

Ein Anker, dran zwei Schwingen ausgebreitet,
Ein Name, halberloschen, kaum zu lesen,
Die Jahreszahl — wie schnell die Zeit doch schreitet;
Ich weiß es auch, wer dieser Mann gewesen. —

Er sah es oft in nächtlich stillen Träumen,
Das Land der jungen Welt mit seinen Gluthen,
Mit seinen Blumenufern, Blüthenbäumen,
Und sah das Meer, das königliche, fluthen.

Und wie die Schwalbe nach dem warmen Süden,
Sich sehnet, ruht der Nord im Wintergrabe:
So trieb es ihn nach jenes Landes Frieden
Und jubelnd griff er nach dem Wanderstabe.

Das heil'ge Meer, da lag es frei und offen,
Sein Schiff, es tanzte stolz auf seinen Wogen.
„Land!" rief's vom Mast, und sieh, sein sehnend Hoffen
Entrang dem Meere sich in weitem Bogen.

Da liegt's wie eine Braut, die schönen Glieder
Jungfräulich zitternd, glühend preisgegeben
Und wonnetrunken sinkt er betend nieder
Und stürzt sich taumelnd in dies warme Leben. —

Sechs Monde sind entfloh'n; ein bleicher Wandrer
Schaut in des Meeres Brandung schmerzbeklommen;
Es ist derselbe und ist doch ein Andrer,
Der jauchzend hieß die neue Welt willkommen.

Er sehnt sich, wie das Kind nach Mutterbrüsten,
Heut nach dem Schiff, zur Heimath ihn zu tragen. —
Und endlich dämmern die geliebten Küsten
Nach vielen langen bangdurchlebten Tagen.

Ein Bettler nun, der reich an goldnen Schätzen,
Der einst so reich an Freunden, nun vergessen;
Von seinem Reichthum nichts, ihn zu ergetzen, —
Nur die Erinn'rung, daß er ihn besessen.

Der dunkle Wald allein mit Freundesarmen
Schien den verlornen Schwimmer zu umfassen,
Die Bäume rauschten: „Thor, der noch Erbarmen
Mit denen hat, die schmälich Dich verlassen.

Die Hoffnung führte Dich zum fernen Lande
Und mischte prüfend Dornen unter Rosen;
Nun schmückt sie neu sich mit dem Brautgewande —
Willst Du die einst Geliebte nun verstoßen?"

— Ein Wagen rollt in Mitten blanker Waffen,
Ein Mann darauf, deß Hände Ketten tragen.
Wer ist's? Was mag das träge Volk nur gaffen? —
Der Räuber, der den Wandrer jüngst erschlagen. —

Ein andrer Name, rauh, unleserlich,
Mit rothem Stift auf feuchten Kalk geschrieben!
Wohl ein Jahrzehnd seitdem vorüberstrich,
Doch ist mir die Erinn'rung frisch geblieben.

So finster dräut die Wetterwolke nicht,
Entringt der Blitz sich ihrem Flammenschooße,
So finster nicht, als wie sein Angesicht,
Das bärt'ge, tiefgefurchte, friedenlose.

So furchtbar tönt der Donner nicht ans Ohr,
Als seines Mundes grollende rauhe Stimme,
So wild fährt die Hiäne nicht empor,
Als er in der Verzweiflung düsterm Grimme.

„O wehe, Fluch Dir, trügerischer Traum!
Was mußt du mir des Elends Brand noch schüren?
Was mußt du mir des Waldes grünen Saum
Mit seinen Schatten mir vors Auge führen!

O meiner Wälder, meiner Eichen Pracht,
Nun müßt ihr einsam ohne mich vertrauern!
Und wen umfängst du nun mit deiner Nacht,
Mein Grottenhaus, mit deinen süßen Schauern!?

Ihr mächt'gen Eichen, die das Wiegenlied
Dem Räuberknaben zärtlich einst gesungen,
Ihr habt den Jüngling, wenn er schlummermüd,
Mit eurem Blätterdunkel sanft umschlungen.

Nun rostet traurig still mein scharfer Stahl
Und keinen Blutquell seh' ich fürder springen —
Bis bald vielleicht zum ekeln Henkermahl
Mein eignes Blut der Brust sich wird entringen.

Auf weichem Moos, ein Mann, stark, frei und froh,
Am klaren Quell gedacht' ich einst zu sterben —
Und lieg' gekettet nun auf feuchtes Stroh,
Mein Labetrunk, er fließt aus schmuz'gen Scherben.

O grüner Wald erhör' mein heißes Fleh'n!
Send' deine Adler aus, mich zu entführen!
Und soll ich sterben, nun so mag's gescheh'n,
Doch will ich dich als meine Gruft erküren!"

Kein Adler aber kam, ihn zu befrei'n;
Er mußte bald das Hochgericht besteigen.
Dort lag der Wald im goldnen Morgenschein —
Er seufzt' und thät das Haupt zum Tode neigen. —

Viel Hände greifen durch die Eisenstangen,
An deren Frost die heiße Stirn sich schmiegt;
Des Himmels Klarheit möchten sie umfangen,
In seine Fluth sich tauchen — doch sie trügt.

Sie spotten nur, die goldenhellen Strahlen
Der Sonne in des Himmels Demantschild,
Was soll das Licht? weckt's doch nur neue Qualen,
Vorzaubernd euch der Freiheit süßes Bild!

O laß das Auge nicht nach Oben schweifen
So hoffnungsvoll, gefangner armer Mann!
Vom Himmel möchtest Du die Hoffnung greifen —
Sieh doch die Ketten Deiner Hände an!

Du sprichst: „Er wühlte stolz in Goldeshaufen
Und meine Kinder hungerten daheim —
Ich nahm vom Ueberfluß — nur Brot zu kaufen —
Und dies war meines Unglücks erster Keim. —

Wie schwer wägt diese Schuld in Deiner Wage,
Du ew'ger Richter überm Sternenzelt?
Sie raubten mich dem süßen goldnen Tage
Und haben mich dem Mörder gleich gestellt!“ —

Was rechtest Du? Ob Du von Bettlers Munde
Genommen einen kargen Bissen Brot,
Ob von des reichen Schweigers Tafelrunde —
Gerechtigkeit straft Dich mit gleicher Noth.

O glaube mir, ich hab' es oft erfahren,
Das eigne Herz verdammt und spricht Dich los;
Und spricht's Dich los, so magst Du Dir bewahren
Den Himmel in des reinen Busens Schooß. —

Nun schlummert sanft, die noch mit seinen Schwingen
Der Schlaf umfängt und Träume süß umweh'n!
Ihr Andern aber, mög' es Euch gelingen,
Dem Morgen frei ins offne Aug' zu seh'n!

Correspondenz.

Aus Weimar. (Beschluß.)

[„Karl von Bourbon“ v. Prutz. Gesangsgäste. Rubinstein. Goethe's Haus.]

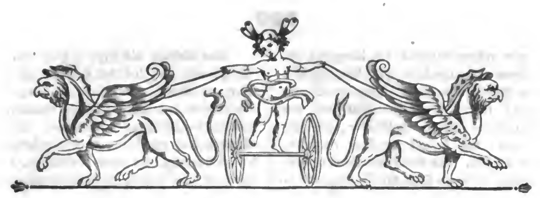
Zuerst vor allen andern brachte unsere Bühne zur Aufführung „Karl von Bourbon“ von R. E. Prutz. Der Verfasser hat sich namentlich durch die Kraft seiner patriotischen Lieder einen Namen erworben, darum waren die Erwartungen des Publikums sehr hoch gespannt auf diese Tragödie, das mußte dem dramatischen Erstlingsversuch bei einem großen Theil desselben nothwendig schaden, den es der ungewöhnlichen Anforderungen wegen nicht befriedigte. Gehen wir unparteiischer zu Werke und erkennen wir bei den Mängeln auch die Vorzüge an. Bei unseren jüngeren Dichtern sind wir eine gewisse Fertigkeit der Sprache gewohnt, doch zeichnet sich die in dem Prutz'schen Schauspiele durch ihre natürliche Kraft aus; der Dialog ist rasch und lebendig; die Situationen sind mit besonderem Geschick und mit viel Keckheit entworfen. Auch versteht der Dichter Charaktere anzulegen und zu sondern; genug, wo der Verstand sich wirksam zeigen kann, ist ihm das Meiste gelungen; aber verbindende und zwingende poetische Kraft scheint zu fehlen; so kommt es, daß dem Ganzen das innere pulsirende Leben, die Bewegung der Leidenschaft fehlt; wie wohlangelegt die Charaktere sind, sie sind nicht in dem Maße ausgeführt, daß darum das Publicum von Handlung und Personen ergriffen, sein Interesse für sie gefesselt würde; dazu kommt noch, daß Prutz nur eine moralisch gute Person — die Gemahlin Bourbon's — vorführt und diese nur als Kranke, als Sterbende; die andern alle aber haben Eigenschaften oder eignen sich dieselben an, welche sie in den Augen des Publikums herabsetzen; einige von den Personen können füglich wegbleiben, ohne daß der Fortgang des Dramas gestört wird, so z. B. Ritter Bayard, der in nichts in die Handlung eingreift, so der Bruder der Diana, der sich sehr breit im Stücke macht und nur dazu dient, den Bourbon ums Leben zu bringen; warum aber stirbt der Held von seiner Hand? Robert soll doch nicht etwa Rächer der gefallenen Schwester und so gewissermaßen die Nemesis sein? Das wäre nicht allein gesucht, sondern auch sehr ungerecht, denn an Dianen hat Bourbon keine Schuld. — Dessenungeachtet bin ich überzeugt, daß, wenn dieses Drama von geeigneten Schauspielern rasch und lebendig gegeben wird, viele von seinen Mängeln verdeckt werden. Bei uns konnte die Besetzung nur theilweis gut genannt werden; Auszeichnung verdienen Mad. Genast als Susanne, Herzogin von Bourbon, und Herr Wohlbrück als Kanzler Duprat; jene führte die schwierige Rolle der Sterbenden edel und kunstgerecht durch, letzterer stellte die ironische Weltanschauung des gewissenlosen Schelms, dem Herz und Lunge vom Actenstaub zerfressen, mit wahrer Meisterschaft dar. Herr Winterberger bestrebte sich sichtbar, den Karl von Bourbon recht tüchtig darzustellen, was ihm denn auch zumeist gelang; nur fehlte ihm in gewissen Scenen die Kraft zum Helden, in andern die Leichtigkeit und Feinheit des Franzosen, in dem Sinne, wie es die Dichtung verlangt. Das letztere ist ein Vorwurf, der ganz besonders die Darsteller der Rollen von König Franz und Louisens von Savoyen trifft und zwar um so mehr, da gerade dadurch einige Vorzüge des Stücks dem Auge des Publikums verschwanden. Franz muß ganz als König aufgefaßt werden, der er war, der mit viel Liebenswürdigkeit und Jugend viel Leichtsinn and Frivolität verbindet; ohne sich um die Staatsgeschäfte sehr zu kümmern, und ohne tiefere Einsicht in dieselben, sieht er das Regieren nur als Vergnügen, als Spiel an; als er dem Bourbon verschiedene seiner hohen Aemter abnimmt und auf andere überträgt, und so seinen Connetable zum Aeußersten reizt, will er ihn nicht in Wirklichkeit und für immer demüthigen, — denn im Grunde liebt und ehrt er den Bourbon — sondern ihm nur eine kleine Lection geben, daß er Dianen, die Geliebte, ihm geraubt und vorenthält; als König werde er schon Mittel finden, ihn wieder zu heben. Es muß diese Scene bei neckendem Leichtsinn und frivoler Feinheit mit einer gewissen königlichen Anmuth gegeben werden; damit sich der Charakter des Königs erklärt und das Publikum die Scene in richtiger Bedeutung fasse. In ähnlicher Weise muß die Mutter des Königs gefaßt werden; Liebe ist der Gott, dem sie Alles zum Opfer bringt, sie will den edlen

Connetable um jeden Preis gewinnen, doch ist sie dabei immer eine äußerlich gebildete sehr vornehme Dame, und müssen von ihrer Darstellerin rechts und links die Klippen vermieden werden, daß sie nicht sentimental pathetisch und so widerwärtig, oder gar zu frivol und so unanständig werde. Madame Seidel verirrte sich oft im Ersteren. Trotz alledem kann man aber nicht anders sagen, als daß „Karl von Bourbon" vom Publikum — mit Ausnahme von prüden Damen, denen mehre Stellen anstößig waren — auch bei seiner Wiederholung sehr beifällig aufgenommen worden ist. — „Der Mulatte oder der Ritter von St. Georges nach Melesville und Beauvoir von Th. Hell war die letzte Novität, welche unser Theater brachte; ein französisches Effectstück, dem aber reiches leidenschaftliches Leben nicht abzusprechen. Herr Genast gab den Mulatten mit genialer Gewandtheit und glühender Leidenschaft. Neben ihm zeichnete sich Madame Genast als Gräfin von Presle durch Grazie und Anmuth aus; weniger verstand Herr Streit den frivolen aber nicht ungraziösen Leichtsinn des nicht geistlosen französischen Wüstlings, mit dem der Baron von Tourvel gezeichnet ist, darzustellen; er gab nichts als den eitlen thörichten Gecken; wogegen nun die ernste besonnene Haltung im letzten Act desto sonderbarer abstechen mußte. — Wie wir sehen, ist die Mehrzahl der bisher aufgeführten Stücke nach dem Französischen; jedoch sollen uns jetzt mehre größere Stücke von deutschen Dichtern geboten werden; so stehen „der Sohn der Wildniß," „Ein weißes Blatt," „Dr. Wespe" bereits auf dem Repertoire; Rost's „Landgraf Friedrich" wird ebenfalls bald zur Darstellung kommen; eben so Mosen's „Bernhard von Weimar" und „Monaldeschi" von Laube. Möchte doch nun auch die Direction des Theaters dem großen Mangel eines jugendlichen Liebhabers und einer jugendlichen Heldin abhelfen; diese beiden Rollenfächer sind es ja vorzüglich, wenn sie gut besetzt sind, die das Publikum anziehen.

In der Oper wurde Kreutzer's „Nachtlager von Granada" als Neuigkeit gebracht; konnte aber das Publikum wegen Mangelhaftigkeit der Besetzung wenig befriedigen. Es war Herrn Genast in seiner Rolle als Jäger weniger Gelegenheit gegeben, sein Talent im Spiel zu entwickeln, um so, was ihm an Stimme fehlt, zu ersetzen und zu verdecken; möchte sich der für das Schauspiel so reichbegabte Künstler diesem ausschließlich zuwenden und die Oper aufgeben. Madame Baum hat unendlich an ihrer Stimme verloren. — Als Gäste hatten wir Fräulein Rudersdorf vom frankfurter Stadttheater und Madame Dreßler-Pollert; beide gefielen, diese jedoch noch mehr als jene. Fräulein Rudersdorf ist jedenfalls eine begabte Sängerin; hat aber, in italienischer Schule gebildet, zu sehr die Manieren derselben angenommen. Es wäre ihr mehr Natur und weniger Effectsucherei zu wünschen, dann würde sie allgemein ansprechen. Madame Dreßler-Pollert hat bei vortrefflichem Vortrag eine gesunde, frische und für unser Theater sehr kräftige Stimme; ihr Gesangsvortrag, auch ihr Spiel sprach allgemein an. Es äußerte sich der Wunsch im Publikum, sie möchte für unsere Bühne gewonnen und so einem großen Mangel abgeholfen werden; bis jetzt ist das leider noch nicht geschehen. — Weiter hörten wir den Concertsänger Herrn Thuyn aus Amsterdam; seiner Virtuosität muß man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; doch sprach der Ton seiner Stimme nicht zu, er erschien nicht edel genug. Freilich hatte der Sänger einen schweren Stand, da Rubini kurz vorher gesungen hatte. Mit dem holländischen Lied Adolf Byhrt Graf van Maria von van Bree errang er noch den meisten Beifall. Früher schon hatte der kleine Rubinstein seine Künste auf dem Pianoforte producirt und große Bewunderung erregt; ist man für das jetzige Treiben der Virtuosen und deren Ueberschätzung, so muß man auch Rubinstein als ein großes, ein sehr großes Talent gelten lassen; was mich anlangt, so hab' ich genug an diesen Künsten und kann mich an den Geist und Herz unbefriedigt lassenden Spielereien nicht so sehr ergötzen.

Seit mehreren Jahren ist der Vorschlag öfter zur Sprache gebracht worden, das Haus Goethe's in Weimar als Nationaldenkmal hinzustellen; der König von Preußen, der sich auf das lebhafteste für alles Große im Vaterlande interessirt, hat endlich den Gedanken aufgefaßt und in Verbindung mit dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Baiern dem Bundestage den Antrag gestellt, die Sache ins Werk zu stellen; so soll die ganze Nation an der Angelegenheit betheiligt sein, so soll das Denkmal auf die würdigste und ehrenvollste Weise erworben werden. Der Bundestag hat auch bereits den Antrag in seiner Sitzung vom 16. September zur Berathung gezogen und eine Commission ernannt, welche die nöthigen Unterhandlungen führen soll; wie weit diese mit der Familie gediehen, kann ich nicht sagen; doch gibt der in der baierschen Abgeordnetenkammer vom Finanzminister eingebrachte Gesetzentwurf, die Erwerbung des in Rede stehenden Nationaldenkmals betreffend, das beste Zeugniß von dem Stand der Dinge. Man sagt, die Goethe'schen Erben zögerten, auf die Abtretung des Wohnhauses unter den ihnen gemachten Bedingungen einzugehen; doch ist das kaum zu glauben, da sie den Entschluß kund gegeben haben, die Sammlungen zu veräußern, die nun, wenn der deutsche Bund dieselben sammt dem Hause erwirbt, nicht allein ungetheilt und unter günstigen Bedingungen, sondern auch auf das Ehrenvollste für das Andenken ihres großen Ahns nicht weniger als für sie selbst erhalten werden. Hochwichtig aber ist der Beschluß des Bundestags für Deutschland — es ist das erste Mal, daß er sich einer solchen Angelegenheit als einer allgemeinen nationalen annimmt, daß er einem großen Deutschen ein Denkmal setzt, es ist das ein bedeutsames Zeichen, wie sehr die deutschen Fürsten nach Einheit und einigem Zusammenwirken streben. Als vor einigen Jahren von hier zuerst der Aufruf zur Herstellung des Goethe'schen Hauses als Nationaldenkmal ausging, konnte man auf eine so glänzende Erfüllung der Wünsche wahrlich nicht rechnen, die uns auf das freudigste überrascht hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 248. — den 19. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Sturm des Bollrutz, der Bastille in Göttingen.

Die Stadt Göttingen war nahe und fern mit Burgen und Schlössern umringt, in welchen die Raubritter, Legion an der Zahl, an den Wegen lagerten, um den die Wasser- und Landstraße heranziehenden Kaufmann zu überfallen und auszuplündern. Schon zu Anfang des 14ten Jahrhunderts hatten die Göttinger die Edlen von Rostorf aus Harste, die Edlen von Hilkerode aus Waake vertrieben, und selbst die nahe gelegene Burg Grone gebrochen und der Erde gleich gemacht. Das wirkte für kurze Zeit. Eines der furchtbarsten Raubschlösser war der Hanstein an der Werra, fünf Stunden von Göttingen entfernt. Die Kaufleute von Nordhausen, Mühlhausen, Heiligenstadt, Witzenhausen waren täglich den Räubereien der Ritter, die hier hausten, ausgesetzt. Darum wendeten sie sich an den kaiserlichen Schirmvoigt, den Grafen von Hohnstein, und dieser unternahm es, den Hanstein, dies Raubnest, zu zerstören. Davon unterrichtet, in Angst und Sorgen, wendeten sich die Wegelagerer an den Herzog Otto den Quaden, und erhielten das Versprechen des Beistandes. Der Graf bekam davon Kunde und zog bei dem Herzog Nachricht ein, von welchem er die Antwort erhielt, daß er nie und nimmer die Landfriedensbrecher schirmen würde, und auch nicht dürfe, ohne Kaiser und Reich zu verfallen. So unternahm der Graf als kaiserlicher Schirmvoigt den Zug gegen die Veste, hatte sie schon beinahe erstürmt und war im Begriff, ins Innere einzudringen, als der treulose und wortbrüchige Otto der Quade mit seinen Reisigen erschien, die Belagerer von hinten anfiel, die mit erneuerten Kräften durch einen Ausfall aus der Burg zugleich von vorn angegriffen wurden. So mußte der kaiserliche Schirmvoigt die Flucht ergreifen. Dem räuberischen Welfen wurde alles Gepäck zur Beute, und die Gefangenen, eine große Anzahl, ließ er auf die Schösser zu Münden, Brakenburg und Friedland bringen. Die große Beute wurde nach Göttingen auf den Bollrutz gebracht, wo der Herzog mit seinen Gesellen bei den größten Gelagen den Raub theilte. Mehr als achtzig ritterbürtige Räuber ritten in den Bollrutz ein, und ihre Weiber folgten nach zu den großen Festen, auf welchen die geraubten Güter der redlichen Kaufleute, der fleißigen Fabrikanten verzehrt wurden.

Et fuerunt hic multe mulieres valde valde valde pulchri, purpureis indulte vestibus et cingulis prociute sonantibus: schur, schur, schur, kling, kling, kling sagt der lateinische Chronist der Zeit und Geschichtschreibung von Göttingen S. 27.

Das geschah im Angesicht der Göttinger, die auch Kaufleute, Fabrikanten und Gewerbtreibende waren. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, Magistrat und Bürgerschaft benahmen sich klug, vorsichtig und umsichtig genug. Otto der Quade, kühn geworden durch dies Ereigniß, setzte seine Raubzüge in der Altmark, in Thüringen und Hessen bis Fritzlar und Hersfeld fort. Während dessen zerstörten die Bürger von Göttingen ein

Raubnest nach dem andern, befreiten die Umgegend bis Münden, Nordheim, Heiligenstadt und Witzenhausen und schleiften die Raubschlösser der Wegelagerer. Streng und unbarmherzig übten sie Gerechtigkeit auf den Handelsstraßen und knüpften jeden Räuber, ob Ritter oder ein Anderer, den sie auf der That ertappten, auf am nächsten Baume. So verstärkten sie von Jahr zu Jahr ihre Macht, während Otto der Quade auf den Raubzügen seine besten Kräfte an Geld und Leuten aufrieb. Nach elf Jahren rückte der Augenblick näher, der über die Stadt und den Herzog entscheiden sollte. Der seit 1369 gehegte Plan, Göttingen zu unterwerfen und die Bürger zu des Fürsten Unterthanen herabzudrücken, konnte vom Herzog nicht früher ausgeführt werden, als bis er sich die Edlen von Rostorf unterworfen hatte. Wenn diese, die Begütertsten und Mächtigsten im ganzen Fürstenthume Oberwald, die Partei der Göttinger ergriffen, ward der Herzog im Schach gehalten. Die Edlen von Rostorf residirten auf ihrer starken Burg Hardexen (Hardegsen) und hatten ihre Besitzungen bis Moringen, Nordheim, Nörten, Gladebeck und Harste. In der Familie trug sich das Unglück zu, daß der ältere Bruder den zweiten im Zweikampfe tödtete. Dies Ereigniß ergriff der Herzog als Gelegenheitsursache, dem unglücklichen Vater Ludwig von Rostorf, verheirathet mit einer Grafin von Tecklenburg, seine sämmtlichen Besitzungen zu rauben. Der Todtschläger war nicht der Besitzer, hatte, so lange der Vater lebte, kein Recht an den Gütern, welche dem jüngern Bruder Idan zufielen. Wenn also auch der Aelteste der Lehne durch die Uebelthat verlustig ward, konnte weder Vater noch Sohn darunter leiden. Ungeachtet dessen wurde in der Osterwoche 1380 mit stürmender Hand die Veste Hardexen von dem Herzog genommen. Im Bettlergewande hatten sich der alte Rostorf, seine Gemahlin und Kinder durch die Belagerer geschlichen, flüchteten nach Göttingen und fanden bei den Bürgern gastliche Aufnahme. Der Herzog verlangte ihre Auslieferung. Als sie standhaft verweigert wurde, verlegte er seine Residenz von Bollrutz nach Hardexen und ließ den Bollrutz von Voigten bewahren, die beauftragt wurden, die Bürger zu reizen, um einen Vorwand zu suchen, um die Stadt und Bürgerschaft zu unterwerfen. Die Knechte beeiferten sich, ihres Herrn Befehle zu befolgen. So griffen sie vor den Thoren der Stadt die Kaufleute an, die mit ihren Waaren die Straße zogen, und mißhandelten die Bürger, die in ihrer Feldmark ihre Gärten und Felder bestellten.

Der Bollrutz als festes Schloß beherrschte schon die Stadt, und nun ließ der Herzog noch eine zweite feste Burg im Angesicht der Stadt erbauen; dies beurkundete den ernsten und festen Willen, Göttingen nach einem durchdachten Plane zu unterwerfen. Der Rath und die Stadtältesten erkannten, daß der Zeitpunct gekommen sei, zu handeln. Es wurde beschlossen, durch nächtlichen Ueberfall das Schloß zu nehmen und von Grund aus zu zerstören. Der Herzog mit seinen Junkern zu einem Streifzug ins Thüringische ausgezogen, hatte die Burg schwach besetzt, die Wache war sorglos und keine Hülfe für die Besatzung in der Nähe. In der Nacht vom 1sten bis zum 2ten März zogen die Bürger wohl gewaffnet und gerüstet mit allen Werkzeugen der Zerstörung still und stumm aus der Stadt, umringten das Schloß, und zwölf der Kühnsten erstiegen die Mauern, überfielen die sorglosen Wachen, drangen in den Vorhof ein und gaben das Zeichen zum Sturm. Schnell hatten Hunderte die Sturmleitern erstiegen und eilten in den Vorhof, wo die Erstern mit der Besatzung kämpften. Die Uebermacht der Bürger trieb die Besatzung aus der Burg in die Kirche. Hier am heiligen Orte glaubten sich des Herzogs Knechte sicher und wollten sich darum nicht gefangen geben. Da kam es am Altar des Herrn zum blutigen Kampfe, die sich nicht ergaben, wurden an heiliger Stelle erschlagen. So war das Schloß genommen. Als die Botschaft in der Stadt anlangte und die Besatzung gefangen auf dem Marktplatze erschien, erhob sich ein allgemeiner Schrei: nieder mit dem Zwinger! Da zogen die Handwerker in Stein, Eisen, Holz, die Maurer, Schmiede, Zimmerleute mit ihren Werkzeugen dem Schlosse zu, und schon am andern Tage war die Burg der Erde gleich, und bis heute weiß man nicht gewiß den Platz, wo sie gestanden. So ward in einem Tage zerstört, was Jahre zu bauen erfordert hatte.

Dies große Ereigniß entsetzte den Herzog und nah und fern die Edeln, die Ritter, das ganze Junkerthum. Aus Thüringen, Hessen, Grubenhagen, Braunschweig, Calenberg, ja sogar aus der Altmark strömten Reisige dem Herzoge zu Hülfe, und die schwachen Feinde der Stadt, welche sich bisher aus wohlberechneter Furcht ruhig verhalten hatten, eilten, dem Herzoge ihre Hülfe anzubieten, um Göttingen zum Steinhaufen zu machen, wie es die frevelnden Bürger mit dem Schlosse gethan. Die Bürger mußten auf einen harten Kampf gefaßt sein. Es handelte sich um Sein oder Nichtsein! Die Hülfe der Hanse konnte nicht früh genug eintreffen, die herzoglichen Scharen umringten schon die Stadt, und

das eigene Gesindel, das immer dem anscheinend Stärkern anhängt, war am gefährlichsten. Schon nach den ersten Tagen der Belagerung schrie der Pöbel um Brot. Das machte den Rath aufmerksam, weil bis dahin Ueberfluß war. Es wurde entdeckt, daß die Voigte auf dem Bollruß sich Anhang unterm Pöbel verschafft und eine Verschwörung wider die Bürger bestand. Der Rath benutzte das Geschrei nach Brot, um das Gesindel loszuwerden. Auf allen Gassen wurde ausgerufen, am andern Tage sollten sich die Armen vor dem Gronderthore einfinden, um Brot und sonstige Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Das Gesindel eilte nun schon vor der angesagten Stunde dem Thore zu. „Und wie sie alle draußen waren, schnab! ward das Thor zu." So erzählt der Chronist. Die Lebensmittel kamen nicht, das Thor blieb uneröffnet, der Haufe schrie um Brot, und als nichts kam, bestürmte er das Lager der Ritter auf der breiten, weiten Masch. Diese Freunde des Herzogs wollten Hunger und Durst stillen. Da entstand Wirrwarr und Unordnung unter den Belagerern, denn sie mußten den Pöbel abhalten, der in ihre Zelte hereinstürmte. Während dies am Gronderthore sich zutrug, was nach Norden belegen ist, machten die Bürger einen starken Ausfall aus dem Geismerthor, was nach Süden belegen ist. Hier stand der Proviant der Belagerer. Diesen überfielen die Bürger, nahmen vierzig fette Ochsen, über hundert fette Schweine, und mehrere hundert fette Hammel, welche sie vor sich in die Stadt trieben, und hundert Malter Weizen und Roggen auf ihren Schultern in die Stadt schleppten. So hatten sie die Fresser aus den Thoren getrieben und die Stadt reichlich mit Proviant versorgt. Adel und Pfaffen erhoben ein Zetergeschrei, und der Kurfürst von Mainz sammt dem Papst warfen die Stadt in den Bann, allein die Göttinger wußten, daß man mit Geld die Sünden lösen könne, und als sie reichlich zahlten, schwiegen Papst und Kurfürst und lobten obendrein die so reuigen Büßenden. Dies war eine That, welche den Herzog entmuthigte. Die aus allen Ländern herbeigeströmten Edeln und Ritter, um Göttingen zu belagern, mußten vom Herzoge in Speise und Trank und in Allen für ihre Pferde und Knechte erhalten werden. Die Verlegenheit stieg aufs höchste. Da versammelte er um sich seine Getreuen und Ritter, und es wurde beschlossen, mit den Göttingern die Sühne zu versuchen, und zwar dahin: 1) daß sie sich verpflichten, binnen Jahresfrist das Schloß wieder aufzubauen; 2) dem Herzog im Holze und Felde die hohe und niedere Jagd abzutreten; 3) einen jährlichen Zins von 100 Mark fein Silber an den Voigt auf dem Bollruß zu zahlen; 4) die Belagerungskosten mit 10,000 Mark löthigen Silbers zu ersetzen. Mit diesen Propositionen wurde ein herzoglicher Bote an den Rath zu Göttingen abgesendet. Statt einer Antwort schrieb der Rath folgende Friedensbedingungen vor: 1) Es sollen für die Folge des Herzogs Voigte sich nicht mehr an den Bürgern der Stadt gewaltsamerweise vergreifen, sondern Denjenigen, an welchen sie Ansprüche machen, auf dem Rathhause der Stadt belangen; 2) nicht mehr der herzogliche Voigt allein, wie bisher geschehen, soll das Nicolaithor schließen, sondern ihm zur Seite sollen fünf Bürger, die gleichfalls einen Schlüssel besitzen, auch das Thor verschließen. 3) Beim Ein- und Austritt in Göttingen soll der Herzog nur mit nicht mehr als 50 Pferden einreiten dürfen. Das war offenbar die Diction des Siegers über den Besiegten. Sämmtliche Propositionen hielt man nicht einmal einer Antwort würdig. Als Otto der Quade diese Botschaft bekam, wurde er erboßt, und in der Wuth gebot er den Sturm auf die Stadt mit seiner ganzen noch ungeschwächten Macht. Da trat der Ritter Hermann von Oldershausen, der Marschall für die braunschweigisch-göttingischen Länder vor den Herzog und sprach: „Stürmen können wir nicht, wenn wir sonst nicht zurückgeschlagen werden sollen. Die Bürger der Stadt Einbeck, mächtig und stark, nicht vergessend die erlittene Schmach, stehen gerüstet, um die Veste Hardegen zu brechen. Die Nordheimer haben sich erhoben und stehen schon vor Moringen, um das Schloß zu nehmen. Eure Gnaden verlieren Land und Leute, wenn Sie den Sturm vergeblich versuchen. Die Klugheit gebietet, nachzugeben und bessere Zeiten abzuwarten!" — (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Franz v. Schober's Gedichte.]

Aus Wien erwartet man keine Kritik. Aber doch Berichte. Und wenn Berichte aus dem innern Seelenleben derer, die zu uns gehören, gestattet sind, sei mir auch erlaubt, von Franz von Schober's Gedichten, die kürzlich in Stuttgart erschienen, meine Mittheilung zu machen. Ist es doch zuweilen die Lyrik, welche uns mit dem gesammten Deutschland in Zusammenhang erhält*. Die lyrische Dicht-

* Franz von Schober ist zwar nicht von Geburt ein Oesterreicher, er ist in Schweden geboren, was zum Verständnisse des Gedichts S. 192 bemerkenswerth ist. Aber er gehört als Mensch zu uns, ist als Poet einer der Unsrigen.

kunst findet sich, der jetzigen deutschen Literatur gegenüber, in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse. Von der einen Seite hört man über die überschwemmende Menge von Gedichten klagen, die, schon gar nicht mehr einzeln, sondern nur immer gleich cyclenweise producirt und feilgeboten werden; von der andern Seite scheint sich, wie in einer wahren Wassersucht, mit dem Ueberflusse der Durst nur zu vermehren; man spricht von einem wieder steigenden Bedürfnisse nach Lyrik, und die wiederholten Auflagen der beliebtern Sammlungen scheinen es zu beweisen. Dem sei nun wie ihm wolle! so viel ergibt sich thatsächlich: die ungeheure Concurrenz veranlaßt die Einzelnen zu dem Bestreben, einander an Reiz, an Eigenheit, an Neuheit zu überbieten, — ein Bestreben, welches der immer freiern Ausbildung der Formen nur nützlich sein kann, wie denn auch die besten Gedichte unsrer Zeitgenossen zeigen. Ihre Formen sind so ausgeprägt, daß es dem Dilettantismus, der sonst am liebsten und am glücklichsten dieses Feld bebaute, schwer fallen muß, mit ihnen zu wetteifern. Anders verhält es sich mit dem Inhalte. Da auch dieser neu und interessant, selbst für eine blasirte Welt, sein soll, so wird er entweder von Außen, aus der Tageswelt oder aus ungewohnten Fernen, entlehnt, oder das Innere wird seltsam umgestaltet, um ihm die Farbe der Originalität, um ihm das nöthige „Interessante" zu geben. An nichts wird weniger gedacht, als an die uralten, einfachen, nahe liegenden, immer gleichen, Interessen des menschlichen Herzens, wie es, unter allen Hüllen ewig dasselbe, in uns Allen schlägt, — des menschlichen Geistes, wie er, in allen Sprachen und Formen, ewig das Eine will und ausspricht. Es müßte, wenn man überhaupt ihnen sich zu öffnen Lust und Sinn hätte, einen ganz eigenen Eindruck machen, wenn ein wahrhaft Begabter wieder einmal diesen Ton ganz einfach anschlüge, und sich, ohne viel nach unsern sonstigen Verhältnissen zu fragen, mit einem kräftigen: „wie sieht's hier aus?" — an unser lange nicht berührtes Herz wendete! ... Und nun mag man uns diese recensentenartige Einleitung zu gute halten; denn wenn wir uns die Aufgabe setzten, die vorliegenden Gedichte kurz zu charakterisiren, — so sind sie es bereits. Franz v. Schober ist der Mann, von dem wir sprachen. Mag die Zeit diese Sammlung aufnehmen, wie sie will, mag die Kritik ihr eine Stelle anweisen, wohin sie will, mögen Ansichten darüber sich aussprechen, wie sie wollen, — jenes Eine ist diesen Gedichten, selbst vor manchen der ausgezeichnetsten der neuen Zeit, eigen, — jenes Eine, das die alten, die ausländischen (namentlich die englischen) und unsere eigenen, früheren Dichter so hoch stellten, das freilich jetzt nur eine uninteressante Kleinigkeit ist, — die Kleinigkeit: daß sie vom Herzen kommen! Wir dichten mit der Phantasie, mit dem Verstande, mit der Vernunft, mit der Sinnlichkeit, mit dem Talente, mit — ich weiß nicht was noch sonst, — hier ist nun einmal Jemand, der mit dem Gefühle dichtet. Daß wir es mit keinem sentimentalen Knaben, daß wir es mit einem durchgebildeten Manne zu thun haben, lehrt uns wohl der erste Blick; allein es ist nicht die Frucht seiner scientifischen oder künstlerischen Bildung, wodurch er uns gefallen oder etwas leisten will; es ist sein Leben selbst, ein reifes, volles, reiches Leben, dessen innersten Gehalt er zutrauensvoll vor uns darlegt. Und welch ein Geist spricht aus diesem Leben! welche Tiefe, Kraft und Innigkeit! hier gilt es nicht, die Elle der herkömmlichen Gattungsvergleichungen wieder kritisch anzulegen, — wenn wir uns nicht vor dem Dichter schämen sollen, der, im Vertrauen auf unsere Empfänglichkeit und unsern bessern Sinn, seinen Busen uns willig aufschließt und sein Bestes mittheilt. Wir müssen nicht gleich recensiren wollen; wir müssen uns fragen, ob wir das Aehnliche erlebt, empfunden haben, — und wenn nicht, ob wir gegen diese Empfindungen gerecht zu sein, ob wir diese Entwicklungen aus ihrem Lebensgange zu beurtheilen im Stande sind. Wehe den edleren Söhnen des Vaterlandes, wenn es ihrem Worte erginge, wie es hier (S. 1 u. 2) heißt:

„Ein and'res Wort, ganz schuldlos im Entstehen
Kommt der Kritik zufällig in die Quer',
Zur Mode wird's, das arme Ding zu schmähen,
Verketzert ist's, es hebt sich nimmermehr!
Denn lässig wirft, nur im Vorübergehen,
Noch jeder einen Stein darauf, bis schwer
Verdammniß und Vergessenheit es decken;
Kein Gott vermag es wieder aufzuwecken!"

Nein, das soll man von uns Deutschen nicht sagen dürfen, — und wir wollen mit dem Dichter

... „nicht vergessen:
So wird die äuß're Geltung nur gemessen!"

Das Innere kann einer höhern, wenn auch nicht immer lauten, Wirkung gewiß sein, und was vom Herzen kam — es wird auch wieder zum Herzen gehen! — Wenn ich mich hier so lange im Allgemeinen verweile, so liegt die Ursache eben in dem, was mir zum Verständnisse dieser Gedichte eben am nöthigsten scheint. Das Besondere ergibt sich für Jeden leicht, der sich mit uns auf diesen Standpunkt stellen will; wer es nicht mag oder kann, der lasse diese Gedichte ungelesen, aber auch unrecensirt. v. Schober ist, im höhern, im höchsten Sinne des Wortes: ein Dilettant*; so wie es Goethe von sich gesagt haben wollte:

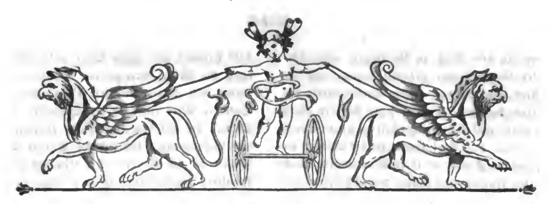
„Was willst Du, daß von Deiner Gesinnung
Man Dir nach ins Ewige sende?"
Er gehörte zu keiner Innung, —
Blieb Liebhaber bis ans Ende!

Hierin liegen alle seine Vorzüge, — denn es ist die Liebe, die ihm alles zur Poesie gestaltet; hierin seine Mängel, — denn wenn er irrt, so ist es das glühende Herz, das ihn fortreißt und uns den Irrthum fast lieber macht als die Wahrheit. Ich kann mich über das Einzelne kürzer fassen, wenn ich noch etwas Allgemeineres beifüge. Jedes Gedicht — pflegte Goethe zu sagen — ist ein Gelegenheitsgedicht; von diesen hier ist dieß noch ausschließlicher zu sagen; vielleicht keines von allen ist gemacht, um ein Gedicht zu machen, — jedes dankt seine Entstehung einem ganz persönlichen Anlasse und ist „ein gelöster Theil von einem Leben."

(Der Beschluß folgt.)

* M. s. S. W. Meyern, Dya-Na-Sore. 3. Aufl. Wien, 1840. Vorw.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 249. — den 20. December 1842.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Sturm des Bollrutz, der Bastille in Göttingen.

(Beschluß.)

Der Herzog hatte die Einbecker überfallen und mehr als hundert Bürger gefangen nach Hardegsen gebracht; er hatte die Nordheimer überfallen und dreißig Bürger gefangen nach Moringen abgeführt. Jetzt stand er mit all seiner Macht vor Göttingen, und jene Städte benutzten dies, um ihre Bürger zu befreien. Den Herzog ergriff die Rede seines Marschalls, er fühlte sich gedemüthigt. Er sprach: „Wir haben die Braunschweiger besiegt, die Harzburg genommen, den Bischof von Hildesheim gezüchtigt, Hardegsen erobert, sind in die Altmark eingebrochen, haben Kreuzburg in Thüringen an der Werra erobert, den Sensenstein, den Sichelstein genommen und sind bis Hersfeld in Hessen siegreich vorgedrungen, und sollen uns nach so vielen Siegen von den Pfahlbürgern in Göttingen sogar Bedingungen vorschreiben lassen! Aber es möge geschehen! Die Zeiten müssen kommen, wo ich die verruchte Stadt in einen Steinhaufen verwandeln werde. Ja, ich will die Bedingungen annehmen und auf Maßregeln für die Zukunft denken." So kam es denn, was der Rath gar nicht erwartete, daß der Herzog die wahrlich entehrenden Bedingungen einging. Ja, was noch mehr war: er versprach wiederum seine Residenz auf dem Bollrutz in Göttingen zu nehmen. Was auch wirklich geschah. Am 24. Juni 1387 ritt er mit einem zahlreichen Gefolge in Göttingen ein, fing seine Hofhaltung auf dem Schlosse Bollrutz wieder an, und wandte Alles auf, um sich der dortigen Bürgerschaft aufs freundlichste zu zeigen. Er erklärte, wie sehr er durch seine Umgebung verleitet, die Bürgerschaft verkannt, die er nun als so achtungswürdig habe kennen lernen. Als die Gemahlin des ersten Bürgermeisters, Werner v. Roden, einen Sohn gebar, bat sich der Herzog selbst zum Gevatter und verschmähte es nicht, in hoher Person den Neugebornen über die Taufe zu halten, und die Nacht hindurch in bürgerlicher Gesellschaft zu schmausen. So weit ließ sich der Quade herab, um zu täuschen, aber die damaligen Göttinger waren zu klug und zu kräftig, um durch fürstlichen Tand sich auf Irrwege führen zu lassen. Sie blieben sich gleich in ihren Sitten, Gebräuchen und ihrem Benehmen. Sie legten weder den Herzog noch seinen Leuten einen Stein in den Weg, aber sie hielten unerschütterlich fest an Ehre und Recht. Und es gab auch keinen gelehrten Professor, der es versucht haben dürfte, einen Bürger zu verführen, oder zu bereden, sich zum fürstlichen Knecht zu erniedrigen. Der Herzog, als er länger als nach Jahresfrist gewahrte, daß die Bürger zu Göttingen nicht verleitet oder unter sich getrennt werden konnten, als er inne ward, daß alle Versuche, die er angestellt hatte, vergeblich waren, verließ den Bollrutz und Göttingen und verlegte sein Hoflager wieder nach dem Schloß Harste, zwei Stunden von Göttingen entfernt. Auf dem Bollrutz ließ er den so berüchtigt gewordenen Kipphoff als Voigt zurück, nachdem er ihn mit aller Gewalt des Fürsten urkundlich in

einem Schreiben an den Rath zu Göttingen ausgestattet hatte. Dieser Kipphoff war bekannt genug, und die Göttinger wußten, was sie von diesem Stellvertreter des Herzogs erwarten durften. Darum setzte sich der Rath in Verfassung. Bald traf sich Gelegenheit zu neuen Streitigkeiten. Ganz gleich dem Adel exercirten die Bürger die Jagd in ihrer Feldmark und in ihren Waldungen. Auch sie jagten wie die Fürsten und Ritter mit Sperbern und Hunden in der Feldmark. Der Voigt Kipphoff meinte, eine solche Jagd zieme nur den Fürsten und dem Adel, nicht aber den Bürgern, darum überfiel er mit seinen Männern einzelne Bürger in der Feldmark, nahm ihnen ihre Jagdgeräthschaften, machte sie selbst zu Gefangenen und führte sie nach dem festen Schlosse zu Harste, wo der Herzog residirte. Dies Benehmen gefiel dem Herzog und er billigte es in allen Stücken. Da aber erhoben sich Rath und Bürgerschaft. Mehr als zu tausend wohlgerüstet und gewaffnet zogen sie aus den Thoren gen Harste zu. Als der Herzog davon Kunde bekam, begab er sich nach dem zwei Stunden von Harste entfernten Hardeгen und schickte die gefangenen göttinger Bürger nach dem eine Stunde von Harste entfernten Schloß Bovenden. Vor dem Schlosse zu Harste angekommen, verlangten die Göttinger den Herzog zu sprechen und die Rückgabe ihrer gefangenen Mitbürger. Als ihnen der Burgvoigt zurief, den Herzog müßten sie in Hardegen aufsuchen und die Gefangenen von Bovenden zurückfordern, legten sie die Sturmleitern an, erstiegen die Mauern, machten die Besatzung nieder und zerstörten das Schloß von Grund aus. Von da zogen sie nach Bovenden, und als man sich weigerte, ihnen in Güte die gefangenen Mitbürger herauszugeben, befreiten sie solche mit Gewalt, rissen das Schloß nieder und zerstörten es aus dem Grunde heraus. Von da zogen sie nach Rostdorf und zerstörten, wie zu Harste und Bovenden, auch die dortige Burg. Der Herzog hatte sich von Harste nach Hardegen zurückgezogen, um von da aus seine Vasallen und Dienstleute aufs schleunigste zum Aufsitzen zu gebieten. Die Zerstörungen zu Harste, Bovenden und Rostorf wurden von den Göttingern vollendet, ehe sie der Herzog mit seinen Mannen erreichen konnte. Als er aber von Bovenden nach Rostorf eilte, traf er mit den Göttingern zwischen Gronde und Rostorf mitten im Felde, auf den später benannten Streitäckern, zusammen. Hier begann der Kampf des Morgens gegen 10 Uhr, den man von den Thürmen zu Göttingen genau beobachten konnte und beachtete. Von beiden Seiten wurde bis gegen Nachmittag tapfer gekämpft. Da drang der Fleischer Bertold Helmold mit seiner Kluft in den Mittelpunct, durchbrach die Mitte, sprengte den Phalanx auseinander und entriß dem Ritter Aleusen (Adelepsen) das herzogliche Banner. Dies entschied die Schlacht. Außer den vielen Todten, die auf dem Wahlplatze blieben, und den gemeinen Gefangenen, führten die Bürger 24 von Adel gefangen in die Stadt. Der Chronist nennt von diesen: Aleusen, Hardenberg, Uslar, Schneen, Oldershausen, Schwiefeld, Cord Steinberg, Dassel, Hans v. Bovenden, Caspar v. Kerstingerode, zwei Grafen v. Hallermund, einen Grafen von Eberstein. Die Scharen des Herzogs wurden zersprengt, und Rettung war nur in der Flucht zu suchen. Während der Schlacht, zwischen 11 und 12 Uhr des Mittags, ritt der Voigt Kipphoff mit seinen Leuten durch die Straßen der Stadt, fing die Bürger, welche ihren Geschäften nachgingen, auf, und ließ sie als Gefangene nach dem Bollrutz abführen. Da er wußte, daß die beiden Bürgermeister mit den Rathmännern auf dem Rathhause versammelt waren, wo sie von Augenblick zu Augenblick von dem Thürmer auf der Johanniskirche Nachricht über den Zustand der Schlacht erhielten, so drang der freche Voigt in die Häuser der Rathmänner, ließ die Wohnungen durchsuchen und alle Waffen, die er darin fand, nach dem Bollrutz bringen. Als die Kunde nach dem Rathhause kam, eilte der Bürgermeister von Roden, derselbe, bei welchem der Herzog kurz vorher Gevatter gestanden, vom Rathhause auf den Markt. Hier erfuhr er, daß der Voigt Kipphoff in seine gerade dem Rathhause gegenüber liegende Wohnung eingedrungen sei. Er eilte mit schnellen Schritten seinem Hause zu, und wie er die Stubenthür öffnete, fand er den Voigt im heftigen Wortwechsel mit seiner Frau, die sich der Beraubung der Waffen widersetzte. Werner v. Roden ergriff die Streitaxt, welche der Voigt seiner Frau hatte aus den Händen winden wollen, umfaßte den Voigt, warf ihn zu Boden, der Frevler fiel mit dem Kopfe auf die Thürschwelle, und hier hieb ihm Werner den Kopf ab, rein vom Rumpfe herunter. Dann trat er aus seiner Hausthür, die blutige Streitaxt in der Rechten, mitten auf den Markt, wo das Volk versammelt war, und rief mit lauter Stimme: „Also soll der Bürger einem Jeglichen thun, der es wagt, in seinem Hause den Frieden zu brechen!" — und dabei wies er auf die Leiche, den erschlagenen Voigt, der aus dem Hause auf die Gasse geworfen war.

Während sich diese schaudervollen Ereignisse im Innern der Stadt zutrugen, war die Schlacht vor den Thoren gewonnen, und die Bürger (Bertholb Helmold,

der Held des Tages, mit dem herzoglichen Banner, das er erbeutet, voran) zogen, die Gefangenen in der Mitte, auf den Marktplatz, wo der erschlagene Voigt zur Schau und Beherzigung auf der Bahre lag. Wie den Siegern die Schandthat des Voigts durch den Bürgermeister kund gemacht wurde, stellte sich Berthold Helmold mitten auf den Marktplatz und rief: „Den Bollrutz wollen wir brechen!" Darauf erhob sich ein allgemeiner Schrei, daß die Luft zitterte. „An den Bollrutz!" — Helmold voran, alle Gewerbe der Stadt mit ihren Zerstörungsmaschinen nach, eilten dem Bollrutz zu, und nach zwei Tagen konnte man nicht einmal eine Urkunde finden, die da anzeigte, daß auf dem Platze die alte feste starke Burg gestanden hatte. „So geschah es dem göttinger Zwinger," referirt der Chronist. Aber nun wurden die Sachen ernsthaft für Otto den Quaden. Die Göttinger ließen dem Herzoge ansagen, er sei nicht in ehrlicher Fehde mit ihnen zusammengestoßen, sondern wie ein Wegelagerer, ganz gleich seinem Vetter Magnus, der von den Lüneburgern dafür so derb gezüchtigt sei. Auch sie wollten, wie ihre Schwesterstadt, die gefangenen Ritter, vierundzwanzig an der Zahl, richten und durch das Schwert hinrichten lassen. Da erhob sich im Schlosse zu Hardezen Jammer und Schrei, die Hofleute, vor allen die Damen, selbst die edle, so sanfte und fromme Fürstin, warfen sich dem Herzoge zu Füßen und baten um Frieden mit Göttingen, um die Errettung des Lebens der gefangenen Junker. Aber das kümmerte den Herzog wenig. Hatte er doch noch kurz vorher auf der Jagd am Solling geäußert: „Weren veier Ogen dot, so queme ick uth all miner Noth," d. h. wären vier Augen todt, käme ich aus all meiner Noth! Die Güter der Edlen von Adelepsen und von Hardenberg standen jede auf zwei Augen. Waren diese erloschen, fielen sie dem Quaden-Herzog zu. Diese vier Augen waren in Göttingen gefangen, wurden sie dort geschlossen, nahm er die größten Edelgüter zu sich und machte sie zu Domainen, wie zu Hardezen und Moringen die Güter der Edlen von Roslorf. Da aber traf die Kunde ein, die Bürger von Einbeck, Nordheim und Münden wollten mit den Göttingern gemeine Sache machen, um den Herzog von der Leine (so nannte man den Herzog Otto) aus dem Lande zu jagen, weil er seit zwanzig Jahren schon als ein Raubritter die Straßen unsicher mache. Das wirkte! Die Furcht überfiel ihn. In großer Noth wandte er sich an den Kurfürsten von Mainz, der damals in Erfurt Hof hielt. Obgleich ihn der Prälat in Bann genommen, ließ er ihn dennoch nicht unerhört und schlug den Weg der Vermittelung ein. Demnach wurde Friede geschlossen zwischen dem Herzog und der Stadt Göttingen dahin: 1) Daß förderhin kein Fürst von Braunschweig ein Haus oder Schloß in Göttingen weder besitzen, bewohnen, noch bewohnen lassen darf; 2) daß die Stadt die auf den Streitäckern Gefangenen dagegen frank und frei herausgebe. — Dieser Vertrag wurde von dem Herzoge und den beiden Bürgermeistern der Stadt Göttingen beschworen und darnach vollzogen, so viel zeitig an ihm war. Es war am Montage nach Trinitatis 1390, als dies geschah. Procession und Kirchenfeier in Göttingen verherrlichten diesen Tag, den Tag der Freiheit Göttingens, wie der Chronist sich ausdrückt.

Von diesem Tage an bis an seinen Tod, den 13. December 1394, war Otto der Quade ein frommer Mann, ein Freund des Friedens und der Eintracht. Alle Kräfte bot er auf, den Landfrieden aufrecht zu erhalten, und jedes Mittel wendete er an, die Wegelagerer und Raubritter zu bestrafen. So bewachte er rastlos und thätig, daß geistliche und weltliche Herren an beiden Abhängen des Harzes, des östlichen und westlichen, eine starke Vereinigung schlossen, um die Friedensbrecher, Wegelagerer und Raubritter zu züchtigen. Der Herzog Otto verband sich mit den Städten Mühlhausen, Heiligenstadt, Witzenhausen, Münden, Göttingen, Einbeck, Osterode und Nordheim, um die Straßen, die Handelswege den Kaufleuten zu sichern, und alle die, welche friedlich die Straßen zogen, zu schützen und zu schirmen. So entstand Ruhe, Sicherheit, und die Gewerb- und Handeltreibenden durften furchtlos ihren Geschäften nachgehen. Am 13. December 1394 starb der Herzog, und die Witwe bat den Magistrat in Göttingen, ihn in der Paulinerkirche beerdigen lassen zu dürfen, was dieser auch willig und in Freuden gestattete, allein die Geistlichen gaben es nicht zu, weil der Herzog im Bann verstorben war. Auf vieles Bitten ertheilte der Erzbischof Mathias von Mainz die Erlaubniß, ihn in ungeweihter Erde im Kloster zu Wiebrechtshausen beisetzen zu lassen. Dahin wurde die Leiche von Hardezen abgeführt. Erst spät erlangte die fürstliche Witwe die Absolution vom Banne, worauf sie den Begräbnißplatz einweihen und eine Kapelle darüber mit Glocken und ewiger Lampe bauen ließ. Einen Schafstall und die Wohnung des Schafmeisters sieht man heut an dieser Stelle.



Correspondenz.

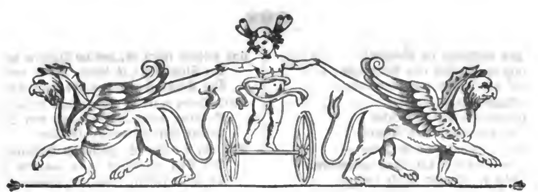
Aus Wien. (Beschl.)

[Franz v. Schober's Gedichte.]

Doch würde der Dichter offenbar besser gethan haben, noch Einige von jenen, mehr auf äußere Anlässe entstandenen Gedichten wegzulassen, die, im engeren Sinne des Wortes, Gelegenheitsgedichte, den übrigen Eintrag thun, indem sie den Schein eines falschen Dilettantismus erzeugen und dem Gefühle seinen Credit benehmen. Soll ich nun ferner das Gefühl unsers Dichters, auf das ich so viel Gewicht lege, seiner Art und seinem Umfange nach, allgemein bezeichnen, so würde ich beiläufig sagen: Ein inniges, tiefes, frühe von höherer Sehnsucht ergriffenes Gemüth fühlt den ewigen Conflict des Ideellen mit dem Wirklichen; jetzt mit der Zartheit einer Sensitive sich in sich verschließend, jetzt mit titanischem Uebermuthe gegen die ehernen Schranken ankämpfend, müßte es sich der Vernichtung preisgegeben sehen, wenn nicht der in gleichmäßiger Fortbildung begriffene Geist ihm in der Form ein Bett vorzeichnete, in das es sich ergießen, anfangs melodisch brausen, später den Himmel, den es zu erreichen strebte, in den beruhigten Wellen abspiegeln kann. Ein solches Gemüth gehört ganz eigentlich der Dichtkunst, zumal der lyrischen, an. Das übermüthige Stürmen wie das schmerzliche Sehnen regen gleich sehr zur Theilnahme an; ein gewisses, mystisches Element, das mehr der Ahnung als dem Gedanken Spielraum gewährt, ist das der Poesie; und was der ideale Sinn, im Widerglanze seines eigenen Lichtes, etwa überschätzt, das macht er zum Gedichte, indem er es verklärt. Es ist nun einmal ewiges Gesetz: was im Leben nicht verwirklicht werden kann und soll, das ist das liebste, das eigenste Gebiet der Kunst. Die Welt des Ernstes und die Welt des Spieles trennt eine unüberschreitbare Kluft, — und man muß die Eine vergessen, wenn man in der andern landen will. —

Doch nun zu dem Einzelnen. Liebe, Natur, Kunst, Freundschaft und die Entfaltungen des inneren Lebens sind die Gegenstände, welche Franz v. Schober am liebsten besingt. Er weiß ihnen so viele Seiten für die Empfindung abzugewinnen, daß es unmöglich ist, das Colorit der einzelnen Gedichte besonders zu schildern. In mannichfachen Formen bewegt er sich mit Bequemlichkeit, ja mit Virtuosität. Doch ist in der Wahl der Versmaße, in dem Vorwalten der weiblichen Ausgänge und in einem gewissen „Sich gehen lassen," das manchmal den natürlichen Abschluß, manchmal kleine metrische Nachlässigkeiten übersieht, jenes dilettirende Element wieder zu erkennen. Die vollendetsten Producte sind daher diejenigen, in welchen eine vorgeschriebene Form unsern Dichter in feste Schranken einengt, und, indem sie seinen Ueberfluß beschneidet, die Fülle seines Gehalts erst recht zur Anschauung bringt. Namentlich ist dies der Fall im Sonette; und ich wage zu behaupten: die deutsche Sprache hat keine Sonette aufzuweisen, die, bei gleicher Bedeutung des Inhalts, den hier mitgetheilten an Reinheit, Kraft und Schönheit des Ausdruckes gleich kämen. Ich bin übrigens nicht der Einzige, nicht der Erste, der dieses sagt; da schon bei der ersten Erscheinung der „Palingenesieen" (S. 221. Breslau, bei Max 1826), deren Verständnisse freilich das gewissermaßen Enigmatische der Conception im Wege steht, dasselbe Urtheil andern Ortes ausgesprochen wurde. Die Lieder, die zum Theil durch den unsterblichen Schubert, den Freund des Verfassers, die angemessenste Würdigung fanden, indem er sie mit seelenvollen Melodieen begleitete, zeichnen sich, wie „Trost im Liede" (S. 6.) „Am Bache" (S. 9.) „Nocturnen" (S. 28.) „Todesmusik" (S. 70.) u. a. durch eine ganz eigenthümliche, bezaubernde Innigkeit, ein, ich möchte sagen, musikalisches Denken aus, das, in minderem Grade, sich auch durch die übrigen Gedichte Schober's hindurchschlingt. Die erzählenden Gedichte (z. B. das treffliche Gedicht „Issendiar" S. 144.) halten die Empfindung, das lyrische Element, fest. Die Allegorieen (z. B. „die Heilquelle" S. 59.) sind so consequent durchgeführt, daß sich der Faden, der in das Wirkliche zurückführen soll, schwer festhalten läßt. Die Gedichte, welche sich auf große Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und Leben beziehen, zeigen einen reichen, auf der Höhe der Bildung stehenden, und jene, welche gewaffnet erscheinen, (z. B. „der Sumpf" S. 92.) einen freien, kräftigen Geist, der, über den feindlichen Stürmen, das Licht der Heiterkeit, ja das Lächeln des Witzes zu bewahren wußte. Der hohe Mythus der Antike, die schöne Feenwelt des Orients, die heilige Urkunde der Bibel reichen dem Dichter ihre Blumen zum Kranze; die tiefsten Lebensfragen der Philosophie sind ihm zu Ereignissen des Herzens geworden, die er, bald wie im leichten Spiele („Accorde" S. 150.) bald in schmerzlichen Klagelauten, zu Dichtungen gestaltet. Den Zeitgenossen können besonders die „Schattenrisse" (S. 195.) interessant und aufklärend sein, in welchen Schober die Seelen Walter Scott's, Byron's, Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Börne's, Heine's, Hoffmann's, Voß's, Rückert's und Mayrhofer's auf sein Blatt beschwört und in wenigen, aber geistreichen Zügen vor dem Leser umzeichnet. Gedichte zu schildern, wenn es, wie die eben besprochenen, wahre sind, ist, — ich fühl' es in diesem Augenblicke — ein eben so vergebliches Bemühen, als Farbentöne mit Worten nachzuahmen. Man sagt hier immer weniger, je mehr man sagen will. Es war nur meine Absicht, ein Verständniß einzuleiten, dem vielleicht, — nicht zur Ehre unserer Mitlebenden! Manches im Wege stehen möchte. Möchten diese anspruchslosen und doch groß empfundenen Gedichte, diese Denkmale eines an schmerzlichen Erfahrungen reichen Daseins, das unsere Zeit in allen ihren Zuständen in sich abspiegelt, — Denkmale, die ich nur mit hoher Achtung und inniger Rührung überblicken kann, — möchten sie in unserm Vaterlande empfängliche Gemüther finden, welche die Sirenenstimme der Mode noch nicht sich selbst untreu und unverständlich gemacht hat! möchte ich nicht der Einzige sein, der es öffentlich zu gestehen wagt, daß er die Stimme eines verwandten Menschenherzens nicht verkennt! und wenn ich es wäre, — gut! so soll doch ein Echo diesen Tönen geantwortet haben, die nur zu oft, ohne Erwiederung, im Gewühle des Lebens verhallen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 250. — den 22. December 1842.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Satyre auf die Malerei.

Von Salvator Rosa.

Nach den Terzinen des italienischen Originals, durch Friedrich Faber.

So geht es heut — vom Indus bis ins Maurische!
Nicht heilte so viel Pest, wie uns beschieden,
Der Arzt von Thymbra, noch der Epidaurische.

Die Welt verfällt — vergebens auf Alciden
Der Atlas hofft! Ein Zeus, wo wär' der echte,
Nun da das Uebel ward Gigant hinnieden?

Auf Euch Akrocerauner alles Schlechte
Der Hagler schickt; doch keines Blitzes Stempel
Drückt auf die Schurken, Himmel, deine Rechte!

Welch neu Gesetz, welch unerhört Exempel!
Gestirne, statt zu strafen eure Spötter,
Schlagt ihr in Thürme und in eure Tempel.

Stets sendet ihr gen Scythien alle Wetter,
Und bleibt zurücke mit verschämtem Feuer,
Wo glaubend nicht Diagoras an Götter!

Daß ihr verhöhnet seid und Keinem theuer,
Was Wunder? Schmach, die bleibend ungerochen,
Gesellt sich, wie gerufen, immer neuer.

Dem Höllenpfuhl die Furien sind entkrochen:
Die Herrschaft überm Jammerthal genießen
Neid, Völle, Faulheit, Wuth und prunkend Pochen.

Vor Gier und Hoffarth sieht man überfließen
Verderbte Sitte, und in ihrer Hitze
Ist sündenvoll die Zeit zum Ueberschießen.

Doch weil nicht stachelt des Gewissens Spitze,
Das in euch schläft, versuch ich im Reviere,
Ob noch sich rühmt der Genius seiner Blitze!

So sprach ich wüthend, greifend zum Papiere —
Schon schrieb ich vom Jahrhundert, das wir sehen
Bar aller Kraft, und strotzend von Geziere:

Als ich vor meinen Augen sah entstehen
Flugs ein Fantasma, neu gar dem Gesichte,
Das mich entführte meines Zornes Wehen.

Ein Monstrum, wie nur blühend im Gedichte,
Ein Weib, so jung von Antlitz, grau an Jahren,
Vom majestät'schem Busen und Gesichte!

Zwei Schwingen wuchsen, wie von stolzen Aaren,
Zu beiden Schläfen; das Gewand zu fangen,
Fiel über Rücken ihr ein Wald von Haaren.

In ihren Augen schien die Sonn' gefangen,
Stolz leuchtete inmitten einer Iris
Das Haupt, umschlungen von verknäulten Schlangen.

Im Isistempel-schmückten zu Busiris
Das Haar mit solchem Diademe rings
Aegypter einst dem Fabelgott Osiris.

Doch Efeu, Pfirsich, Lorbeer voll Geschlings
Durchflocht die weißen Fesseln, und dabei
Entdeckte sich das Bildniß einer Sfinx.

Des Kleides Farbenspiel verhöhnte frei
Der Augen Glanz, und von den feinsten Linnen
Schien, daß des Aermelends Gewebe sei.

Nie würkte wohl, nie mochte zarter spinnen
Solch Prachtgeweb', wo Maas und Oder schwellen,
Holländer Mühe oder deutsches Sinnen.

Es zügelte der Tücher Flatterwellen
Ein Mantel, der, befestet an der Brust,
Gefüttert war von mehren Affenfellen.

Blau=gelb der Ueberwurf, an dem mit Lust
Zu schau'n das Bild des Mondes und der Sfären!
Und unterm Arme eines Balles Wust.

Rund schlugen, und fantastisch im Gebären!
Um Sie herum in Scharen ihre Schwingen
Die Zerrgebild' von Larven und Chimären.

Die Pinsel und Paletten, diese hingen
An einem Hirtenrohre; schlaffe Ranken
Umschlangen sie mit rebengrünen Ringen.

Still stand ich ob der Wunder in Gedanken —
Da hat Sie, wild zu mir das Wort genommen,
Indem auf mich die schlauen Blicke sanken:

„Was fantasirst Du? Wo ist hingekommen
Dein Denken all? Von welchen Wahneswirren
Sind diese Feuer so in Dir entglommen?

Du willst es schmäh'n das allgemeine Irren;
Merkst Du nicht, wie vergeudet Deine Laugen,
Wie ganz vergebens Deine Pfeile schwirren?

Zum Arzt der Pest Du wähnst umsonst zu taugen;
Drum sänfte Deinen Zorn und laß ihn fahren,
Und sticht Dich was, da wende weg die Augen.

Schau lieber, wie von Künstlern muß erfahren
Die höchste Kunst, daß sie geworden Dunst,
Indem sie Gräuel heut auf Gräuel schaaren.

Ich sprech' von Deiner Kunst, der Malerkunst,
Die, nun in Schauderhänden vieler Gecken,
Natur verschmäht und aller Götter Gunst.

Anstatt zu strafen ihre dummen, kecken
Bekenner mit des Rächers scharfem Zahne,
Willst Du die ganze Welt in Gluthen stecken.

Ist so verrucht der Pinsel, daß vor Wahne
Er sich gefällt nur in der Fehler Mitte —
Was säumst Du mit der Donnerkarawane?

Von Deiner Rechten kennt Satyren-Sitte
Musik und Poesie; so geh' desgleichen,
Mit zweien andern Schwestern, nun die dritte.

Und wenn von Deinen rauhen, bittern Streichen
Aufschreit getroffen Einer, die Empfängniß
Des Einen ja verräth Dir, wie sie streichen.

Ich weiß, wie Wuth und eingejagte Bängniß
Da wird die Zunge dreh'n, wie vieles Grobe
Sie brüten werden bei dem Schmachverhängniß.

Bleib, wie der Fels, gewöhnt an Sturmgetobe,
Ohn' Aergerniß! Und wo man Zeter flucht,
Ist ja der Haß der Wahrheit Nagelprobe.

Die Uebelrede ist der Tugend Frucht.
Doch wird das Haar den Furien noch entfallen
Und roher Geifer nehmen seine Flucht.

Muß Leumund endlich zichten seiner Gallen,
Wird beichten man, Du führest zur Vernunft:
Dann hört die Wahrheit ihren Namen schallen.

Auf! weck' der Geister, aller Zorne Brunst!
Und edelkühn entflammend Deine Wangen,
Schilt diese kunstverderberische Zunft!..."

Sie sprach's — und wie die letzten Töne klangen,
Bestrich sie mit den rebbekränzten Rohren
Die Stirne mir — und war in Luft zergangen.

Und plötzlich schien es, daß im Innern gohren
Die Fieber mir; es schien, als ob entquöllen
Des Feuers Furien mir aus allen Poren.

Mein Busen ward zu einer neuen Höllen; —
So fahrt, bevor er Kohle, aus dem Schreine
Heraus Gefühle, dunkele Gesellen!

Weg mit der Sprache zärtlichem Gegreine!
Der Styl, unwissend gegen wen, sich stähle;
Er schelte Fehler, schelt' das Allgemeine.

Wer rein sich fühlet von der Andern Fehle,
Belacht die Blätter; wer darum in Harme,
Zeigt, daß er seine Mängel nicht verhehle.

Nur Herzenslüftung! Schrei' es auch im Schwarme:
Der übertreibt, dem kann ja nichts genügen! —
Aufgeht die Sonne über Kalt' und Warme.

Winters am Feu'r, Sommers in Schatten wiegen
Sieht mich das Jahr, bei wenig Wunsch vom Glücke,
Malen zum Ruhm, und Dichten zum Vergnügen.

Ziel ist, und Preis der Mühen, daß ich rücke
Der Wahrheit nah, und Geniushöh' erklimme;
Es zieh' den Fuß, wer Brennen fühlt, zurücke.

Wuth sage, was sie weiß, in ihrem Grimme,
Ob ihrer Pfeile bin ich panzerfeste,
Nicht kenn' ich Öffner des Intresses Stimme.

Nicht ist in meiner Brust der Neid zu Neste:
Der Zorn allein, in den der Styl sich kleide,
Die Blätter weiht fürs allgemeine Beste.

Die ganze Welt ist Maler! — Zum Bescheide
Ließ geben Paul der Fünfte den Legaten,
Weil Ausfuhr sie verlangend vom Getreide:

Daß er das Korn nicht wünsche außer Staaten,
Doch gern gestatt' er ihnen eine Tratte
Dafür von Malern oder von Prälaten!

Aegypten nicht so viele Frösche hatte,
Thessalien Aemsen und Marokko Mohren,
Nicht Argus je so viele Augen hatte.

Nie Späher mehr und mehr Pedanten schoren,
Nie hatte Krösus so viel Münz' in Händen
Und Sand das Meer in seinen weiten Thoren.

Die ganze Welt ist Maler! Dennoch fänden
Sich zweie nicht im gränzenlosen Chorus,
Die auch nur was von Wissenschaft verständen.

Maler und Philosoph war Metrodorus,
Die Sitten bessernd wie das Farbenwesen';
Im Vers beschrieb die Kunst Apollodorus.

Ein Jeder läuft, dies Handwerk zu erlesen:
Von denen doch, die lernend damit dahlen,
Vier Fünftel können, meiner Treu, nicht lesen.

Die Alten staunten, wenn es nicht ein Prahlen,
Daß Griechisch schrieb ein Elefant auf Ehre;
Was sagten jetzt sie, wo die Ochsen malen? [1]

Ist eine Kunst zu nennen, deren Hehre
Ein größer Wissen heischte zum Geleit?
Was kann der Blinde für die Farbenlehre?

All Jenes, was vor uns Natur entreiht,
Sei's nach dem Sinne oder ferner stehend,
Als Vorwurf sich dem Maler beut und leiht.

Nicht malet er nur Jenes, was er sehend:
Andeutend muß er bringen zu Gesichte
Was denkbarlich, was körperlos bestehend.

Der Maler sich in Allem unterrichte;
In Wissenschaft bewandert, muß er wissen
Der Zeiten Bräuche, Fabel und Geschichte.

Er sei wie jener Maler nicht beflissen,
Der Even Moos anmalte frisch und fix,
Daß nicht erscheine der verbotne Bissen.

So malt' ein Hammel, mehr als der des Phrix,
Eine Verkündung — drin ich sah, o Schnacke!
Brevierend ihn bei einem Crucifix! [2]

Und können wir verzeih'n wie dem Geschmacke,
Wenn gibt ein Raffael, der seltne Reine!
In Adam's Hände eine Eisenhacke?

Und hundert, tausend knüppeldumme Kleine
Mit altem Bart und mädchenhafter Kraft,
Heraus „Pamfilier" fordern im Vereine [3].

Als hätt' in Windeln ihnen schon verschafft
Die Kunst all ihrer Winke Legionen,
So glauben sie an ihre Meisterschaft.

Sie malen täglich Schinken und Melonen
Und Kupferpfannen, Töpfe und Tapeten,
Und Vögel, Fische, Blumen, Früchte, Bohnen.

Sind dann so kühn, als Maler hinzutreten,
Und forderten nicht selber, daß sich schwinge
Die Peitsche der satyrischen Poeten?

Dieweil zu thun sie haben andre Dinge,
Nie sieht man etwas Tüchtiges gedeihlich:
In Plan, Costüm, gescheh'n die tollsten Dinge.

Die Scythen im Costüme machen freilich,
Besteht ihr Wissen doch in keinem Grane,
Nichts Dummes, was nicht wäre unverzeihlich.

Der Himmel zeih's dem Venusiner Schwane,
Daß Malern und Poeten Thor und Thüre
Er öffnet, daß sie thun nach ihrem Wahne [4].

Auf die Autorität hin keine Schwüre!
Daß Schein sich nicht vermische mit dem Wahren
Und ab die Kunst von ihrem Wesen führe.

Mehr Bilder hat als Regenwürmerschaaren
Der Tiber; und hier mehr gepinselt werden,
Als Agatark gemacht vor grauen Jahren [5].

Jenseits vernähme man an manchen Herden,
Daß an drei Dingen Ueberfluß in Rom:
An Bildern, Complimenten und Geberden.

Von Latium sich ergießt der Bilderstrom:
So weit hat sich die Malersaat verrannt,
Daß voll davon ein jedes Idiom.

Was Studium sei, ist ihnen unbekannt;
Und dennoch sind zu Rom dergleichen Leute
„Die Maler von der Weisheit" zubenannt [6].

Ein Theil nur macht von Thieren Studienbeute,
Und ohn' sich in den Spiegeln zu entdecken,
Sie malen sie naturgetreulich heute.

Bassano [7] gleichend hockt an seinem Stecken
Der Schaf- und Pferdemaler, tief gesunken;
Im Ohr Eufranor und der Albert stecken [8].

Ihr Stall die Schulen sind, die Viehspelunken,
Und brauchen stet zu ihrer Arbeit Schaaren
Eidechsen, Schlangen, Schmetterlinge, Unken.

Und diese Bestien sich so wild gebahren,
Daß zwischen Bild und Maler Zweifel bliebe,
Welch's die gemalten Bestien, welch's die wahren?

Dann Mancher läuft, wie wenn der Pinsel triebe,
Zu malen Pack, unsaubere Reviere,
Lastträger, Gauner gar und Taschendiebe.

Und Kneipen, Karren, und ein Rudel Thiere,
Betrunkne Rotten, allerhand Cujone,
Grindköpfe, Tabakkrämer und Barbiere.

Ei Himmelkreuz und Blitz und Hundebohne:
Der sucht das Vieh, damit er nur sich kratze,
Und hier verkauft man Birnen dem Barone [9].

Der piss't, der macht, und der verkauft der Katze
Den Wanst. Das klingt! Und jener zieht die Fresse,
Der flickt den Topf und der des Schuhes Platze.

Heut, glaubt der Maler, sei nur von Interesse,
Wenn Klumpen er von Lumpen konterfeit,
Wenn seine Kunst sich macht zur Baronesse [10].

Und diese Bilder schätzt man weit und breit:
Vom Auge gar der Granden angeblinzelt,
Man sieht sie stolzen Rahmen eingereiht [11].

Die Bettelbrut, wie mutternackt sie winselt,
Empfinge nicht von ihnen den Denar; —
Man zahlet Scudi, wenn sie abgepinselt.

So wird mir noch bei jenen Lumpen klar,
Wie heut die Fürsten fühlen sich getrieben
Nur luxusgroß zu sein und — mitleidbar.

Sie scheu'n lebendig, was gemalt sie lieben:
Ist doch an Höfen alt die Observanz,
Daß Werth nur wird dem Scheine zugeschrieben.

Jedoch wer weiß, ob, was ich Ignoranz
Benenne, nicht statt eines Stoßgebets
Den Großen dien', zu flieh'n die Arroganz?

Wie sich Agathokles des Thongeräths
Bediente für die besseren Gerichte,
Um seiner Herkunft zu gedenken stets:

So hegen sie Baron' [12] und Bauernwichte
Im Bildniß, zu erinnern sich vielleicht,
Daß ihre Ahnen waren Taugenichte.

Doch glaub' ich, findet sich so keiner leicht,
Der fühllos nimmt des Liedes Klänge hin,
Dem vor der Wahrheit nicht der Zorn beschleicht.

Rief jener Große doch im stolzen Sinn,
Den was erinnerte — —: Will wissen nicht,
Was ich gewesen, aber wer ich bin!

(Schluß nächstens.)

Noten.

[1] Nach Plinius (Lib. VIII. c. 3.) soll Muzian, der dreimal das Consulat bekleidete, von einem Elefanten erzählt haben, der Griechisch schreiben lernte; es wird sogar die erhabene Zeile einer höchst eigenpfötigen Inschrift des allerhöchsten Thieres citirt:

„Ipse ego haec scripsi, et spolia Attica dicavi."

Der Elefant spricht offenbar römisch, um seine Kenntniß des Griechischen zu verbergen.

[2] Dieser fromme Mißgriff des Malers einer Annunziata kann mit andern Pinsellicenzen selbst berühmter Künstler concurriren. Man denke an die Schweizergardisten auf der „Hochzeit zu Cana" von Veronese, an die venetianischen Bürger und Bürgerinnen, die Bassano in einem „Presepio" anbringt.

[3] „Pamfilier" — Meister wie Pamfilius, dessen Schüler Apelles war.

[4] Horaz macht bekanntlich Malern und Poeten das Compliment, daß sie Alles wagen könnten.

[5] Jener Maler von Samos prunkte in Gegenwart des Zeuxis mit seiner Schnellmalerei, empfing aber zur Antwort: „Es sei gescheidter langsam und gut, als schnell und greulich zu malen." — Plutarch im Leben des Perikles.

[6] Anspielung auf die Sapienza zu Rom, eine Akademie der Wissenschaften und Künste.

[7] Francesco da Ponte, genannt Bassano, namhaft als Thiermaler. — In dieser Stelle scheint es Rosa auf den Mola zu münzen, einen Nachäffer Bassano's von sehr bekannter Firma.

[8] Eufranor der Isthmische, Schüler des Aristides, war Maler nicht nur, auch Bildner in Marmel und Erz. Er schrieb, nach Plinius' Zeugniß, ein Buch über Symmetrie und über die Farben.

„Albert" — italienisch-bequeme Bezeichnung für Albrecht Dürer.

[9] Marchese Filippo Corsini bewahrte in seinem Palaste ein Gemälde des Johann Miel, auf dem man einen Baron erblickte, der, in sitzender Stellung, von einem kleinen Kinde das Unaussprechlichste aufzufangen bemüht ist.

[10] Mit der Baronin spielt Rosa auf das vorerwähnte, le pere cotte veräußernde Kind an.

[11] Glaubte doch Philipp IV. seinen Palast mit einem Gemälde des Diego Velasquez zu schmücken, das einen ganz zerlumpten Bettelmann darstellte! In Folge seiner Erhöhung soll der Bettler aus seinem Prachtrahmen sehr herablassend auf die Granden geschaut haben.

[12] Wieder eine Allusion auf den Baron mit dem Kinde. Die mit den „Baronen" in einer Linie genannten „Bauern" verstehen sich aus den vorigen Terzinen von selbst.

Correspondenz.

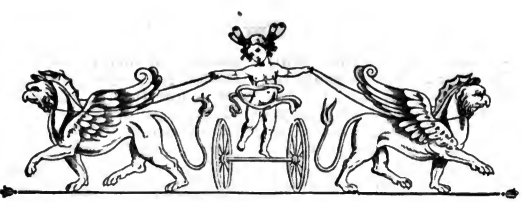
Aus Berlin, im December.

[Bewegung und Aufschwung.]

Die Ausschüsse, das Ehegesetz, Censur und Presse, Oeffentlichkeit, Lehrfreiheit, Kämpfe im Staat, in der Kirche, in der Kunst und Wissenschaft, das Alles gibt Preußen jetzt Leben und Bewegung, wie es nie wohl der Fall gewesen. Wenn man zurückblickt, was seit zwei Jahren sich zugetragen, so muß man erstaunt sein, nicht gerade über das, was geschehen, wohl aber was geistig angeregt und vorbereitend gewonnen wurde. Wer gedenkt nicht noch der schönen Zeiten vor 1830 der ästhetischen Kreise, des seligen Theaterenthusiasmus, der Sontagsperiode! Wer gedenkt nicht der nachfolgenden Jahre des Mißtrauens, des Schweigens, der Demagogenverfolgung, der Specialcommissionen und Verurtheilungen! Wer erinnert sich nicht noch der kaum vergangenen Tage jener strengen Bevormundung, wo laut zur Nachachtung für Jedermann verkündet ward, daß es vermessen sei, den Maßstab seiner beschränkten Einsicht an die Befehle der von Gott eingesetzten Obrigkeit anzulegen und sich im dünkelhaften Uebermuth zu erdreisten, ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben auszusprechen. — Und nun sind plötzlich alle jene Zeiten, alle jene Grundsätze in den Schatten getreten, die Männer, welche sie verkündeten und ausführten, entfernt oder todt, und gegen ihre Schatten erhebt sich die zürnende Stimme und hält ein schreckliches Gericht, wohl manchem Anderen zur Warnung, den es noch erwartet. — Der freisinnige Fürst, welcher dies Alles in so kurzer Zeit bewirkte, würde jedoch schwerlich diesen schnellen Aufschwung erreicht haben, mit dem die Nation ihm antwortet, wenn nicht die Keime dazu so sicher und weit verbreitet überall vorhanden gewesen. Die geistige Intelligenz ist seit Friedrich dem Großen in Preußen aufgewachsen; der frömmelnde Druck späterer Jahre schadete ihr nicht und aus den politischen Umwälzungen, welche die neue Organisation des Staates auf demokratischen Grundlagen möglich machte, erwuchs endlich ein so festes Gewebe von Verästungen, die zum Licht jeglicher Aufklärung strebten, daß es unzerstörbar war. Was man gewaltsam zurückhielt, stützte sich um so eifriger nur auf die unangetasteten Wurzeln, auf Gesetzgebung, die lebendig geworden, auf Kunst und Wissenschaft, die man sorgsam pflegte, so daß es für jeden zu sehen war, der sehen wollte, es müsse aus diesem Zwiespalt, der nicht zu lösen sei, endlich der Tag kommen, wo die Saat sich nicht mehr zurückhalten lasse. — So im Stillen vorbereitet erfolgte der Thronwechsel. Kämpfe und Belastungen hatten die Hoffnungen und Wünsche um so höher gereizt, Argwohn und Bitterkeit gesteigert. Als aber der erste Impuls gegeben war, da zeigte sich schon, wie schnell man jedem Vortheil zu begreifen wußte. Jeder Schritt vorwärts ward lebhaft ergriffen, jede Reform fand ihre feste Stütze in der öffentlichen Meinung, vielleicht die Ueberzeugung auch, daß man wohl geben, aber nicht beliebig wieder nehmen könne und deshalb gesteigerte Vorsicht, langsam fortzuschreiten, um Versuchungen zu entgehen. Natürlich fehlt es auch nicht an widerstrebenden Einflüssen, an Parteien, die rechts und links sich auf die Spitze stellen, die hier das Alte festhalten, schützen, oder den Geist der Zeit in Banden legen, dort, schneller, kühner vordringen und kräftiger reformiren möchten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 251. — den 23. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Prinzessin von Ahlden.

Wer die Macht, hat auch das Recht. So erwürgt der Wolf das Lamm, und der Wolf den Engel in Menschengestalt eines Weibes. Dies ist der kurze Text zur Geschichte der unglücklichen Prinzessin von Ahlden, der Mutter Georg II. und der Königin von Preußen, Friedrich Wilhelm I. Gemahlin; der Urgroßmutter der Königin Victoria und Friedrich Wilhelm IV. zugleich.

Drei Brüder, Georg Wilhelm zu Celle, Johann Friedrich zu Hannover, Ernst August zu Osnabrück, und die Vettern Rudolph August und Anton Ulrich zu Wolfenbüttel regierten zu Ausgang des 17. Jahrhunderts die braunschweig-lüneburgischen Länder. Georg Wilhelm verheirathete sich mit Eleonore d'Esmierr, einem niederländischen Fräulein. Die Gemahlin von Ernst August (die Tochter des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, der sich die böhmische Krone aufs Haupt setzte, die Großtochter des Stuart König Karl's I. von England, dessen Kopf unter dem Beile des Henkers fiel) unterstützte und beschleunigte vorher die Anknüpfung ihres Schwagers mit dem Fräulein. Es gab ihr die Aussicht auf die Erwerbung des Herzogthums Lüneburg, weil Georg Wilhelm unverheirathet geblieben war. Als sie aber die Kunde bekam, Georg Wilhelm würde das Fräulein ehelichen, wandte sie alle Mittel an, die Verbindung als eine Mißheirath zu hintertreiben. Ihre Bemühungen waren vergeblich, denn die Rechtskundigen, deren Gutachten damals entschied, fanden in solch einer Verbindung keine Mißheirath. Der Stolz dieser Großtochter Karl's I. von England fühlte sich tödtlich gekränkt, aber die Politik mußte zur Nachgiebigkeit stimmen. Die Ehe Georg Wilhelm's wurde nur mit einem Kind, einer Tochter, Sophie Dorothea, gesegnet, welcher nach der Reichsacte von 1235 die Erbfolge gebührte, wenn keine männliche Descendenz vorhanden war. Als der Herzog Johann Friedrich zu Hannover starb, fiel die Erbfolge Ernst August, Bischof von Osnabrück, zu. Dies geschah 1680. Die Gemahlin von Ernst August sann nun auf eine eheliche Verbindung zwischen ihrem ältesten Sohne, Georg Ludwig, und Sophie Dorothea, um das Fürstenthum Lüneburg an ihr Haus zu bringen. Dies mißglückte wiederum, denn um dieselbe Zeit hatte sich Sophie Dorothea mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel verlobt. Aber der Erbprinz, ein junger, schöner, gesunder, kraftvoller Mann, starb eines plötzlichen Todes, man sagte auf eine unnatürliche Weise. Ich kann den Schleier nicht lüften. Genug, die Gemahlin von Ernst August betrieb wiederholt, und zwar aufs Eiligste, eine Verlobung des Erbprinzen mit der Prinzessin von Celle. Dies glückte, und schon am 28. November 1682 wurde die Vermählung gefeiert. Nun war die Erbfolge gesichert, und das war es, was die Tochter der Elisabeth Stuart bezweckte. Die Mutter der Prinzessin hatte schmerzlich in diese Verbindung gewilligt, denn sie sah das Unglück ihrer Tochter voraus. Es schien ihr Unmöglichkeit, daß der Hochmuth des vormaligen Bischofs von Osnabrück, der Stuart'sche Stolz der Schwägerin, ihrer Tochter Herkunft müt-

terlicher Seite verschmerzen werde. Der Erbprinz Georg Ludwig war ein wollüstiger Mann. In Gastereien und Liederlichkeit vertrieb er sein Leben. Roh, unerzogen, wußte er die Eigenschaften der talentvollen, witzigen, sittlich erzogenen Sophie Dorothea nicht zu würdigen. Zwei Kinder, Georg und Sophie Dorothea, wurden in dieser unglücklichen Ehe erzeugt. Jener 1683, diese 1687. Nach der Zeit lebten beide Gatten getrennt. Der Erbprinz behandelte seine Gemahlin unzart, vergriff sich sogar an ihr thätlich, zauste sie bei den Haaren und schleppte die edle, hohe Frau auf dem Vorplatze der Gemächer entlang. Die Quelle, aus welcher diese Gräuelthaten entsprangen, war das damalige unsittliche Leben an den Höfen. Man wollte Versailles nachahmen, aber die Copie des Originals ward wahrhaft, wo nicht zum Spott, doch zur Gemeinheit und Absurdität. Ein König über 25 Millionen Menschen und wiederum ein Häuptling über 150,000 Unterthanen können mit einander nicht gleich gestellt werden.

Herzog Georg bestritt seinen Hofstaat in den Jahren 1638, 1639, 1640 jährlich mit nicht mehr als 500 Reichsthalern. Als der Erbprinz Georg Ludwig 1690 in den Feldzug nach Brabant zog, nahm er mit sich: 77 Bediente, 15 Knechte, 132 Luxuspferde, 2 Zuckerbäcker, 2 Meisterköche, 1 Bratenmeister, 1 Kapaunenstopfer, 20 Kutscher. So hatten sich in 50 Jahren die Zeiten geändert. Die Frau Mutter hatte diesen Luxus für den Kriegshelden angeordnet.

Ernst August belustigte sich während dessen auf den Jagden im Harze, am Solling, in der Göhrde, am Deister. Bei Goslar wurden auf einer Jagd binnen sechs Stunden 135 wilde Schweine geschossen. Zegemann berichtet, daß man mit aller Strenge gegen Wilddiebe verfahren habe, und Herzog August einen Wilddieb an das Geweihe eines Hirsches habe schmieden lassen.

Der Erbprinz Georg Ludwig kaufte 1699 ein Paar Ohrgehänge für 30,000 Reichsthaler und schenkte sie der Prinzessin Amalia, und seine Mutter, die Herzogin Sophie, ließ Meister aus Paris kommen, die ihr im Reithause zu Hannover eine Gobelin-Tapete stickten, welche mehr als 80,000 Thlr. kostete. Zu gleicher Zeit ließ ihr Gemahl das Lustschloß Herrenhausen für 350,000 Thlr. bauen. Die Frauen von Platen und Kielmannsegge, Maitressen von Ernst August, bauten die Schlösser Montbrillant und Fantaisie für 280,000 Thlr. Feste folgten auf Feste. Prachtvolle Feuerwerke, unter mythischen Bildern, und Gegenstände italienischer Sonette und Canzonen verherrlichten das lockere Leben. Die gar wunderlich ausstaffirte hannoversche Poesie im Reifrock und mit hochfrisirten Haaren erscheint possirlich, berichtet ein Franzose damaliger Zeit. — Im Jahre 1694 glaubte Ernst August, es fehle ihm noch ein Feldmarschall, und sei ihm diese Möbel ganz unentbehrlich geworden, weshalb er sich für schweres Geld dazu einen Franzosen, den General Podewils, verschrieb. Dem Feldmarschall zur Seite stehen 2 Oberjägermeister, 1 Großvoigt, 9 Geheimeräthe, 9 Hofräthe, 8 Secretaire, 6 Kanzlisten, 5 Kanzleiboten, 5 Kammerdiener, 16 Lakaien, 9 Köche, 2 Bratenmeister, 1 Fischkoch, 1 Hühnerpflücker, 4 Küchenjungen, 2 Küchenfrauen, 3 Conditoren. — Der größte Theil der höhern und niedern Hofstellen sind in den Händen von Franzosen und Italienern. Die Menge dieser fremden Häuslinge setzt in Erstaunen. In Celle und Hannover sagte man damals, die Fürsten seien die einzigen Ausländer an ihren Höfen. Damit nicht genug, waren sie, wenn nicht auf der Jagd, doch Jahr aus Jahr ein auf Reisen. Georg Wilhelm von Celle schrieb an seinen Hofmarschall von Grapendorf aus Venedig: „Mein verspielet Geld hab' ich nunmehr bis auf 100 Dukaten wieder gewonnen, möchte wünschen, daß Ernst August seines auch so weit wieder hätte.“ Im Jahr 1684 reiste Ernst August wieder nach Italien, in Begleitung der Frau Platen, der Frau von Busche (seinen beiden Freundinnen), und einem Gefolge von 30 Personen. Dort verweilte er zwei Jahre, gab in Venedig ein Fest nach dem andern, verzehrte in Rom ungeheure Summen und schenkte dem Cardinal Colonna zwei Züge der trefflichsten Pferde aus dem Marstall zu Hannover. Nach seiner Rückkehr ließ er Opern und Ballette im Schlosse zu Hannover anlegen. „Der Opernsaal,“ so referirt Tolond, „wird wegen seiner Malerei und Ausstattung von allen Reisenden für den besten in Europa gehalten.“ Ferner heißt es daselbst: „Der Bischof von Osnabrück, der Herzog von Celle und der von Hannover unterhalten seit ser vielen Jahren eine herrliche Gesellschaft von französischen Komödianten, reich an Kleidern, und die ihre Person überaus wol spielen; und wenn ihre drei Gesellschafter beisammen seind, kann man sie nennen die Gesellschaft von vierundzwanzig, davon der meiste Theil Franzosen und von den besten Meistern dieser Profession seind. Weil man aber auch der allerbesten Kurzweil überdrüssig wird, so folgt diese Gesellschaft vier Monate lang dem Bischofe, vier Monate dem Herzoge von Celle, und vier Monate dem Herzoge von Hannover.“ Ein Augenzeuge in dem Werke: Jetztlebendes Europa, Th. III. S. 384 sagt: „Wenn die Herzogen von Braunschweig und Lüneburg ein ganz martialisches und heroisches Gemüth haben, so

ist dasselbe gewißlich auch sehr erhaben, prächtig und herrlich, und leben also, daß ein Frembder, der an ihren Hof kömmt, ihm einpilden sollte, er wäre an dem Hofe deß Konigs in Frankreich. Wenn das ganze fürstliche Haus entweder in dem Sommer bei dem Sauer-Brunnen zu Pyrmont, oder im Winter zu Lüneburg beisammen ist, so siehet man alsdann, ob sie schon nur die Hälfte ihrer Leute zusammen haben, viel feine, wohlgestaltete und verständige Personen. Und wenn diese vier Höfe bei einander seind, so machen sie ein solches Wesen und Geschrei, als einiger Hof in Europa." Ein jüngerer Schriftsteller sagt: „An einem Hofe, wie der von Ernst August, welcher für den glänzendsten in Deutschland galt, mußte dem Ehrgeize ein weites Feld gelassen sein; neben ihm herrschte jene Galanterie, die in Versailles eine so große Rolle spielte. In alle Geschäfte griffen die Hände der Frauen ein."

Im Hause der Frau Platen war täglich offene Tafel, servirt von 80 Bedienten. Dort versammelten sich des Abends der Herzog, die Prinzen, die Hofleute zum Spiel und feierten bei der herzoglichen Maitresse ihre Orgien. Diese hohe Buhlerin wußte nicht nur den Vater, sondern auch den Sohn an sich zu fesseln. Die Herzogin verbiß ihren Schmerz über das Weib, die ihren Gemahl ihr abtrünnig gemacht, aber Sophie Dorothea, weit zartfühlender und in reinem Herzen erzogen, unterließ nicht, dem Erbprinzen über diese Schande die bittersten Vorwürfe zu machen. So entstand unter dem vornehmen Hofgesinde eine Verschwörung gegen die sittliche Erbprinzessin, und vor allen die Hofweiber bemühten sich, einen tödtlichen Haß dem Herzen Georg Ludwig's wider seine Gattin einzuimpfen. Dies Gift fraß in seinem Innersten um so mehr, weil man die Sophie Dorothea nicht anders als die Jungfer d'Esmiers (von ihrer Mutter) nannte. Die Ebenbürtigkeit war ja das stolzeste Erbe. Eine Vermischung des welfisch-stuartschen Blutes mit der Dame, die ein niederländisches Fräulein zur Mutter hatte, war entwürdigend am Hofe zu Hannover. — Die Aussichten zu einer Herrschermacht, wie in Versailles und Wien, erwuchsen, nachdem die Königin Anna bei dem Parlament vergeblich den Versuch gemacht, ihren Bruder auf den englischen Thron zu bringen, die Politik der Whigs aber geneigt war, den Sohn ihrer Cousine, den Prinzen Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg zum König zu wählen. Die Hoffnung wurde zur Gewißheit, und von dieser Zeit an betrieb die Gemahlin Ernst August's aufs thätigste die Erlangung der Kurwürde und die Vereinigung der sämmtlichen welfischen Länder zu einem Reiche, damit der künftige Herrscher von England, wie der König von Polen und der Herzog von Preußen, über eine beträchtliche Macht in Deutschland verfügen könne. Die damalige Politik bezweckte nichts weiter, als die Macht des Fürsten und die Hoheit der Familie. Der Staat oder das Volk waren die Mittel, der Herrscher der Zweck. Die Herrschaft selbst war aber der Hof. Alles — wie Möser sagt — lief zu Hofe und ging im Hofe auf, nicht nur Land und Leute, sondern selbst der Fürst und seine Familie. So war es überall — mit Ausnahme Englands — in Europa.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Das Ehegesetz. Presse und Censur. „Bruno Bauer und seine Gegner."]

Vor allen Dingen haben wir es mit derjenigen Richtung zu thun, die das neue Ehegesetz als Schild und Waffe gegen die moderne Verschlechterung und Entsittlichung ersonnen hat, aber gerade dies Gesetz ist ein rechter Probirstein, daß das Volk wirklich so weit ist, Theil am Staate zu nehmen, daß es, der Bevormundung entwachsen, den Indifferentismus abstreifte, und die Presse die nöthige Macht und Freiheit gewonnen hat, um durch Erläuterung der Gründe und Gegengründe die Kräfte zum Kampfe zu stählen. Preußen hat bisher den bewunderungswürdigen seltenen Standpunkt gehabt, daß die Nation ihre ganze Ueberzeugung auf die Liebe zu ihrem Könige baute, dieser Standpunkt ist überschritten, sobald der Muth der eigenen Meinung erwacht, sobald das Individuum wie die Masse sich als Theil im Staate empfinden, sobald sie, wie es jetzt der Fall ist, ihre Billigung und Mißbilligung aussprechen, sobald die Presse die Vertretung übernimmt und den Gedanken ausbildet, daß es ein Recht gebe, sich auszusprechen, und der gedankenlose Gehorsam, die sogenannte Ruhe, nicht die erste Bürgerpflicht sei. — Gegen das Ehegesetz hat sich die öffentliche Stimme aber wie Ein Mann erhoben, nicht die gebildete Classe, der Bürger, der Landmann selbst hat es in Ueberlegung gezogen, die Zeitungen mit ihrem neuen Rechte, inländische Angelegenheiten zu besprechen, haben ihm die Nachricht gebracht, die Wichtigkeit dieses Gesetzes und dessen Folgen klar gemacht, und da in Preußen nicht leicht Jemand zu finden, der nicht lesen und schreiben könne, so muß bei uns, wenn einmal das Volk zum Antheil an dem öffentlichen Leben gelangt, selbst die beschränkte Wirksamkeit der Presse eine ungleich größere sein als in vielen andern Staaten. — Das Gesetz geht inzwischen seinen Gang und es gibt den rechten Beweis des Kampfes, in dem wir uns befinden, daß es mit Majorität die Gesetzcommission und das Staatsministerium passirt hat, demnächst also an den Staatsrath gelangen wird, als die letzte entscheidende Behörde. Hier hofft man, soll es unterliegen. Wenn dies

aber nicht der Fall ist, was dann? Die öffentliche Stimme erklärt es als des Jahrhunderts, wahrer Aufklärung, unserer Sitten völlig unangemessen. Von hochstehenden und freisinnigen Staatsmännern sind feierliche Protestationen erfolgt, mit dem Antrage, sie im Archiv aufzubewahren, damit die Nachwelt erfahre, es habe auch jetzt nicht an Männern gefehlt, die ein solches Gesetz verwarfen. — Es ist in der That ein einziges Schauspiel, eine eigenthümliche Aufregung, wer hätte geglaubt, daß zwei Jahre eine solche Veränderung hervorbringen könnten! — Oeffentlich in inländischen censirten Blättern hat man dies Gesetz das der Impotenz genannt, man hat es mit allen Waffen bekämpft, ist es möglich, daß es dennoch zur Ausführung kommen kann? — Vor einigen Tagen ist auch eine Caricatur dagegen erschienen. Polizei und Priester ziehen ein Ehepaar, das sich wüthend sträubt und prügelt, an Stricken zusammen, und ein dritter Gottesmann segnet es ein, indem er zugleich auf das neue Gesetz, das an der Wand hängt, zeigt. Das ist grob und bitter genug, wie denn überhaupt die Caricaturenfabrikation in kurzer Zeit hier einen gewaltigen Aufschwung genommen und in berliner Weise, beißend, spöttisch, ihren Inhalt gefunden hat. Diese Benutzung der neuern Freiheit hatte man vielleicht nicht erwartet, und da man sie nicht gut aufheben kann, sucht man sie zu mildern, d. h. polizeilich zu mildern durch rasche Verbote dessen, was aus dem Kreise des Erträglichen hinausgeht. Diese Verbote wie manche andere, welche in kurzer Zeit auch über Bücher und Brochüren verhängt wurden, zeigen, daß wir jedenfalls Zeit bedürfen, um die Normen der Vergangenheit und die Gewissen der Beamteten mit den neuen Grundsätzen zu versöhnen. Gar zu leicht wittert man ein Vergehen, wenn so lange Zeit die Zuchtruthe über jeder freien Meinungsäußerung schwebt, und somit darf man sich nicht wundern, wenn namentlich die unteren Behörden in ihrem Diensteifer gegen den Willen der Oberen und selbst gegen das gesetzlich begründete Recht anstoßen. Daß dies Mißtrauen erweckt, ist allerdings nicht zu vermeiden. Der Staat ist in Betreff der Presse zu den Grundsätzen der carlsbader Beschlüsse zurückgekehrt, Bücher über zwanzig Bogen sind frei von Censur, aber vierundzwanzig Stunden vor der Ausgabe muß ein Exemplar der Polizei eingeliefert werden, und diese kann, wenn sie Anstößiges findet, Beschlag darauf legen. — Wer will also, wenn die Polizei, die so vorsichtig, ängstlich und zu Verboten geneigt ist, diese Macht besitzt, sich ein solches Risiko auflegen? Diese neue Freiheit kommt daher gewiß nicht Büchern zu statten, die irgend mit der Zeitgeschichte und den Tagesinteressen in Verbindung stehen, und selbst bei Novellen und Romanen dürfte man bedenklich sein, da die Kategorien von: moralisch und unmoralisch, sittlich und unsittlich, anstößig und von verwerflicher Tendenz, von der Polizei bestimmt, leicht eine Beschlagnahme zur Folge haben können, wo man es nicht vermuthete. Dies Sicheinmischen in Alles, Bevormunden und Erziehen ist ein so altes Uebel, daß es nur langsam weichen wird, vielleicht erst, wenn eine neue Generation die alte ersetzt hat, das Zucken und Zurückzucken um das Gegebene und um jedes Fortschreiten wird aber noch gar oft zu Tage brechen, man darf sich daher auch nicht wundern, daß vor kurzem hier eine Schrift verboten wurde, die mit Censur gedruckt und seit mehrern Wochen angekündigt und verbreitet war. Es ist dies die Schrift: Bruno Bauer und seine Gegner, von Edgar Bauer, dem Bruder des abgesetzten bonner Licentiaten; sie vertheidigt diesen und dessen Lehren mit jugendlicher Keckheit. Die Schrift ist allerdings eine Vertheidigung des Atheismus und der Republik mit ihrem Gefolge von Communismus und Sansculottismus, und insofern ist es allerdings sehr wunderbar, daß sie das Imprimatur erhielt, was sie, wie man hört, auch nur einem Streite zwischen den verschiedenen Censoren zu danken hat. Nach einer anderen Meinung wäre die Durchlassung dieser enthusiastischen Expectorationen nicht ganz ohne die Absicht erfolgt, zu zeigen, was die Folge größerer Freigebung der Presse bewirken könne. Nun aber wählt man, den Fanatismus zu bekämpfen, das schlimmste Mittel, das Verbot, das obenein unnütz ist, weil das Buch längst in die Welt gewandert, Anlaß zu einem Proceß mit dem Buchhändler gibt, der auf die Censurerlaubniß gestützt, Schadenersatz verlangt. Wenn man Freiheit der Presse und der Meinung will, muß man alle Meinungen hören können und hören wollen. Es ist ein schlimmer, durch nichts zu rechtfertigender Grundsatz, daß die Menschheit so dumm sei, sich von einer sogenannten schlechten Presse verführen zu lassen, die mit dem Gift der Verläumdung und der Lüge Unheil über die Welt bringe. — Lüge und Verläumdung zerstören sich selbst, die Wahrheit aber hat noch kein Verbot zu Schanden gemacht. — Es ist übrigens kaum anzunehmen, daß das Verbot der Bauer'schen Schrift seine Begründung anders als durch die untere Behörde erhielt, da Atheismus und Republik schwerlich irgend einem unserer Staatsmänner gefährlich erscheinen. Hier zu Lande, wo man noch auf den untersten Stufen der Leiter zur bürgerlichen Freiheit steht, erscheint der Radicalismus den Machthabern wohl lange nicht so gefahrdrohend wie die gemäßigteren Forderungen der sogenannten Constitutionellen, weil diese die Sympathien für sich haben, jener aber in keinem Punkte zur Wirklichkeit paßt und daher gewöhnlich mit einem mitleidigen Lächeln, wenn nicht gar mit einem Testimonium der Reife fürs Tollhaus abgefunden wird. Wir leben allerdings nicht in Zuständen, wo eine plötzliche Revolution den Sklaven von der Kette erlösen soll und sind zu sehr Deutsche durch und durch, um von utopischen Ideen zur jähen Begeisterung getrieben zu werden. Unsere Zustände betreffen die Reformen, unsere Fortschritte einer gesicherten Stufenfolge; das sagt Jeder und freut sich seiner Weisheit, nur kommt dem Einen viel zu langsam vor, was dem Andern viel zu rasch erscheint, und fast Niemand denkt daran, daß eine jede große Idee, so auch die Freiheit, ihren Fanatismus nöthig hat, die regende antreibende Kraft zur That, und doch ist derselbe nothwendig und muß anerkannt werden, weil aus den Extremen erst sich die Wahrheit vermittelt. Hierdurch schon hat er seine volle Berechtigung, es kommt nur darauf an, in welcher Form er sich würdig, fest, charaktervoll und achtungswerth darstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 252. — den 24. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Prinzessin von Ahlden.

(Beschluß.)

Die Ereignisse und Hoffnungen steigerten den Stolz am winzigen Hofe zu Hannover und machten die Gegenwart einer nicht ebenbürtigen Prinzessin um so unleidlicher. Ernst August, die stolze Tochter der Elisabeth Stuart, der Erbprinz, der Hof und vor allen die Frau von Platen bereiteten der hohen Frau den Untergang. Man wartete nur auf eine Gelegenheitsursache. Die Prinzessin war der That nach schon längst eine Gefangene im Schlosse und der Gegenstand täglicher wörtlicher und thätlicher Mißhandlungen. Die Cabalen steigerten sich von Tag zu Tag. Nur Feinde, Verläumder umringten die unglückliche Fürstin. Weder Trost noch Rath konnte sie von irgend einem empfangen. In dieser Schreckenszeit war es, als der Graf Christoph von Königsmark, der Bruder der schönen Aurora von Königsmark, der schönste Mann am Hofe zu Hannover, aus Morea zurückkehrte, wo er im Dienste der Republik Venedig unter den honnoverschen Miethsoldaten wider die Türken gefochten hatte. Der tapfere Krieger wurde zu Hannover als Oberst der Leibgarde angestellt. Bald nannte man ihn den Gott der Damen. Der Gemahlin Ernst August's entging es nicht, daß die Frau von Platen ihre Netze ausspannte, um den Grafen zu fangen. Das benutzte die Herzogin, in der Hoffnung, ihren Gemahl und Sohn aus den Fesseln dieser wollüstigen Dame zu befreien. Darum förderte sie den Umgang und bot Alles auf, geheime Zusammenkünfte zwischen Beiden zu veranlassen. Aber dem Grafen, der die Vertraulichkeit zwischen der Frau v. Platen und dem Herzoge kannte, widerte die üppige Frau an, die sich Vater und Sohn zugleich in die Arme warf. Er verschmähte die Hingebung dieses Weibes und erweckte damit in ihr ein furchtbares Rachegefühl. Sich an dem Grafen zu rächen, ward der verschmähten Liebe höchstes Bedürfniß. Unter allen am Hofe wurde keiner so tief von den Leiden der jungen unglücklichen Fürstin ergriffen als der ritterliche Königsmark. Durch seine Schwester, die schöne Aurora, wurde er von den Schicksalen der unglücklichen Fürstin in die genauste Kenntniß gesetzt. Entrüstet darüber, wie ein Bruder der Schwester gegenüber sich nicht verschließt, fand er die einzige Rettung in ihrer Flucht. Diese Aeußerung theilte die Gräfin gesprächsweise der Fürstin mit, und diese ergriff dies Rettungsmittel mit ganzer Seele. So entstand die Idee einer Flucht aus dem Schlosse. Aus der Idee wurde ein Plan, den die Gräfin und die Fürstin entwarfen. Der Plan wurde dem Grafen Königsmark von seiner Schwester mitgetheilt. Er nahm den Gedanken auf, wurde tief ergriffen und schwur seiner Schwester, die Fürstin aus dem Schlosse entführen zu wollen. Dies führte zu einem Briefwechsel zwischen der Fürstin und dem Grafen durch die Hand seiner Schwester. Die verschlagene Frau von Platen hielt schon lange Spione im Schlosse, denn ihre Verhältnisse mit Vater und Sohn hatten dies nothwendig gemacht. Durch diese erfuhr sie, daß die unglückliche

Fürstin mit dem Grafen Königsmark in einem Briefwechsel stehe; aber weiter konnte sie nichts herausbringen. Dies aber war ihr genug, um ihre Rache dem Grafen fühlen zu lassen. Sogleich hinterbrachte sie die Kunde nicht nur dem Vater, sondern auch dem Sohne, denn mit Beiden lebte sie in dem vertraulichsten Umgange. Von dem Augenblicke an behandelte Georg Ludwig seine Gemahlin grausam. Da flehte die unglückliche Prinzessin ihre Eltern an um Trennung und Ehescheidung, um Befreiung aus der Gluth der Hölle, die sie verzehren müsse. Die Härte des Vaters wies sie zurück. Vom Hofe aus wagte man es aber nicht, wider den Grafen Königsmark oder die Fürstin schon jetzt etwas zu unternehmen. Man hatte zu viel zu schonen. Die Zeit war noch nicht reif zum Schlachtopfer. Wie aber der Vater die Tochter zurückwies und die Grausamkeiten ihres Gemahls von Tag zu Tag sich mehrten, blieb die Flucht aus dem Schlosse nur das einzige Rettungsmittel. Briefe zu schreiben war zu gewagt, darum ersetzten nächtliche Zusammenkünfte zwischen der Fürstin und dem Fräulein von Knesebeck mit dem Grafen von Königsmark den Briefwechsel. (Gräfin Aurora war nämlich abgereist und Fräulein v. Knesebeck trat als Vertraute der unglücklichen Fürstin an ihre Stelle.) Was in diesen nächtlichen Berathungen speciell verhandelt wurde, darüber sprechen die Mémoires du régne de George I., die Histoire secrète, und am ausführlichsten die Octavia, verfaßt vom Herzog Ulrich von Wolfenbüttel, im Druck erschienen 1711 zu Nürnberg. Cramer's Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora sind bekanntlich officielle Unwahrheiten eines für Geld dungenen Hofjuristen, die keinen historischen Werth haben. Die durch den Grafen Königsmark eingeleiteten Vorbereitungen zur Flucht aus dem Schlosse trafen mit Ereignissen zusammen, welche politische Versammlungen ernster Art erzeugten. Ernst August führte 1680, zu einer Zeit, als sein Bruder, der Herzog Georg Wilhelm von Celle, noch lebte, durch eine einseitige Urkunde das Erstgeburtsrecht ein, ohne daß der Herzog von Celle und die Vettern zu Wolfenbüttel dazu ihre Einwilligung ertheilt hatten. Dieser Act konnte nach den Grundsätzen des Rechts keinen Dritten verpflichten, nicht einmal seine Sohne, noch weniger die Landschaften, welche sein Bruder und die wolfenbüttelschen Vettern in Besitz hatten. Zudem konnte dies nicht ohne die Zustimmung der Stände von Calenberg, Göttingen und Grubenhagen geschehen. Eine Rechtswirkung konnte also dieser illegale Act nicht äußern. Also kümmerte sich keiner darum. Aber um die Zeit, als sein zweiter Sohn Friedrich August starb und Maximilian Wilhelm, der dritte Sohn von Ernst August, seinen Rechten auf Verlangen des Vaters entsagen sollte, weigerte er sich und verlangte die Zustimmung des Herzogs von Celle und der Vettern zu Wolfenbüttel zu dem Acte, welcher das Erstgeburtsrecht begründen solle. Diese Zustimmung war nicht zu erlangen, sondern statt dessen erfolgte eine Protestation der Vettern zu Wolfenbüttel, und auf geheimem Wege erhielt der Prinz Maximilian Wilhelm durch den Grafen Moltke das Versprechen der Unterstützung in seiner Opposition wider den Vater und Bruder. Dies geschah um dieselbe Zeit, als der Graf Königsmark mit dem Plane umging, die unglückliche Fürstin aus dem Schlosse zu entführen. Unzufriedene reichen sich oft einander die Hände, und so scheint es nach der Erzählung des Herzogs Ulrich (eines Augenzeugen und Theilnehmers) in der Octavia auch hier der Fall gewesen zu sein. War die Fürstin aus dem Schlosse zu Hannover und auf freien Füßen, so trat sie, wenn ihr siebzigjähriger Vater starb, die Regierung zu Celle an, denn so lange sie lebte, hatte ihr Sohn (Georg II., König von England) kein Recht, und ihr Gemahl gar keinen Anspruch, denn er war nur der Ehemann, aber damit nicht der Herzog von Lüneburg. Die Politik warf sich darum zunächst auf die Entschleierung der Plane des Prinzen Maximilian Wilhelm, um solche zu vernichten. Der Widerspruch des Prinzen wurde als ein Verbrechen vom Hofe zu Hannover betrachtet, und der Plan zu der Verwirklichung dieses Widerspruchs als eine geheime Verschwörung. Der Graf Moltke wurde verhaftet, und am 15. Juli 1692 hinterm Marstalle des Morgens früh noch vor Sonnenaufgang enthauptet von der Hand des Nachrichters, der Bruder desselben aus dem Lande verbannt, der Prinz Maximilian, der verhaftet war, wurde auf das Verlangen des Herzogs zu Celle entlassen, nach Hameln geschickt, unter Aufsicht gestellt und von dem Sohne der Frau v. Platen bewacht und beobachtet. Dem Secretair des Prinzen, Dr. Blum, wurde sein Vermögen confiscirt, und er selbst auf die Zeit seines Lebens zu Calenberg in dem Kerker eingesperrt, welcher Corvin 150 Jahre früher vier Jahre lang verbarg. Diese Gewaltmittel schreckten, aber schreckten nicht ab, denn damit wurde das Erstgeburtsrecht nicht zur Anerkennung gebracht. Die Protestationen von den Vettern zu Wolfenbüttel und des Prinzen Maximilian Wilhelm wurden nicht zurückgenommen. Da trat endlich ein anderes wirksames Mittel ein. So wie der kräftige junge Erbprinz von Wolfenbüttel schleunig als der Verlobte von Sophie

Dorothea starb, und dieser Tod die Prinzessin in die Hand Georg Ludwig's führte, so starb auch der Prinz Maximilian Wilhelm, und der Tod befreite auch hier von einem Nebenbuhler Georg Ludwig's. Blut war geflossen, denn Moltkens Haupt war unterm Beile gefallen, aber das Blut sollte nicht aufhören, jedoch in einer andern Form. Nicht der Scharfrichter, sondern Banditen sollten das Werk fortsetzen. Die Frau v. Platen war in Italien gewesen und hatte dort erfahren, wie leicht es gemacht werden könne, die verschmähte Liebe durch Banditen Hand zu rächen. Die schlaue Buhlerin hatte durch Spione im Schlosse erfahren, daß die unglückliche Fürstin in Gesellschaft des Fräulein v. Knesebeck mit dem Grafen v. Königsmark Zusammenkünfte habe, und der Graf als Oberst der Leibwache ungestört des Nachts in das Schloß gelange. Ernst August, zu bedächtlich, weil er noch immer den Rücktritt seines Bruders, des Herzogs zu Celle, fürchtete, wollte keine starke Maßregel wider seine Schwiegertochter unternehmen. Da wurde früh Morgens gegen 2 Uhr am 2. Juli 1694 auf der Gallerie des Schlosses der Graf Königsmark von vier Banditen mit 19 Messerstichen ermordet. Die Thäter entflohen, und es wurde ihnen weder nachgesetzt, noch über den Mord eine Untersuchung angestellt. Gegen fünf Uhr wurden die unglückliche Fürstin und ihre Hofdame, Fräulein v. Knesebeck, verhaftet, nach einer Stunde Beide, eine Jede für sich, in einen verschlossenen Wagen geführt, und die Prinzessin nach Laurnau, das Fräulein v. Knesebeck nach dem Schloß Scharzfels abgeführt. Von Lauenau ab wurde die Fürstin nach dem Schloß Ahlden gebracht, wo sie am 7. Juli 1694 ankam und bis an ihren Tod, den 2. Juli 1727, also 33 Jahre lang, in der Gefangenschaft verblieb. Sie starb als die Mutter Georg II., und als die Großmutter Friedrich des Großen, gerade in dem Jahre, als ihr Sohn den englischen Thron bestieg. Der Herr von Platen wurde wegen der großen Verdienste seiner Frau auf die Bitten Ernst August's vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, als Reichsgraf Platen-Hallermünde.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Herwegh. — Eisenbahnen. — Neues Stadtviertel.]

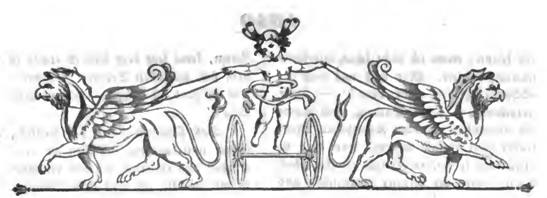
Daß Herwegh hier war, ist von vielen Seiten schon verkündet, auch daß derselbe eine große Umwandlung seiner Grundsätze erfahren haben soll. Er hat sich nämlich verlobt und ist dem Könige vorgestellt worden. Herwegh ist eine sehr einfache schwäbische Natur; ein junger Dichter, der die Welt, wie sie ist, wenig kennt, am wenigsten das blendende Leben einer großen Residenz. Er kam mit einigen stereotypen Grundsätzen von Republicanismus und Socialismus hier an; ein wenig blöde und schüchtern, ein wenig unbeholfen und erschrocken, aber man brachte ihn bald auf die Beine durch den bekannten berliner Enthusiasmus und stellte ihn wie ein kleines Wunderthier in eine Reihe mit Fanny Elsler, Franz Liszt u. s. w., die zum Anschauen in den Gesellschaften herumpräsentirt werden. — Die Bureaukratie öffnete ihre Kreise, eine Einladung folgte der andern; ein Geheimrath fragte den andern: Haben Sie schon den Menschen, den Herwegh gesehen? Und der Hofrath nebenan stocherte sich in den Zähnen und sagte: Ich, gestern. Aber hören Sie mal, das ist ein sonderbares Subject. Erstens spricht er fast gar nichts und dann, wenns kommt, ganz gefährliche Redensarten. — Was hat er denn eigentlich Großes gethan? — Ein Bändchen Gedichte geschrieben. — Weiter nichts? — Weiter nichts. — Aber mein Himmel, darum? — Ja, darum. — Es ist doch eine ganz komische Zeit! Wie war es sonst, was mußte ein Mensch da Alles thun und es war kein Aufstand. — Haben Sie die Gedichte gelesen? — Prachtvoll! Unvergleichlich! — Sie haben sie also gelesen? — Gelesen? Nein, Bester, gehört. Sie sind ja verboten. — Ja so! — Verboten, sagt der Geheimrath erschrocken. Aber wie kommt der Mensch nach Preußen, nach Berlin? — Man wird ihn schon beobachten! ruft der Hofrath mit bedeutungsvollem Kopfnicken. — Aber man muß sich doch vorsehen! flüstert sein Gefährte. — Da kommt ein Vierter, ein Graf. Haben Sie schon gehört, meine Herrn, sagt er schnarrend, der Herwegh ist Se. Majestät vorgestellt worden. — Ein Witz! rufen die Herren und lächeln ungläubig. — Parole d'honneur! ich weiß es vom Hofmarschall, man ist entsetzt, meine Tante ist außer sich. In der That, man begreift nicht; Se. Majestät ist zwar gegen Jedermann äußerst gnädig, aber Sie haben dem Menschen die höchsteigene Hand geboten, ihn auf dem Sopha Platz nehmen lassen, neben sich setzen lassen, lange mit ihm gesprochen, sehr gnädig entlassen, es macht großartiges Aufsehen. — Ein allgemeines Kopfschütteln folgt. — Sollte er etwa, sagt der Hofrath leise und süß lächelnd — ist er etwa — hat er etwa — einen Titel bekommen? Ernennung? Hofpoet? Was?! — Hofrath? sagt der Graf, Nein! Orden auch nicht. — Die Gesichter erheitern sich. —

So war es überall; in den Kaffees, an der Börse, wo die Banquiers mit vielem Stolze sagten: Gestern habe ich gehabt den Herwegh zum Essen bei mir, nachher hat er uns vorgelesen seine neuesten Gedichte. Schöne Sachen! Sehr schöne Sachen! es ist ein einziger Mensch! — Kurz, der Dichter der Freiheit war Mode geworden. — So hat Herwegh Berlin kennen gelernt und Gelegenheit gefunden sich mit einer glühenden Verehrerin, der Tochter eines jüdischen Kaufmanns, zu verloben. Es ist aber gewiß gut für ihn, wenn er, so bald als möglich, in die Berge der Schweiz zurückkehrt. Die berliner Gesellschaft würde ihn abnutzen, vielleicht aufreiben, und er hat Kraft nöthig. Seine

Gedichte haben ihm großen schnellen Ruhm gebracht, es kommt darauf an, diesen zu erhalten. Ein Band politischer Gedichte ist in der That nicht genug dazu, seine neuesten Sachen in der rheinischen Zeitung sind aber den ersten lange nicht gleich zu achten, man kann auch nicht immer politische Gedichte machen, und so muß man denn abwarten, was er als dramatischer Dichter leistet, das wahre Feld, um seinen Ruhm bleibend zu sichern. — Für jetzt ist er nach Königsberg. Da die berliner Neugier ziemlich befriedigt ist, hat man ihn hier bereits vergessen. Man wendet sich von den Personen zu Fragen und hat mit den Resultaten der Berathungen unserer Ausschüsse noch immer zu thun, oder vielmehr das, was zu thun, soll erst kommen, denn während die Herrn hier Rath hielten, war blutwenig von ihnen die Rede, die Meisten wußten kaum etwas davon, alles ging fein still her, und was man von Oeffentlichkeit und allgemeinem Antheil der Nation in den Zeitungen posaunte, war, wie manches, nur im Kopfe der hungrigen Correspondenten. Man war und blieb unbefriedigt, weil man mehr erwartet hatte, weil man immer meinte, irgend ein kühner Mann unter so vielen würde an einem schönen Morgen aufstehen und einen Freiheitsgesang anstimmen, Fragen thun, Verheißungen erfüllt wissen wollen, von denen in der Geschäftsordnung nichts geschrieben stand. Aber es blieb dabei und es wollte nicht recht in die Köpfe, daß drei materielle Gegenstände die ganze Ausbeute des Fortschritts wären. Dennoch aber sind auch diese in ihrer Art nicht so unwichtig, wie man sie machen will. Die Salzsteuerermäßigung scheint Vielen nicht so, wie es sein sollte, der ärmsten Classe zu Gute zu kommen, besser, meint man, wenn man die drückende Classensteuer herabgesetzt hätte; die Berieselungsfrage ist den meisten ganz und gar gleichgültig, weil sie ihre Wichtigkeit nicht kennen; die Eisenbahnfrage aber, die Aussicht, den Staat mit einem Netz von Bahnen zu überziehen, das hat einen halb politischen Charakter zugleich, das ist die moderne Phalanx der Demokratie, von der sie fast so viel hofft wie von der Presse. Die innige Verbindung der Länder und des Verkehrs nicht allein, auch die Verschmelzung der Ideen, die Aufklärung, der Fortschritt der Intelligenz, die geistige Macht, welche aus den sprühenden Funken der Locomotiven in die entlegene Hütte dringt und sie mit der Welt verbindet. Man plagt sich nun ganz vorzüglich mit streitenden Betrachtungen, ob, was man sorgfältig berathen, auch auszuführen sei. Es gehört Geld dazu, viel Geld; und der Staat selbst will nicht bauen, vornehmlich, wie man sagt, weil das Gesetz vom 17. Januar 1820 wie ein Gespenst drohend dazwischen tritt. Da steht es mit unverlöschlichen Zügen: Die Staatsschuld soll nicht vermehrt werden ohne Einwilligung der Reichsstände! Und wo sind die Reichsstände?! Preußen befindet sich in der That in einem sonderbaren Zwiespalt. Zu rechtlich und gewissenhaft, um den gordischen Knoten mit einem raschen Schwerthieb zu lösen, und doch zu abgeneigt, um die vorgeschriebene Bahn seines Geschicks zu erfüllen, geht es nun in Schlangenlinien um die Berge und sucht einen neuen Weg, eine Vermittelung, die aber auf immer größere Hindernisse stößt. Es ist äußerst ehrenhaft vom Staate, nicht zu bauen, da er keine Reichsstände geben will, und aufrichtig muß man ihm danken, denn was würden sie sein, wenn sie aus den Provinzialständen gebildet, nach deren Grundsätzen zusammengefügt, eben auch nur die Scholle repräsentiren: Es würde dem Staate wenig kosten, uns mit einer octroyirten Karte zu beglücken, aber er zieht es vor, dies nicht zu thun, keine Eisenbahnen zu bauen, keine Anleihe zu machen und nur eine Zinsgarantie zu gewähren, welche er ohne Steuererhöhung bestreitet. — Es fragt sich nur, ob es Privatgesellschaften glückt, die nöthigen Millionen herbeizuschaffen; mit der indirecten Mithülfe des Staates, durch seine Geldinstitute, Bank und Seehandlung, ist dies jedoch nicht so schwierig, und was man auch dagegen sagen mag, ich bin fest überzeugt, daß es an Geld nicht fehlen wird, sobald sich die Seehandlung an die Spitze des Unternehmens stellt. — Die große Bahn durch Pommern, Preußen und Posen soll schon im nächsten Jahre begonnen werden, für die andern, wie für die niederschlesische und die rheinischen, die Rhein-Weser-Bahn u. s. w. wird Garantie geleistet werden, und wir hier in Berlin werden dann mitten in dem Knoten des großen Gewebes sitzen, das seine Radien nach allen Himmelsgegenden ausschickt. Berlin wird dann erst die wahrhafte große Hauptstadt Norddeutschlands werden; was aber ihren schnellen Wachsthum anbelangt, so ist derselbe schon jetzt erstaunenswerth. Die Stadt hat jetzt nahe an 13,000 Häuser, in diesem Jahre allein haben 1200 Bauten stattgefunden; ganze Straßen sind gleichsam über Nacht aus der Erde hervorgewachsen, und nun bereitet man zum nächsten Jahre die Bebauung des köpenicker Feldes und ein neues Stadtviertel auf der Westseite vor, das den Grund und Boden der alten Pulvermühlen, die Holzplätze zu beiden Seiten der Spree und den Exercirplatz bis zum Saume des Thiergartens einnehmen soll. Hier kann und soll ein prachtvoller Stadttheil entstehen, der groß genug ist, einige hunderttausend Einwohner aufzunehmen. Es soll ein Volksgarten dort angelegt, ein Museum für die Raczynsky'sche Gemäldesammlung errichtet und am Ufer der Spree ein großes Centralgefängniß nach Pennsylvanischem System erbaut werden. Den Bebauungsplan hat der Director Lenné entworfen; der König selbst interessirt sich sehr dafür und will schon zum Frühjahr die Bauten beginnen lassen. — Seltsam ist es, daß man immer noch nicht recht weiß, wie viel Einwohner Berlin jetzt hat. Die Listen stimmen durchaus nicht überein und geben Unterschiede von 30 bis 40,000. Ziemlich bestimmt kann man annehmen, daß die Zahl, ohne Militair, 350,000 erreicht, genau aber wird man es erst im nächsten Jahre erfahren, wo eine neue Zählung statt finden wird. — Von den großen Bauten und Verschönerungsplänen des Königs erfährt man jetzt wenig. Das neue Museum steigt jetzt erst aus dem Grunde auf, der einen Wald von Bäumen verschlungen hat, ehe der Sumpfboden die Roste tragen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 253. — den 29. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wiener Tabletten.

V.

Eine echte wiener Familie.

(Novelette.)

„Für eine solche," äußerte die Baronin des andern Tages gegen mich, der ich die Ehre hatte, mit ihr auf ihrem Zimmer zu speisen, „halte ich Frau von Wurmsfeld, die ich nun ehestens besuchen muß. Wenn es Sie interessirt, diese Dame näher kennen zu lernen, so mögen Sie mich begleiten; dann aber muß ich Ihnen zuvor erzählen, in welcher Weise ich ihre Bekanntschaft gemacht; es verlohnt übrigens der Mühe, denn diese Frau scheint mir das Prototyp der Wienerin, wie sie ist."

„Ich brenne vor Neugierde, Baronin."

„Nun denn, so hören Sie."

— Während meines jetzigen Aufenthaltes in Dresden machte ich einen Ausflug in die sächsische Schweiz, und zwar auf dem Dampfschiffe. Die Gesellschaft war zahlreich. Ich hatte mich gleich etwas zurückgezogen, um des schönen Morgens ganz ungestört zu genießen, und dann auch, um einige Gedanken meinen Tabletten anzuvertrauen. So saß ich eine Weile ruhig und schrieb. Plötzlich vernehme ich folgende an mich gerichtete Frage aus dem Munde einer Dame, welche mir schief zur Seite auf einem Klappstuhle saß: „Sie vertreiben sich da recht angenehm die Zeit; verzeihen, aber auf dem Dampfschiffe bleibt einem halt nichts übrig, als ein wenig zu plauschen; nicht wahr, Sie sind nicht bös?" — Ich hatte mir die Sprecherin während dieser Anrede ins Auge gefaßt. Sie war eine nicht sehr große, aber gutgeformte, stattliche Frau von etwa vierzig Lenzen, hübsch, in geschmackvoller Toilette. Ihr nebenan saß ein schönes brünettes, nicht weniger elegant gekleidetes Fräulein von ungefähr zwanzig Jahren; offenbar ihre Tochter, wenn gleich in demselben Grade traurig als die Mutter frisch und guter Dinge.

„Wie sollte ich eine mich ehrende Zuvorkommenheit übel nehmen," sagte ich; „übrigens waren, was ich eben skizzirte, flüchtige Bemerkungen, kleine Erinnerungen, für die ich noch Zeit genug finde."

Das reizende blasse Mädchen schlug die dunklen Augen zu mir forschend auf; die Mutter aber rief, unruhig wie auf einem Elektrisirschemel: „Ei, dies ist ja charmant! Am Ende sind Sie gar eine Dichterin? Sie lächeln? Also richtig. Ich sag's halt immer, im Reich' gibt's noch Leute. Zwar ist man bei uns auch nicht ganz perplex —"

„Wo das?" fragte ich.

„In Wien," entgegnete sie. „Darf ich um Ihren Namen bitten? Kommen Sie nicht auch einmal nach Wien?"

„Ja, ehestens," sagte ich und nannte mich ihr.

„Süperb!" rief sie. „Zufällige Bekanntschaften sind die besten. Sie gehen nach Wien, und wir sind aus Wien. Hier habe ich die Ehre, Ihnen meine Tochter vorzustellen, mein einziges Kind, das unmöglich schon

so mannbar sein könnte, wenn ich nicht schon mit funfzehn Jahren geheirathet hätte. Man hält uns auch gewöhnlich für Schwestern; nicht wahr, Lina?" — Diese verneigte sich erröthend. — „Aber Pardon, mein Name ist Eleonore von Wurmfeld, geborne Kreuzhaber. Mein Mann hieß früher ganz einfach Wurm, war aber in seinen Börsengeschäften so außerordentlich glücklich, daß er sich vor einigen Jahren als Rentier zurückziehen und den Adel kaufen konnte, mit dem Prädikate von Wurmfeld. Wir machen ein hübsches Haus in Wien, sehen sehr gute Gesellschaft, sogar diplomatische, und machen alle Jahre eine Reise. Auf unserer Villa bei Schönbrunn geben wir wöchentlich zwei große Soiréen, und ich erbitte mir die Ehre, Sie eines Abends bei mir zu sehen."

„Ich nehme Ihre gütige Einladung mit Dank an," sagte ich; aber wo ist Ihr Herr Gemahl?"

„Ich hab' ihn," versetzte sie, „aufs Vorderdeck geschickt, denn er hat, wiewohl sonst der beste und nachgiebigste Mann von der Welt, den großen Fehler, daß er raucht wie ein Matrose."

„Aber," bemerkte ich, „es rauchen da um uns auch andere Herren."

„Ja Du lieber Gott," rief die Neugeadelte, „zwischen Rauchen und Rauchen ist halt ein Unterschied! Mein Mann dampft wie ein kleines Dampfschiff, besonders hier im Reich', wo der Kanaster und die echten Cigarren nicht verboten sind, wie bei uns. — Also Sie kommen zu uns! Sie treffen bei mir auch einige Dichter, die schon allerliebste Sachen in die Theaterzeitung und Taschenbücher haben drucken lassen. Musik wird viel bei mir gemacht. Lina ist eine ferme Klavierspielerin; ihr Zukünftiger, ein reicher Hausherr, noch in den schönsten Jahren, höchstens funfzig, ist sehr fest auf der Bratsche; mein Mann hat früher Fagott geblasen, und ich singe ein wenig. Am liebsten lasse ich mich von einem jungen diplomatischen Franzosen begleiten, der außerordentlich taktfest ist, nicht wahr, Lina? Aber Du sprichst ja gar nicht, die Baronin wird Dich für ein Ganserl halten. Ja, kommen Sie nur nach Wien; kein Jahr vergeht und Sie sind verheirathet."

„Meinen Sie, Frau von Wurmfeld?" lächelte ich, „allein — ich habe so meine Ansichten —"

„Vom heiligen Eh'stand?" fiel sie ein; „ja, ja, das ist ein curioser Heiliger, oft nur ein Scheinheiliger! Aber man kann sich's schon einrichten, die Männer mein'ns nicht so bös. Die wiener Menagen sind darin wahre Musterwirthschaften. Man verständigt sich bei Zeiten, keins legt dem Andern etwas in den Weg, versteht sich, mit allen Dehors. Ja, wer hielt's sonst aus! Ein Eh'stand ist lang — warum stehst Du denn auf, Lina?"

Das Fräulein hatte sich wirklich, und zwar mit schwer unterdrücktem Unwillen in den schönen Zügen, erhoben und entfernte sich mit den Worten: „Die Luft ist mir zu kalt, ich will in die Cajütte." Als sie fort war, sagte die Mutter: „Was man nicht auszustehen hat, bis so ein Ding an Mann! Sie will nicht recht an den ihr bestimmten Herrn von Bullmann, weil Sie schon ein Aug' auf einen Andern, Jüngeren, Hübscheren hat. Aber 's geht nicht; der junge Mensch lebt blos von seiner Handarbeit; er ist nur ein sogenannter gebildeter Künstler und nicht von Adel. Ich bitte Sie, Baronin, aus welchem Holz soll man denn künftig die Kammerherren schnitzen, wenn man den Adelswald und die Stammbäume nicht cultivirt?"

„Ich fürchte sehr," sagte ich, „daß die Oekonomie des künftigen Weltverstandes den Luxusartikel des Adels aus der Civilliste der menschlichen Vernunft streichen dürfte."

„Das glaub' ich nicht," war ihre Antwort; „übrigens wenn die Geschichte nur nicht aus dem Leime geht, so lange ich lebe; nach meinem Tode kann die Welt so dumm ordinair werden, als sie will. O, ich lese auch neue Literatur! Ich kenne den Zeitgeist recht gut."

„Aber," fragte ich, „sind derlei Schriften in Oesterreich nicht verboten?"

„Das versteht sich!" rief sie, „darum werden sie auch so stark bei uns gelesen. Erlaubte Bücher liest keine Wienerin von Distinction, denn es steht nichts Gescheidtes darin. Ist meine Tochter einmal Frau von Bullmann, so kann sie den Maler bei sich sehen; früher nicht."

„Und wo ist der junge Mann gegenwärtig?" fragte ich wieder.

„Wahrscheinlich," lachte sie drollig, „nicht sehr weit von hier; er ist Lina nachgereist. Was liegt daran! Herr von Bullmann ist über ein Bißerl Courmachen hinaus. Nun aber will ich meinen Mann holen und Ihnen vorstellen." — —

Die Baronin machte hier eine kleine Pause.

„Wahrhaftig!" rief ich aus, „da haben Sie eine veritable Wienerin kennen gelernt; aber ich bitte Sie, fortzufahren, denn ich lechze nach der Bekanntschaft des Herrn von Wurmfeld."

„Mit Vergnügen," sagte die Baronin, trank ein wenig und erzählte weiter:

— In der That war es ihr gelungen, Herrn von Wurmfeld aus seinem blauen Dunstmeere von narkotischer Wonne am Schlepptau ihres Herrscherblickes in das Fahrwasser der feineren Welt herüber zu bugsiren, und sie stellte ihn mir als ihren „lieben Mann" vor. Dieser liebe Mann nun that sein Möglichstes, das sah ich, diesem Prädicate zu entsprechen; er nahm mit der Linken die halbgerauchte Cigarre aus seinen nußbraunen Zähnen, mit der Rechten den Strohhut vom Kopfe und verneigte sich tief. Dabei aber trug es sich zu, daß die Schöße seines blauen Fracks, deren Taschen mit allerlei Utensilien vollgepfropft waren, und von ihm wie gefroren abstanden, mit den blöden Augen eines alten dicken Mopses auf dem Arme einer ältlichen Dame in heftige Berührung kamen, wobei der kleine Invalide plötzlich ein heiseres Falsetlamento anschlug, begleitet von lauten Verwünschungen seiner Herrin. Dadurch erschreckt, drehte sich Herr von Wurmfeld, dessen fetter Oberleib noch in horizontaler Lage schwebte, mit seinem „Pardon!" so pfeilschnell gegen die entrüstete alte Dame, daß die besagten Schöße wie Sturmböcke gegen meinen Kopfputz schlugen und ich beinahe umgesunken wäre. „Mon Dieu!" schrie seine Gattin, der ich in die Arme fiel. Herr von Wurmfeld, dessen nördlicher Mensch sich noch immer im selben Verhältnisse zu seinem südlichen befand, wollte sich, frappirt durch unsern Doppelschrei, dem ein lautes Gelächter aller Anwesenden folgte, mit der ihm eigenen Plötzlichkeit abermals wenden, als das für die Köpfe der Uebrigen besorgte Schicksal in Gestalt seiner Gattin einschritt und diesen verderbendrohenden Pendelschwingungen des heillosen Fracks dadurch Einhalt that, daß sie jetzt, mit Verachtung jeder Gefahr für ihre eigene Person, einen Zipfel desselben ergriff und ihren Mann dadurch zum Stehen brachte, indem sie ihm zuschrie: „Mann, bist Du denn von der Tarantel gestochen!" — —

Mein Lachen unterbrach die Erzählerin. Dann schloß sie mit den Worten: „Wollen Sie heute mit mir nach der Villa Wurmfeld bei Schönbrunn fahren? Wir finden gewiß Gesellschaft und Sie Stoff für Ihre gute Laune." Ich erklärte mich natürlich bereit, diesmal mich von ihr führen zu lassen.

Es dämmerte bereits der schöne warme Abend herein, als unser Wagen an dem im besten neuitalienischen Style erbauten Sommerhause hielt, das, von der Straße durch ein Blumenparterre geschieden, sich aus einer ziemlich ausgedehnten englischen Anlage erhob, beschattet von hohen Pappeln. Die Anfahrt war von der Parkseite. Ein Bedienter in eleganter Livree half uns aus dem Wagen. In demselben Augenblicke kam eine schöne junge Dame — Fräulein Caroline von Wurmfeld — auf die Baronin zugeeilt und umarmte sie zärtlich. Aus dem Salon des Erdgeschosses, der bereits durch Lüster, Girandolen und Candelaber glänzend erleuchtet war, erklangen Töne eines Pianoforte und bei unserm Eintreten rauschende Acclamationen, die jedoch nicht uns, sondern dem von einer Dame in auffallender Parüre vorgetragenen und so eben beendigten Gesange galten. Die Gefeierte aber war Niemand anders als Frau von Wurmfeld selbst, umringt von einer zahlreichen, glänzenden Gesellschaft. Ein junger Elegant von französischer Tournüre — derselbe, dessen taktfeste Begleitung sie gerühmt hatte — küßte ihr in graziösester Weise die Hände, indem er ausrief — versteht sich französisch, wie die Conversation hier überhaupt geführt wurde —: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen vor Allen zuerst meine Huldigung darbringe!" Hierauf kam die Verklärte auf uns zugeschwebt, embrassirte die Baronin, und man stellte sich vor. Sodann ließ sich die Gesellschaft gruppenweise auf den freistehenden Divans und Tabourets nieder, und es wurden Erfrischungen servirt. Auch Herr von Wurmfeld hatte bei der Baronin und mir sein Compliment angebracht, wenn gleich auch diesmal, wie auf dem Dampfschiffe, nicht ganz ohne Gefahr für das silberne Theebret des Bedienten hinter ihm; und auch er strahlte wie seine Frau Gemahlin von Brillanten und goldenen Ringen: im scharfen Contraste zu der einfachen, aber sehr geschmackvollen Toilette der Tochter. Diese saß neben uns; gegenüber Mama zur Seite des hübschen jungen Cavaliers, dessen Gespräch die Frau vom Hause so sehr in Anspruch nahm, daß sie für die übrige Gesellschaft weder Auge noch Ohr zu haben schien.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Protestantischer Dom. Belgische Bilder von Gallait und Biefve.]

Der protestantische Dom soll nun fest beschlossen sein, nach welchem Plan aber und in welcher Gestalt und Größe er ausgeführt wird, ist noch völlig ungewiß. Auf der Ausstellung befanden sich die Entwürfe von Hallmann und von Professor Stier. Die des letztgenannten Architekten fanden besonders allgemeine Anerkennung auch bei den Bauverständigen; gewiß aber richtet sich der allgemeine Wunsch dahin,

daß, wenn einmal ein Dom gebaut werden soll, dieser nach Hallmann's Idee als Mittelpunkt des protestantischen Cultus gelten und, wie die Peterskirche in Rom, die Paulskirche in London, die Scta. Sophia in Konstantinopel oder die Isaakskirche in Petersburg, ein mächtiger, großartiger und prachtvoller Bau werden muß, oder man soll es ganz und gar sein lassen. Hierbei drangen sich allerdings die Zeitideen, die Nützlichkeitstheorien und die Furcht auf, daß solche vieljährige, kostspielige Bauten, zu denen Millionen gehören, vielleicht das Schicksal so vieler altehrwürdiger Münster haben und nicht vollendet werden. Das Beispiel des cölner Doms liegt nahe. Dieser Bau besonders liegt dem Könige am Herzen. Es ist bei der Versammlung der Ausschüsse versucht worden, die Stände dafür zu interessiren, um vielleicht die Provinzen zu einer regelmäßigen Bausteuer heranzuziehen. Die Abgeordneten lehnten jedoch ihre Mitwirkung entschieden ab, und bei allem Patriotismus, allen Sammlungen, allen Vereinen bleibt es immer zweifelhaft, ob der Eifer so lange Jahre aushält. Das letzte Concert, das hier zum Besten des Dombaues gegeben ward, ist wenigstens so schlecht ausgefallen, daß es wahrscheinlich kaum die Kosten gedeckt hat. — Unsere Ausstellung ist nun geschlossen, nachdem sie in den letzten Wochen ungemein zahlreich besucht worden, weil die beiden großen belgischen Bilder von Gallait und De Biefve angekommen waren, die den allgemeinsten Enthusiasmus erregten. Die belgische Regierung hat bei sieben der besten belgischen Meister historische Tableaux aus der reichen Geschichte der Niederlande bestellt. Von diesen sieben sehen wir hier zwei, und in der That ist dies ein Kunstgenuß, wie er uns noch nie geboten wurde. Jedes der Bilder ist über 400 Quadratfuß groß, eine räumliche Ausdehnung, die wohl noch kein deutscher Künstler bemalt hat, eine Fläche, auf welcher nahe an hundert Gestalten zur Composition eines großen historischen Moments zusammengefaßt werden, ein Aufwand von Kraft, Talent, Ausdauer, Kunst und technischer Vollkommenheit, der in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Gallait's Bild stellt die Abdankung Karl des Fünften in Brüssel am 25. October 1555 dar. Der Kaiser empfiehlt der Nation seinen vor ihm knieenden Sohn, Philipp. Ein großer Theil der umgebenden Würdenträger des Reichs und niederländischer Großen ist nach Portraits gearbeitet und erhöht das historische Interesse dieses merkwürdigen Acts. Die Gruppirung ist meisterhaft; die Behandlung der Farbe wie in den alten schönen Gemälden früherer Zeit, das Studium offenbar aus den großen Schöpfungen Paul Veronese's, die Charakteristik der Köpfe von diesem großen Maler und nach den Vorbildern Titian's entnommen. Der Kaiser, der sich seiner Würde entkleidet, bleich, lebensmüde, thränenschwer von dem langen Kampfe, krank an Leib und Seele bildet den Mittelpunkt, den Träger der großen welthistorischen Begebenheit, aus der ein blutig fanatischer Kampf um Gewissensfreiheit entsprang, der fast ein Jahrhundert fortdauerte. — Die Composition dieses Bildes, diese Gruppen von trauernden, verdüsterten, weinenden Staatsmännern, Priestern und alten Kriegern, von gleichgültig Dareinschauenden, von schönen Prinzessinnen und Damen, die den Stuhl umringen, auf welchem des Kaisers Schwester, die alte Königin Maria von Ungarn, gespenstisch grausenhaft und regungslos sitzt, ist in vielem Betracht vollkommner zu nennen als die des zweiten großen Bildes von De Biefve, aber sie entbehrt der mächtig aufregenden fast dramatischen Lebendigkeit, die bei diesem so anziehend wirkt, weil in jenem Bilde sich Alles auf den einen Mittelpunkt bezieht, hier aber eine Fülle von Leben und Bewegung sich in allen Theilen fast selbstständig entwickelt. — Der Gegenstand des Bildes ist die Unterschreibung des sogenannten Compromisses, durch welchen der niederländische Adel am 16. Februar 1566 gegen die Einführung der spanischen Inquisition protestirte. — Auch hier sind die Hauptpersonen Portraits. — Die mittlere Gruppe bildet den Kern der Composition. — Philipp von Marnix, der Entwerfer der Urkunde, sitzt an einem Tisch, vor ihm unterschreibt der Graf von Horn. Anton von Balaing und die beiden unglücklichen Männer, der Baron von Montigny und der Marquis von Bergen, die Philipp später als Gesandte des Bundes in Spanien hinrichten ließ, stehen mit Ludwig von Nassau zur Seite, bereit zum Unterschreiben. Montigny zieht den Handschuh aus und in seinen ohnedies vollen, ungewissen, ängstlich gespannten Zügen scheint sein Schicksal geschrieben zu sein. Mehr im Vordergrunde steht Wilhelm von Oranien, der schweigend die Seele und der geheime Lenker des Aufstandes, in kühner Stellung sieht er zu dem Grafen von Brederode empor, der von einer Erhöhung aus die Versammlung anredet. Hinter Oranien hat sich Egmont in einen Stuhl geworfen, finster, bleich und mit mißbilligenden Blicken die Versammlung und ihr Treiben betrachtend. Denn den Hintergrund füllen Gruppen von jungen Männern, die in fanatischer Freiheitslust und Trunkenheit sich umarmen, andere mit charakteristisch kühnen Gesichtern hineinschauen, lebhaft discutiren oder geheime Gespräche zu führen scheinen. Es ist ein so mächtiger Ausdruck aller Leidenschaften in diesen Köpfen, ein solches Leben, solche Kraft und Kühnheit, historische Gewalt, Talent und tiefes Studium, neben Kunst der Malerei und Sauberkeit der Ausführung in Gewandung und Schmuck, daß, wenn man selbst zugeben will, daß die Färbung fast zu grell, der Vordergrund zu flach gehalten ist, dies Bild zu den großartigsten gehört, das die neue Zeit und Kunst aller Länder hervorgebracht hat. — Unglücklicher Weise haben die Räume der Akademie keinen Platz, wo so große Bilder das rechte Licht erhielten. Die Säle sind sämmtlich nicht tief genug. Man freut sich daher, daß der König, dessen Kunstsinn wir überhaupt die Herschaffung der Gemälde von Cöln verdanken, den Befehl gegeben hat, sie in der Rotunde des Museums nochmals aufzustellen. Dort werden sie erst im rechten Lichte gesehen werden und dann wahrscheinlich auch die grelle Färbung verschwinden, die man Biefve zum Vorwurf macht.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 254. — den 30. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Adrian Brouwer.

Eine Skizze nach Houbraken.

Wie Brouwer's Pinsel, so war sein Leben wilder, ungebändigter Leichtsinn, der, über alle Schranken schreitend, ihn da schon dem Tode in die Arme warf, wo in der Blüthe kräftigen Mannesalter anderer Maler gerade ihre schönsten Schöpfungen liefern.

Ueber den Ort seiner Geburt ist man nicht einig; die Einen wollen, daß er zu Audenaerde in Flandern, die Andern, daß er zu Harlem geboren sei, Alle stimmen jedoch in dem Jahre überein und geben 1608 als dieses an. Schon in erster Jugend offenbarte sich seine Neigung zur Malerei, und seine arme Mutter konnte ihn zu anderem nicht gebrauchen als zum Zeichnen von Mustern, welche sie dann in Mützen und Brustlappen stickte und an Bäuerinnen verkaufte. In dieser Beschäftigung wurde er einmal von Franz Hals, einem bekannten Maler, der zugleich einen bedeutenden Handel mit Gemälden trieb, überrascht, und dieser fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, auch ein Maler wie er zu werden. Adrian war dies gern zufrieden, wenn nur seine Mutter ihre Einwilligung dazu gäbe; dies hielt nicht schwer, und er ging mit Hals in dessen Haus, wo er für die Kost arbeiten sollte.

Hals merkte bald, daß in Brouwer ein mehr als gewöhnlicher Geist steckte, und setzte ihn darum allein auf den Speicher, damit er dort von den andern Schülern ungestört sich ganz überlassen wäre. Doch blieb er nicht immer so allein, wie Hals es wohl gewünscht hätte, denn seine jungen Freunde machten sich jeden Augenblick droben etwas zu schaffen, um zu sehen, was er mache, und baten ihn, ihnen etwas zu zeichnen, denn sie erkannten alle, daß er sie weit überrage. Er warf dann gewöhnlich aufs Papier, was ihm gerade in den Kopf kam; die zwölf Monate, die fünf Sinne und Aehnliches, und erhielt von den Andern als Honorar für jedes seiner Bildchen — einen Stüber, jedoch das Versprechen dazu, daß sie denselben verdoppeln würden, wenn er sich mehr Mühe mit seinen Zeichnungen gäbe und sie fleißiger ausführe.

Daran konnte der arme Adrian jedoch nicht leicht denken, denn er war von seinem Meister zu sehr mit Arbeit überladen, obgleich er dafür nicht einmal satt sich essen konnte. Dies klagte er seinen Mitschülern mit weinenden Augen, und diese, unter denen auch Ostade sich befand, hetzten so lange an ihm, bis er aus dem Hause fortlief. Lange durchkreuzte er die Stadt, ohne zu wissen, was er anfangen, wohin er sich wenden sollte, — denn seine Mutter war inzwischen gestorben — bis er endlich mit einbrechender Nacht in die Kirche schlich und unter der Orgel sich niedersetzte.

In Harlem herrschte damals, wie noch später, die Sitte, an den langen Winterabenden zur Belustigung der Bürger die Orgel zu spielen, und so versammelte sich um die Zeit meist eine große Menschenmenge in der Kirche. Zufällig kam an jenem Abende ein Freund von Franz Hals dahin, sah Adrian niedergeschlagen und

die Wangen voll Thränen dasitzen und fragte theilnehmend, was ihm fehle. Der Jüngling schreckte auf, faßte sich jedoch bald und klagte dem Manne die Mißhandlungen, denen er bei Hals ausgesetzt wäre, zeigte seine zerrissenen Kleider und erzählte, wie er gezwungen gewesen, zu entlaufen, indem er's nicht mehr bei seinem Meister habe aushalten können, und in Verzweiflung nun nicht mehr wisse, was anzufangen, denn zurück könne er nicht mehr, wolle er nicht den Rucken voll Schläge haben.

Der brave Bürger hörte ihm theilnehmend zu, tröstete ihn und erbot sich zur Fürsprache bei Hals. Dieser hatte Adrian schon den ganzen Tag vergebens gesucht und suchen lassen und war um so mehr erfreut, ihn wieder zu haben, als er aus den Bildern desselben einen bedeutenden Gewinn zog, indem er sie für Werke eines fremden Meisters ausgab. Er ließ inzwischen wenig von dieser Freude merken; er gebot Brouwern strenge, sich sogleich auf seinen Speicher zu begeben, wurde jedoch von dem Bürger, der den Jüngling zurückgeführt, bald milder gestimmt und gelobte, ihn in der Folge besser zu behandeln. Am andern Tage kaufte er einen Pack alter Kleider auf dem Lumpenmarkte, und Adrian war wieder vollständig zufrieden, wenn ihm auch sein neuer Anzug so wohl paßte, wie der Harnisch des langen Goliath dem kleinen David. Zudem rühmte Meister Hals ihn jeden Tag, wie stattlich er in dem kostbaren Wamms und der prächtigen Hose aussähe, die ihm beide wie an den Leib gemalt säßen, so daß Adrian es am Ende selbst glaubte, obwohl er beim Aus- und Anziehen keinen Knopf anrührte, sondern mit aller Leichtigkeit in die angemalten Kleider und wieder heraus schlüpfte.

Lange aber dauerte diese Seligkeit nicht. Die andern Schüler kamen stets mehr ins Reine über den geheimen Handel, den Hals mit Brouwer's Bildern trieb, so wie auch über die immer mehr steigenden Preise, zu denen er dieselben anzubringen wußte, denn es war so weit gekommen, daß alle Liebhaber und Sammler in und außer Harlem Hals um Bilder des „neuen Meisters" bestürmten. Dies theilten sie Brouwern mit und riethen ihm, sich nicht länger von Hals zum Narren halten zu lassen und sein Glück auf eigene Faust zu versuchen. Nichts konnte dem noch stets Unterdrückten willkommener sein als diese Entdeckung; als sein Meister des andern Tages die Hausthür eben hinter sich hatte, schnürte Adrian sein Bündel und machte sich ohne alles Weitere auf den Weg nach Amsterdam. Sein gutes Glück wollte es, daß er zu einem Wirthe kam, der selber in seiner Jugend sich mit der Malerei beschäftigt hatte und noch mit glühender Liebe ihr anhing. Es war van Someren, der Wirth zum Schilde von Frankreich, Vater des nachher als Historienmaler berühmten Heinrich van Someren.

(Der Beschluß folgt.)

Wiener Tabletten.

(Beschluß.)

Die Conversation ward eine sehr lebhafte. „Denken Sie sich," flüsterte Fräulein Lina der Baronin zu, „ein Gesandter hat sich für meinen Geliebten (den Maler) interessirt, an meine Mutter darüber geschrieben, und sie willigt nun in unser Verbindung; mein Benoit wird noch diesen Abend kommen und Sie begrüßen." Die Baronin wünschte ihr Glück, und das Fräulein fuhr fort: „Ach, mir ist dabei nur um Papa leid! Ich war noch seine einzige Freude. Zwar liebt er Mama und bewundert ihre geselligen Talente, aber sie negligirt ihn gar zu sehr."

„Wer ist der junge Mann," fragte die Baronin, „der sich mit Mama so angelegentlich unterhält?"

„Der einzige Sohn eines reichen pariser Rentiers," war die Antwort, „der die große Tour durch Europa machen will, nun aber schon ein ganzes Jahr in Wien lebt. Seit sechs Monaten mit uns bekannt, machte er anfangs mir den Hof; da er sich jedoch bald überzeugte, daß seine Bemühungen weder von mir noch viel weniger von Mama gern gesehen wurden, richtete er seine Zärtlichkeit ausschließlich an sie."

„Und was sagt Papa dazu?" fragte die Baronin.

„Papa," entgegnete das Fräulein, „ist froh, wenn Mama einen Gegenstand hat, denn sodann wird sie freundlich mit ihm. Zudem, ein honetter Hausfreund gehört in den distinguirten Häusern von Wien so zu sagen zu den Möbeln, und eine Frau von Stand würde eine sehr traurige Figur machen ohne einen ordentlichen Anbeter. Ich aber werde mit meinem Benoit nicht diesem abscheulichen Tone huldigen, denn er ist mir Alles."

In diesem Augenblicke trat Herr von Wurmfeld zu uns, der sich von neuem zu präsentiren kam, was er mit vielen drolligen Bücklingen zu bewerkstelligen suchte.

„N'est ce pas," sagte er mit der vollendetsten Miene eines Bonhomme und in einem Französisch, das von Germanismen wimmelte, „Wien ist schön und unser Leben das reizendste von der Welt? Finden Sie, Baro-

nin, nicht Alles charmant? Ich spreche natürlich nicht von meinem Hause allein, obwohl — he, he —!"

„Mir gefällt es in Wien gar wohl," sagte meine Nachbarin.

„Comment?" rief er aus, „nur gefällt? Es eblouirt, charmirt, enchantirt, frappirt Sie nicht?"

„Frappirt?" lächelte sie, „Einiges wohl!"

„Parbleu!" fuhr er nun in komischem Pathos heraus und dabei mit dem ganzen Körper zurück, „was wollen Sie damit sagen?" —

„Sie Bär!" und „Mort de ma vie!" schrie es plötzlich hinter ihm. Der erste Schrei kam aus dem Munde seiner Frau, der zweite aus dem des jungen Parisers ihr zur Seite, auf dessen engbeschuhten und wahrscheinlich mit Leichdornen behafteten Fuß der anstößige Herr vom Hause mit dem Absatze seines Stiefels zu stehen gekommen war, so daß der im Irrgarten der Liebe umhertaumelnde Jüngling, vom grimmigsten Höllenschmerze dieser Gattung gepackt, nicht nur besagten Aufschrei that, sondern, wie vom Blitze getroffen, seiner Nachbarin an den Busen sank und sie mit seinen Armen krampfhaft umklammerte. Dieser Doppelschrei wirkte aber so erschütternd auf Herrn von Wurmfeld, daß er sich wie besinnungslos auf seinem möderischen Absatz mit Gedankenschnelle umdrehte und dadurch dem lackirten Schuh seines Nebenbuhlers ein unvergängliches Merkmal seines Daseins einbohrte. Leider war es damit noch nicht abgethan; denn er verlor durch dieses rasche Umdrehen seiner Corpulenza eben so plötzlich die Balance und stürzte in seiner ganzen Mächtigkeit auf das verschlungene Paar, wodurch er, in ihrem Bunde der Dritte, nicht nur ihrer Umarmung theilhaftig wurde, sondern mit den halb Zerquetschten auf den Divan in aller Länge hinschlug. Betäubendes Geschrei brach von allen Seiten los, und Alles sprang herzu, diesen verhängnißvollen Knäuel entwirren zu helfen. Doch — das Schicksal schien noch nicht versöhnt. In demselben Momente war der Maler Benoit eingetreten. Zum Tische springen, eine große mit Wasser gefüllte Flasche ergreifen und den ganzen Inhalt derselben über das hingeschmetterte Kleeblatt ausgießen, war das Werk eines Augenblicks; wahrscheinlich glaubte er seinen Schwiegerpapa in spe von einer Ohnmacht befallen. Ein unauslöschliches Gelächter erscholl, dazwischen die Flüche des Franzosen, dessen nach oben gekehrter Mund für eine lange Fahrt frisches Wasser eingenommen hatte, und der sich vergebens unter der Elephantenlast des Herrn von Wurmfeld hervorzuarbeiten strebte; das Stöhnen der halberstickten Frau vom Hause, welche vor Schaam und Wuth sämmtliche Nägel ihrer Rosenfinger in das volle Antlitz ihres hülflosen Gatten gegraben hatte, dessen man man sich nunmehr bemächtigte, und den man nicht ohne große Anstrengung emporriß, wodurch nun auch die ihm Unterlegenen zum Vorschein kamen. Aber in welchem Zustande! Alle drei wie gebadete Mäuse; Jabot, Cravatte, Gilet, Coiffüre, Blonden — Alles hin, zerknittert, zerrissen, überschwemmt!

„Die Soirée ist aus!" schrie Frau von Wurmfeld mit wüthenden Thränen aufspringend, „das ist mein Tod, ich lasse mich scheiden von diesem Eh'standsmonstre — gute Nacht!"

Damit stürzte sie durch den Salon hinaus, wahrscheinlich ihrem Boudoir zu.

Die Gesellschaft ergoß sich in Beileidsbezeigungen mit schwer verbissenem Lachen und brach auf. Ihrem Beispiele folgten auch wir.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Kunstkritik. Statuen und Denkmäler. Theater. Winterlectüre.]

Gott sei es übrigens geklagt, wie hier die Kunstkritik geübt wird und in welchen Stümperhänden sie sich größtentheils befindet. Unsere Zeitungen geben davon ein ruhmwürdiges Beispiel. Wenn die Zeit der Ausstellung heranrückt, wird, so billig wie möglich, ein Mensch gesucht, der etwas darüber zusammenstoppeln kann. Der bringt dann seinen Unsinn zu Markte, und da er keine Spur von eigener Anschauung, von ästhetischem Gefühl, geschweige von ästhetischem Bewußtsein und kritischer Schärfe hat, so macht er sich an die jungen Maler, die in den Sälen zu Dutzenden umherlaufen, schüsselt dann deren gediegene Urtheile zusammen, gießt seinen faden Brei darüber und setzt es dem Publikum vor. Der gebildete Theil nimmt daher gar keine Notiz davon, oder liest es, um sich zu ergötzen und zu ärgern. Die Künstler selbst haben aber auch vollgemessene Schuld daran. Nichts geht über ihre Eitelkeit und Anmaßung. Da will jeder gelobt sein, Tadel ist ein Majestätsverbrechen, das dümmste Lob ist ihnen recht, jede gerechte Würdigung unerträglich und das Ende vom Liede bleibt die hochmüthige Versicherung, daß ein Mensch, der den Pinsel nicht selbst führe, nicht selbst sogenannter Künstler sei, doch nichts davon verstehe. Sie sind nicht alle so, aber die allermeisten und die alten Herrn die tollsten. So ist denn die Kritik in Berlin ein sanftes Gemisch von Trivialitäten, Liebedienerei, Autoritätsglauben, Unverstand und Bombast, die zu einer Wassersuppe zusammengerührt werden, in der wi Fettaugen, das Räuspern und Kopfschütteln, das: Wasch mir den Pelz und mach ihn naß und wenn es hoch kommt, ein paar unterthänige Bemerkungen, wie der geehrte Künstler wohl in seiner Vortrefflichkeit dies und das hätte auch anders machen können, oben aufschwimmen. Nur Klein mi

seiner die Ausstellungen begleitenden kritischen Brochüre macht davon eine rühmliche Ausnahme. Kritische Schärfe und ein gediegenes parteiloses Urtheil vereinen sich bei ihm, schade nur, daß seine heiße Phantasie so oft seine Sprache zur Ueberschwenglichkeit forttreibt. Ueber Lessing's Huß und die belgischen Bilder hat sich aber ein schrecklicher Krieg zwischen Künstler und Kunstrichter erhoben. — Die Kunstrichter gaben nämlich zu verstehen, möchten die Belgier auch sein wie sie wollen, Huß bleibe Huß und Lessing doch ein ganz anderer Kerl. — Dagegen trat ein Herr E. M. auf, nicht Eduard Meyer, wahrscheinlich aber Professor Eduard Magnus, einer der talentvollsten Künstler, der sich auf Lessing's Kosten der Niederländer annahm und endlich so weit ging, Lessing die härtesten Vorwürfe zu machen, seinen Huß eine colorirte Bleistiftzeichnung zu nennen und geradezu es auszusprechen, daß Lessing in Farbe und Talent zurück geschritten sei, auch nichts aus ihm werden könne, weil er nichts gesehen habe, nichts sehen und nichts lernen wolle. — Ich lasse mich auf diesen Streit diesmal nicht ein. Es ist völlig ungerecht von beiden Seiten. Huß kann sich als historisches Bild allerdings nicht mit diesen Niederländern messen, sie drücken ihn todt mit ihren riesenhaften Compositionen, der Gewalt des Stoffes, des historischen Lebens darin. Lessing hätte keine Kerkerscene, sondern Huß vor dem Kaiser malen müssen, aber von einer Bleistiftzeichnung kann nicht die Rede sein, und wenn Lessing nichts sehen, nichts lernen will, so sollte man anerkennen, daß er seinen eigenen Entwickelungsgang verfolgt, und nicht so einseitig behaupten, er sei zurück geschritten. Der Huß ist vom Könige für 10,000 Thlr. gekauft und wird also wirklich für Berlin erhalten, was wahrhaft erfreulich ist. — Auch in den Werkstätten anderer Künstler geht es rege her. Rauch hat zur Statue Friedrich des Großen jetzt das Modell des Pferdes ganz vollendet. — Die Amazonengruppe von Kiß steht fertig da, doch ist noch ungewiß, wo sie aufgestellt werden soll. Man vermuthet auf dem Platz der Bauakademie. Kiß ist mit vielen großen Aufträgen beschäftigt. Mit der Statue Friedrich des Großen für Breslau und den Statuen Friedrich Wilhelm des Dritten für Königsberg und Potsdam. Was aus dem Denkmal des Königs für Berlin wird, weiß man noch immer nicht. — Die beliebte Vase im Thiergarten war doch gar zu abgeschmackt in der Idee und hat so wenig Beifall gefunden, daß statt der nöthigen 30,000 Thlr. nur 6000 mittelst Collecten eingegangen sind. Eine Bildsäule zur Zierde einer unserer Plätze würde ohne Zweifel andere Erfolge gehabt haben.

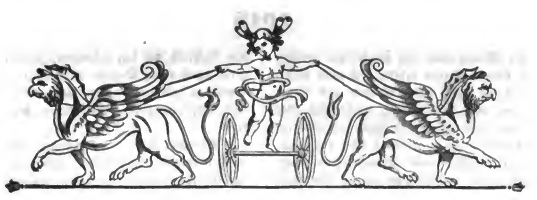
Beim Hoftheater sind wir auf dem alten Platz. Man wartet noch immer auf Reformen. Fanny Elsler's kunstfertige Beine füllen die Räume des Opernhauses, die Oper selbst aber liegt nieder, und was in letzter Zeit das recitirende Schauspiel Neues brachte, ist auch nicht weit her. Ein Lustspiel von C. Blum: „Der Vicomte von Letorrière" hebt sich durch das ausgezeichnete Spiel der Fräulein von Hagn; ein anderes von Holtei „Erich der Geizhals" ist vor einigen Tagen mit genauer Noth zu Ende gespielt worden. Man zieht die alten Kotzebue'schen, Iffland'schen, Schröder'schen Sachen hervor. Woran liegt diese Armuth? Ist in Deutschland so wenig wahres Talent, oder liegt es in den Umständen und Zuständen. An letzteren fehlt es doch nicht; es sind ja neulich erst bei der Preisbewerbung mehr als hundert Lustspiele hier eingelaufen und einige gegeben worden, wenn das aber wirklich die besten waren, dann freilich! — Jetzt unterhalten zahlreiche Concerte; Herr von Holtei liest Shakspeare'sche Dramen; der zwölfjährige Anton Rubinstein, ein Phänomen in seiner Art, übertrifft Liszt. — Die neuen Romane von Willibald Alexis der falsche Woldemar, Madame Paalzow's sentimentalste, neueste Schöpfung Thomas Thyrnau, Laube's Gräfin Chateaubriand, Sternberg's Diana und König's Novelle Regina, geben eine reiche Winterlectüre, dazu kommen noch die interessanten Memoiren des Ritters von Lang, kurz es fehlt weder an Vergnügen noch an Streit und Stoff dazu, in allen Richtungen und Geistesgebieten ist er reichlich zu haben. —

Notiz.

[Chamisso.]

Von Chamisso's Werken erschien (Leipzig, Weidmann) in 5 Bdn. eine zweite Auflage. Statt des Stahlstichs und der Radirungen zum Schlemihl, mit welchen die Octavausgabe geziert war, haben wir hier die zweite, kleine Edition und einen Schmuck, aber einen sehr werthvollen, des Dichters Bildniß nach dem Medaillon von David. Als einen neuen Beitrag bringt Hitzig über die Entstehung des Schlemihl aus einem Briefe von Chamisso eine Aeußerung bei, die eine frühere Meinung des alten sorgsamen Herausgebers bestätigt. Man hatte in diesem Schlemihl zu viel suchen wollen, man nahm die Gestalt für den Vertreter einer speculativen Allegorie. Hitzig bestreitt dies; Chamisso habe, wie jeder Dichter, nie eine specielle Absicht bei seinem Poem gehabt, könne keine philiströse Rechenschaft über den Sinn und die Bedeutung desselben ablegen. Ueber den Grad des unbewußten und bewußten Producirens ist damit freilich noch nichts entschieden. Und Sinn, unbewußter Sinn, ist in jedem tieferen Mährchen, wenn auch nicht als Moralsatz, als combinirtes Rechnenexempel. Manche Dichtung freilich ist mehr oder weniger ein Spiel der müßigen Einbildungskraft, eine Phantasmagorie der trunkenen Sinne. So müßig und so zufällig wie eine Sternschnuppe am Firmament, war auch der Schlemihl in seiner ersten Anregung entstanden. Chamisso hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und sein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué fragte ihn, ob er nicht auch seinen Schatten verloren habe, und die Freunde malten sich dies Unglück aus. Ein anderes Mal blättert er in einem alten Romane von Lafontaine, wo ein gefälliger Mann in Gesellschaft Alles aus der Tasche zieht, was nur jemand wünscht. Chamisso meinte, hätte jemand nach Pferd' und Wagen verlangt, der Gefällige hätt' es geliefert. Solche Gefälligkeit als Sache des Teufels genommen — und der graue Mann im Peter Schlemihl war von der andern Seite fertig. Theorien und speculative Reflexionen verhalfen ihm zu nichts in dem Mährchen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 255. — den 31. December 1842.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Adrian Brouwer.

(Beschluß.)

Van Someren nahm Brouwern mit vieler Freundlichkeit auf und bat ihn um eine Probe seiner Kunst, und Brouwer lieferte ihm in wenigen Tagen nicht eine, sondern mehrere, die den guten Wirth in Entzücken versetzten. Jedoch waren dies nur ganz kleine Bildchen, und van Someren bat ihn darum, sich an eine größere Arbeit zu machen, was der nun besser gepflegte und genährte Adrian gern einging. Nach kurzer Zeit zeigte er dem braven Alten eine Prügelei zwischen Soldaten und Bauern, die diesem so wohl gefiel, daß er in der ersten Freude schier stumm dieselbe anstaunte.

Inzwischen war es überall kund geworden, daß Brouwer der Meister war, mit dessen Gemälden Hals so lange schon seinen Handel getrieben hatte. Man forschte aller Orten und Enden nach ihm, bis man heraus hatte, daß er bei van Someren in Amsterdam wohne. Ein Herr du Vermandois war der Erste, der sich bei dem Wirthe meldete, um ein Bild von Brouwer zu kaufen. Eben hatte dieser das Haus wieder verlassen, um später den Preis zu hören, als van Someren in aller Freude in Adrian's Zimmer stürzte, ihm von dem fremden Herrn meldete und zugleich ihm rieth, wenn derselbe wiederkehre und um den Preis frage, dreist hundert Dukaten zu fordern. Das schien dem jungen Meister doch eine gar zu große Summe, und es kostete ihm viel Mühe, als du Vermandois zurückkam und um die Kaufbedingungen fragte, nach manchem: „Ja, ich habe wohl viel Arbeit daran gehabt", sein hundert Dukaten herauszustottern. Um so mehr jubelte er in sich hinein, als du Vermandois ihm die Summe auf der Stelle bewilligte und ihn bat, dieselbe alsbald in Empfang zu nehmen, wiewohl er gleich noch seinen Ohren nicht traute, und ein Wink van Someren's ihn erst überzeugen mußte, daß der Fremde nicht sein spotte. Er packte also sein Bild unter den Arm und folgte du Vermandois, der ihm zu Hause die Summe gleich in blankem Golde auszahlte.

So viel Geld hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht zusammen gesehen, und das war nun alles sein; er wußte vor Freude nicht, was anzufangen, bis er endlich den Beutel in sein Bett ausschüttete und sich in dem Golde herumwälzte. Dann aber raffte er es wieder zusammen und ging aus. Acht Tage lang wußte man nicht, was aus ihm geworden war; am neunten erst kehrte er pfeifend und singend spät Abends nach Hause zurück, als van Someren eben die Thür schließen wollte. Verwundert fragte ihn dieser, warum er denn so fröhlich sei, wo er so lange gewesen und ob er sein Geld noch habe. „Oho," sprach da Brouwer, „des Ballastes mußte ich mich entschlagen, und ich bin froh, daß ich ihn los bin." Auf diese Weise trieb er's stets; hatte er Geld, dann ruhte er nicht eher, bis er's mit Schwelgen und Possenreißereien durchgebracht.

Zu lustigen Streichen war er überhaupt von Jugend auf geneigt. So kam er einst an der Werkstätte eines Wollspinners vorbei, der, wie alle seines Gewer-

kes, da es gerade Winter war, die Fenster mit geöltem Papier verklebt hatte. Adrian besann sich nicht lange, fuhr mit dem Kopfe durch das Oelpapier und fragte ernster Miene, wie viel Uhr es sei, machte sich aber gleich darauf, und ohne erst die Antwort abzuwarten, weg, während der Wollspinner, wüthend über das durchlöcherte Fenster, ihm Flüche und Schimpfwörter nachsandte. Ein andresmal, erzählt Cornelis de Bie, kam er nackt und bloß, von Seeräubern geplündert, in Amsterdam an. Dort ließ er sich einen Mantel und andere Kleider aus gröbstem Linnen machen, und bemalte dies alsdann mit Blumen und Vögeln und andern, so daß es als ein kostbarer Stoff erschien. Nachdem er lange in diesem Aufzuge die Straßen durchstrichen und sich von aller Welt hatte bewundern lassen, ging er ins Theater, wo er nach dem Schlusse des Schauspiels mit einem nassen Tuche auf die Bühne trat, vor den Augen der erstaunten Zuschauer nach einer kurzen Rede den sämmtlichen Farbenschmuck von seinen Kleidern wegwischte und, nachdem er ein wirkliches Chaos auf diese Weise auf denselben gebildet, unter dem schallenden Gelächter aller Anwesenden wieder wegging.

Nachdem er sich während vieler Jahre in Amsterdam also herumgetrieben, wollte er doch gern seine Kunstgenossen in Antwerpen einmal besuchen und machte sich auch alsbald ohne Paß oder Anderes auf die Reise. Da er also sich in Antwerpen auf keine Art zu legitimiren wußte, hielt ihn die spanische Besatzung für einen Spion, er wurde gefaßt und in die Citadelle festgesetzt. Dort lebte zu derselben Zeit der Herzog van Aardenborg als Gefangener, doch hatte dieser die Freiheit, im Geleite zweier Soldaten frei herum zu gehen. Als er eines Tages an Brouwer's Zelle vorbeikam, schaute dieser gerade durch sein vergittertes Fensterchen und bat ihn, den er für den Gouverneur der Festung hielt, um Erlösung aus seiner Gefangenschaft, in welche er, ohne zu wissen wie, gerathen sei. Der Herzog fragte ihn, wer er sei und was er in Brabant habe thun wollen, und Brouwer erzählte ihm Alles offen. „Daß Ihr Maler seid, muß ich glauben," fuhr dann der Herzog fort, „doch gelüstet es mich sehr, ein Pröbchen Eurer Kunst zu sehen, und wenn es Euch genehm ist, will ich Euch dazu alles Nothige verschaffen." Brouwer, der noch immer in seinem Irrthume war, zeigte sich bereit dazu, denn er dachte, auf diese Weise aus den ihn lästigen Kerkerwänden wegzukommen.

Nachmittags besuchte Rubens den Herzog, der stets sein inniger Freund gewesen. Bald lenkte der Herzog das Gespräch auf den gefangenen Maler und bat Rubens, durch einen Schüler ihm Leinwand, Farben und Pinsel zu besorgen, welches dieser gern einging, denn er war selber neugierig, eine Arbeit des Unbekannten zu sehen.

Brouwer sprang vor Freuden, als er die Geräthschaften empfing, und begann gleich eine Skizze von einer Gruppe spanischer Soldaten, die zufällig seinem Fenster gegenüber mit Karten spielten, zu entwerfen. Wenige Stunden reichten zur Vollendung derselben hin, und einige Tage nachher hatte auch der Pinsel sein Werk gethan. Als der Herzog das Bild erhielt, stand er fast sprachlos, denn einen Meister wie Adrian Brouwer hatte er in dem Gefangenen nicht vermuthet. Rubens erste Frage bei einem bald nachher folgenden Besuche war, was denn der arme Maler mache. Der Herzog zeigte ihm statt aller Antwort das Gemälde; Rubens schrak erstaunt zurück und rief: „Bei meiner Seele! das kann nur ein Brouwer gemalt haben. Wollen Sie sechshundert Gulden?" Van Aardenborg aber schüttelte verneinend mit dem Kopfe und sprach: „Alles, nur das Bild nicht, und sollte ich es auch nur des sonderbaren Zufalls wegen behalten, der es in meine Hand führte."

Rubens inzwischen konnte es nicht dulden, daß ein also braver Künstler schlecht behandelt wurde, und wandte sich an den Gouverneur der Stadt, dem er den ganzen Fall vortrug und dann um Brouwer's Befreiung bat, und er hatte die Freude, sein Gesuch bewilligt zu sehen. Brouwer begleitete Rubens nach Hause, erhielt Kleider und Essen, wurde von ihm in gebildete Cirkel geführt und schien ein ganz anderer Mensch werden zu wollen. Im Innern aber fühlte er sich gewaltig gedrückt und beengt, und so benutzte er die erste Gelegenheit, dem Hause seines Wohlthäters zu entlaufen, um sein altes wildes Treiben wieder zu beginnen.

Bald darauf verliebte er sich in die Frau eines Bäckers, der zugleich Handel mit Gemälden trieb. Dieser schloß einen Vertrag mit ihm, dem zufolge er in seinem Hause wohnen und ihn in der Malerei unterrichten sollte. Brouwern gefiel dies um so mehr, als er um so ungestörter sein Verhältniß zu der schönen Bäckersfrau fortsetzen konnte, und auf der andern Seite auch in dem Hausherrn einen eben so gelehrigen als leichtsinnigen Schüler fand. Die beiden lustigen Vögel trieben es in kurzer Zeit so weit, daß sie flüchten mußten, und zogen nach Frankreich.

In Paris setzte Brouwer sein wüstes Leben während mehrerer Jahre fort, bis er glaubte, daß man in

Antwerpen das Vergangene vergessen habe. Bei seiner Rückkehr aber war er durch seine Ausschweifungen so geschwächt, daß man ihn in ein Hospital bringen mußte, in welchem er zwei Tage nachher im zweiunddreißigsten Jahre seines Alters starb. Seine Leiche wurde zu den andern in die Pestgrube geworfen und mit Stroh und Kalk bedeckt.

Zufällig hörte einer von Rubens' Schülern von dem jämmerlichen Ende und Begräbniß Brouwer's und hinterbrachte es seinem Meister, der mit feuchtem Auge alsbald die Leiche auszugraben befahl, sie in einen schönen Sarg legen und in der Kirche der Carmeliter beisetzen ließ. Man sagt selbst, daß Rubens ihm ein Denkmal habe errichten wollen, zu welchem das Modell schon fertig gewesen, jedoch soll die Ausführung durch den Tod des edlen Meisters verhindert worden sein.

J. W. Wolf.

Notizen.

[Franz Dingelstedt.]

Von Dingelstedt's früherer Novellistik haben wir nicht viel halten können. Ein Coquettiren und Liebäugeln ging mit Schwachheit in Erfindung, mit Weichlichkeit in der Ausführung Hand in Hand. Um so mehr ist man überrascht, den Poeten in ihm zu entdecken. Seine „pariser Nächte" im neunten Hefte der „Weltgegenden" liefern den schönen Beweis von Humor und von Gestaltenzeichnung. — Es sind drei nach Paris verschleuderte Deutsche, deren Schicksale uns hier mit dem ganzen Tiefsinn poetischer Sympathie geschildert werden. Sie sind übereingekommen, sich jeden Freitag Abends im „Hause der Exilirten", einem Cabaret, das ein verbannter Pole hält, zu versammeln. Dort wird ihr Leid lebendig, bei einer Bowle Punsch dampfen ihre Herzen auf. Sie sind alle Drei sehr deutsch geblieben in den französischen Wirren, sie zanken sich, und ein Band der Liebe hält sie doch insgeheim dauernd fest. Zwei von ihnen führen einen Namen gegen ihren Charakter, wie lucus a non lucendo. Der „Cavalier" ist ein wehmüthiger Buchhändlercommis. Er hatte in Deutschland auf Geheiß seines Herrn ein verbotenes Buch vertrieben; auf ihn schlug und den Esel meinte man; er mußte landflüchtig werden und sein Principal wurde Hofbuchhändler. Seine Schicksale in Paris sind die humoristische Elegie einer wehmüthig deutschen Seele. Der „der Diplomat" heißt, der Zweite, ist weit mehr ein Cavalier, schon als Schulbube in Deutschland, wenn er zu seiner Empörung in die abgetragenen Kleider seiner ältern Brüder hineinwachsen muß. Er studirte und mußte sich mit seiner Hände Arbeit in Deutschland vor Hunger schützen. In Paris ist er Hauslehrer, dann Secretär eines hochgestellten Diplomaten. Als solcher gewinnt er die Neigung der Gemahlin seines Herrn. Seine Ereignisse haben eine tragische Wendung. Beide Charaktere sind in der That vortrefflich gezeichnet. Der Dritte im Bunde, der „Poet", bleibt uns seine Geschichte schuldig, weil sie noch keinen Abschluß hat.

[H. Scherer.]

Unter dem Titel „Bunte Bilder aus dem Wanderleben" hat Hermann Scherer in 3 Bänden (Stuttgart, bei Sonnewald) seine Skizzen über deutsche Männer, Städte und Länder zusammengestellt. Es war davon Manches in Journalen zerstreut, Einiges führten wir unsern Lesern selbst vor, wie den Aufsatz über Muskau, die Residenz des Fürsten Pückler, die Charakteristik Arndt's, die schweizer Bilder, die Tabletten vom genfer See. An diese reihen sich nun in der interessanten Sammlung andere Darstellungen von Schweizerlandschaften, ein Tagebuch aus München, ein Ausflug ins baiersche Hochland, ein Besuch in der Walhalla, ein Spaziergang in Prag, eine Schilderung Gräfenbergs, ein Abend bei Tieck, eine Skizze über Kerner und mehrere andere Blätter aus der Mappe des Reisenden. Scherer's Feder ist gewandt, seine Stimmung patriotisch; die Kenntniß der heimischen Zustände gewinnt auf das erfreulichste durch solche Schilderungen.

[Literatur für Hamburg.]

Ludwig Wihl's Jahrbuch (zum Besten der hamburger Lehrer und Literaten) enthält lyrische Gedichte von Herwegh, Lenau, Mörike, Geibel, Duller, Wolfgang Müller, Püttmann u. A. Außerdem von Mosen einen Aufsatz über die Entwickelung der christlichen Malerei in Italien, von Simrock ein Bruchstück aus „Wittich Wieland's Sohn", von Gutzkow Scenen aus der Gräfin Esther, von Prutz Act 1. von Karl von Bourbon.

Das Hansa-Album von Harnisch, vortrefflich ausgestattet, enthält Gedichte von Rückert, Kerner, Freiligrath, Herwegh, Bechstein, Prutz, Schücking u. A. Von prosaischen Beiträgen eine Novelle von Schirges und ein Gespräch Goethe's mit Eckermann, zu einem dritten Bande der Eckermann'schen Aufzeichnungen gehörig.

[Hamburg.]

Die kleine Schrift von Wienbarg über Hamburg und seine Brandtage (Hamburg, bei Kittler, mit einem Plane der Stadt, einem Panorama des Jungfernstiegs und drei Ansichten von Otto Speckter) ist ein Spätgeschenk, aber doch ein willkommenes, weil das Phänomen bei Wienbarg's Klarheit der Darstellung uns jetzt übersichtlich vor Augen liegt. Zu Wienbarg muß man immer sagen: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!"

[Uhland's Ernst v. Schwaben.]

Uhland's Herzog Ernst v. Schwaben — schreibt man uns aus Stuttgart — wurde am 7. d. M. auf der dortigen Bühne aufgeführt. Moritz wählte dies Werk unseres patriotischen Dichters zu seinem Benefiz, und machte den Abend für die Söhne Deutschlands zu einem Nationalfest. Die Bühne war reich geschmückt. Das Haus gut besetzt, das Parterre gedrängt voll; nur die Ranglogen waren leer. Der Hof war nicht zugegen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

A n z e i g e.

Zeitung für die elegante Welt 1843.

H e r a u s g e g e b e n

von

H e i n r i c h   L a u b e.

In 52 Wochenlieferungen in größtem Octav auf superfeinem Velinpapier mit ausgezeichnet schönen Modebildern und andern artistischen Beilagen.

Die Zeitung für die elegante Welt feiert mit Beginn des Jahres 1843 den zweiundvierzigsten Jahrestag ihrer Gründung. Kann einer Zeitschrift das Alter auch nicht immer zur Empfehlung dienen, so können wir uns doch insofern darauf berufen, als wir stets bemüht gewesen sind, die unsrige zu verjüngen und sie dadurch immer lebendig zu erhalten. Nun hat seit einiger Zeit die politische Presse, zur Vervollständigung ihrer Zeitbilder, auch Betrachtung des Neuesten in Literatur und Kunst in ihr Bereich gezogen und damit den schönwissenschaftlichen Blättern theilweise den Reiz der Neuheit, welcher ihnen eigenthümlich war, genommen. Es schien uns also auch für unsre Zeitschrift die Nothwendigkeit einer neuen Zuthat eingetreten zu sein. Die von uns für den literarischen Theil neu gewonnene Redaction wird sich über ihre Ansicht und Bestrebungen selbst aussprechen. Wir aber bieten dem Publikum artistische Beilagen, deren ansprechende Beschaffenheit wir seit längerer Zeit vorbereitet haben.

Unsere Zeitung wird daher von 1843 an in neu verschönerter Gestalt erscheinen, und wir werden bemüht sein, die Ausstattung immer mit den besten, einen geschmackvollen Beifall verdienenden Hülfsmitteln zu versehen. Wöchentlich sollen regelmäßig zwei Tafeln der neuesten Frauen- oder Herren-Moden geliefert werden, und es sollen andere Beilagen zahlreich erfolgen, so wie sich interessante Veranlassungen in der Zeitgeschichte darbieten. Denn wir wollen nicht durch ein beliebiges Quodlibet von Bildern die Bilderbücher vermehren.

Der Preis des Jahrganges bleibt der bisherige Crt. ℛℳ 8. — Den beigefügten Anzeiger empfehlen wir zu buchhändlerischen und kaufmännischen Bekanntmachungen. Für den Raum der durchgehenden Petitzeile sind 3 Ngr., für die gespaltene 1½ Ngr. zu vergüten.

Leipzig, den 20. December 1842.

Die Verlagshandlung.

Die in diesen Tagen erscheinende 1. Wochenlieferung enthält: Anzeige der Verlagshandlung. — Ankündigung der Redaction. — Atta Troll von Heinrich Heine. — Der belgische Graf. Erzählung. — Nachrichten: Theodor Döring. — Richard Wagner. — Scribe's Richard Cromwell. — Der Literaten-Verein. — Liszt in Weimar. — Zu Heine's Atta Troll. — Seb. Bach's Denkmal. — Moden-Bericht. — Anzeiger. — Vier artistische Beilagen: Nr. 1. Das Innere der Walhalla. Nr. 2. Theodor Döring als Banquier Miller in Bauernfeld's Liebesprotokoll. Nr. 3. und 4. Pariser Moden.

sein innig

Zwei

prachtvolle Zimmerverzierungen.

Bei **Julius Helbig** in **Altenburg** ist erschienen:

PORTRAIT

Ihro Durchlaucht der Prinzessin

MARIA,

Prinzessin von Sachsen-Altenburg, Herzogin zu Sachsen, verlobten Braut Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Hannover.

Gezeichnet von Julius Dieterich in Altenburg, lithographirt von L. Schöninger in München.

No. I.	Abdrücke vor der Schrift Chines. Papier	2 Rß — Ngr	
No. II.	Abdrücke mit der Schrift Chines. Papier	1 „ 15 „	
No. III.	Abdrücke mit der Schrift Velin-Papier	1 „ — „	

☞ Jede Ausgabe **in Glas und Goldrahmen** 1 Rß 6 Ngr **mehr.**

Soeben erscheint in meinem Verlage:

Malerische Ansicht

der

Herzoglichen Residenzstadt Altenburg

mit 18 Randbildern, die vornehmsten Gebäude und schönsten Umgebungen Altenburgs, sowie charakteristische Gruppen Altenburger Bauern darstellend, in **Stahl** gestochen von den besten Künstlern des Kunst-Verlags in Karlsruhe.

Sr. Herzogl. Durchlaucht dem regierenden Herrn Herzog **Joseph** von Sachsen-Altenburg ehrfurchtsvoll gewidmet vom Verleger.

Breite 20 Zoll — Höhe 16 Zoll.

No. I.	Ausgewählte Abdrücke, Schweizer Velin und Chin. Papier	Rß 2. —
No. II.	Chinesisch Papier	„ 1. 15.
No. III.	Velin-Papier	„ 1. —

Jede Ausgabe **in Glas und Goldrahmen** 1 Rß 6 Ngr **mehr.**

☞ Der Subscriptionspreis hört mit dem Monat October auf und tritt dafür der, für sämmtliche Ausgaben sowohl als für Glas und Rahmen, um **ein Drittel** erhöhte Ladenpreis ein.

Dieses reizende, in **Stahl** gestochene, herrlich gelungene Bild, zeigt uns die durch ihre romantische Lage ebenso als durch die Geschichte (u. a. d. Prinzenraub) merkwürdige Stadt Altenburg, in ihrer Eigenthümlichkeit, wie man sie nur vom Schloß-Altan aus erblickt. Amphitheatralisch erhebt sie sich dort, den schönen Josephsplatz im Vordergrunde, vor unsern Blicken und läßt fast jede Straße, jedes Gebäude erkennen. — Nur im **Stahlstich** läßt sich eine Landschaft schön und treu wiedergeben, und ist dies die erste Städte-Ansicht dieser Größe, welche in Stahl produzirt ist.

Den Rand dieser Ansicht zieren folgende Bilder: 1) das Herzogliche Residenzschloß. 2) Fest-Aufzug Altenburger Bauern zu Pferde. 3) Das Rathhaus. 4) Die Freimaurerloge. 5) Die polnische Hütte. 6) Der Herzogliche Garten. 7) Die Teichpromenade. 8) Das Magdalenenstift. 9) Bauernstube mit Kartenspielern. 10) Schloß Ehrenberg. 11) Bauernschenke, Nobitz im Hintergrunde. 12) Das Amt- und Landschaftshaus. 13) Das Freiherrlich von Seckendorffsche Haus. 14) Das Josephinum. 15) A. Rannigers Haus. 16) Das Casino. 17) Die Landesbank. 18) Eine Bauernhochzeit.

Den vielen Fremden, die Altenburg durch die Eisenbahn zu besuchen Gelegenheit haben werden, wird dieses Blatt eine liebe Erinnerung sein.

Bücher-Anzeiger. № 34.

Nachstehende Bücher sind bei Leopold Voß, Buchhändler in Leipzig, sowie in allen übrigen Buchhandlungen für beigesetzte Preise zu haben.

Für Gartenbesitzer und angehende Gärtner.

Joh. Albert Ritter's allgemeines deutsches

Gartenbuch.

in vollständiges Handbuch zum Selbstunterricht in allen Thei-
 der Gartenkunde, enthaltend: die Gemüse-, Baum-, Pflan-
n-, Blumen- und Landschaftsgärtnerei, den Weinbau, die
lashaus-, Mistbeet-, Zimmer- und Fenster-Treiberei, sowie
 höhere Gartenkunst. Nebst Belehrungen über die systema-
che Eintheilung der Pflanzen, über die Anlegung, Erhaltung
d Verschönerung von Lustgärten und Parks, einem vollstän-
gen Gartenkalender u. a. m. In alphabetischer Ordnung.
ir Gartenbesitzer, Blumenfreunde und angehende Gärtner.
eu bearbeitet von Karl Bosse. Fünfte, vermehrte und
verbesserte Auflage. Mit 4 Tafeln Abbildungen.

Preis 1 Thlr. 20 Ggr.

Unter den vielen vorhandenen Gartenbüchern liefert kein einziges gründliche, umfassende Anweisungen, Belehrungen und Winke über Theile des Gartenbaues, als das gegenwärtige. Nicht leicht dürfte Leser, der über irgend einen Gegenstand Belehrung sucht, das Buch befriedigt aus der Hand legen; denn es ist nicht nur nach eignen, gjährigen Erfahrungen bearbeitet, sondern auch die vorzüglichsten ern Schriften im Gebiete der Gartenkunde sind überall benutzt und Rathe gezogen. Es ist daher ein treuer, zuverlässiger Rathgeber für n Gartenfreund und angehenden Gärtner, und die alphabetische Ord- ng des Ganzen gewährt den Vortheil, daß man jeden Artikel mit htigkeit auffinden kann. Den redendsten Beweis für seine allgemeine uchbarkeit liefern die so schnell gefolgten neuen Auflagen, bei der nge ähnlicher Werke. Diese fünfte Auflage hat wesentliche Ver- erungen erhalten, insbesondere sind viele neue Blumen und Zierpflan- derselben einverleibt.

Der Rosenfreund.

ne faßliche, auf eigene Erfahrung gegründete Anleitung zur handlung der Topf- und Landrosen, um diese auf wilde Un- stämme mit Leichtigkeit zu veredeln, durch Wurzelsprossen, nker, Stecklinge, Samen und Wurzeltheile zu vermehren, tig das ganze Jahr über so zu behandeln, daß sie reichlich schön blühen, auch die feinsten Rosen sowohl im Freien, in Gemächern sicher zu überwintern, und Landrosen sowohl warmen Zimmer, als im warmen Kasten zu treiben, um von en zu jeder Jahreszeit Blüthen zu gewinnen. Von Eduard Streu. 8. geh. Preis 16 Ggr.

Diese aus der Feder eines tüchtigen Praktikers geflossene Schrift die schönste Blume des Erdballs ist wegen ihrer gediegenen und gründ- n Belehrungen über die Cultur und Veredlung der Rosen wahrhaft fehlenswerth.

Für Maurer- u. Zimmermeister u. die es werden wollen.

J. C. Webeke's Handbuch der

bürgerlichen Baukunst.

Allgemein faßlich für Maurer- und Zimmermeister und die es werden wollen. Ersten Bandes erste Abtheilung, enthaltend: Eine ausführliche Beschreibung der Bauhölzer, ihrer Aufbewahrung, und der Mittel, ihre Dauer zu verlängern; desgleichen der natürlichen und künstlichen Bausteine, der Mittel, ihre Beschaffenheit zu prüfen, und der Anfertigung aller Arten künstlicher Steine. Mit 4 großen Tafeln Abbildungen.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 Ggr.

Der Zweck des vorstehenden Werkes ist, die mannichfachen Neuerungen und Verbesserungen im Gebiete der bürgerlichen Baukunst in ein möglichst populäres und praktisches Handbuch zusammenzufassen, und sie dadurch dem Publico zugänglicher und also gemeinnütziger zu machen. Es darf daher den Maurer- und Zimmermeistern, sowie alle Denen, die das Meisterrecht erlangen wollen, mit Recht empfohlen werden. Das ganze Werk wird aus circa 6 — 8 solchen Lieferungen, wie diese, bestehen.

Mar. Wölfer: Der praktische

Feuer- und Ofenbaumeister.

Oder: Gründliche Anweisung, alle Arten von Feuerungsanlagen regelrecht und zweckmäßig zu erbauen, als: Küchen in alten Häusern zu verbessern und den lästigen Rauch abzuändern, sowie auch die Feuerungsanlagen in neuen Häusern zweckmäßig anszuführen; ferner: Feuerungsmaterial ersparende Feuer- und Kesselherde, Stubenöfen, Koch-, Back- und Bratöfen; sowie auch Kochherde, welche mit den Stubenöfen in Verbindung stehen, zweckmäßig einzurichten, die kalte Fußbodenluft in denselben zu erwärmen und erwärmt den Küchen und Stuben wieder mitzutheilen; warme Mistbeete, Oefen in Treibhäusern, Obst- und Malzdarren, Braukessel und Branntweinblasen, Seifensieder- und Färberkessel, Töpfer- und Porzellanöfen, Kalk- und Ziegelöfen, Schlosser- und Schmiedeessen, sowie auch Schmelz- und Fabriköfen aller Art, nach den neuesten Erfindungen und Verbesserungen ꝛc. zu construiren. Ein höchst gemeinnütziges, populäres, wissenschaftlich und praktisch bearbeitetes Handbuch zum Selbstunterricht für angehende Baumeister, Maurermeister und Maurergesellen, Töpfermeister und Töpfergesellen, Hausbesitzer, Feuerarbeiter, Eisengießereien und Fabrikherren, sowie auch zum Gebrauche bei Vorlesungen in höhern und niedern Real- und Baugewerksschulen, ꝛc. Erster Band. Mit 18 Taf. Abbildungen.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ggr.

Es giebt zwar schon mehre ähnliche Werke; das vorstehende übertrifft jedoch alle an praktischer Brauchbarkeit: wie ein Blick in dasselbe hinlänglich darthut; der Name des durch seine mannichfachen Bauschriften rühmlichst bekannten Verf. bürgt ebenfalls hinlänglich dafür. Dieser Band enthält die Anlegung der Schornsteine, Kamine, Feuer- und Kesselherde, Koch-, Brat- und Backöfen, letztere nach den neuesten, sehr an Brennmaterial ersparenden Constructionen.

M. Wölfer's praktisches Lehrbuch zur Anfertigung der

Bauanschläge und Baurisse

von Wohn- und Landwirthschafts-Gebäuden, sowie Anweisungen zu deren Ausführung, nebst der dazu erforderlichen Materialienkunde. Für angehende Baumeister, Maurer- und Zimmermeister und die es werden wollen, für Magistratspersonen, Bauherren, sowie auch für Gewerbe- und Realschulen. Mit 28 großen, sauber lith. Tafeln, enthaltend: Grund-, Auf- u. Profilrisse von Gebäuden. gr. 8. 1 Thlr. 22 Ggr.

Hier ist endlich ein Werk, wie es der praktische Baumeister, der Maurer- und Zimmermeister, längst schon gewünscht haben, das nämlich, neben der Anfertigung der Bauanschläge, zugleich eine gründliche Anleitung ertheilt, alle Arten von Baurissen zu entwerfen und correct zu zeichnen. Insbesondere ist dieses Werk allen denen zu empfehlen, die sich auf das Meister-Examen vorbereiten wollen; nicht weniger aber ist dasselbe für Bauherren von vielfachem Nutzen zur genauen Berechnung der Baukosten und zur Revision der Bauanschläge.

Friedr. Stoltz: 89 Recepte zu

Lacken und Firnissen

auf alle Metalle, Leder, Pappe, Papier, Möbeln u. s. w. und die sich auch mit allen Farben verbinden lassen, sowie zu vorzüglich schönen Goldfirnissen auf Silber und Messing, zu Kitten, im Feuer und Wasser haltbar. Nebst verschiedenen Anweisungen zur Bereitung von gutem Leim und Belehrungen über Gyps, Marmor und Färbung desselben. Nach vieljährigen Erfahrungen bearbeitet. Zweite Auflage. 8. geh. Preis 8 Ggr.

Selbstunterricht im Reiten.

A. D. Vergnaud: Praktischer Unterricht in der

Reitkunst

für Herren und Damen,

insbesondere zur Selbstbelehrung. Enthaltend: Die Civil- und Militair-Reitschule; die Reitschule für die Damen; das Fahren; Besorgung und Unterhaltung des gesunden Pferdes Besorgung des Pferdes auf der Reise; die thierarzneikundlichen Kenntnisse, welche vor dem Eintritt regelmäßiger Hülfe der Kunst nothwendig werden; der Ankauf, die Bezeichnung und Dressur der Pferde. Mit Abbildungen. Zweite Auflage. 8. geh. Preis 16 Ggr.

Ludwig: Der neueste, vollständigste

Universal-Gratulant

in allen nur möglichen Fällen des Lebens; oder Gelegenheitsgedichte zum neuen Jahre, zu Namens- und Geburtstagen, zur silbernen und goldenen Hochzeitsfeier, zu allen andern häuslichen Festen, sowie Strohkranzreden 2c. Für jeden Rang u. Stand Gesammelt und herausgegeben von Ludwig. Zweite Auflage. 8. geh. Preis 10 Ggr.

De Marlès: Geschichte der

Marie Stuart,

Königin von Schottland. 8. Preis 16 Ggr.

Dr. *Tanquerel des Planches*: Die gesammten

Bleikrankheiten

in ihren historischen, anatomischen, physiologisch chemischen, ätiologischen, pathologischen, therapeschen und sanitätspolizeilichen Beziehungen vom nesten Standpunkte der Medicin aus gewürdigt. von der Akademie der Wissenschaften zu Paris dem grofsen Preise gekröntes Werk. Deutsch bebeitet von Siegmund Frankenberg und mit ei erläuternden Vorworte versehen von Dr. Johann N. Erster Band. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gg

Der 2te (letzte) Band erscheint binnen 6 Wochen.

Dr. Joh. Jac. Kromm: Texte zu

Tauf-, Confirmations- und Trauungs-Reden,

nebst Angabe ihres Inhalts und beigefügten passenden Themen. Ein praktischer Wegweiser bei den Amtsverrichtungen Geistlichen. (Seitenstück zu den Texten bei Grabreden gr. 8. Preis 18 Ggr.

Katechetische Unterredungen

über die Hauptstücke des kleinen Katechismus Lutheri. J. A. Rohland. Zweiter Theil, enthaltend: Das Hauptstück. 8. Preis 10 Ggr.

Der dritte (letzte) Theil erscheint binnen 4 Wochen.

Für den französischen Sprachunterricht.

Guillaume Tell

ou la Suisse libre. Par J. P. de Florian. Mit einem vollständigen Wörterbuche von Dr. J. G. Fr. Renner. geh. Preis 8 Ggr.

F. A. Mignet: Histoire de la

Révolution française,

depuis 1789 jusqu'en 1814. Nouvelle édition. 2 v 8. Wohlfeile Ausgabe. Preis 1 Thlr.

Mignet's Geschichte der franz. Revolution zeichnet sich so durch eine klare, unparteiische Darstellung, als durch trefflichen St vorzüglichem Grade aus; weshalb dieselbe mit Recht unter die ne classischen Werke der franz. Literatur gezählt wird. Das Original net sich besonders zur Lectüre beim Unterricht in der franz. Sprache.

Pracht-Blumen.

Von Redouté. Für geübtere Zeichner und Zeichnerinn 12 Blatt. Zweite Auflage. Hoch Quartf. geh. 12 G

Diese herrlichen Blumenzeichnungen von Redouté, dem in je Beziehung unübertrefflichen Meister, haben mit Recht den allgemeinen Beifall gefunden; weshalb dieselben hier in einer neuen Auflage erscheinen, welche sich durch höchst sauberen Druck vor der ersten sehr auszeich

---

J. J. E. Roy: Geschichte der

Johanna d'Arc,

genannt: Die Jungfrau von Orleans. Nach der zweiten v besserten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. 8. 16 G

Dr. H. G. Vollmers deutscher

Universal-Briefsteller

für alle Stände und für alle Verhältnisse des Lebens.

Enthaltend die Regeln der Rechtschreibung und Anweisung, alle Arten von Briefen und schriftlichen Aufsätzen, als: Einga Bitt- und Beschwerdeschriften, freundschaftliche, glückwünschende, tröstende, Dank- und Empfehlungsbriefe, Mahn- und Ladungsbriefe, ferner Verträge aller Art, als: Verkaufs-, Bau-, Pacht- und Miethcontracte, sowie Cessionen, Vollmac Zeugnisse, Quittungen u. a. m., richtig und allgemein verständlich zu verfassen; nebst Belehrungen über die jetzt gebräuchl Titulaturen und Adressen, über kaufmännische Aufsätze und Buchführung, über mancherlei Rechtsangelegenheiten, über St und Postwesen; Erklärung und Verdeutschung der gebräuchlichsten Fremdwörter u. dgl. m. Achte, verbesserte vermehrte Auflage, bearbeitet von Fr. Bauer. gr. 8. geh. Preis 12 Ggr.

Bereits in achter Auflage erscheint hier eine für alle Stände sehr nützliche und brauchbare Schrift, welche höchst praktische Anweis und Formulare zu allen möglichen, im bürgerlichen Leben vorkommenden Briefen und Aufsätzen, in mannigfachster Auswahl enthält.

Der Inhalt ist folgender: 1) Kurzer Umriß der deutschen Sprachlehre und deren vorzüglichsten Regeln. 2) Ueber Briefe und Abfassung im Allgemeinen. 3) Ueber die verschiedenen Arten der Briefe. 4) Titulaturen. 5) Briefe. 6) Kaufmännische Angelegen und Aufsätze. 7) Ueber verschiedene Rechtsangelegenheiten nach preußischen Gesetzen. 8) Verschiedene Aufsätze, welche im bürgerlichen vorkommen, als: Vollmachten, Reverse, Schuldscheine, Quittungen, Rückbürgschaftsscheine, Schadlosverschreibung des Selbstschuldners u Das Steuerwesen. 10) Das Postwesen. 11) Erklärung und Verdeutschung der in schriftlichen Aufsätzen gebräuchlichsten Fremdwörter. — ersieht hieraus die große Reichhaltigkeit des Werkes, das ein wahrer Hausrathgeber genannt werden kann. Der Preis ist äußerst billig

---

Wohlfeiles Kochbuch für Hausfrauen und Köchinnen.

Antonie Metzner:

Die sich selbst belehrende Köchin,

oder allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. Enthaltend: gründliche und allgemein ständliche Anweisungen, alle Arten von Speisen, als Suppen, Gemüse, Saucen, Ragouts, Mehl-, Milch- Eierspeisen, Fische, Braten, Salate, Gelées, Pasteten, Kuchen und anderes Backwerk, Getränke rc. in sehr k Zeit schmackhaft bereiten zu lernen. Nebst Küchenzetteln und Belehrungen über Anordnung der Tafeln, Tran ren rc. Ein unentbehrliches Handbuch für Hausfrauen und Köchinnen. Nach vieljährigen Erfahrungen bearb Achte Auflage. Mit Abbildungen. 14 Ggr. Gebunden 16 Ggr.

Dieses Kochbuch darf nicht nur jungen Damen, angehenden Hausfrauen und Köchinnen, sondern auch Speisewirthen mit Recht empfohlen den. Den besten Beweis seiner außerordentlichen Brauchbarkeit liefern wohl die schnell auf einander gefolgten Auflagen dieses nützlichen und u behrlichen Buches.

Der reichhaltige Inhalt dieses Kochbuches ist nachstehender: 1) Allgemeine Belehrungen. 2) Suppen, 150 verschiedene Arten. 3) K schalen, 14 Arten. 4) Eingelegtes zu Suppen, 18 Arten. 5) Gemüse, 126 Arten. 6) Klöße und Fricassées, 38 Arten. 7) Saucen oder Brü 74 Arten. 8) Vom Kochen und Braten des Fleisches, 130 Anweisungen. 9) Fische, 63 Anweisungen. 10) Mehl-, Milch- und Eierspeisen Anweisungen. 11) Puddings, 22 Arten. 12) Geschmorte Obstarten und Salate, 38 Arten. 13) Gelées und Crémes, 51 Arten. 14) Past Torten und Backwerk, 103 Arten. 15) Eingemachtes, 27 Arten. 16) Kalte und warme Getränke. 27 Arten. 17) Küchenzettel und Tafel-Arra ment, nebst Anweisung zum Tranchiren rc. — Man sieht hieraus, daß nichts die Kochkunst Betreffendes vergessen ist u. daß es in diesem Buche auch an Anweisungen zu Gerichten der höhern Kochkunst mangelt, woran Köchinnen, die sich für dieselbe ausbilden wollen, ebenfalls sehr gelegen sein m

---

Musikalische Unterrichtswerke.

Neue Pianoforte-Schule.

Oder theoretisch-praktische Anweisung, das Pianofortespiel nach neuer erleichternder Methode in kurzer Zeit richtig, gewandt und schön spielen zu lernen. Nach J. N. HUMMEL'S Grundsätzen. Für Musiklehrer und Anfänger, sowie auch zum Selbstunterricht. Von J. E. Häuser. quer Quart. geh. Preis 22 Ggr.

Clavier-Tabelle.

Oder tabellarische Uebersicht der ersten Erfordernisse beim Clavierspielen. Preis 5 Ggr. oder 21 kr.

Ein Tableau, das, über dem Instrumente aufgehängt, Lehrern und Schülern beim Unterricht treffliche Dienste leistet.

Guitarre-Schule.

Oder leichtfaßliche Anweisung zum Guitarrespiel f alle Diejenigen, welche ohne Beihülfe eines Lehr dasselbe erlernen wollen. Nebst instructiven Uebun stücken. (Mit Abbildung des Griffbrettes einer Gu tarre.) Von J. E. Häuser. Preis 12 Ggr.

Mit Hülfe dieser Anweisung kann ein Jeder, der nur einigen Si für Musik hat, selbst ohne alle Notenkenntniß es in wenig Tagen so weit bringen, die gewöhnlich vorkommenden Gesellschaftsl begleiten zu können.

Fest- und Trinksprüche

bei Gastmählern und Festlichkeiten, sowie zur Erheiterung fr neter geselliger Cirkel. Mit Berücksichtigung der verschieden artigsten Fälle und Lebensverhältnisse. Von Dr. C. G. Hermann. 16. geh. Preis 8 Ggr.

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **14.** — den 5. November 1842.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.
Leopold Voß in Leipzig.

Subscription
wird in allen Buchhandlungen angenommen auf die
neunte verbesserte und sehr vermehrte Auflage
des

Conversations-Lexikon.

Vollständig in 15 Bänden oder 120 Lieferungen
zu dem Preise von
5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. = 15 Kr. C.-M.
Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Das erste Heft ist bereits erschienen und von allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Durch dasselbe wird man sich am besten von den bedeutenden Vermehrungen und Verbesserungen dieser neuen Auflage und von den äußern Vorzügen derselben hinsichtlich des Drucks und Papiers überzeugen können. Das ganze Werk wird in drei Jahren vollständig geliefert und monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben. Außer der Ausgabe in Heften auf **schönem weißen Maschinenpapier** erscheinen auch bandweise Ausgaben auf **feinem Schreibpapier** und **extrafeinem Velinpapier** zu dem Preise von 2 Thlr. und 3 Thlr. für den Band.

Rabatt kann auf die bemerkten Preise nicht in Anspruch genommen werden, **aber alle Buchhandlungen sind von der Verlagshandlung in den Stand gesetzt, Subscribentensammlern auf 12 Exemplare ein dreizehntes Ex. gratis zu liefern.**

In Appun's Buchhandlung in Bunzlau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Zug nach Moskau und die Schicksalsmächte.

Heldengedicht von C. G. E. Weber, 15 Bogen. gr. 8. in elegantem Umschlag. Preis 1 Thlr.

Der Verfasser, durch ein früheres episches Gedicht: die Völkerschlacht, und durch seine religiösen Gesänge: Die Herrlichkeit Gottes, Sonnenblicke der Gottheit und Echoklimmen des Lebens, bekannt, bringt dies vaterländische Gedicht seinen schlesischen Landsleuten, seinen preußischen Mitbürgern und dem gemeinsamen deutschen Vaterlande dar. Er wendet sich damit insonderheit an jene wackern Männer, die auf des Königs Ruf damals als Freiwillige zum Befreiungskampfe eilten, die in Heer und Landwehr mit Gott für König und Vaterland in denselben zogen, die als Ritter des eisernen Kreuzes aus demselben heimkehrten; an Alle, welche jene Prüfungs- und Rettungstage bestanden, für die gute Sache des Vaterlandes wirkten und sich des herrlichen Ausgangs freuen. Ihnen wird dieses Werk frohe Erinnerungen gewähren und das jüngere Geschlecht in dem, was hier besungen, ein Vorbild der Vaterlandsliebe, hohen Muthes, hochherziger Hingebung bewundern.

Eduard Silesius: Der Kampf um Tirol,

historisches Schauspiel in 2 Bänden.
I. Band: Friedrich der Treue, Herzog von Tirol.
II. Band: Oswald von Wolkenstein. Franz Grillparzer gewidmet. 23 Bogen. Preis $1^1/_4$ Thlr.

C. Spindler's neuester Roman.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Vogelhändler von Imst.

(Tirol vor hundert Jahren.)
Volksroman in vier Bänden,
von
C. Spindler.
8. br. Preis: 7 Thlr. oder 12 fl.

Wir wollen hiermit nur anführen, was das Literaturblatt von Dr. Menzel über diesen Roman sagt: „Das Ausgezeichnetste, was Spindler geleistet hat, waren immer Darstellungen aus dem deutschen Volksleben. Wer möchte verkennen, mit welchen reichen und reinen Lokalfarben er rheinfränkisches Leben geschildert hat im Juden, schwäbisches in der Nonne von Gnadenzell, baierisches im Antlas u. s. w. Alle Gemälde dieser Art aber übertrifft sein neuestes, das wir überhaupt für sein bestes Werk und für einen der vorzüglichsten Romane halten, die in Deutschland geschrieben wurden. Der Dichter machte sich zur Aufgabe, das Tiroler Volk in seiner innersten Gemüthlichkeit und in seinem heimathlichen Leben abzuspiegeln und es ist ihm auf eine so glückliche Weise gelungen, daß gewiß Niemand den Roman ohne Interesse und Rührung lesen wird."

Stuttgart. **Hallberger**'sche Verlagshandlung.

Novellen für die höheren Stände
im Verlage von J. Urban Kern in Breslau.

Neuerdings sind bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Skizzen aus der vornehmen Welt

Erster Band: **Marie.** Novelle.

Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn."

20½ Bogen. 8. Velinp. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Von derselben Verfasserin erschien im vorigen Jahr:

Schloß Goczyn.

Aus den Papieren einer Dame von Stande.

8. Velinp. Geh. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

Ueber obige geniale Produktionen, die auf keinem Toilettentische fehlen sollten, äußerte sich in der Zeitg. f. d. Eleg. Welt Herr Dr. Kühne unter Anderem: „In dem, was das feinere Publikum jetzt producirt, liegt der ganze äußere wie innere Reichthum eines von Schmerz und Genuß reich durchaderten Lebens. Der Memoirenroman der höhern Stände erscheint uns eben um deshalb so wichtig, weil er auf Erlebnissen beruht, Wirklichkeit, feingefühlte, oft sogar tief empfundene, gibt ꝛc. ꝛc." — Ich erlaube mir, nach den glänzenden Recensionen in Gersdorff's Repert., Brockhaus Blätter ꝛc., nur zu bemerken, daß obige Novellen zu den besten der neuesten Zeit gehören, und ihren Platz neben Godwie-Castle, St. Roche, den Novellen der Gräfin Hahn-Hahn, v. Sternberg u. A. behaupten.

Ferner ist bei mir erschienen:

Der Titanide. Novelle in 2 Bänden, von Karl Eitner. 2 Bde. 8. Geh. Velinp. Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Auf dies neue Produkt des Verf. des „Modernen Lazarus, Leipzig, bei Brockhaus, 1838" erlaube ich mir als ein bedeutsames Werk aufmerksam zu machen.

Dr. M. Wiener, Herbstrosen. Erzählungen. 8. Geh. 1 Thlr.

Math. v. Stambke, Grafen von Werdenfels. 8. Geh. 1 Thlr.

Lady Bulwer, Cheveley. 8 Bändchen. 16. Geh. 1 Thlr.

J. Urban Kern in Breslau.

Bei **Goedsche** in **Meißen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freiherr.

Novelle

von **A. Reinhold.**

2 Bände. 8. 1⅔ Thlr.

Labebecher für Fahrlustige.

Die launige Locomotive oder der lustige Gesellschafter auf der Eisenbahn zur Erheiterung im Dampfwagen.

Mit 2 Bildern geheftet ½ Thlr.

Im Verlage von **Huber und Comp.** in **St. Gallen** und **Bern** ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte von J. J. Reithardt.

12. br. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 gGr.)

Die Gedichte, die zum Theil schon in Taschenbüchern und Zeitschriften erschienen, und von denen einige längst in Anthologien aufgenommen wurden, sind mit strenger Sorgfalt für diese erste Zusammenstellung derselben ausgewählt und größtentheils neu überarbeitet und verbessert. Die classische Zeit unserer Geschichte lieferte größtentheils den Stoff dazu.

So eben erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Politische Gedichte

aus

der deutschen Vorzeit.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Mit dem wohlgetroffenen Bildniß von Hoffmann v. Fallersleben, gez. von Resch.

gr. 8. Brosch. 1½ Thlr.

Leipzig, d. 1. Novbr. 1842.

Wilh. Engelmann.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Zwei Jahre aus dem Leben eines Matrosen. Eine historische Schilderung des Seelebens. Aus dem Englischen von einem Seemanne. 2 Bde. gr. 12. geh. 2 Thlr.

In vorliegendem Werke erhält das deutsche Publicum eine treue Schilderung des Matrosenlebens. Es ist kein Roman, daher gewiß dem denkenden Leser um so willkommener. Der Uebersetzer ist durch seine vielen Erfahrungen auf dem Meere befähigt, das Original nicht allein zu verstehen, sondern auch dem deutschen Leser verständlich wiederzugeben, eine Eigenschaft, die er vor vielen deutschen Uebersetzern engl. Romane voraus hat. Passende Noten zur Verständlichung sind am Ende jeden Bandes beigefügt. Gewiß wird jeder gern die Schilderung eines Standes lesen, der von so großem Interesse und Wichtigkeit ist, aber von Bewohnern des Landes nicht gekannt werden kann, da es an einem Buche, wie diesem, bis jetzt gefehlt hat.

Bremen, im October 1842.

C. Schünemann.

Neuerschienene **belletristische** Schriften im Verlage von **Ed. Meyer** in **Cottbus** und zu haben in allen Buchhandlungen:

Bernd von Guseck, das Erbe von Landshut. Historischer Roman. 2 Bde. 2½ Thlr.

Leopold Schefer, Graf Promnitz. Der Letzte des Hauses. Ein Familienstück. 1⅙ Thlr.

Weltgegenden. Eine Sammlung schöngeistiger Producte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands. Mit Beiträgen von W. Alexis, Apel, Auerbach, Bechstein, Dingelstedt, Duller, B. v. Guseck, Gutzkow, Heller, Isidorus orientalis, Lewald, R. Morning, Mügge, Pandira, Peters, Rellstab, F. v. Sallet, L. Schefer, H. Scherer, E. Staeber, M. v. W. ꝛc. 2r Jahrgang 1r Band 1½ Thlr. 2r Jahrgang 2r Band 1⅔ Thlr.

Mit diesem Bande ist das Werk geschlossen und sind die bisher erschienenen 6 Bände für 9⅓ Thlr. zu beziehen.

Druck von Hirschfeld.

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **15.** — den 12. November 1842.

Barmen im October 1842. — Soeben erschien hier bei dem Buchhändler **W. Langewiesche** das von demselben vor einiger Zeit angekündigte:

Jahrbuch
für Kunst und Poesie.
Jahrgang 1843.

Herausgegeben von **Ludwig Wihl.**

Zum Besten der beim hamburger Brand zu Schaden gekommenen Lehrer, Gelehrten und Literaten.

480 Seiten in Octav, auf sehr schönem Papier. Compresser, aber doch sehr deutlicher und eleganter Druck. — Cartonirt — Preis 2 Thlr.

Es enthält Beiträge von L. Braunfels, L. Diefenbach, A. Dörr, Ed. Duller, J. Felsing, C. Fortlage, Emanuel Geibel, A. Greifenberg, Karl Gutzkow, Busso v. Hagen, A. Harnisch, J. Henning, Georg Herwegh, S. Heymann, G. Kinkel, K. G. Korte, H. Köster, G. A. Lambeck, Nicolaus Lenau, L. Lersch, Ed. Mörike, Julius Mosen, J. Müller, Wolfg. Müller, Emma von Nindorf, Nostradamus, Fr. Oebecke, Luise von Plönnies, R. E. Prutz, H. Püttmann, Fr. Saß, Ad. Schults, Gustav Schwab, Karl Simrock, R. C. Senner, G. Werth, L. Wiese, David Wihl, Lazarus Wihl, Ludwig Wihl, L. C. Wittich, Kathinka Zitz.

Bei diesen Mitarbeiternamen und dem obgenannten wohlthätigen Zwecke läßt sich mit Zuversicht eine ungewöhnliche Theilnahme des Publikums hoffen. Denn, fragt der Herausgeber mit Recht, welcher nicht ganz unbemittelte Gebildete könnte es über sein Herz gewinnen, sich zurückzuziehen, wenn er, wie hier, für weniges Geld sich den Doppelgenuß verschaffen kann, so ausgezeichnete, literarische Schöpfungen, wie in der That in diesem Bande sich finden, sich anzueignen und damit zugleich so würdigen, dem bedeutungsvollen Berufe der Jugend- und Volksbildung angehörigen Hülfsbedürftigen unvermerkt eine kleine Gabe zufließen zu lassen.

Außer vielen guten und zum Theil ganz vorzüglichen Gedichten lyrischer und epischer Gattung enthält das Jahrbuch auch zwei dramatische Stücke (von Gutzkow und Prutz) und mehrere interessante Prosa-Abhandlungen über Gegenstände der Kunst und Poesie, auch die Freunde novellistischer Literatur gehen nicht leer aus; besondere Erwähnung verdient noch Simrock's treffliches Gedicht „König Rother," worin sich auch, obgleich vor dem Brande geschrieben, merkwürdige Beziehungen zu abgebrannten Stadttheilen Hamburgs finden. Endlich dürfte die Vereinigung so vieler tüchtiger Literaten zu so schönem Zwecke schon an und für sich einen Genuß gewähren. — Durch alle Buchhandlungen Deutschlands kann das Buch bezogen werden. x.

URANIA.
Taschenbuch auf das Jahr 1843.
Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Meyerbeer's

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1 Thlr 20 Ngr.

Inhalt: I. Das diamantene Kreuz. Novelle von **L. Rellstab.** — II. Der Erbe von Thronstein. Novelle von **W. Martell.** — III. Reden oder Schweigen? Von **O. Ludwig.**

Von früheren Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840 kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., die Jahrgänge 1841 und 1842 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1842.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Napoleon's Ansichten

von der Gottheit Jesu,

sowie von Religion, Priestern u. Kirchenthum, Protestantismus u. Katholicismus. Durch D. G. v. Ekendahl. gr. 8. geh. 1⅓ Thlr. 2 fl. 15 kr.

Diese interessante Schrift ist hervorgerufen durch das kürzl. in Paris erschienene Sentiment de Napoléon sur la divinité de Jésus-Christ, par Mr. le Chevalier de Beauterne, wovon sie jedoch keineswegs eine bloße Uebersetzung ist. Sie ist als die Quintessenz der versprochenen Conversations réligieuses de Napoléon zu betrachten (vergl. Blätter f. literar. Unterhaltg., 1841, No. 208) und zeigt namentlich, wie Napoleon über solche confessionelle Controversen gedacht hat, welche seit dem 20. Nov. 1837 die Gemüther so sehr bewegt haben.

Von **Th. Blocks neuem Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen** ist die neue (3te) Auflage (Preis 15 Ngr. = 12 gGr.) in allen Buchhandlungen vorräthig.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig).

8. Jahrg. f. 1842. No. 56—61. mit 24 Abbild.

Ueber Explosionen an Eisenhohöfen, von Sauvage und Guilebot de Nerville. — L. Klein, über die Nagelfabrik zu Troy in Nordamerika. — Ueber eine neue Art erhabener Buchstaben und Schriftzeichen für Inschriften, Firmen u. s. w. — Ueber das Graviren der Daguerreotypplatten auf galvanischem Wege, von Grove. — Ueber bleifreie Töpferglasur aus Hohofenschlacken, von Reinsch. — Ueber künstliches Spiegeleisen, von v. Huëne. — Nachtrag über die künstlichen Ultramarine, von Elsner. — Bemerkungen über den Arbeitseffect bei der Förderung mit dem Hornhaspel, von Buff. — Neueste Verbesserung der Setzarbeit am Harz, von Hausmann. — Die Maschinenbauwerkstätte des Ingenieurs und Mechanikers Mariotte zu Paris. — Zeichnentinte. — Schwarze Tinte nach Geiseler. — Rothe Tinte nach Geiseler. — J. Weisbach, Versuche über den Ausfluss des Wassers durch Schieber, Hähne, Klappen und Ventile. — E. Dollfuss, über einen Apparat zum Beledern der Druckcylinder an Baumwollspinnmaschinen und über diese Druckcylinder insbesondere. — Westendarp's Mittel gegen den Mottenfrass. — Römbach's Anstrichfarbe. — Carminverfälschung. — Verfälschung der Cochenille. — Darstellung des Bleichverfahrens auf der königlichen hannöverschen Musterbleiche zu Sohlingen bei Uslar, vom Amtsassessor Flügge zu Uslar. — Ueber Liepmann's Oelgemäldedruck, von Fabri. — C. Vischer's Schwefelsäurefabrik in München. — Ueber das von Rüdin in Schweden erfundene Giessen der Häuser aus Kalkmörtel. — von Kobell über seine Methode der Galvanographie. — Ueber eine Cubicirvorrichtung für Dampfmaschinenkessel. — Vergleichende Uebersicht der Producte des Berg- und Hüttenbetriebes in Preussen, in den Jahren 1839 und 1840. — Englische Eisenproduction 1839 und 1842. — Chevallier's tragbarer Stubenofen. — Gillet's Reflectorlampe für Hausfluren. — Neuer Beschlag zum Oeffnen gebrochener Persiennes von Innen, von Migeot. — Beschreibung einer grossen Drehscheibe. — Mason's patentirte Büchse für Wagenachsen. — Chlorkalkprobe mittels Eisenvitriol, von J. F. Otto. — Häule's verbesserte Lichtscheere. — Wilson's Alaunwerke bei Glasgow. — Ueber das Waschen und Reinigen der Kartoffeln. —

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. November 1842.

Leopold Voss.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hell und Dunkel.

Erzählungen

von

C. Spindler.

2 Bde. 8. br. 3 Thlr. 7½ Ngr. (6 gGr.) od. 5 fl. 24 kr.

Inhalt des ersten Bandes: Der alte Orbelasse und sein tapferes Weib. — Steckelburgers Reise nach London. — Ein Saltner-Mährchen. — Sphinx, der Räthselvolle.

Inhalt des zweiten Bandes: Der Ueberall. — Acht Tage auf Ehrenwort.

Stuttgart. Hallberger'sche Verlagshdl.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liederbuch

des

deutschen Volkes.

Preis 17 Neugroschen — 1 Fl. Rh.

Einige Freunde und gründliche Kenner des deutschen Gesanges haben diese Sammlung von 1116 alten und neuen Liedern, die in deutschen Landen wirklich gesungen worden sind und gesungen werden, ausgewählt und festgestellt, damit für einen Preis, wie er nur durch eine der größten Auflagen möglich geworden ist, dieser Liederschatz als ein weltliches Gesangbuch des ganzen deutschen Volkes in viele tausend Hände gelange. Den Reichthum des Inhalts wird schon die Anführung der Abschnitte andeuten, unter welche die Sammlung geordnet ist: 1) Kinderlieder, 2) Turn- und Wanderlieder, 3) Studentenlieder, 4) Lieder eines besondern Berufs, 5) Gesellschafts- insbesondere Trinklieder, 6) Zeit- Natur- und Stimmungslieder, 7) Liebeslieder, 8) Balladen und Romanzen, 9) Vaterlands- und Kriegslieder, 10) Gedächtniß- Helden- und Ehrenlieder, 11) Scherz- und Schelmlieder, 12) Geistliche Lieder.

Leipzig, im November 1842.

Breitkopf & Härtel.

*** Interessante Neuigkeit. ***

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig erschien so eben:

Herr Buffey

in der

Zaruck-Gesellschaft.

Von

Ad. Brennglas.

Auch unter dem Titel:

Berlin wie es ist und — trinkt.

XVI. Heft.

Mit einem color. Titelkupfer.

8. geh. im Umschlag. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Stimmen aus Jenseits

oder das Todtengericht im Grabe.

Den mündlichen Mittheilungen eines wiedererwachten Scheintodten getreu nacherzählt von F. Nork. 8. ¾ Thlr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Diese Bekenntnisse eines durch die Schrecken des Scheintodes zum mönchischen Büßer umgewandelten genußsüchtigen Lebemannes dürften manche von schnöder Weltlust umnachtete Seele aus dem Sündenschlafe wecken: denn nicht einem Jeden möchte, wie dem Helden dieser Geschichte, das Glück zu Theil werden, die Grabesdecke wieder über sich öffnen zu sehen und von den, in das geheimnißvollste Geisterreich ihm vergönnten Blicken noch im irdischen Leben einen nützlichen Gebrauch zu machen.

Druck von Hirschfeld.

Neue werthvolle Musikalien,

welche seit Ostern 1841 im Verlage der

Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung zu **Berlin, 34 Linden,**

erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu beziehen sind.

Liebhabern und Sammlern erleichtern wir gern durch **sehr** günstige Bedingungen die Anschaffung bei direkter Bestellung.

Partituren und Orchestre-Musik.

Beethoven, L. van. Marche funèbre. 1⅓ thlr.
Berlioz, H. Aufforderung zum Tanz — Invitation à la Valse de *C. M. v. Weber*, instr. à gr. Orchestre. 3⅓ thlr.
* **Donizetti.** Die Favoritin — La Favorite. Oper in 5 Akten. Franz. Text v. Scribe und untergelegt. deutsch. Text. Partitur u. Orchesterstimmen à 300 fr. net. 60 thlr.
— Ouverture de la Favorite p. l'Orchestre. 2⅓ thlr.
Friedrich Wilhelm III. (König v. Preussen). Preuss. Armee-Marsch. — Marche de l'armée prussienne. 1 thlr.
* **Halevy.** Le Guitarrero — Der Guitarrenspieler. Opéra en 3 actes. Partitur und Orchesterstimmen à 30 thlr.
— Ouverture du Guitarrero — Der Guitarrenspieler. 2⅓ thlr.
* — La Reine de Chypre — Die Königin von Cypern. Opéra en 5 actes. Deutsch v. Grünbaum. Partitur u. Orchesterstimmen à 300 fr. net. 60 thlr.
— Ouvert. d. l. Reine d. Chypre — Die Königin v. 2⅓ thlr.
Haydn, I. Sinfonie burlesque. — Kinder-Sinfonie p. 2 Violons, Violoncelle et 8 instruments d'enfant. 15 sgr.
Kücken. Gr. Polonaise. (Av. chant ad. lib.) Op. 38. 1 thlr.
Lindpaintner. Kriegerische Jubel-Ouverture. Partitur 4 thlr., f. Orchester 5 thlr.
Mozart. 7 Ouvertures. Partitur. Subscr.-Pr. 3½ thlr.
Idomeneo. Belmonte et Constance. Figaro. Don Juan. Cosi fan tutte. Zauberflöte. Titus. à 1 thlr.
Stern. Geistliche (Preis-) Ouvertore. 1⅓ thlr.
Weber, C. M. Jubel-Ouverture. Partitur. 1⅓ thlr.

Militair- und Harmonie-Musik. Partitur.

***Albrecht,** Prinzessin v. Preussen. Parademarsch. 1¼ thlr.
* **Friedrich Wilhelm III.** (König v. Preuss.). Preuss. Marsch f. Infanteriemus., dito f. Cavalleriemus. à 20 sgr.
* **Paccini.** 2 Marches de l'Opéra: *Saffo.* (No. 121 u. 122 des Marches de l'armée prussienne.) à 3 thlr.
* **Sammlung v. Militair-Märschen,** auf Allerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Königs zum bestimmten Gebrauch der K. Preuss. Infanterie.
No. 119. Geschwindmarsch über Nationalmelodien v. Golde. 1¼ thlr.
— 120. Ungarischer Marsch v. Radowsky. 1 thlr.

Für Piano mit Begleitung.

Donizetti. La Favorite. Mosaïque p. Piano et Violon concertants p. Panofka. 2 Livr. à 1¼ thlr.
Friedrich Wilhelm III. (König v. Preussen). Marche arr. p. Piano et Violon ou Flûte. 5 sgr.
Haydn. Sinfonie burlesque (Kinder-Sinfonie) p. Piano, 2 Violons, Violoncelle et 8 instruments d'enfant. 22½ sgr.
— dito p. Piano et 8 instruments d'enfant. 15 sgr.
Reissiger, C. G. Premier Trio facile et brillant pour Piano, Violon et Violoncelle. Op. 164. 2 thlr.

Für Pianoforte zu 4 Händen.

***Bertini.** 24 Etudes musicales. Op. 97. 2 Livr. à 12½ sgr.
Donizetti. La Favorite — Die Favoritin, Oper. 5 thlr.
— Ouverture, Danses et ballet etc. 12 No. à ¼—½ thlr.
Georg, Kronprinz v. Hannov. Genesungs-Walzer. 15 sgr.
Halevy. Le Guitarrero. — Der Guitarrenspieler, Opéra.
— Ouverture du Guitarrero. ¾ thlr.
— D. Königin v. Cypern — La Reine de Chypre. Oper.
— Ouverture der Königin von Cypern. ¾ thlr.
Henselt, A. La Gondola. Air russe. Etudes. Op. 13. 15 sgr.
Kullak. 5 Compositions de Meyerbeer, Weber, Donizetti, transcrites pour Piano, arrang. à 4 mains p. Wagner:
1. Cavatine de Robert le diable „Grâce, grâce — Gnade. 15 sgr.
2. Air du Freischutz de C. M. de Weber. 20 sgr.
3. Air d'Oberon de C. M. de Weber. 15 sgr.
4. La Melancolie de Prume. 25 sgr.
5. Air de la Favorite de Donizetti.
Hünten, Fr. 4 Rondos de la Favorite arr. Op. 120. à ⅓ thlr.
Kücken. Polonaise. Op. 38. 10 sgr.
Liszt, F. Valse di bravura. 22½ sgr.
— Morceau de salon. Etude arr. p. Mockwitz. 15 sgr.
— Fantaisie s. Robert le diable — Höllenwalzer.
Lindpaintner. Kriegerische Jubel-Ouverture. 1 thlr.
Mozart. Fugue servant d'Ouverture au Faust du Prince Radziwill, arr. p. C. Klage. 12½ sgr.
Prume. La Mélancolie transcrite par Kollak. 25 sgr.
Rosenhayn. Fantaisie dramat. s. la Reine de Chypre. 1 thlr.
Schunke, Ch. Neueste Bibliothek für junge Clavierspieler in einer Auswahl der beliebtesten Stücke aus den neuesten Opern, leicht und in fortschreitender Folge arr. mit Fingersatz. Bibliothèque du jeune Pianiste. Op. 44. 7 Livr. à 7½—10 sgr.
Stern. Geistliche (Preis-) Ouverture. Op. 9. 20 sgr.
Thalberg, S. La Romanesca. Op. 36. No. 4. ½ thlr.
Weber, C. M. v. Ouverture d'Oberon arr. p. 2 Pianos à 8 mains, arr. p. Schmidt. 1⅓ thlr.

Schulen, Ouverturen, Sonaten, Variationen, Rondos, Fantasien, Potpourris, und Opern mit Hinweglassung der Worte.

Bach, J. Seb. 3 Préludes et Fugues, doigtées, exécutées aux Concerts par F. Liszt. à 7½ sgr.
— Fantaisie chromatique. Avec le doigter de Liszt. 15 sgr.
Beethoven. Pensée et dernière pensée. 5 sgr.
Bellini. Une pensée et dernière pensée musicale. 5 sgr.
— Potpourri a. d. Nachtwandlerin — Sonnambula. 15 sgr.
* **Bertini.** Le Répos et Etudes mélodiques. 34 petites mélodies instructives, faciles et agréables. Op. 101 et 86. 3. Livr. (ord. à ½ thlr.) à 12½ sgr.
Cramer. Pensée funèbre et élégiaque. Op. 98. ¼ thlr.
Donizetti. 4 airs favorits de l'Opéra: l'Elisire d'amore — Der Liebestrank en Rondos par Salleneuve. 12½ sgr.
— La Favorite — Die Favoritin. Opéra en 4 actes, arr. p. Piano seul. Clavierauszug ohne Text. 4 thlr.
— La Favorite — Die Favoritin, Mosaïque d'airs favorits par Peter Schubert. 4 Livr. a 17½ sgr. cpl. 2½ thlr.
— Lieblingsmusik u. Ballet aus der Favoritin — Pièces fav. de la Favorite. 12 No. à ¼—½ thlr.
Ernst. Elégie. Op. 10, transcrite p. Kullak. ¼ thlr.
Halevy. Le Guitarrero — Der Guitarrenspieler. Opéra en 3 actes, arr. p. Piano seul. (Ohne Worte.) 3⅓ thlr.
— Ouverture und Lieblingsmusik aus dem Guitarrenspieler — Pièces favor. du Guitarrero. 10 No. à ¼—⅓ thlr.
— La Reine de Chypre — Die Königin von Cypern. Opéra pour Piano. (Clavierauszug ohne Worte.)
— Ouverture und Lieblingsmusik aus der Königin von Cypern. 15 No. à ¼—⅓ thlr.
Haydn. Kinder-Sinfonie. — Sinfonie burlesque. 7½ sgr.
Händel. Prélude et Fugue (E-moll), doigtée, exécutée aux Concerts p. Liszt. 7½ sgr.
Henselt, Ad. Air Russe, La Gondola. Op. 13. à 15—20 sgr.
Heller, Steph. La chasse — Die Jagd. Op. 19. 17½ sgr.
— Etudes de salon ou 18 Pièces fugit. Op. 16. à 22½ sgr.
— 8 Rondos brillants du Guitarrero et de la Favorite. Op. 22. 23. 4. Livr. à ⅓ thlr.
Herz, Jacq. Rondo brillant sur la Valse fav. de Burgmüller intercallé dans Giselle. Op. 34. 22½ sgr.
— Rondo élégant sur un motif de Burgmüller exécuté dans Giselle. Op. 33. 22½ sgr.
— Gr. Valse de la Reine de Chypre. Op. 34. 17½ sgr.

Herz, H. 1er Divertissement. Op. 15. Nouv. édit. 15 sgr.
— Compositions fav. Op. 13. 14. 20. 22. 23. 32. 36.
Hünten, Franç. Quatre airs de ballet, en Rondos de „La Favorite" de Donizetti. Op. 120. 4 Livr. à 17½ sgr.
No. 1. Choeur dansé. | No. 3. Pas de six.
No. 2. Pas de trois. | No. 4. L'Espagnole.
— Mosaïque de la Reine de Chypre — Königin von Cypern.
— Potpourri du Guitarrero — Guitarrensp. Op. 33. 12½ sgr.
Kalkbrenner. Rondoletto brillant sur des airs fav. de l'Opéra: La Favorite de Donizetti. Op. 150. 22½ sgr.
— Introduction, Scène et Variations sur un motif favor. de l'Opéra: Le Guitarrero de Halevy. Op. 151. 25 sgr.
— Fantaisie brillante sur l'Opéra de Halevy: La Reine de Chypre — Die Königin v. Cypern. Op. 157. 25 sgr.
— Ajax. Etude (héroïque) nouvelle. Op. 157. No. 2. 10 sgr.
Kittl. Trois Impromptus. Op. 37. 20 sgr.
Kullak. 2 Etudes de Conc. Op. 2. ¾ thlr. Le rêve. Op. 4. 10 sgr.
— Elfenreigen. La danse des Sylphides. Op. 5. 20 sgr.
— Douze Transcriptions. Op. 6. (dans le genre de Liszt.)
1. Cavatine de Robert le Diable: „Grâce, grâce" 15 sgr.
2 Air du Freischütz de C. M. de Weber. 15 sgr.
3. La Mélancolie de Prume. 22½ sgr.
4. Air d'Oberon, de C. M. de Weber. 15 sgr.
5. Air de la Favorite de Donizetti. 15 sgr.
6. Erlkönig de C. Löwe. 15 sgr.
10. Norma de Bellini. 15 sgr.
— Douze Transcript. Op. 6. arr. d'une *manière facile* p. Wagner. No. 1—4. à ⅓ thlr.
— Grande Sonate de Concert. Op. 7. 1½ thlr.
— Dix Transcriptions. Op. 9. (dans le genre de Liszt.)
1. Elégie, chant célèbre de Ernst. ⅓ thlr.
2. La Tristesse de Beriot. ⅓ thlr.
3. La Prière de Beriot. ⅓ thlr.
4. Lucrezia Borgia de Donizetti. ⅓ thlr.
5. Gemma di Vergy de Donizetti.
Liszt, F. Grande Valse di bravura. Op. 6. 15 sgr.
— Fantaisie sur les Hugenots de Meyerbeer. Op. 11. 1 thlr.
— Fantaisie sur la Juive de Halevy. Op. 9. 1 thlr.
— Fantaisie (Réminiscences) sur Robert le diable. 1½ thlr.
— Fantaisie sur la Niobe de Paccini. 20 sgr.
— Le Moine — Der Mönch de Meyerbeer. 1 thlr.
— Morceau de Salon. Etude de Perfectionnement. 15 sgr.
— Gr. Fantaisie sur Don Juan. thlr.
Lyser. Musikalisches A B C. Zum Lesenlernen der Noten, Vorzeichen und Schlüssel. Mit vielen Bildern. Colorirt 25 sgr., schwarz 15 sgr.
Mendelssohn-Bartholdy, F. Scherzo, tiré du 1er Album du Pianiste. 10 sgr.
— Une nouvelle Etude de la Méthode des Méthodes. 15 sgr.
Osborne, G. A. 3 Fantaisies brillantes et 3 Variations brillantes sur des thèmes favorits des Opéras:
No. 1. Le Guitarrero de Halevy. Op. 39. 17½ sgr.
— 2. La Favorite de Donizetti. Op. 40. 17½ sgr.
— 3. Le Sherif de Halevy. Op. 35. 17½ sgr.
— 4. L'Eclair — Der Blitz de Halevy. Op. 21. 20 sgr.
— 5. Air montagnard. Op. 18. 22½ sgr.
— 6. L'Eclair — Der Blitz, 3 Rondinos. Op. 25. 3 Livr. à 15 sgr.
— Notturno. Op. 46. No. 2. 10 sgr.
— Fantaisie et Variations sur le grand air de la Reine de Chypre — Königin v. Cyp. p. Piano. Op. 46. 17½ sgr.
Prume. La Mélancolie, transcrite p. Kullak. 22½ sgr.
Rosellen, H. Rondos brillants s. l. airs de ballet de la Reine de Chypre — Königin von Cypern. Op. 43.
1. Pas de trois. 2. Choeur danse. 3. La Cypriote. à 20 sgr.
— Le Bolero, La Cachucha, Zapateado, Pas de quatre. 4 airs de ballet (du Diable boiteux) arr. en Rondos. Op. 11. Livr. 1—3. à ⅓ thlr. No. 4. 12½ sgr.
— Fantasia alla Savoyarda sur la Romance: A la Grâce de Dieu de Loïsa Puget. Op. 12. 12½ sgr.
— Deux Divertissements sur le Chevalier de Canotte. Op. 13. 2 Livr. à sgr.
— Récréations et Pensées italiennes. 5 Cavatines variées. Op. 16 et 19. complet 2 thlr.
1. La Niobe de Paccini. 10 sgr.
2. Cavatine de Carafa. 7½ sgr.
3. La Norma de Bellini. 12½ sgr.
4. Anna Bolena de Donizetti. 15 sgr.
5. La Straniera — Die Unbekannte de Bellini. 15 sgr.
— Plaisirs de la Jeunesse, morceaux faciles et soigneusement doigtées — Leichte Handstückemit Fingersatz. 3 Livr. à 17½ sgr.
— Deux Fantaisies brillantes sur les Opéras.
1. Le Guitarrero de Halevy. Op. 35. 20 sgr.
2. La Favorite de Donizetti. Op. 36. 20 sgr.
Romanesca, la. Célèbre danse du 16e siècle, arr. d'une manière facile p. Farrenc. 5 sgr.

Scarlatti. Katzenfuge und Sonate. à 7½ sgr.
Schubert, F. Divertissement et Variations sur la Favorite de Donizetti. Op. 32. 20 sgr.
— Variat. non diffic. s. l. Reine de Chypre. Op. 35. ½ thlr.
— Divertissement s. l. Reine d. Chypre. Op. 36. 17½ sgr.
— Rondoletto brill. s. l. Reine de Chypre. Op. 37. 17½ sgr.
Schnuke, Ch. Erster Unterricht und Diorama der Jugend. Leichteste und leichte Stücke (mit genauer Bezeichnung des Fingersatzes) aus den neuesten Opern von Auber, Bellini, Donizetti, Halevy, Meyerbeer, Rossini, Spohr, Weber, für Piano. Op. 44. Neue Auflage Auch unter dem Titel: Bibliothèque du jeune Pianiste. Simples leçons et Diorama des enfans. Morceaux faciles et doigtés pour Piano. 9 Livr. à 10 sgr.
Taubert. Allegro serioso et Scherzo. Op. 49. No. 2. 17½ sgr.
— Andante tiré du 1er Concerto. Op. 18. 22½ sgr.
— Tour de Mazurka. Op. 52
Thalberg, Sig. La Romanesca. Op. 31. No. 4. 15 sgr.
Weber, C. M. v. Dernière pensée et une pensée. 5 sgr.
— Polonaise brillante. Op. 72. Nouv. édition. ⅓ thlr.
— La Tarentella, tiré de la 4e Sonate. ⅓ thlr.
— Allegro di bravura, tiré de l'Op. 49. 17½ sgr.
Wolff, Ed. Deux Nocturnes. Op. 27. 10 sgr.
— Scherzo. Op. 28. 15 sgr.
— 4 Rhapsodies. Op. 29. 2 Livr. à 15 sgr.

Tänze und Märsche für Pianoforte.

Beethoven u. Händel. 2 Trauermärsche. 5 sgr.
Georg, (Kronpr. v. Hannover). Genesungs-Walzer. 10 sgr.
Kücken, Fr. Polonaise (mit Gesang ad. lib.) Op. 38. 10 sgr.
Pariser Einzugsmarsch. 2½ sgr.
Rossini. Valse. (dito Fac-Simile der Handschrift.) 5 sgr.
Sammlung der beliebtesten Preuss. Armeemärsche.
Heft 1 A. Inhalt: Der Mollwitzer-Marsch v. Friedrich d. Grossen. 2. Preuss. Armeemarsch vom J. 1756. v. Friedrich d. Grossen 3. Armeemarsch v. Friedrich Wilhelm III. 4. Parademarsch v. Prinzessin Albrecht. 5. Der Rheinströmer. 6. Pariser-Einzugsmarsch. 15 sgr.
Heft 1 B. Inhalt: Marsch v. Friedrich d. Grossen. 2. Der Hohenfriedberger-Marsch v. Friedrich d. Grossen. 3. Dessauer-Marsch. 4. Die Nachtigal. 5 sgr.
Tolbecque. Contredanses de l'Opéra: La Favorite de Donizetti. (Mit Angabe der Tanzfiguren.) 10 sgr.
— dito avec Flûte ou Violon. 15 sgr.
— Contredanses de l'Opéra: La Reine de Chypre — Die Königin v. Cypern. (Mit Angabe d. Tanzfiguren.) 10 sgr.
— dito avec Violon ou Flûte. 15 sgr.
— 6 Contredanses sur des airs fav. du Guitarrero — Der Guitarrenspieler de Halevy. (Mit Tanzfiguren). 10 sgr.
— dito avec Acc. de Flûte ou Violon. 15 sgr.

Concertos, Quatuors, Duos et Solos pour le Violon.

Beriot. Op. 17. p. Violon avec Acc. de Piano. No. 1—6.
1. La Sylphide. 15 sgr. | 4. La Tristesse (Elégie). 20 sgr.
2. La dramatique. 15 sgr. | 5. La Prière (Gebet). 20 sgr.
3. Le Torrent. 20 sgr. | 6. La Basque. 20 sgr.
Donizetti. La Favorite. Pour Violon seul p. Panofka. ⅓ thlr.
— dito arr. en Quatuor.
Ernst, H. W. Elégie, Chant pour Violon avec Piano. Nouv. édition revue p. l'auteur. Op. 10. 12½ sgr.
— Andante spianato. Introduction au Carnaval de Venise, p. Violon avec Piano. 7½ sgr.
— Andante cantabile. Notturno p. Violon avec Acc. de l'Orchestre ⅔ thlr., de Quatuor ⅓ thlr, de Piano 12½ sgr.
— Feuillet d'Album p. le Violon avec Piano. 17½ sgr.
— **Romanesca** pour Violon avec Acc. de 2 Violons, Alto, Basso et Guitarre ad lib. exécutée aux Concerts par Ernst. 12½ sgr., dito p. Violon avec Piano. 7½ sgr.
Halevy. Le Guitarrero — Der Guitarrenspieler, Opéra. Mosaïque pour Violon et Piano concertants p. Panofka. Livr. 1. Ouverture. ⅔ thlr. Livr. 2 et 3. à 1 thlr.
— dito p. 2 Violons, Alto et Violoncelle arr. p. Wagner. Ouverture. Livr. I. ½ thlr. Livr. II. et III. à 1½ thlr.
— dito p. Violon seul p. Panofka. ¾ thlr.
— La Reine de Chypre — Die Königin von Cypern, Opéra en 5 actes. Ouverture etc.
Louis, N. *Soirées élégantes.* 8 morceaux de Salon p Violon et Piano concertants. 5 Livr.:

1. Fantaisie brillante s. l. Favorite de Donizetti. Op. 103. 25 sgr.
2. Grand Duo brillant s. l. Guitarrero de Halevy. Op. 104. 20 sgr.
3—6. Les Plaisirs de la Valse. 3 Fantaisies concert. et progressives sur les Valses de Strauss. Op. 55. 3 Livr. à 20 sgr.

Lvoff, Alexis. *Le Duel.* Divertimento p. Violon et Violoncelle avec Acc. de l'Orchestre. Op. 8. 3 thlr.
— dito avec Quatuor. 1½ thlr. avec Piano. 1¼ thlr.

Lvoff et Taubert. Divertimento p. Violon, Violoncelle et Piano. Op. 4. 25 sgr.

Panofka, Gard et Ressel. Les délassements de l'Étude. Morceaux fav. pour 2 Violons. Cah. 5 et 6. à 20 sgr.
— dito (Erheiterungen) für eine Violine. Heft III. 20 sgr.

Prume. Le petit Savoyard. Morceau de salon. Op. 2. p. Violon avec Acc. de Piano. 20 sgr.

Für Violoncelle.

Ganz, M. La Romanesca, arr. pour le Violoncelle avec Acc. de 2 Violons, Alto, Violoncelle, et Guitarre (ad. lib.) 12½ sgr, dito avec Piano. 7½ sgr.
— Le petit Savoyard de Prume arr. pour le Violoncelle avec Piano. 17½ sgr.

Ganz, M. La Mélancolie de Prume arr. p. le Violoncelle avec Quintuor ou Piano. à 15 sgr.
— Elégie de Ernst arr. p. le Violoncelle avec Piano. ½ thlr.

Für Flöte. (Pour la Flûte.)

Donizetti. La Favorite en Quatuor. 3 Livr.

Fürstenau. Les Délices de l'Opéra: Rondinos et Mosaïque sur des thèmes favor. des Opéras avec Piano. 4 Livr. Op 136. (No. 16. 17. 26. 32.):
16. *Donizetti.* La Favorite. (Mosaïque.) 1 thlr.
17. — Lucrezia Borgia et Lucia 1 thlr.
26. *Halevy.* Guitarrero — Der Guitarrenspieler 22½ sgr.
32. *Lortzing.* Czaar und Zimmermann. (Rondinos.) 1 thlr.
— dito pour Flûte seule. (f. Flöte allein.) 4 Livr. à 10 sgr.

Halevy. Le Guitarrero — Der Guitarrenspieler. Opéra en 3 actes arr. p. Flûte, Violon, Alto et Basse. 3 Livr. Livr. I. (Ouverture.) 25 sgr.
Livr. II. et III. (compl. 3 Livr. 3⅔ thlr.) à 1¼ thlr.

Weber, C. M. v. Trio p. Flûte, Piano et Vclle. Op. 63. Nouv. édition. 1½ thlr.

Gesang-Musik — Musique vocale.

Panseron. Musikalisches A B C, den Familienmüttern zum Unterricht der Kinder gewidmet, und Gesangübungen mit Begl. des Pianoforte, eigends für seine kleine Tochter componirt, nebst ein und zweistimmigen Kindergesängen von Fr. Kücken, Reissiger etc. (6 Lief.) (Subsc.-Pr. à 20 sgr.) à 1 thlr.
— *Leichte und fortschreitende Solfeggien* mit Begl. des Piano, oder Folge des musikalischen A B C. Vorschule zu den Singübungen von Banderali, Cherubini, Crescentini, Danzi u. Panseron. Auch unter dem Titel: *Suite de l'A B C musical,* Solfège comp. exprès pour ses enfants. 5 Livr. (Subs.-Pr. à ⅔ thlr. compl. 3⅓ thlr.) Ladenpr. à 1 thlr.
— 50 Solfeggien für 2 Sopranstimmen, (auch für 2 Männer- oder Frauenstimmen) mit Begl. des Piano. Auch unter dem Titel: Solfèges à 2 voix avec Piano. 4 Livr. à 1½ thlr. compl. 5¼ thlr.
Diese 3 Werke des Prof. Panseron sind im Pariser Conservatorium und in allen Königl. Normalschulen Frankreich's eingeführt.

Quattrini. 12 Vocalizzi di perfezionamento nel bel canto per Soprano — 12 Singübungen für Sopranstimmen höherer Ausbildung mit Begl. d. Piano. Livr. I. 1 thlr.

Oratorien, Messen, Cantaten im Clavier-Auszuge.

Meyerbeer. Sieben geistliche Gesänge von Klopstock für Sopran, Alt, Tenor, Bass. (Soli.) Partitur mit Piano ad. lib. 7 Cantiques de Klopstock. Texte français et allemand. 3 thlr.
dito in Stimmen. Heft I. 1½ thlr. Heft II. ⅔ thlr.

Mozart. Requiem. Vollständ. Clavierausz. mit latein. und deutsch. Text. Neues Arrang. von C. Klage. (Laden-Pr. 2 thlr.) Subscrip.-Pr. 1 thlr.

Sion. *Sammlung classischer geistlicher Gesänge für die Altstimme.* (Chants classiques p. l'Alto av. Piano.) Inhalt:

No.		sgr.
1.	*Händel.* Messias. Er war verschmäht — He was despised.	7½
2.	— — O du die Wonne verkündet — O tu qui — O thou that	10
3.	— Samson. O hör' mein Flehen — Return o God	5
4.	— Josua. Doch wer ist dies — But who is	5
5.	— — Nun gieb dem Herrn — Now give	7½
6.	— — O welch ein Preis — Glorious reward	5
7.	— Salomon. Aria. Preis sei dem Herrn — Blest be the Lord	5
8.	— — Preis sei — Praised be the Lord	7½
9.	*Pergolese.* Stabat mater. Quae moerebat et doleb. — Wie die	5
10.	— — Fac ut portem — Auch ich will	5
11.	— Salve Regina. Salve — Heil dir Königin	10
12.	— — Eja ergo advocata — Voll Erbarmen	10
13.	*Hasse.* Requiem. Inter oves locum — Zähle mich zu	10
14.	— — Recordare Jesu pie — Liebevoll warst	5
15.	— — Exaudi orationem — Erhör' die Stimme.	5
16.	— Te deum. Dignare Domine — Lass' uns Allmächtiger	7½
17.	*Lotti.* Miserere. Averte faciem tuam — O wende ab dein	5
18.	*Martini.* Aus dem 68. Psalm. Misere	5
19.	*Durante.* Lamentationes Jeremiae. Pellis nostra — Uns.	7½
20.	*Marcello.* 1. Psalm. Egli sarà qual — Denn er wird sein	7½
21.	*Bach, I. Seb.* H-moll Messe. Qui sedes ad — Du der sitzt	7½
22.	— — Agnus Dei — O Lamm Gottes.	7½
23.	*Bach, I. Seb* Passionsmusik nach Evang. Matthaei. Du lieber Heiland. Buss u. Reu (9.)	5
24.	— — Erbarme dich mein Gott um meiner (48.)	7½
25.	— — Gebt mir meinen Jesum wieder. (51.)	5
26.	— — Erbarm es Gott. Können Thränen. (61.)	10
29.	*Leonardo Leo.* CX. Psalm. Fac princip. — Ruhmvoll	7½
30.	— Missa. Gratias agimus — Herr Gott	
31.	*Jomelli.* La Passione. Ritornera fra voi — Schon wird mit	7½
32.	*Sarti.* Miserere. Cor mundum — Schaff Gott	5
33.	*Bertoni.* Miserere. Sacrificium Deo — Opfer die Gott	7½
34.	*Hasse.* Litania. Speculum justitiae —	5
35.	*Pergolese.* Miserere. Averte faciem — Verbirg dein	5
36.	*Haydn.* Stabat mater. Fac ma vere — Lass mich	5
37	*Righini.* Te deum. Te ergo quaesumus — Herr	5
38.	*Hasse.* I pellegrini. In accostarmi — Hier an der	10
39	— Grazie a quel Dio — Dank jenem Gott	10
40.	*Galuppi.* Jahel. Tortis virtutum Deus — Mächtiger	10

Opern im Clavierauszuge mit Text.

Donizetti. Die Favoritin — La Favorite. Oper in 4 Akten mit franz. Text von Scribe und deutsch. Text. Vollst. Clavierauszug. Subscr.-Pr. 8⅔ thlr.
— dito ohne Finale (sans Finales.) 6⅔ thlr.
Alle Gesangsnummern einzeln à ¼—¾ thlr.
— *Belisario.* Aria: „Sin la tomba — Selbst sein Grab ⅓ thlr.
— — Aria: „Da quel di che l'innocente — Seit dem unheilvollen (dito trasp. f. Alto) ⅓ thlr.

Halevy. Die Königin von Cypern — La Reine de Chypre. Oper in 5 Akten. Franz. Text von St. Georges, deutsch von Grünbaum. Vollständ. Clavierauszug.
— dito ohne Finale, doch mit Chören. 7½ thlr.
Alle Gesangsnummern einzeln à ¼—¾ thlr.
— Der Guitarrenspieler — Le Guitarrero. Oper in 3 Akten. Franz. Text von Scribe, deutsch von Grünbaum. Vollst. Clavierauszug mit deutsch. u. franz. Text. 8⅔ thlr.
— dito ohne Finale. 6⅔ thlr.
Alle Gesangsnummern einzeln à ¼—1 thlr.
* — Die Textbücher: Der Guitarrenspieler. Die Königin von Cypern. Uebersetzt von Grünbaum.

Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Piano.

Auswahl. No. 10. Schottisches Nationallied „The blue bells of Scottland — Die blauen Glöckchen" 5 sgr.
(Von S. M. d. König Friedr. Wilhelm III. aus England mitgebracht.)

Choix de Romances franç. et ital.
(Auswahl franz. Romanzen mit deutsch. Text.)

No.		Sgr.
261.	Panseron. Vous demandez pourquoi je pleure — Warum	5
262.	— Songe de Tartini — Tartini's Traum.	
263.	Burghersh. Romanza: Pietoso al mio martir — D. Holden	7½
264.	Berat. Les souvenirs d'enfance — Jugenderinnerung	5
265.	a. b. Puget. Angélus. Fleur des montagnes — Die Blume	5
266.	— La Narbonaise — D. Narbonneserin „Je suis fou d'une	5

No. Sgr.
267. Puget. Le Forgeron — D. Schmied „Enclume chérie (Bariton) 5
268. — Les amours de Bretagne — D. Verliebten „Je n'irai 5
269. — Le rêve de Marie — Marien's Traum „Tu veux 5
270. — Le garde-moulin — Der Müllerbursche „Je vais 5
271. — Prends garde au loup — Sei auf der Hut. 5
272. — La poste de village — D. Dorfpost „Quand je quittai 5
273. — Cinq sous, cinq sous (la dot d'Auvergne) — Fünf 5
274. Masini. Prière-Gebet. Bonne vierge, sainte mère — Heil'ge 5
275. Bordogni. Le présage du retour — 5
276. Panseron. L'Ermite de Selmours „En marchant — Einst empfing 5
277. Labarre. Alice „Bien loin de la ville — Fern von Stadt 5
278. Niedermeyer. Ce n'est pas toi „Je pense — Ich denke dein 5
279. Dessauer. Asile „Sur l'aile du chant 5

Curschmann und Eckert. Die Perle auf Lindahaide. 7 Romanzen mit Piano. Op. 28 u. 16. 1¾ thlr.
— dito Prachtausg. mit 7 Zeichnungen v. Stürmer. 5 thlr.
1. Des Königs Traum (Tenor) „Wer zieht dort" v. Eckert. 7½
2. Der König und seine Ritter (Bass) „Auf goldenem Thron" von Curschmann. 7½
3. Huldhilda: „Es blüht auf Lindahaide" (Tenor oder Sopran) von Curschmann. 15
4. Die Eberjagd: „Wie liegen" (Bass) v. Eckert 10
5. Der Ritterdank: „Der König von L." (Sopran) von Curschmann. 10
6. O sanctissima: „Es sprang der tapfere Sigurd" (Sopran) 12½
7. Die Erfüllung: „Wer reitet dort" (Tenor) v. Eckert. 10

Huth. 8 heitere u. ernste Lieder f. Sopran oder Tenor. Op. 26. 2 Hefte à 15 sgr.

Komus. Sammlung launiger und komischer Gesänge.
1. Schäffer. Schinkenlied 7½ sgr.
2. Reissiger. Die Perlen im Champagner. Aus Op. 157. 7½ sgr.

Krebs, C. Dichtergruss: „O Land am Rhein so wonniglich" (von Zedlitz) f. Tenor (auch f. 1 od. 2 Singstimmen mit Chor ad. lib.) 10 sgr.
— dito f. Bariton. (auch f. 1 od. 2 Stimmen etc.) 10 sgr.

Kücken. 2 Lieder. Mit Piano und Horn oder Violoncelle. Op. 28. No. 1. Frühlingswanderschaft. 1 thlr.
— dito mit Begl. des Piano allein. 15 sgr.
Op. 28. No. 2. „Vöglein mein Bote" mit Horn oder Violoncelle. 15 sgr.
— dito mit Begl. des Piano allein. 10 sgr.
— „Held Friedrich zog mit seinem Heer." Patriotisches Lied von Firmenich. Op. 32. 10 sgr.
— 7 leichte Lieder. Op. 35. 25 sgr.
Inhalt: 1. Das Steckenpferd: „Hopp, hopp." 2. Abendlied: Goldne Abendsonne. (1 oder 2stimmig.) 3. Spinnlied: „Schnurre Rädchen." 4. Frühling nun gekommen. (1 oder 2stimmig.) 5. „Schlummere sanft." 6. Die Fischer: „Wer gleichet uns freudigen Fischern" (1 oder 2stimmig.) 7. Wiegenlied v. Dilia Helena: „Schlaf' mein Herzenskindchen."
— Gesang der Brautjungfern (Chor ad. lib.) Op. 37. 10 sgr.
— Polonaise mit Gesang. Op. 38. „An deiner Hand" 10 sgr.
— Allemannisches Volkslied: „Mei Dirndel is 5 sgr.
— Zwei Gesänge f. eine tiefe Stimme. Op. 39. 20 sgr.
Inhalt: 1. Der Wunsch: „Abend schlummert." 2. So willst Du von mir gehen.

Löwe, C. Mahomed's Gesang. Für Tenor. Op. 85. ⅓ thlr.
— Mein Herz, ich will dich fragen. Lied aus Halm's Sohn der Wildniss. 10 sgr.
No. 9. Hebräische Ballade: Herodes Klage. Aus Op. 4. 15 sgr.
— 10. Der Abschied. Aus Op. 3. 10 sgr.

Meyerbeer. *Mélodies.* 24 Romances. Paroles allemandes et françaises ou italiennes — Mit deutschem und französ. oder ital. Text:

No. Sgr.
1. Rachel à Nephtali — Biblische Romanze „Quoi Nephtali 5
2. Nella. „Quelle chante — Mag ihr Lied 5
3. Le Ranz de vaches d'Appenzell — Appenzeller Kuhreigen 5
4. Fantaisie „Marguèrites de ma prairie — Blümlein 10
5. Guide au bord ta nacelle — Komm du schönes Fischermäd. 5
6. Suleika „Avec quelle nouveau délire — Wie mit innigem 5
7. De ma première amie — Hör ich das Liedchen klingen 5
8. Mère grand — Die Grossmutter (Soprano et contralto) 10
9. Le voeu pendant l'orage — Das Gelübde 10
10. Le ricordanze — Erinnerung (Mezzo-Sopran.) Son questi 10
11. A une jeune mère „Console toi — O tröste dich 5
12. Ballade de la Reine Margarète — Ballade a. d. J. 1540. 5
13. La barque légère „Lise sur le rivage — Der Abend war 10
14. Chant des moissonneurs vendéens — Gesang der Schnitter 5
15. Le jardin du coeur — Der Garten des Herzens „Dans mon 5
16. Scirocco „Pauvre enfant — Armes Kind, südlich weht der 5
17. Elle et moi — Sie und ich „Qu'une pure haleine — Dass 7½
22. Seul — Menschenfeindlich „Ah je hais tout — Gegen (Bass) 5
23. La chanson de maître Floh — Lied vom Meister Floh (Basso) 7½
24. Le moine — Der Mönch. Pieux symbole — Du frommes (Bass.) 20

National-Lieder aller Völker — Chants nationaux de tous les peuples. Avec text original et la traduction. Mit Original-Text und deutscher Uebersetzung und Piano oder Guitarre. No. 1—57. à 5 sgr.

Polskie spiewy ulubionich autorów z towarzyszeniem Fortepianu przez Nowakowskiego, Löwe etc.

Polnische Gesänge mit polnischem und deutschem Text.
1. Cicha Łza — Die stille Thräne v. Nowakowski. 7½ sgr.
2. Mazurek: Nie czuja — Die Kluge 5 sgr.
3. Piosnka z Gondoli — Gondellied. 5 sgr.
4. Wilia i Dziewica — Wilia u. d. Mädchen v. Löwe Op. 50. 10 sgr.
5. Paniez i Dziewica — Der junge Herr Op. 50. 10 sgr.
6. Czaty — Die Lauer Op. 49. 15 sgr.
7. Pierwiosnek — Die Schlüsselblume Op. 49. 12½ sgr.
8. Trzech Budrysów — Die drei Budrisse Op. 49. 20 sgr.

Reissiger, C. G. Ein- und zweistimmige Kinderlieder. Op. 160. 17½ sgr.

Reissiger, F. A. Drei launige Lieder. Op. 45. 15 sgr.
Inh.: Katzenassemblée, Abschied von Bückeburg, Katzenduett.

Stern. Mein Herz, ich will dich fragen. Lied aus Halm's Sohn d. Wildniss. Mit Piano od. Guitarre. Op. 6 A. 7½ sgr.
— „Du siehst mich an u. kennst mich nicht." Lied. 5 sgr.

Taubert, W. Der Knabe mit dem Wunderhorn. Mit Piano und Horn oder Violoncelle. Op. 53. No. 1. 22½ sgr.
— dito mit Piano allein 15 sgr.
— Die Entführung. Gedicht von Kauffmann, mit Piano und Horn oder Violoncelle. Op. 53. No. 2. 22½ sgr.

Truhn. Der Zigeunerknabe im Norden „Fern im Süd das schöne Spanien." Aus Op. 38. 10 sgr.
— Der Korb „Es freit ein alter Junggesell," komisches Lied aus Op. 35. (dito mit Orchesterbegl. ½ thlr.) 10 sgr.

Volkslieder mit Piano oder Guitarre arr. von Truhn, Kücken etc. à 5 sgr.
1. Potthoucken, wat deist in unsem Hof.
2. Der Tanzlustige „Als ich kam
3. Die Schlaue „Ihren Liebsten zu
4. Der Junker u. d. Mädchen „Es war
5. Der Förster. Komisches Lied.
6. Das treue Mädchen und der falsche Knabe.
7. Suse, lewe Suse, wat rast bell int
8. Mei Dirndel is bach auf mi
9. Dort loss' i mein Küchel Bairisch
10. Jetzt gang i an's Brunnele
11. Wenn du bei mein' Schatzchen
12. An Schlosser hot an G'sellen
13. Scheib i Schuhnagel
14. I hob halt an mei'm Büchsel a

Wieprecht. Husarenart „Es ist nichts Lust'gers" 10 sgr.

Mehrstimmige Gesänge mit und ohne Piano.

Cäcilia. Choix de Duettinos favorites (texte français, italien ou allemand) avec Piano. Neueste Sammlung auserlesener Duette mit deutschem, französischem oder italienischem Text:
No. 40. Masini. La Moisson — Die Erndte. Notturno. (2 Sopr.) 5 sgr.
41. Rossini. La Partenza — Le départ — Die Abreise. Notturno. (Soprano e Tenore.) 12½ sgr.

Elsner. Canticum Simeonis p. 5 voces. Op. 60 a. 22½ sgr.

Huth. Die beiden Angeführten. Komisches Terzett f. Sopran, Tenor und Bass mit Piano. Op. 27. 22½ sgr.

Krebs, C. Dichtergruss: „O Land am Rhein so wonniglich" f. 4 Männerstimmen. 10 sgr.

Loewe, C. Drei Gesänge für Sopran, Alt, Tenor u. Bass. Op. 80. 20 Sgr.
— Zwei Gesänge für drei Frauenstimmen. Op. 80. 15 Sgr.
— Gesang der Geister über den Wassern, Ode v. Göthe für 4 Solostimmen. Op. 85.

Panseron. 50 Solfèges à 2 voix — 50 Solfeggien f. 2 Stimmen (Frauen- oder Männerstimmen). 4 Livr. à 1½ thlr.

Reissiger, C. G. Das Blumenglöckchen und die Biene. Für 3 Sopranstimmen aus Op. 135. 10 sgr.
— Chorgesänge und Quartette für 4 Männerstimmen. Op. 157. Heft II. 1 thlr.
Inhalt: 1. So, so. 2. Glaube. 3. Unser Bruder Malchus. 4. Frühlingsnacht.
— dito Op. 157. Heft III. 25 sgr.
Inhalt: 1. Jägerlust. 2. Der trotzige Handwerksbursch. 3. Die Braut. 4. Pater Guardian.

Truhn. Komische Gesänge f. 4 Männerstimmen. Op. 36. Partit. u. Stimmen. 22½ sgr.
Heft I. 1. Prinz Eugen von Reutlingen. 2. Der Tambour.

Weber, C. M. v. Grabgesang f. 4 Männerstimmen. 10 sgr.

Opern-Arien und Lieder mit Guitarre.

Choix de 15 Romances p. *Panseron*, *Berat*, *Masini*, *Puget*, *Labarre* etc. à 5 sgr.

Halevy. Arien: Der Guitarrenspieler — Guitarrero.
— Arien aus der Oper: Die Königin v. Cypern — La Reine de Chypre.

Kücken, Fr. Lieder für eine Singstimme, ausgewählt aus Op. 20. 23. 24. 26. u. 28. (Arr. v. Salleneuve.)
III. Herein! Op. 23. Wenn der West Op. 28. 10 sgr.
VI. Frühlingswanderschaft. Vöglein mein Bote. Op. 28. 10 sgr.

National-Lieder aller Völker. Originaltext u. deutsch. 57 No. à 5 sgr.

2 Portraits v. Liszt, gez. v. Krüger u. v. Mittag, à ½–1½ Thlr.

